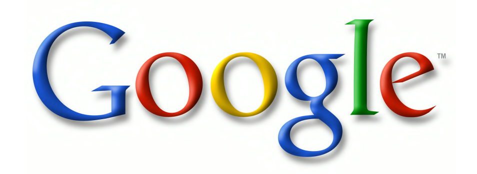



Die Volksſagen
ADOLF HOSSE



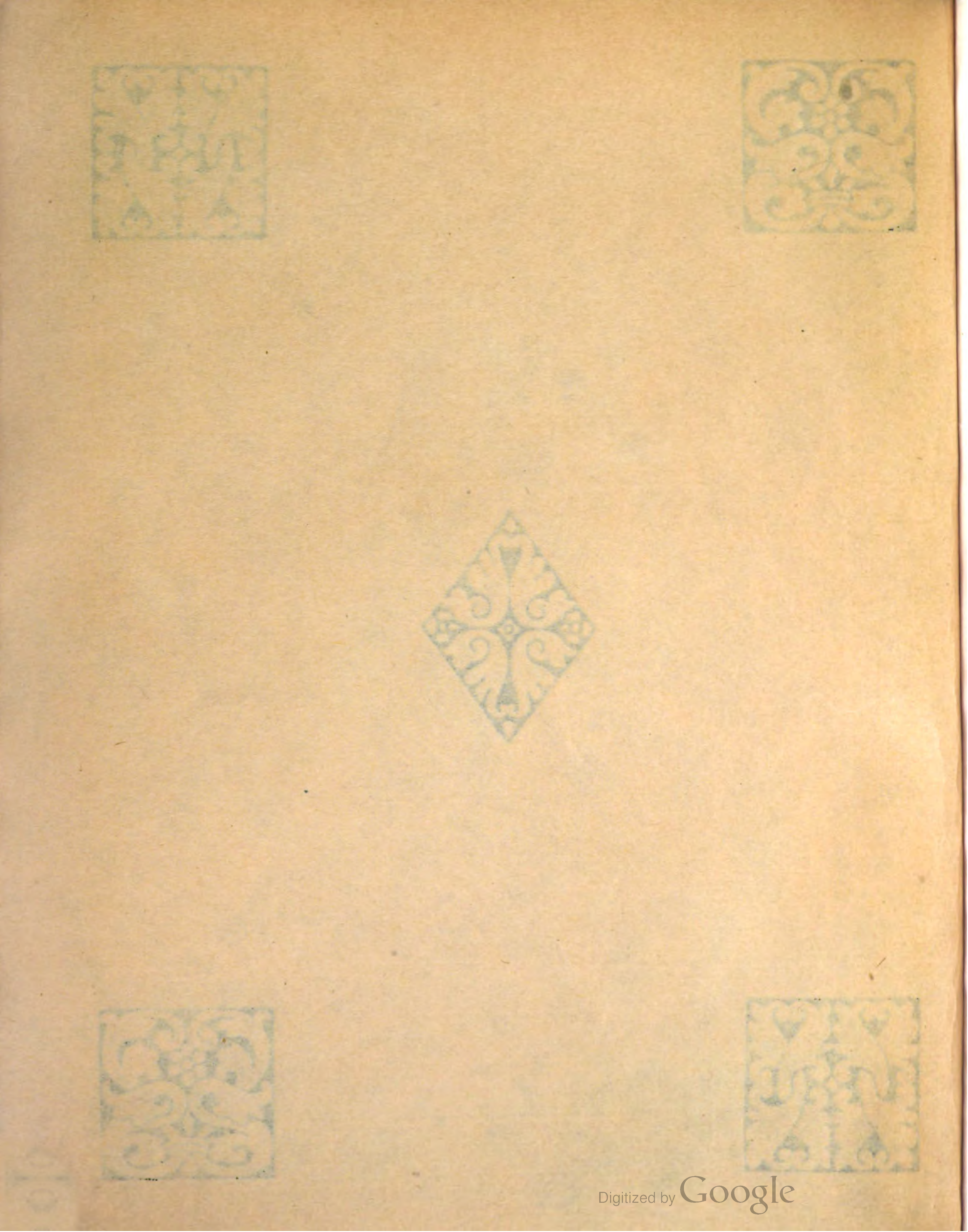








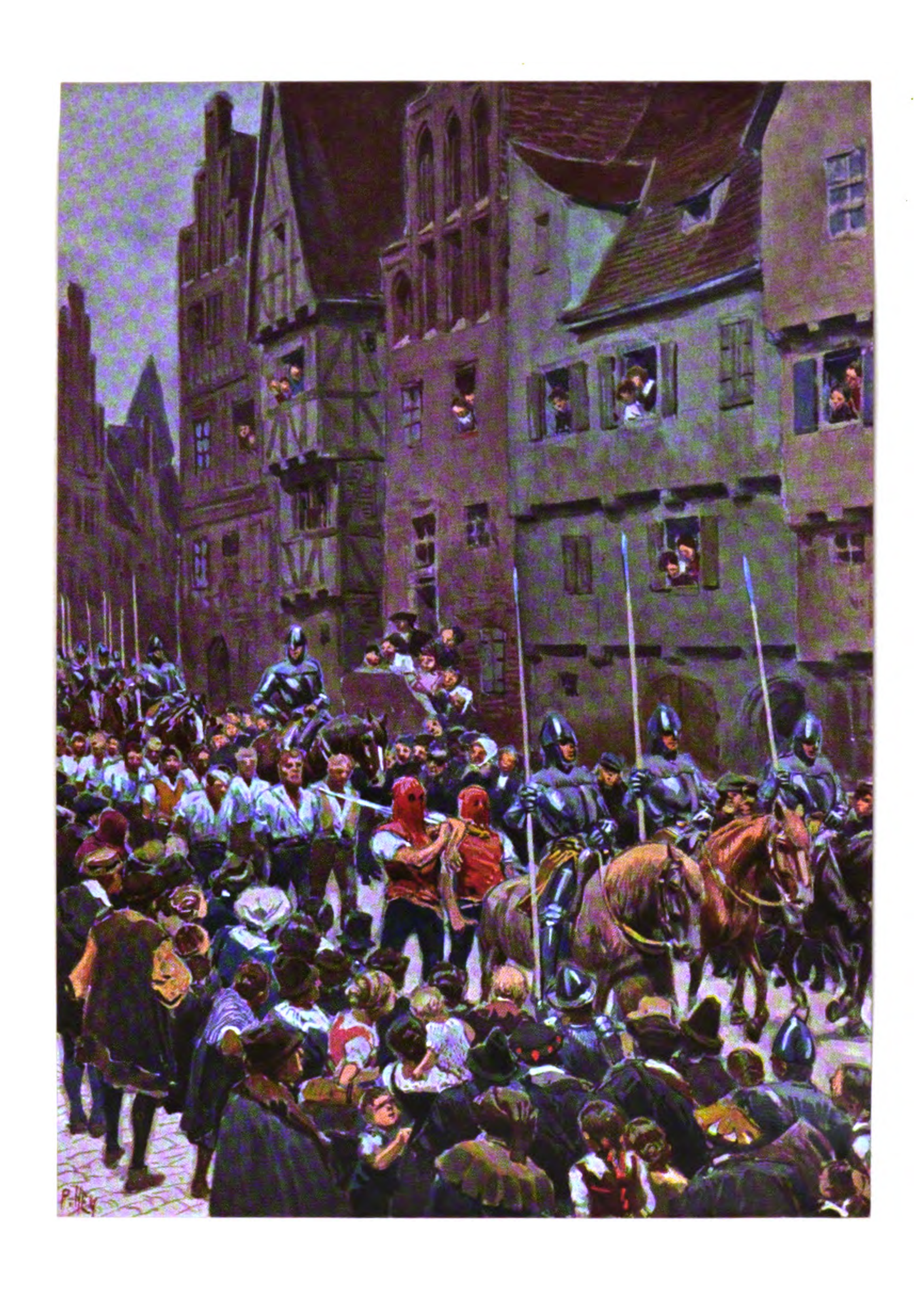




Die Buecher deines Volkes

Neu an den Tag gegeben von Werner Jansen






Die Volks-
Sagen
Herausgegeben von
-Werner Jansen-
mit 25 Bildern von
-Paul Hey-
1923
Georg
Westermann
Verlag
Hamburg
-Braunschweig
-Berlin
GW
1838
RASTLOS · ROSTLOS
A. HOSSE



Möchte dies Buch die Freude verbreiten, die ich während der Bearbeitung des riesigen Stoffes erlebte! Die Freude an der Mannigfaltigkeit der deutschen Seele, die aus jeder Wurzel ihren besonderen Stamm, aus jedem Stamm ihre besonderen Äste, aus allen Zweigen ihre besonderen Blüten treibt und sich in einer verwirrenden Buntheit dennoch Ursprünglichkeit, Einheit des Ursprungs, bewahrt hat. Mehr als Büchereien voll gelehrter Schwarten kennzeichnen die Sagen das Wesen des Volks, weisen auf, was und wie es in seinem Gedächtnis bewahrt, zeigen es als künstlerischen Bildner, der oft Fremdestes mit Blutsaft durchdringt und sich zu eigen macht. Schelte niemand, wenn er hier und da auf falsche Geschichtszahlen, auf irrige Ortsangaben stößt — die Sage, das Volk sind erhaben über Zeit und Raum. Schelte niemand über mangelnde Wissenschaftlichkeit — die tausend Bände der Wissenschaft modern in den Bibliotheken; das Volk aber will Leben, und was wäre das Leben ohne seine Fehler! — Damit soll den eigentlichen Sammlern der Sagen kein Blatt aus ihrem Kranz geraubt werden; dies Werk steht ganz auf ihren Schultern, es schöpft aus dem Meere, das jene getreuen, selbstlosen Männer Tropfen für Tropfen zusammentrugen.

Westfalen



Wekings Königssitz / Als Weking Christ geworden und Friede im Lande war, ruhte er von Krieg und Mühsal und trug sich mit der Wahl eines festen Sitzes, wo er seine Freunde um sich sammeln könne. Drei Orte lagen ihm sonderlich am Herzen: die Bünder Höhe, das Werder von Rehme und das grüne, fruchtbare Angertal. Er entschied sich für den Ort, der am ersten seine Kirche fertig habe. Das gab ein Bauen, wie es die Sachsenländer noch nicht gesehen hatten, Tag und Nacht wurde fort und fort geschafft, und selbst des Sonntags gingen die Bauleute mit zuckenden Händen umher und hätten am liebsten gemauert und gezimmert. Ein kluger Kopf ist manchmal mehr wert als zehn rührige Hände; der listige Baumeister im Angertal hielt sich genau an des Königs Wort und baute seine Kirche am schnellsten, nämlich nur die Kirche, keinen Turm. Dieser Baumeister ist ein Mohr gewesen; er hat seinen Kopf in Stein gehauen und als Wahrzeichen an die Kirche gesetzt, dort ist er noch heut zu sehen. Ziemlich hoch an der Ostseite ist er angebracht und scheint seitwärts auf die beiden Kirchen zu blicken, denen er Vorrecht und Ehre abgewonnen hat. Indes muß der geschwinde Mohr ein verständiger und wackerer Meister gewesen sein; über seiner Eile hat er die Schönheit und Werkgerechtigkeit des Baues nicht vernachlässigt. Das Schicksal selber war ihm günstig: die Steine, die er weither holen zu müssen glaubte, fanden sich unerwartet ganz nahe in einer Anhöhe, die jetzt noch der Liesberg heißt; man hat die Steine dort nicht gebrochen, sondern zusammengelesen, und nach Vollendung des Kirchbaus wurden keine mehr gefunden. ~ Der Weking hatte nun seinen Sitz in Enger, man konnte mit Muße an den Turmbau gehen. Aber der wollte und wollte nicht gelingen; immer wieder stürzte nachts zusammen, was am Tage errichtet worden war. Endlich bemerkte man an drei Morgen nacheinander nahe der Baustelle einen Platz, der allein unbetaut geblieben war, und beschloß, den Turm an dieser Wunderstelle zu bauen. Es gelang zunächst sehr gut, aber als der Bau eine gewisse, nicht sehr bedeutende Höhe erreicht hatte, begann das alte Unwesen von neuem. So ist es denn gekommen, daß der Turm zu Enger etliche Schritte weit von der Kirche vereinzelt und unansehnlich dasteht.

Wekings unechtes Begräbnis / Da Weking schon zu gutem Alter gekommen war, beschloß er, auf absonderliche Weise die Anhänglichkeit der Umgegend zu erproben. Er offenbarte sich zwei Freunden, die machten bekannt, daß der König gestorben sei, und setzten auch das Leichenbegängnis fest. Da standen zur ausgemachten Stunde unzählige Leidtragende um den verschlossenen Sarg, als Weking plötzlich wohlbehalten und fröhlich unter sie trat. Und alle, die gekommen waren, machte er auf ewige Zeiten zehntfrei. Inzwischen kam noch einer aus der Bünder Gegend nachgelaufen, auch der erhielt die Vergünstigung, ward aber mit seinem ganzen Geschlecht fortan Nalop genannt, sein Hof trägt den Namen heute noch. Auch wer sich aufgemacht hatte und bei der Nachricht, der Könige lebe, wieder umgekehrt war, erhielt Vergünstigungen, ja selbst Schürmann in Westerenger, der nur die Schuhe angezogen hatte, um sich auf den Weg zu machen, blieb nicht ganz unbedacht: einer seiner Kämpen ward zehntfrei. Als aber der alte Held wirklich zum Sterben kam, ward sein Leichnam in der Kirche zu Enger beigesetzt. Die Kirchtür an der Westseite, durch welche der Sarg hineingetragen wurde, ist zugemauert und bis auf den heutigen Tag nicht wieder geöffnet worden. Der Teil, wo die Leiche zur Schau stand, um die letzten Freundesgrüße zu empfangen, heißt noch immer die Leichdehl. Der Sarg ist in einem kleinen Gewölbe am Chor eingesetzt, und es wurde feierlich ausgesprochen, daß dies Heiligtum, darin der Held Westfalens ausruht, niemals andere Gebeine aufnehmen dürfe; nie wurde irgendeinem Edlen oder Geistlichen eine Gruft in der Kirche zu Enger gestattet.

Das Spiel mit dem Teufel / Im Städtchen Soest in Westfalen lebte ein Ritter namens Thymo, der war dem Spiele so sehr ergeben, daß er Tag und Nacht auf nichts anderes sann und sein Geldsäckchen überall bei sich trug, um nur ja niemals ohne Münze zu sein; er war auch so gewandt und glücklich im Spiel, daß er stets gewann und selten oder nie jemand mit vollem Sacke von ihm fortkam. Jedoch eines Nachts trat ein Mann mit einem prallen Geldbeutel unter dem Arm in sein Haus und lud Herrn Thymo zum Spielen ein. Beide setzten sich an der Tafel nieder und begannen zu spielen, aber der Fremde verstand es besser als Thymo und gewann ihm alles ab. Darüber erzürnte sich der Ritter und schrie: „Du bist der Teufel selbst, anders ist es nicht möglich.“ ~ „Geraten,“ sprach der andere, „und da es Tag zu werden beginnt, wirst du mich wohl begleiten müssen.“ Damit faßte er ihn beim Kopfe und fuhr mit ihm zum Dach hinaus, daß die Eingeweide an den Ziegeln hängenblieben. Wo der Körper hingekommen ist, hat man bis heute noch nicht erfahren.

Bischof Wulfhelm / Kaiser Ludwig der Zweite, der Deutsche genannt, verirrte sich eines Tages auf der Jagd und kam spätabends in den Flecken Katzenhausen, wo er in der Wohnung des Pfarrers einkehrte. Der Pfarrer war ein

schlichter, armer Mann, aber guten Herzens. Er empfing den Kaiser mit Freundlichkeit und Liebe und ließ ihn in seinem eigenen Bett schlafen. „Ich habe nur das eine," sprach er, „aber es tut nichts, ich schlafe ebenso gut auf Stroh." Zur Nacht sott er ihm einen guten Brei, und am andern Morgen nach der Messe brachte er ihm Brot und Butter und einen Becher frischen, klaren Wassers. Als der Kaiser nun fortgehen wollte, sprach er zum Pfarrer: „Sagt mir, Herr, welchen Dienst ich Euch erweisen kann; Ihr habet mir so viel Liebes angetan." Der Pfarrer sprach: „Ihr sehet, Herr, mir fehlt nichts; wollt Ihr mir aber etwas geben, dann sendet mir ein Stück Leder zu einem Gürtel, denn meiner ist gar abgenutzt." Das versprach der Kaiser. Nach etlichen Wochen kam ein Herold nach Katzenhausen, der trug einen prächtigen Gürtel, mit Gold und Edelgestein verziert, in der Hand und einen Brief mit des Kaisers Siegel, darin ward der Geistliche zum Bischof von Münster berufen. Lange sträubte sich der Priester dagegen, doch mußte er endlich gehorchen, und er hat lange und weise sein Bistum verwaltet.

Die weiße Frau zu Soest / In Soest lebte ein Bürger namens Henricus Gemma, der hatte etwas entfernt von seinem Wohnhause eine Schenke. Eines Abends kehrte er spät zurück, das aus dem Weine gelöste Geld in der Tasche. Auf dem Wege fand er eine Frau in weißem Gewande; die zog ihn, als er an ihr vorbeikam, beim Kleide und sprach zu ihm: „O Freund, wie lange habe ich hier schon deiner geharrt! Nun komm auch mit mir und gib mir deine Gunst." Darauf antwortete der Wirt: „Ich habe nichts mit dir zu schaffen und will nichts von dir wissen. Ich will geradeswegs zu meiner Frau nach Hause!" Und mit den Worten riß er ihr seinen Rock aus der Hand. Da er auf ihr inständigeres Bitten ihr noch immer nicht folgen wollte, faßte sie ihn endlich mit kräftigen Armen und flog mit ihm durch die Luft über Sankt Patrocli Kloster weg bis auf eine Wiese außerhalb der Stadt, wo sie ihn niederlegte. Nach langer Zeit erst erwachte er aus einer schweren Ohnmacht, erhob sich und ging nach Hause zurück, wo ihn die Seinigen zu Bett brachten. Noch drei Nächte nachher kam die weiße Frau und klopfte an die Haustür, aber Herr Heinrich rief: „Laßt sie nur klopfen, sie kommt und klopft meinetwegen." Der Mann war von Stund an krank und schwach und starb nach einem Jahr.

Das Schatzschiff in der Aue / Die Aue fließt am Steierberg vorbei, in ihren Wassern soll ein ganzes Schiff voll Gold versunken liegen, das wird von einem großen schwarzen Hunde bewacht. Den Steierbergern hats einmal nach dem Schatz gelüstet, sie ließen einen Taucher kommen, der auch den Grund absuchte und mit einem Schnupftuch voll Gold wieder emporstieg. Er meldete, es habe mit dem Schiff und den Schätzen und dem Hund seine Richtigkeit, man habe ihm auch erlaubt, sein Schnupftuch zu füllen, ihm aber bedeutet, ja nicht ein zweites Mal wiederzukommen. Die Steierberger haben ihn jedoch so lange genötigt, bis er abermals hinabstieg und wirklich wieder

ein Tuch voll Gold heraufbrachte. Er sei, sagte er, diesmal noch viel schärfer verwarnt worden und wolle es nun gewiß nicht wieder tun. Aber die Steierberger beredeten ihn von ihrem sicheren Lande aus noch ein drittes Mal. Lange sah man nichts von ihm, dann stieg sein Schnupftuch aus dem Wasser, er selber kam niemals wieder. ~ Seit alter Zeit ging die Rede, das Schiff könne von vier Kälbern einer Kuh hervorgezogen werden, die dürfe aber nie etwas anderes als süße Milch getrunken haben und nie gemolken worden sein. Ein paar Junker zu Steierberg haben Kuh und Kälber gezüchtet, ließen einen Taucher kommen und große Ketten um das Schiff legen. Darauf sind die Kälber vorgespannt worden und haben das Schiff bald bis ans Ufer gezogen, indes der Wachthund mehr und mehr zurückgewichen ist. Zur selben Zeit melkte eine Magd auf dem Junkerhof das Vieh, und wie der letzte Eimer fast gefüllt war, stieß die Kuh mit dem Hinterfuß aus und warf den Eimer um. Die Herrschaft war scharf mit dem Gesinde, die Magd fürchtete sich vor Strafe und molk ihren Eimer von der Kuh, von der die vier Kälber waren. Im selben Augenblick erschien der Teufel über dem Schatzschiff und rief: „Eure Mutter ist gemolken!“ Und sogleich versank alles wieder in den Fluten und ist nie wieder ans Licht gekommen.

Die Rauhhaarigen im See zu Darmssen / Im

Darmssen-See zwischen Bramsche und Malgarten lebte ehmals ein rauhhaariges Zwergvolk, das hatte ein rauhes Fell von oben bis unten. Mitunter kam ihrer einer aus dem See und verkehrte mit den Menschen. Einige Bauern fanden beim Fischen mitten im See einen Amboß, daran stand ein Schmied bis zum Gürtel im Wasser, deutete auf sein Gerät und verlangte nach Arbeit. Die Bauern verstanden ihn, und die ganze Bauernschaft gab fortan ihre Schmiedearbeit an diesen Schmied. Sie legten sie auf einen Stein am Ufer und schrieben dabei, was sie wollten, und am andern Tag lag das fertige Stück da und war so gut gearbeitet, daß die Leute von Epe, so hieß das nächste Dorf am See, weithin wegen ihrer Werkzeuge berühmt waren. Die Rechnung hing stets an einem Zettel an den Werkzeugen und wurde von den Bauern immer pünktlich entrichtet, war auch nie zu hoch. Endlich fand sich einer im Dorf, der meinte, der zaubrische Schmied könne auch um Gotteslohn arbeiten, und legte einst statt des Geldes einen Haufen Unrat auf den Stein. Da zischte das Wasser, ein Speer mit einem scharfen Eisen brauste aus den Wellen und durchbohrte den Ruchlosen. Den Schmied sah seit der Zeit niemand wieder, sein Hämmern ward nicht mehr gehört. Lange nach dem kam der Bauer Hackmann an den See und wollte Schilf schneiden. Da fand er ein behaartes nacktes Weib, das sich mit seinem Kinde im Ufersand sonnte. Als es den Bauern kommen hörte, entsprang es in den Darmssensee; der Bauer nahm das Kind, brachte es in sein Haus und zog es auf. Es gedieh rasch, denn wenn der Bauer auf dem Acker war, kam die rauhe Mutter und säugte es. Sie kam zwar niemals über die Hausschwelle, sondern hockte vor

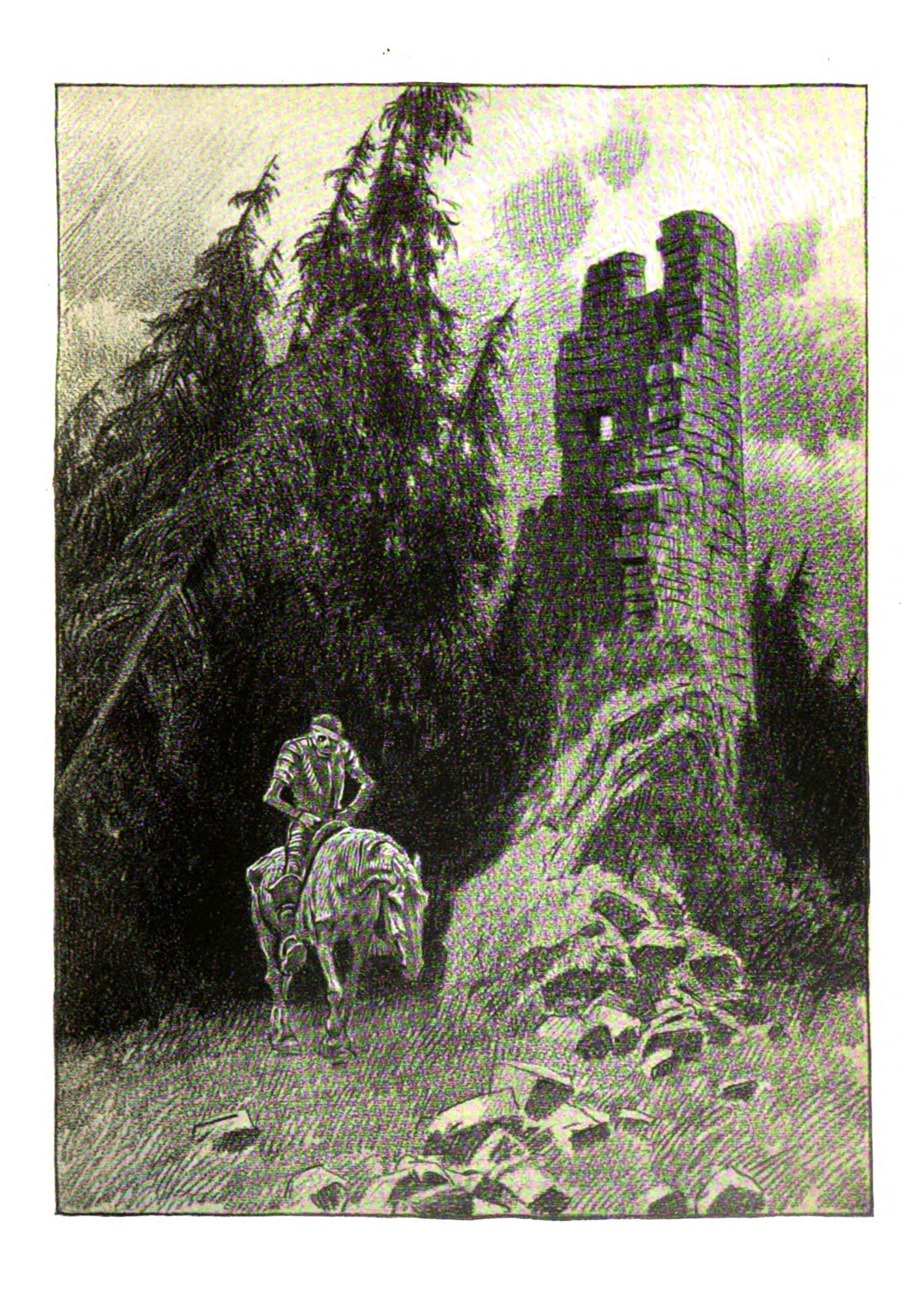
den Fenstern und lockte das Kind, das an die Hecke lief und nun getränkt wurde. Als es größer ward, schor ihm der Bauer das Fell, damit es ein Ansehn bekam, aber kaum sah das die Mutter, da verfluchte sie den Bauern Hackmann bis ins dritte und vierte Glied, nahm ihr Kind und verschwand mit ihm im See. Seit der Zeit war Unglück auf Hackmanns Erbe. Hagelschlag, Viehsterben, Mißwachs, jegliches Unheil kam über den Hof, nichts hatte mehr Gelingen noch Gedeihen. ~ Um jene Zeit traf ein Bauer namens Fischer einen der Rauhhaarigen am Ufer und dingte ihn als Knecht. Sieben Jahre diente er treu und fleißig wie nie einer zuvor; dann sagte er zu dem Bauern, seine Zeit wäre um, er verlange keinen anderen Lohn als ein zweischneidiges, untadelhaftes Schwert, ehrlich ohne alles Feilschen müsse es gekauft sein. Der Bauer ging nach Bramsche und erstand ein solches Schwert, handelte aber vier Pfennig ab. Der Knecht aber erkannte sogleich den gefeilschten Kauf und jammerte laut, das sei sein Unglück, der Bauer möge unverzüglich wieder umkehren und die vier Pfennige zurückgeben, ehe es zu spät sei. Er, der Knecht, müsse durch ein Tor tief unten im Darmssensee, das sei von zwei wilden Hunden bewacht, und nur ein untadeliges Schwert könne sie bezwingen. Käme er zu spät, so würden sie ihn zerreißen, und sein Blut würde rot aus dem Wasser springen. Glücke es ihm aber, sie zu bestehn, so würde es sich weiß wie Milch färben, daran könne der Bauer sein Schicksal erkennen. Er ging an den See und schlug mit dem Schwert kreuzweis ins Wasser, da teilte es sich bis auf den Grund. Dann stürzte er sich hinein, aber als die Wellen sich über ihm schlossen, ward der See purpurn von seinem Blut.

Das Armenbrot / Der Herr von Stahl in Sutthausen hatte einen Oberjäger namens Johann, der verfolgte eines Tages auf der Jagd einen Fuchs bis in die Zwergenhöhlen zwischen Ohrbeck und Hagen. Zuerst kam er durch einen langen Gang an einem Zimmer vorbei, darin saß ein eisgrauer Mann mit dem Kopf in die Hand gestützt, und vor ihm lag Schreibzeug; es schien, als sei der Alte über dem Schriftwerk eingeschlafen, und der Hund zu seinen Füßen schlief ebenfalls. Dann kam der Jäger Johann in eine große Höhle, darin saß eine alte Dame mit zwei gewaltigen Doggen, die kam sogleich auf ihn zu und warnte ihn, er möge sich um Himmels willen ruhig verhalten, wenn er die Doggen wecke, sei es um ihn geschehen. Bestürzt ist der Jäger umgekehrt, irrte noch lange in der Höhle und gelobte schließlich in seiner Verzweiflung von jedem Bäckfel, das auf dem Hof seines Herrn geschähe, ein Brot den Armen. Da ist er denn auch glücklich herausgekommen, aber Haar und Bart waren ihm lang und struppig geworden. Sein Herr erfüllte für den Jäger das Gelübde, und es wird noch heutigentags gehalten.

Zwölf Brüderlein / In der Nähe von Drensteinfurt im Münsterischen bat einmal spätabends ein Handwerksbursche einen Bauern um Nachtlager. Es wurde ihm verweigert, da schlich der müde Bursche heimlich in einen Strohschuppen und

legte sich auf die Hille. Um Mitternacht hörte er ein Geräusch und bemerkte, wie der Bauer sich mit einer Laterne an den Kuhstall schlich und zu graben begann. Er machte ein tiefes Loch und senkte einen Kasten hinein, bannte ihn aber fest, daß er nur gehoben werden könnte, wenn zwölf Söhne einer Mutter an der Stelle versammelt seien. Der Wanderbursch wußte recht gut, daß der Schatz nur auf diese Weise gehoben werden könne, und entfernte sich stillschweigend und unbemerkt. Erst nach zwölf Jahren kam er in die Gegend zurück, und die Neugierde trieb ihn, wieder bei dem Gehöft des Bauern vorzusprechen, aber der Bauer war tot, die Sippe verarmt, die Tochter mit einem jungen Mann verheiratet. Man erzählte ihm, nach dem Tode des Alten sei nichts als Unglück im Haus gewesen, das Vieh sei gefallen, und wenn man neues angeschafft habe, so sei dem in wenigen Tagen der Hals abgedreht worden; jetzt seien sie ganz verarmt. Der Handwerksbursch wußte den eigentlichen Grund des Mißgeschicks sehr wohl, denn wer Geld vergräbt, kann nicht zur Gnade kommen, er muß als Poltergeist bei seinem Schatz spuken, bis der gehoben ist. Er sagte aber von diesen Dingen nichts, erbot sich ihnen aufzuhelfen, wenn sie tun würden, was er verlangte. Er gab der Frau etwas Geld, sie solle eine Glucke mit vielen eigenen Küchlein kaufen; sie tat es, da waren sechs Hähne darunter. Die Henne wurde gut gefüttert, brütete und brachte abermals sechs Hähnlein. Die zwölf tat der Handwerksbursche in einen Korb und ging mit dem und seinen Wirtsleuten um Mitternacht an die Stelle, wo er den Schatz vergraben wußte. Hier wurden die Hähne niedergesetzt, und kaum war es geschehen, da wurden sie alle entsetzlich zerzaust und zerrissen, daß die Federn nur so umherflogen. Drauf hob der Bursch einen großen Stein fort, darunter war ein Brett und unter dem ein Kessel randvoll Geld. Er steckte einen Hebebaum durch die Henkel und gebot den Eheleuten zu heben. Als nun der Kessel glücklich heraufgebracht worden war, erklärte der ehrliche Handwerksbursch den beiden den Zusammenhang und meinte, jetzt sei der Tote zur Gnade gelangt, denn der Teufel habe sein Mütchen an den zwölf Hähnen gekühlt. Er, der Bursch, wollte nichts zum Lohn, ward aber doch reich beschenkt und zog fröhlich von dannen.

König Volmar / Auf Schloß Hardenstein an der Ruhr hauste vorzeiten ein Erdmännlein, das nannte sich König Volmar; heute noch heißt die Kammer, wo es wohnte, König Volmars Kammer. Volmar mußte jederzeit einen Platz am Tisch und einen im Stall für sein Pferd haben, Speisen und Heu wurden auch immer verzehrt, aber von Mann und Pferd sah man nichts als den Schatten. Im Schloß war ein äußerst vorwitziger Küchenjunge, der wollte wenigstens König Volmars Fußtapfen sehen und streute Asche auf seinen Weg. Seine Neugier wurde übel genug bestraft; eines Morgens kam Volmar in die Küche und brach dem Jungen den Hals. Dann hieb er ihn in Stücke, röstete die Brust am Spieß und kochte das übrige. Als das der Koch bei seinem Eintritt in die Küche sah, ward er so verstört, daß er sich nicht hineinwagte. Sobald die seltsamen



Gerichte fertig waren, ließ er sie auf König Volmars Kammer tragen, und da konnte man hören, wie sie unter Freudengeschrei und bei schöner Musik verzehrt wurden. Von König Volmar hat man seit dieser Zeit nichts mehr verspürt, aber an seiner Kammertür stand geschrieben, daß das Haus künftig so unglücklich sein sollte, als ehmals glücklich, und daß die Güter zersplittern und nicht eher wieder zusammenkommen sollten, bis drei Hardenberge von Hardenstein im Leben sein würden. Spieß und Rost wurden lange zum Gedächtnis aufgehoben, sind aber 1651 von den Lothringern gestohlen worden. Der Topf aber ist in der Küche eingemauert gewesen und noch vorhanden.

Nachzehrende Muhme / Ehemals ging man mit großer Vorsicht an die Bestattung der Leichen und achtete sehr darauf, daß dem Toten kein Kleidungsstück auf den Mund oder ins Gesicht kam, sonst entstand die Nachzehrung unter den Hinterbliebenen, bis die Sippe ganz ausgestorben war. Ein adeliger Herr wohnte bei seiner reichen Muhme, die wünschte, daß er eine ihrer Verwandten heiraten möchte, er hatte aber keine Lust. Sie plagte ihn stets aufs neue mit ihrem Verlangen, und als ihn einmal Unpäßlichkeit ans Zimmer fesselte und ihm der Arzt eine Ader am Fuß geschlagen hatte, drang sie wieder so heftig in ihn, daß er zornig mit dem Fuß aufstampfte. Der Verband löste sich, das Blut spritzte zur Erde und befleckte seine Hausschuhe. Diesen blutigen Pantoffel nahm die Muhme und befahl ihrer Magd, ihr den, wenn sie stürbe, mit in das Grab zu geben. Das geschah, und ihr Vetter wurde von Tag zu Tag elender, kein Arzt konnte ihm helfen. Schließlich kam jemand auf den Gedanken, die Muhme ausgraben zu lassen, da fand man den einst vermißten Pantoffel auf ihrem Munde, und er war schon ganz mit Schleim bedeckt. Den beizte der Arzt weg, und der junge Mann wurde von Stund an wieder gesund.

Die letzte Schlacht / In ganz Westfalen ist die Sage von einer großen Schlacht, die dereinst auf roter Erde geschlagen wird, verbreitet; an mehreren Orten hat man sie vorausgeschaut. Bei Thndorf unweit Paderborn sah man vor einigen Jahren, wie sich der Himmel öffnete und eine Straße aus ihm bis zur Erde ging. Rechts und links am Weg ist ein Wirtshaus gestanden, lange Züge von Soldaten, erst in blauen, dann in roten Waffenröcken, sind hinabgeritten und haben ihre Pferde an einer Stelle, wo früher Eichen standen, angebunden. Dann ist alles verschwunden, wie es erschienen ist. Andere wieder haben große Truppenzüge und Kämpfe auf dem Schafberg bei Ibbenbüren gesehen, meist wird aber erzählt, die Schlacht werde dereinst am Lausebrink beim Birkenbaum in der Nähe von Werle stattfinden. Der Birkenbaum ist der Name einer Haide bei dem Dorfe Bremen. An den neuen Hecken des dortigen Hofes werden die Reiter ihre Rosse anbinden. Der König von Preußen wird siegen, aber er wird von hier aus alle seine Soldaten in einem Augenblick überschauen können, so wenig

werden ihm bleiben. Dann wird ein neuer Kaiser kommen und eine bessere Zeit heraufführen. Andere sagen, in der Schlacht würden die Weißröcke siegen, und meinen damit die Österreicher. Wieder andere erzählen, in der Birkenbaumer Schlacht werde der siegen, dessen Priester im Fürstenbergwald bei Neheim den Soldaten das Abendmahl erteilen werde. Der Priester wird auf weißem Rosse angeritten kommen, und die Mannschaft wird sehr klein sein. Der Fürst, der am Birkenbaum siegen wird, ist schon da; er hinkt und kann deswegen nicht wie andere ehrliche Leute das Pferd besteigen.

Der Freischütz / In der Paderborner Gegend war ein alter Förster, der hat, was er auch aufs Korn genommen, nie verfehlt. Er hatte einen Burschen, der es ihm gern nachgetan hätte und ihn oftmals dringend bat, ihn diese Kunst zu lehren. Der Förster war bereit und riet ihm, beim nächsten Abendmahl die Oblate nicht zu schlucken, sondern unbemerkt aus dem Munde zu nehmen und einzustecken. Er tats, und als er aus der Kirche heimkam, ging er mit dem Förster in den Wald. Der nahm die Oblate, nagelte sie an einen Baum und hieß den Burschen darauf schießen. Er nahm die Büchse, aber wie er eben anlegte, sah er den Heiland am Baum stehen, da fiel ihm die Büchse schier aus der Hand, und er hat nicht mehr schießen mögen. Der Alte schalt ihn einen feigen, einfältigen Gesellen, bis er endlich nochmals anlegte und die Hostie mitten durchbohrte; es entquoll ihr ein Tropfen Blutes, der Junge wandte sich schaudernd ab, aber seit der Zeit fehlte er nimmer.

Hahn als Kobold / Wer einen Kobold zum Diener hat, braucht nur zu wünschen, dann stehts schon vor ihm; auch verborgene Dinge vermag der Kobold sogleich aufzufinden. Als die Franzosen in Netzen waren, lag einer bei einer Bäuerin im Quartier und hatte solch einen Kobold in Hahnengestalt bei sich. Ward ihm nicht alles gleich, wie er es verlangte, so fragte er seinen Kucks, den er unter dem Arm trug, und der kleine Kerl wußte es gleich, ging in Keller und Garten, wo das Gewünschte vergraben lag, und holte es seinem Herrn. Ein Bauer sah einst auf der Heimfahrt ein kleines rotbuntes Hähnchen neben seinem Wagen herlaufen, griff es und nahm es mit nach Hause. Bei der Mahlzeit nahm das Tier die Teller einen nach dem andern vom Tisch und warf sie herunter; der Bauer meinte, der Kobold wollte irgendwas zu essen haben, und setzte ihm Birnen und Klöße hin, aber der Hahn krähte, er esse Schinken und Braten, und die Klöße warf er dem Bauern an den Kopf. Dem wurde angst und bange, er wäre den Kobold wohl gern wieder losgeworden, wußte aber nicht, wie er es anstellen solle. Da riet ihm ein Freund, er möchte sich von dem Hahn einen ganzen Stiefel voll Gold wünschen, das werde er wohl nicht können. Aber der Stiefel voll Gold war im Augenblick zur Stelle. Dann kam einer, der riet, der Bauer sollte den Kobold Flachs spinnen lassen, das könne er sicher nicht. Und richtig, das konnte der Kobold nicht und entschwand aus dem Hause.

Rosen ohne Dornen / Ein Graf von Teklenburg war mit allen Rechten als Kirchenvogt über die Stadt Osnabrück gesetzt, und eines seiner Rechte war, daß er den Metzgern den Preis für ihre Ware ansetzen durfte. Den Bescheid brachte stets der Burgzwerg auf einem Esel hinunter in die Stadt, und bevor er da war, durften die Metzger nicht ein Lot Fleisch verkaufen, was sie sehr ärgerte; denn wenn die Käufer vom Markt fort waren, konnten die Metzger ihr Fleisch selber essen. Sie bedrohten den Burgzwerg oft, daß er sich mehr eile, aber als seines Zögerns kein Ende war, packten sie ihn eines Tages und zerhackten ihn und legten die Stücke in die Tragkörbe des Esels, der nun allein zur Burg hinauftrottete. Der Graf geriet in maßlose Wut, er befehdete die Stadt und tat ihr alles an, was er ersinnen konnte, bis sie ihn um Gnade bat. Der Teklenburger hatte keine Gnade im Sinn, er ließ Bescheid sagen, er wolle nur dann Gnade üben, wenn die Stadt ihm binnen zwei Jahren drei Auflagen erfüllte. Erstens verlangte er zwei Scheffel Wiselinghöfer; das waren kleine Silberheller, die ein früherer Bischof aus dem Geschlecht der Grafen von Wekelinghofen hatte prägen lassen und die man nur noch ganz selten sah. Zum zweiten ging sein Wunsch nach zwei blauen Windhunden, und zum dritten nach zwei Rosenstöcken ohne Dornen. Da war der Osnabrücker Rat nicht schlecht in Verlegenheit. Er sandte Boten in alle Welt, die Wiselinghöfer aufzutreiben, aber sie brachten wenig oder nichts nach Hause. Drauf ließen die Osnabrücker verkünden, sie zahlten für jeden Wiselinghofer ein gehöriges Aufgeld, und wirklich brachten sie es fertig, diesen Wunsch des Grafen von Teklenburg zu erfüllen. Inzwischen hatte man ein paar weiße Windhunde in ein Zimmer mit blauen Glasscheiben gelegt, hatte sie blau angestrichen und sie durch blaugekleidete Wächter mit Blaumeisen, Blaukehlchen und gekochtem Blaukohl gefüttert; aus blauen Geschirren, versteht sich. Die Windspiele bekamen Junge, die waren schon etwas blau angelaufen, die wieder warfen endlich blitzblaue Windspiele. Mittlerweile hatte der Rat sich ausgedacht oder denken lassen, Rosenzweige durch Glasröhren wachsen zu lassen, so daß die Dornen nach innen wachsen mußten. Das glückte denn auch, und die drei Aufgaben waren alle erfüllt. Das Geschlecht der Windspiele hielt sich nicht lange, die Wiselinghöfer beim Teklenburger noch weniger, aber die dornenlosen Rosen haben sich fortgepflanzt und sind von Osnabrück aus in viele deutsche Gärten gewandert.

Die Springwurz / An der Grenze zwischen dem Paderbornschen und dem Lippeschen Gebiet liegt der Köterberg, der ehmals wohl Götterberg geheißen haben mag. Einem Schäfer, der dort seine Herde weidete, erschien einstmals eine herrliche Jungfrau in königlicher Tracht, trug eine Springwurz in der Hand, bot sie dem Schäfer und winkte ihm, ihr nachzufolgen. Der Schäfer folgte ihr, die ihn durch eine Höhle mitten in den Köterberg hineinführte, bis sie am Ende des Ganges an eine eiserne Tür kamen. „Halt die Springwurz daran!“ riet die Jungfrau, der Schäfer tats, und die Pforte

sprang krachend auf. Sie gingen weiter, tief in den Schoß des Berges. Da fanden sie an einem Tisch zwei Jungfern sitzen und spinnen, unter dem Tisch aber lag der Teufel an einer schweren Kette. Rings standen Körbe und Truhen voll von Edelsteinen, und die Jungfrau sprach: „Nimm dir, so viel du magst, aber vergiß das Beste nicht!" Der Schäfer legte die Springwurz auf den Tisch, füllte sich die Taschen und Fäuste und ging; die Springwurz ließ er liegen. Wie er hinausging, schlug das eherne Tor so hart hinter ihm zu, daß es ihm ein Stück seiner Ferse abriß. Mit Mühe kroch er ans Licht und freute sich des gewonnenen Schatzes, allein wie er sich umsah, war der Eingang verschwunden, er hat ihn auch nie wieder gesehen, weil er das Beste, die Springwurz, vergessen hatte.

Der Kobold in der Mühle / Es machten einmal zwei Studenten von Rinteln eine Fußreise. Sie gedachten in einem Dorfe zu übernachten, weil aber ein heftiger Regen fiel und die Finsternis so überhand nahm, daß sie nicht weiterkonnten, gingen sie zu einer in der Nähe liegenden Mühle, klopften und baten um Nachtherberge. Der Müller wollte anfangs nicht hören, endlich gab er ihren inständigen Bitten nach, öffnete die Türe und führte sie in eine Stube. Sie waren beide hungrig und durstig, und da auf dem Tisch eine Schüssel mit Speise und eine Kanne mit Bier stand, baten sie den Müller darum und waren willig es zu bezahlen. Der Müller schlugs aber ab, selbst nicht ein Stück Brot wollt er ihnen geben und nur die harte Bank zum Ruhebett vergönnen. „Die Speise und der Trank," sprach er, „gehört dem Hausgeist, ist euch das Leben lieb, so laßt beides unberührt, sonst aber habt ihr kein Leid zu befürchten; lärmts in der Nacht vielleicht, so bleibt nur liegen und schlafet." Mit diesen Worten ging er hinaus und schloß die Türe hinter sich zu. Die zwei Studenten legten sich zum Schlafe nieder, aber etwa nach einer Stunde griff den einen der Hunger so übermächtig an, daß er sich aufrichtete und die Schüssel suchte. Der andere, ein Magister, warnte ihn, er sollte dem Teufel lassen, was dem Teufel gewidmet wäre, aber er antwortete: „Ich habe ein besseres Recht dazu als der Teufel," setzte sich an den Tisch und aß nach Herzenslust, so daß wenig von dem Gemüse übrigblieb. Darnach faßte er die Bierkanne, tat einen guten pommerschen Zug, und als er seine Begierde etwas gestillt, legte er sich wieder zu seinem Gesellen. Doch als ihn über eine Weile der Durst aufs neue plagte, stand er noch einmal auf und tat einen zweiten so herzhaften Zug, daß er dem Hausgeist nur die Neige hinterließ. Als er sich so selbst gesegnet und wohlbekommen geheißen, legte er sich und schlief ein. Es blieb alles ruhig bis zu Mitternacht, aber kaum war die herum, so kam der Kobold mit großem Lärm hereingefahren, und mit Schrecken erwachten beide. Er brauste ein paarmal in der Stube auf und ab, dann setzte er sich, als wollte er seine Mahlzeit halten, zu dem Tisch, und sie hörten deutlich, wie er die Schüssel herbeirückte. Gleich drauf stellte er sie, als wär er ärgerlich, hart nieder, ergriff die Kanne und drückte den Deckel auf, ließ ihn aber gleich wieder ungestüm zuklappen.

Nun begann er seine Arbeit, wischte den Tisch, darnach die Tischfüße sorgfältig ab und kehrte dann, wie mit einem Besen, den Boden fleißig ab. Als das geschehen war, ging er noch einmal zur Schüssel und Kanne zurück, ob es jetzt vielleicht besser damit stehe, stieß aber beides wieder zornig hin. Darauf fuhr er mit seiner Arbeit fort, kam zu den Bänken, wusch, scheuerte, rieb sie unten und oben; als er zu der Stelle gelangte, wo die beiden Studenten lagen, zog er vorüber und nahm das übrige Stück unter ihren Füßen in die Arbeit. Wie er zu Ende war, fing er an der Bank oben zum zweitenmal an und überging auch zum zweitenmal die Gäste. Zum drittenmal aber, als er an sie kam, strich er dem einen, der nichts genossen hatte, über die Haare und den ganzen Leib, ohne ihm im geringsten weh zu tun. Den andern aber packte er an den Füßen, riß ihn von der Bank herab, zog ihn ein paarmal auf dem Erdboden herum, bis er ihn endlich liegen ließ und hinter den Ofen lief, wo er ihn laut auslachte. Der Student kroch zu der Bank zurück, aber nach einer Viertelstunde begann der Kobold seine Arbeit von neuem: kehrte, säuberte, wischte. Die beiden lagen da, in Angst zitternd; den einen fühlte er, als er an ihn kam, ganz lind an, aber den andern warf er wieder zur Erde und ließ hinter dem Ofen ein grobes und spottendes Lachen hören. Die Studenten wollten nun nicht mehr auf der Bank liegen, standen auf und erhuben vor der verschlossenen Tür ein lautes Geschrei, aber niemand hörte darauf. Sie beschlossen endlich, sich auf den platten Boden hart nebeneinander zu legen, aber der Kobold ließ sie nicht ruhen. Er begann sein Spiel zum drittenmal, kam und zog den Schuldigen herum und lachte ihn aus. Dieser war zuletzt wütend geworden, zog seinen Degen, stach und hieb in die Ecke, wo das Gelächter herschallte, und forderte den Kobold mit Drohworten auf, hervorzukommen. Dann setzte er sich mit seiner Waffe auf die Bank und erwartete, was weiter geschehen würde; aber der Lärm hörte auf, und alles blieb ruhig. Der Müller verwies ihnen am Morgen, daß sie seiner Ermahnung nicht nachgelebt und die Speise nicht unangerührt gelassen; es hätte ihnen leicht das Leben kosten können, sein Kobold verstünde keinen Spaß.

Jungfer Eli / Vor hundert und mehr Jahren lebte in dem münsterischen Stift Freckenhorst eine Äbtissin, eine sehr fromme Frau, bei dieser diente eine Haushälterin, Jungfer Eli genannt, die war bös und geizig, und wenn arme Leute kamen, ein Almosen zu bitten, trieb sie sie mit der Peitsche fort und band die kleine Glocke vor der Türe fest, daß die Armen nicht läuten konnten. Endlich ward Jungfer Eli todkrank, man rief den Pfarrer, sie zum Tode vorzubereiten, und als der durch der Äbtissin Baumgarten ging, sah er Jungfer Eli in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf dem Apfelbaum sitzen; wie er aber ins Haus kam, lag sie auch wieder in ihrem Bette und war böse und gottlos wie immer, wollte nichts von Besserung hören, sondern drehte sich um nach der Wand, wenn ihr der Pfarrer zureden wollte, und so verschied sie. Sobald sie die Augen schloß, zersprang die Glocke, und bald darauf fing sie an, in der Abtei zu spuken.

Als eines Tags die Mägde in der Küche saßen und Bohnen schnitten, fuhr sie mit Gebraus zwischen ihnen her, gerade wie sie sonst leibte und lebte, und schrie: „Schniet ju nich in de Finger, schniet ju nich in de Finger!“ Und gingen die Mägde zur Milch, so saß die Jungfer Eli auf dem Stege und wollte sie nicht vorbeilassen, wenn sie aber riefen: „In Gottes Namen gah wi derher!“ mußte sie weichen, und dann lief sie hinterher, zeigte ihnen einen schönen Kuchen und bot ihnen davon an. Wollten sie den Kuchen nicht nehmen, so warf sie ihn mit höllischem Gelächter auf die Erde, und da wars ein Kuhfladen. Auch die Knechte sahen sie; wenn sie Holz hauten, flog sie immer von einem Baumzweig im Wald zum andern. Nachts polterte sie im Hause herum, warf Töpfe und Schüsseln durcheinander und störte die Leute aus dem Schlaf. Endlich erschien sie auch der Äbtissin selbst auf dem Wege nach Warendorf, hielt die Pferde an und wollte in den Wagen hinein, die Äbtissin aber sprach: „Ich habe nichts zu schaffen mit dir, hast du übel getan, so ists nicht mein Wille gewesen.“ Jungfer Eli wollte sich aber nicht abweisen lassen. Da warf die Äbtissin einen Handschuh aus dem Wagen und befahl ihr, den wieder aufzuheben, und während sie sich bückte, trieb die Äbtissin den Fuhrmann an und sprach: „Fahr zu, so schnell du kannst, und wenn auch die Pferde darüber zugrunde gehen.“ So jagte der Fuhrmann, und sie kamen glücklich nach Warendorf. Die Äbtissin ward endlich des vielen Lärmens überdrüssig und berief alle Geistlichen der ganzen Gegend, die sollten Jungfer Eli verbannen. Die Geistlichen versammelten sich auf dem Herrenchor und fingen an das Gespenst zu rufen, allein es wollte nicht erscheinen und eine Stimme rief: „He kickt, he kickt!“ Da sprach die Geistlichkeit: „Hier muß noch jemand in der Kirche verborgen sein, der zulauscht,“ suchten und fanden einen kleinen Knaben, der sich aus Neugierde drin versteckt hatte. Sobald der Knabe hinausgejagt war, erschien die Jungfer Eli und ward in die Davert, den Gespensterwald im Münsterischen verbannt. Nun fährt sie nur noch einmal in jedem Jahr, wie die Sage geht, mit schrecklichem Gebraus über die Abtei Fredenhorst und schlägt einige Fensterscheiben ein oder derlei, und alle vier Hochzeiten kommt sie wieder einen Hahnenschritt näher.

Johann Hübner /

Auf dem Geißenberge in Westfalen stehen noch die Mauern von einer Burg, darin haben vor alters Räuber gewohnt. Sie gingen nachts im Land umher, stahlen den Leuten das Vieh und trieben es dort in den Hof, wo ein großer Stall war, und darnach verkauften sies weit weg an fremde Leute. Der letzte Räuber, der hier gewohnt hat, hieß Johann Hübner. Er hatte eiserne Kleider an und war stärker als alle andern Männer im ganzen Land. Er hatte nur ein Auge und einen großen krausen Bart. Am Tage saß er mit seinen Knechten in einer Ecke, wo man noch das zerbrochene Fenster sieht, da tranken sie zusammen. Johann Hübner sah mit dem einen Auge sehr weit durchs ganze Land umher; wenn er dann einen Reiter sah, rief er: „Heloh! Da reitet ein Reiter! Ein schönes Roß! Heloh!“ Dann zogen sie hinaus,

gaben acht, wann er kam, nahmen ihm das Roß und schlugen ihn tot. Nun war ein Fürst von Dillenburg, der schwarze Christian genannt, ein sehr starker Mann, der hörte viel von den Räubereien des Johann Hübner. Als nun die Bauern immer schlimmer über ihn klagten, schickte der schwarze Christian seinen klugen Knecht Hanns Flick über Land, dem Johann Hübner aufzupassen. Der Fürst aber lag hinten im Giller mit seinen Reitern verborgen, dahin brachten ihm auch die Bauern Brot, Butter und Käse. Hanns Flick aber kannte den Johann Hübner nicht, streifte im Land umher und fragte überall nach ihm. Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden, da standen viele Wagenräder an der Wand, die auch beschlagen werden sollten. Auf die Räder hatte sich ein Mann gelehnt, der hatte nur ein Auge und trug ein eisernes Wams. Hanns Flick trat zu ihm und sprach: „Gott grüß dich, eiserner Wamsmann mit einem Auge! Heißest du nicht Johann Hübner vom Geißenberg?" Der Mann antwortete: „Johann Hübner vom Geißenberg liegt auf dem Rad." Hanns Flick verstand das Rad auf dem Gerichtsplatz und sagte: „War das kürzlich?" „Ja," sprach der Mann, „erst heut." Hanns Flick glaubte das doch nicht recht und blieb bei der Schmiede und gab auf den Mann acht, der auf dem Rade lag. Der Mann sagte dem Schmied ins Ohr, er solle ihm sein Pferd verkehrt beschlagen, so daß das vorderste Ende des Hufeisens hinten käme. Der Schmied tat es, und Johann Hübner ritt weg. Dem Hanns Flick rief er zu: „Gott grüß dich, braver Kerl, sage deinem Herrn, er solle mir Fäuste schicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren laufen." Hanns Flick blieb stehen und sah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief ihm nach, um zu sehen, wo er bliebe. Er wollte seiner Spur nachgehen, aber Johann Hübner ritt hin und her, die Kreuz und Quer, und Hanns Flick wurde bald in den Fußtapfen des Pferdes irre, denn wo jener hingeritten war, da gingen die Fußtapfen zurück. Also verlor er ihn bald und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich aber ertappte er ihn doch, wie er nachts bei Mondenschein mit seinen Knechten auf der Haide im Wald lag und geraubt Vieh hütete. Da eilte er und sagte es dem Fürsten Christian; der ritt in der Stille mit seinen Kerlen unten durch den Wald, und sie hatten den Pferden Moos unter die Füße gebunden. So kamen sie nah herbei, sprangen auf die Räuber zu und kämpften miteinander. Der schwarze Christian und Johann Hübner schlugen sich auf die eisernen Hüte und Wämser, daß es klang, endlich aber blieb Johann Hübner tot, und der Fürst zog in das Schloß auf dem Geißenberg. Den Johann Hübner begruben sie in einer Ecke, der Fürst legte viel Holz um den großen Turm, sie untergruben ihn auch und legten Feuer daran. Am Abend, als im Dorfe die Kühe gemolken wurden, fiel der Turm um, und das ganze Land zitterte von dem Fall. Man sieht noch die Steine den Berg hinunter liegen. Der Johann Hübner erscheint oft um Mitternacht. Er sitzt dann auf einem schwarzen Pferd, wie zu Lebzeiten einäugig und in seinem eisernen Wams, und reitet um den Wall.

Der Kindelsberg / Hinter dem Geißenberg in Westfalen ragt ein hoher Berg mit dreien Köpfen hervor; der mittelste heißt der Kindelsberg, da stand vor alten Zeiten ein Schloß des gleichen Namens, und in dem Schloß wohnten Ritter, die waren gottlose Leute. Zur Rechten hatten sie ein sehr schönes Silberbergwerk, davon wurden sie stockreich, und von dem Reichtum wurden sie so übermütig, daß sie sich silberne Kegel machten, und wenn sie spielten, so warfen sie die Kegel mit silbernen Kugeln. Der Übermut ging aber noch weiter, denn sie buken sich große Kuchen von Semmelmehl, wie Kutschenräder, machten mitten Löcher drin und steckten sie an die Achsen. Das war eine himmelschreiende Sünde, denn so viele Menschen hatten kein Brot zu essen. Gott ward es endlich auch müde. Eines Abends spät kam ein weißes Männchen ins Schloß und sagte an, daß sie alle binnen dreien Tagen sterben müßten, und zum Wahrzeichen gab er ihnen, daß diese Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen würde. Das traf auch ein, aber niemand kehrte sich daran als der jüngste Sohn, der Ritter Siegmund hieß, und eine Tochter, die eine gar schöne Jungfrau war. Die beteten Tag und Nacht. Die andern starben an der Pest, aber diese beiden blieben am Leben. Nun war aber auf dem Geißenberg ein junger kühner Ritter, der ritt beständig ein großes schwarzes Pferd und hieß darum der Ritter mit dem schwarzen Pferd. Er war ein gottloser Mensch, der immer raubte und mordete. Dieser Ritter gewann die schöne Jungfrau auf dem Kindelsberg lieb und wollte sie zur Ehe haben, sie schlug es ihm aber beständig ab, weil sie einem jungen Grafen von der Mark verlobt war, der mit ihrem Bruder in den Krieg gezogen war und dem sie treu bleiben wollte. Als aber der Graf noch immer nicht aus dem Krieg zurückkam und der Ritter mit dem schwarzen Pferd sehr um sie warb, so sagte sie endlich: „Wenn die grüne Linde hier vor meinem Fenster dürr sein wird, so will ich dir gewogen werden." Der Ritter mit dem schwarzen Pferde suchte so lang in dem Lande, bis er eine dürre Linde fand, so groß wie jene grüne, und in einer Nacht bei Mondenschein grub er die grüne aus und setzte die dürre dafür hin. Als nun die schöne Jungfrau aufwachte, wars so hell vor ihrem Fenster, sie lief hin und sah erschrocken, daß da eine dürre Linde stand. Weinend setzte sie sich unter den Baum, und als der Ritter nun kam und ihr Herz verlangte, sprach sie in ihrer Not: „Ich kann dich nimmermehr lieben." Da ward der Ritter mit dem schwarzen Pferd zornig und stach sie tot. Der Bräutigam kam noch am selben Tag zurück und setzte eine Linde und einen großen Stein auf ihr Grab. Aber es war ein schlechter Trost.

Halsband aus Eisen / Noch heutigen Tages zeigt man im Münsterschen Rathaus ein Halsband aus Eisen, mit dem ist diese Geschichte verknüpft: Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geriet der ehemalige Kommandant von Münster, Lambert von Oer zu Kakesbeck, mit dem Ritter Gerhard von Heren über einige Schimpfworte in Streit. Der von Heren lauerte dem von Oer auf dem Kirchgang nach Lüding-

hausen auf und warf ihm ein eisernes Band um den Hals; das war in Nürnberg überaus künstlich gemacht und zeigte von außen weder Schloß noch Fuge. Aber inwendig war es voll kleiner Stacheln, die sich bei der geringsten Bewegung ins Fleisch eindrückten, und der von Oer wußte Tag und Nacht vor Schmerzen nicht wohin sich wenden. Kein Meister in Münster wollte es wagen, ihm das Halsband abzufeilen oder wegzusprengen, aus Angst, es könnte dem Träger das Leben kosten. Endlich wagte es der Schmiedemeister Thiel Schwoll von der Hözterstraße; der von Oer legte mutig seinen Hals auf den Amboß, Schwoll nahm einen gewaltigen Hammer und schlug mit allen Kräften dreimal auf das Band und rief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Da sprang es auf, und der von Oer war gerettet.

Mariens Mantel / Da Maria mit dem Jesuskindlein nach Ägypten fliehen mußte, geriet sie an so rauhe und dornige Wege, daß ihr Gewand mürbe und zerfetzt ward und sie nicht mehr wußte, wie sie ihre Blöße decken könnte. Bitterlich weinend saß sie unter einer Palme, als ein alter Mann liebreich auf sie zutrat, seinen Mantel von der Schulter nahm und ihn der reinen Jungfrau überhing. „Das wird dir Gott in deinen spätesten Enkeln lohnen!“ sprach Maria und setzte mutig ihren Weg fort. ~ Mehr als tausend Jahre später zog ein Ritter Hans von Dringenberg aus der Paderborner Gegend in den heiligen Krieg gegen die Sarazenen; aber wie gut er immer stritt, der Sieg war stets auf der anderen Seite, ja, bei einer Belagerung wurde er von ausfallenden Feinden beraubt und nackt für tot auf dem Felde gelassen. Nach Stunden kam er zu sich und sah eine strahlende Frauengestalt, ein Kind auf dem Arm, im Kreise jubelnder Engel vor sich stehen, dachte, er träume oder sei bereits im Paradiese, überzeugte sich aber dann von seinen irdischen Schmerzen und Augen und wußte, die Jungfrau Maria stünde vor ihm. „Höre,“ sprach sie, „vor vielen Jahren, da ich auf Erden ging, hat einer deiner Vorfahren meine Blöße mit seinem eigenen warmen Mantel zugedeckt, drum komme ich jetzt und helfe dir auch!“ Und nahm ihren sternbesäten Mantel ab und hing ihn über die blutigen Schultern des nackten Ritters und verschwand, ehe der von Dringenberg auch nur ein Wort des Dankes stammeln konnte. Wunderbar gestärkt raffte sich der Ritter auf, kam ins Lager der Freunde und focht von diesem Tage unter dem Sternenmantel so herrlich, daß Glück und Sieg überall mit ihm waren. Später, als er wieder in der Heimat war, legte er den Mantel im Dom zu Paderborn nieder, und die vielen, die ihn sahen, schnitten alle ein Stückchen von dem kostbaren Zeuge; der karge Rest wird jetzt aber sehr sorgfältig bewahrt.

Porta Westphalica / In uralten Zeiten quälte der Teufel die Wesertalleute Tag und Nacht, ihm zu dienen, aber sie wollten nicht. Schließlich dämmte er in seiner Wut die Wallücke bei Bergkirchen in der Herrschaft Vlotho ein, und nun

konnte die Weser nicht mehr in die nördliche Ebene abfließen, sondern füllte mit ihren Fluten den gewaltigen Talkessel und stieg bis an die Kronen der Berge. Die Menschen verloren das meiste Hab und Gut und retteten kaum das nackte Leben auf die Gebirge, aber das Wasser stieg immer weiter. Das sah Gott und warf einen Blitz, der das Gebirge zerriß und den Wassern einen Ausgang schuf. Der Teufel sah sein Spiel verloren, versuchte aber noch ein Letztes und nahm einen ganzen Berg auf seinen Rücken, den wollte er in die Lücke werfen. Er schwang sich damit in die Luft, aber er muß ihm doch wohl zu schwer geworden sein, an der Grenze des Lipper Landes fiel der Teufel zu Boden und wurde unter seiner Last begraben. Die Höhe heißt der Bon- oder Bobenstapel, und der Teufel sitzt heute noch da und rumort von Zeit zu Zeit. Die Bergschlucht aber, die Gottes Blitz gerissen, heißt die Porta Westphalica.

Ludgerus' Brunnen zu Billerbeck / Einst kam Ludgerus, der erste Bischof von Münster, auf den Billerbecker Berg nahe der Stadt und fand im Wald vor einem erbärmlichen Häuschen ein unsagbar schmutziges Weib in Lumpen. „Frau, warum wäschest du dich nicht?" fragte er vorwurfsvoll, aber sie antwortete, der Brunnen sei ausgetrocknet und in der Gegend sei kein Quell, sie wisse nicht, wo sie sich waschen solle. Im Augenblick griff Ludgerus zwei Gänse, die über den Hof liefen, und warf sie in den vertrockneten Brunnen: „Achtet genau, wo sich die Tiere ihren Ausgang suchen, dann grabt, und ihr werdet einen Brunnen finden, der nicht versiegen soll, solange die Welt steht." So sprach Ludgerus. Die Gänse gruben sich in die Erde und durch den ganzen Berg durch und kamen anderen Morgens zum Erstaunen der Billerbecker dortselbst aus der Erde hervor. An dieser Stelle entstand eine herrliche Quelle, die wird Ludgerusbrunnen genannt, und das Bildnis des Bischofs steht in Stein darauf, den Stab in der einen, mit der andern Hand auf den Berg zeigend, daher die Quelle kam.

Die Externsteine / Zwischen den Städten Horn und Paderborn liegen die Externsteine mitten in der Ebene, sie sind so gewaltig, daß Menschenkraft sie sicherlich nicht aufgerichtet hat. Über hundert Fuß sind sie hoch, Sandsteinfelsen, teils mit Kammern; sie waren der Hauptsitz des germanischen Heidentums, auf ihren Altären wurden die gefangenen Römer der Varusschlacht geopfert. Auf dem höchsten Felsen war ein Göttertempel, zu dem eine in den Fels gehauene Treppe führte; der Tempel soll schon unter dem großen Karl eine christliche Kapelle geworden sein. Später wurden die Felsen Sitze der Einsiedler zwischen den Klöstern Werden und Helmstädt, und ihnen verdanken wahrscheinlich die ungeheuren Bilder im Stein, die den Sieg des Christentums feiern, ihre Entstehung. ~ Als Karl der Große das Wort des guten Heilands auf der Spitze seines Schwertes in das Sachsenland trug, geriet Herzog Weking mit den

Seinen in solche Not, daß er dem Teufel reif zur Versuchung schien. Er versprach dem Herzog, ihm einen so gewaltigen Heidentempel zu bauen, daß ihn Karl nicht erobern könne; alle, die zu den alten Göttern stünden, sollten sich um ihn scharen, und viele der Neubekehrten würden sich umwenden. Er, der Teufel, wolle keinen andern Lohn, als daß der Herzog mit seinem Volke auf immer den alten Göttern ihrer Väter treu blieben. Mit zorniger Freude willigte der Herzog ein, der Teufel versprach den Bau noch in der nächsten Vollmondnacht zu vollenden. Von der Zeit siegten des Herzogs Waffen gegen Karl, und sein Anhang wurde täglich größer. Die Zeit des Vollmonds kam, der Teufel begann sein Werk und schleppte ungeheure Felsen aus allen Winkeln der Welt zusammen und türmte sie zu riesenhaften Gewölben, doch als der Bau beinah vollendet war, gab Gott, daß Weking seinen Wahn erkannte und in das Lager Karls zur Taufe ging. Schreiend vor Wut stürzte der Teufel über seinen Tempel her und riß Säulen, Giebel und Wände mit gewaltiger Kraft auseinander, daß die Felsen flogen. Das sind die grauen, verwitterten Externsteine am Eingang des Teutoburger Waldes. Auf einem befindet sich noch ein Gemach mit einem Opferstein, das hat der Teufel damals in seiner blinden Hast vergessen. ~ Als nun das Kreuz in der Felsenwand stand und ein Glöcklein die Gläubigen in hellen Scharen zum Gebet rief, ward der Teufel krank vor Ärger, griff einen mächtigen Felsblock und schleuderte ihn zielend nach der Schlucht, den betenden Priester zu zermalmen. Aber der sah ihn durch die Luft brausen, hielt ihm das Kreuz entgegen und siehe, der Stein stockte im Fluge und senkte sich auf eine schroffe Felskante, wo er heute noch ruht und so aussieht, als müßte er jeden Augenblick fallen. Wirklich bewegt er sich auch bei scharfem Winde, bleibt aber dennoch hängen, denn der, der ihn dort festbannte, läßt ihn nicht stürzen. Von dem Felsen erzählen übrigens die Leute, er werde einst eine Lippische Fürstin zerschmettern.

Gottes Herrlichkeit / In Volkringhausen wird erzählt: Selbst der Teufel hat bei all seiner Verruchtheit ein so großes Verlangen nach Gott, daß er einmal den Wunsch ausgesprochen hat, es möchte eine Leiter von der Erde bis zum Himmel reichen, und jede Sprosse sollte mit scharfen Eisenstacheln versehen sein, er, der Teufel, würde sie dennoch erklimmen, um nur ein einziges Mal Gottes Angesicht in seiner ganzen Herrlichkeit schauen zu können.

Oldenburg / Bremen / Hamburg
Lübeck

Kirchdorfer Bauern / Kirchdorf liegt jetzt bei Aurich, aber als es noch Karkdörp hieß, war Aurich ein kirchenloser Ort und nach dort eingepfarrt. Der Reichtum der Karkdörper war so groß, daß die Bauern Pflüge mit silbernen Scharen auf dem Söller stehen hatten; ihre Zimmer hatten sie mit silbernen Talern gedielt, und in den Hausflur streuten sie statt Sand reinstes Weizenmehl. Sie trieben an Schmuck und Kleidung einen tollen Aufwand, ihr Wirtshaus, das nur Bauern besuchen durften, war auf das Allerköstlichste ausgestattet. Jeden Abend saßen die Bauern da und spielten um Gold, daß es nur so durch die Stube rollte. Bei dieser Lebensweise nahm ihr Reichtum mehr ab als zu, arbeiten mochte niemand, und die nebenliegenden fleißigen Auricher sahen die Zeit heranrücken, wo sie selbständig wurden und eigene Kirchen bauen konnten. Als sie so weit waren, erbaten sie sich von den reichen Karkdörpern eine Beihilfe zum Glockenguß, und die Karkdörper Weiber, die zwar wenig gemünztes Gold mehr hatten, schleppten einen ganzen Haufen goldener Geräte herbei, damit die Auricher Bettler ihre beginnende Armut nicht gewahrten. Aber das Schlimmste kam noch. An einem Abend gesellte sich zu den zechenden Bauern der Oberst der Auricher Burg, das war ein ganz Pfiffiger, der vom einfachen Landsknecht hochgekommen war und sich über die Prahlereien der Karkdörper im Geheimen furchtbar ärgerte. Er hatte sich geschworen, die Narren an der Nase zu führen, und es gelang ihm prächtig. Er schmeichelte ihnen und rühmte ihren unermeßlichen Reichtum, flocht dann so nebenbei ein, man möchte ihm doch ein Stückchen Landes zu eigen geben, und wenns nur so viel sei, wie er mit seinen Leuten in einem Tage mit Wall und Graben umgeben könne. Den Bauern kams auf so wenig nicht an, sie forderten als Gegenleistung einen lustigen Abend, und eines Tages erschien der Oberst der Auricher Burg in Karkdörp, hatte seine ganze Truppe mitgebracht und stellte die Soldaten in einem weiten Kreise auf. Nun fingen die an zu graben, aber anstatt eines richtigen Walles hoben sie nur einen schaufeltiefen Graben aus und umfingen auf diese Weise das beste Stück des Karkdörper Gemeindebodens. Da sind die Karkdörper Gimpel noch mehr heruntergekommen, haben aus Not und Mangel all ihr großes Gut verkaufen müssen und sind jetzt nicht mehr als die andern Bauern der Auricher Gegend.

Von gestohlenen Glocken / In alter Zeit hatte nicht jede Kirche ihre Glocken, die waren zu teuer. Aber der Wunsch nach dem Geläut war überall groß, die Gemeinden gingen schließlich so weit, einander die Glocken zu stehlen. Solch ein Unterfangen wurde gewöhnlich bei Nacht und Nebel ausgeführt, gelang aber nur selten; einmal glückte es den Esensern, die den Thunumern eine Glocke fortnahmen, ein anderes Mal stahlen die Tettenser den Eggelingern beide Glocken und führten sie frohlockend auf ihren leeren Turm. Viel mehr weiß die Sage von den mißglückten Diebstählen. So wollten die Caroliner den Esensern eine Stimme aus ihrem Geläut rauben,

aber die hatten sie selber gestohlen und bewachten ihren Raub gut. Dennoch gelang es den Carolinern, bis an ihren Siel damit zu kommen, dann wurden sie von den nachsetzenden Esensern eingeholt und versenkten die Glocke in den Waalkolk, wo sie niemand mehr an den Tag gebracht hat. Man soll sie jetzt noch hin und wieder durch die Nacht klingen hören. Die Visquarder wurden in Uttum beim Stehlen durch das Geschnatter der Gänse gestört und von den Uttumern mit blutigen Köpfen heimgeschickt; ohne Glocke versteht sich. Die Uttumer wurden darauf durch Erfahrung weise und vermauerten ihre herrlichen spitzbogigen Schallöcher derart, daß der Glockenton nicht mehr über die Feldmarkgrenze dringen konnte. Sie beraubten sich zwar des Ruhms, das schönste Geläut des Landes zu besitzen, aber Neid und Diebstahlgelüste der Nachbaren wurden auch sehr verkürzt und der liebe Frieden wurde gewahrt. Um die Zeit versuchten die Hatshuser, den Ayenwoldmern nachts beide Glocken aus dem Turm zu holen. Es gelang auch schier, man hob die Glocken auf Schlittenkufen und stob durch den weichen Schnee davon. Allerdings waren die Ayenwoldmer gleich hinterdrein, aber die Hatshuser waren schon auf dem spiegelblanken Landsee zwischen den Dörfern und glaubten an ihren Sieg. Da brach plötzlich die Eisdecke, der Schlitten mit den schweren Glocken krachte in das Wasser, mit Mühe schnitt ein Beherzter die Pferde von den Strängen und rettete wenigstens die. Hier standen nun die Hatshuser, dort die Ayenwoldmer und starrten betrübt in das gähnende Loch den entschwundenen Glocken nach; auf beiden Seiten war man überzeugt, daß sie auf immer in der Tiefe bleiben würden. Wohl hat man später, als der tiefe See verschlammte, versucht, die Glocken wiederzuerlangen, aber alles ist vergeblich gewesen. Ganz ähnlich wird es von den Uphusern erzählt, die den Riepstern, und den Bleersumern, die den Funnixern die Glocken gestohlen haben sollen. Auch hier sollen die Glocken nicht über den See oder den Fluß gekommen sein und jetzt noch in den Tiefen ruhen.

Der Friesen Bekehrung

Nach Friesland kam als erster Apostel der heilige Wolfram, der in einem Traumgesicht zu dieser Sendung berufen ward. Eben kam der Heilige zum Hofe des Friesenherzogs Radbod, da sollte dem Götzen nach der heidnischen Landessitte wieder ein Opfer durch den Strang gebracht werden, ein durch das Los erwählter Knabe namens Occo. Wolfram bat im Namen seines Gottes und Heilandes für das Leben des Knaben, und Herzog Radbod sprach: „Siehe, ob dein Christus ihn vom Tode erretten kann, dann soll er dein sein.“ Da betete Wolfram inbrünstig, und wie der Knabe gehängt war, riß der Strang, der Knabe fiel zur Erde, stand sogleich unversehrt auf und ward von Wolfram getauft. Herzog Radbod erkannte die Macht des Heilandes und gedachte sich auch zum Christentume zu bekehren. Aber in selber Nacht erschien ihm der Teufel in Engelsgestalt, herrlich geschmückt, und flüsterte ihm zu: „Warum willst du von deines Landes Gott abfallen? Bleibe ein

Heide, so wirst du künftig in einem goldenen Hause wohnen, morgen will ich es dir zeigen. Frage aber Wolfram, wo denn sein Himmel sei, den er dir verheißen. Er soll ihn dir auch zeigen, so er es vermag." Andern Tags ließ der Herzog den Heiligen vor sich kommen, erzählte ihm sein Gesicht und versprach, ein Christ zu werden, so der Friesen Gott ihm das goldene Haus nicht zeigen werde. Wolfram aber sagte, wenn dem Herzoge auch ein solches Haus gezeigt werde, so werde es ein Gaukelspiel des Satans sein. Da wurde ein Friese für den Herzog gewählt und ein schon getaufter für Wolfram, die gingen zusammen aus, das goldene Haus zu suchen, und alsbald gesellte sich ein unbekannter Dritter als Wegweiser zu ihnen. Sie kamen unvermerkt auf einen herrlichen mit Marmor geplatteten Weg, und von fern leuchtete ihnen das goldene Haus entgegen, darin stand auch ein Thron von Elfenbein mit Edelstein geziert und mit Purpur ausgeschlagen. Der Führer sprach zu den beiden: „Sehet, das ist Herzog Radbods ewiges Haus!" Und der Getaufte sprach: „Ja, wenn Gott es gebaut hat, so wird es ewig stehen," und schlug ein Kreuz gegen das Haus, doch im selben Augenblick schwand es dahin, und an seiner Stelle war ein stinkender Kothaufen. Der Marmorweg war eine Sumpflache, und der Führer war der Teufel selber, der mit Gestank und Zorngebrüll verschwand. Die beiden Ausgesandten mußten drei Tage lang mühsam durch Binsen und Röhricht schreiten, ehe sie die Stadt des Herzogs wieder erreichten. Sie erzählten dem Herzog die Mär, und der wollte sich nun taufen lassen. Schon stand er mit einem Fuß in dem großen steinernen Taufbecken, da fiel es ihm ein zu fragen, wo seine Vorfahren wären, in der Hölle bei den Teufeln oder bei den Seligen im Himmel. Darauf antwortete Wolfram: „Wer nicht glaubet und getauft wird, der wird nicht selig." Rasch entschlossen zog Radbod seinen Fuß wieder aus dem Becken und sprach: „Wo meine Voreltern sind, da will ich auch sein, bei meiner Magschaft und Sippschaft, was soll ich im Himmel bei den wenigen Christenleuten?" Und ließ sich nicht taufen. Am dritten Tage starb er und fuhr hin zu seiner Magschaft und Sippschaft. Später, als der heilige Bonifacius den Friesen das Heil bringen wollte, ließ sich wohl ein Teil taufen, aber die andern erschlugen ihn und seine Gefährten, Adolar und Theoban, und ihre Brüder fielen wieder ins Heidentum zurück.

Das Gespensterschiff

Zur Blütezeit der Stadt Emden brach eines Nachts ein ungeheurer Nordwest los und wälzte die Wasser der Nordsee in schäumenden Wogen heran. In diesem Wetter lief ein großes Handelsschiff der Stadt in den Hafen ein, es war jahrelang unterwegs gewesen. Schon hörte man durch den Sturm die Kommandorufe des Kapitäns schallen und sah durch den Nebelgischt die Gestalten der Seeleute über die Planken und in den Wanten hasten. Eltern und Verwandte derer an Bord harrten mit klopfendem Herzen auf die Landung, da brach mit einem Mal ein noch viel wilderer Orkan los, hob das Schiff auf riesigen Wogen hoch in

die Luft und wirbelte es umher, daß jedes Herz vor Furcht erstarrte. Hundert Stimmen riefen nach dem Rettungsboot, aber das war im Gewahrsam des bittersten Feindes dessen, der auf dem Schiff den Befehl führte, und dieser Schurke wollte den Schlüssel nicht herausgeben. Als man ihm das Boot schließlich abzwang, war es viel zu spät, über einen sprühenden Wogenkamm rauschte das stolze Schiff angesichts der Heimat in die Tiefe und kam nicht wieder zum Vorschein. Aber noch immer, wenn ein Sturm um den Hafen pfeift, wenn die Seewasser an den Deich rasen und die Winde gellen und toben, sieht man durch dunkle Nacht ein Schiff in bläulichem Geleucht heranstürmen, hört das Knarren der Segel, das Schleifen der Taue, das Rasseln der Ankerkette, das Geschrei der Versinkenden.

Das blaue Licht / An der Ems, an der Grenze zwischen Westfalen und Ostfriesland, liegt der Ort Halte. Dort stand vor Zeiten eine Burg, deren freundlicher Graf eine Fähre mit zwei riesigen Fährknechten unterhielt und Tag und Nacht die Reisenden überfahren ließ. Die Fähre wurde sehr stark in Anspruch genommen; damit sie des Nachts ihren Weg nicht verfehlen konnte, brannte aus einem Fenster der Burg ein breites blitzblaues Licht. Ein reicher Münsterischer Kaufmann kam eines Abends mit einem großen Hunde an die Fähre und begehrte die Überfahrt. Er stand schon im Fährboot, aber sein Hund wollte durchaus nicht hinein, heulte und schnappte nach den Händen der Fährknechte, als die ihn greifen wollten. Der eine Knecht lachte höhnisch auf und schlug vor, der Hund möge seinen Weg allein zurückmachen, und war in seinem Lachen ein Ton, der dem Kaufmann mißfiel. Er fuhr dennoch ab und dachte, sein Hund würde schon durch die Ems finden. Der sprang auch wirklich laut heulend ins Wasser und schwamm neben dem Boote her. Mitten im Strom durchzuckte plötzlich die blaue Flamme auf der Burg ein purpurner Strahl, als spalte sie einer mit feurigem Schwert, und im selben Augenblick erhielt der Kaufmann einen furchtbaren Schlag über den Kopf, der ihn ohnmächtig ins Boot warf. Indessen war leise der Hund an den Kahn geschwommen und hatte sich hineingeschwungen. Er sprang dem Knecht, der den Schlag getan hatte, an den Hals und biß ihm die Kehle durch, dann stürzte er sich mit gewaltigem Satz auf den anderen und warf ihn derart ins Boot, daß der wie tot liegenblieb. Das Boot trieb nun mit dem Strom und ward in der Morgendämmerung von einem fürstlichen Kriegsschiff aufgefischt. Der Kaufmann kam wieder zu sich, der Knecht lag wach unter dem riesigen Hunde und durfte sich nicht rühren. Ein Fähnlein Landsknechte wurde in die Fährburg gesandt, aber der Vogel war ausgeflogen. Da grub man in den Kellern nach und fand Gruben voller Leichen. Voll Grimm und Schrecken ging man daran, den Knecht zu foltern, darauf gestand der, daß sein Herr ein berüchtigter Räuber wäre und er ihm geholfen hätte, die Reisenden zu ermorden und auszuplündern. Er wurde in Egels gerädert, die Burg ward zerstört und der Mordbrunnen, darin man die meisten Leichen

gefunden hatte, mit Weihwasser besprengt und verschüttet. Noch oft zeigt sich in stillen Nächten am Himmel die blaue Flamme, just an der Stelle, wo das Fenster der Burg gelegen war, und ein riesiger Hund heult von irgendher.

Die Weiber von Borkum / Vor einigen hundert Jahren machte der schwarze Roelf die Nordsee unsicher. Es war ein Seeräuber gleich dem Störtebecker, und die Sage ging von ihm, er sei nie geboren und könne darum auch nie sterben. Er fürchtete keinen Kampf und nahm es tollkühn mit weit überlegenen Gegnern auf, sein Glück half ihm überall. Allen Inseln hatte er schon einen Besuch abgestattet, nur auf Borkum war er noch nicht. Als eines Tages die Borkumer Fischer auf Fang fuhren und das Dorf unter der Obhut der Weiber geblieben war, wollte der schwarze Roelf den Frauensleuten einen Besuch machen, zog die rote Flagge auf und lief vor die Insel. Eine Fischersfrau, die Eier suchte, sah sein berüchtigtes Segel und schlug Lärm. Da faßten sich die Frauen ein Herz, zogen in aller Eile Männerkleidung an und bewaffneten sich. Sie richteten die alte Schiffskanone am Strand und beschossen den Räuber so glücklich, daß bei den ersten beiden Schüssen Hauptmast und Steuer zertrümmert wurden, und bald kam das Schiff ans Lecken. Die Räuber mußten um Gnade flehen, wenn sie nicht elendiglich ersaufen wollten, wurden in kleinen Trupps ans Land geschafft und gefesselt in den Turm gelegt. Aber eine List befreite sie. Die Tochter des schwarzen Roelf, ein zartes Ding, hatte sich losgebettelt und befreite in der Nacht heimlich die Gefährten. Sie stahlen am Strande ein Boot, bemerkten aber nicht, daß es leckte, und die vielen, die es belasteten, zogen es in die Tiefe, daß alle ertranken.

Der Graf von Hoia / Es ist einmal einem Grafen zu Hoia ein kleines Männlein in der Nacht erschienen, und wie sich der Graf entsetzt, hat es zu ihm gesagt, er solle sich nicht erschrecken, es habe ein Wort an ihn zu richten und ihn um etwas zu bitten, er möge ihm das nicht abschlagen. Der Graf antwortete, wenn es ihm zu tun möglich und ihm und den Seinen unbeschwerlich sei, so wolle er es gern tun. Da sprach das Männlein: „Es wollen die folgende Nacht etliche zu dir auf dein Haus kommen und Ablager halten, denen wollest du Küche und Saal so lange leihen und deinen Dienern gebieten, daß sie sich schlafen legen und keiner nach ihrem Tun und Treiben sehe, auch keiner darum wisse als du allein. Man wird sich dafür dankbarlich erzeigen, du und dein Geschlecht sollens zu genießen haben, es soll auch im allergeringsten weder dir noch den Deinen Leid geschehen.“ Darein hat der Graf gewilligt. Also sind sie folgende Nacht, gleich als mit einem riesigen Zug, die Brücke hinauf ins Haus gezogen, allesamt kleine Leute, wie man die Bergmännlein zu beschreiben pflegt. Sie haben in der Küche gekocht, zugehauen und aufgegeben, und es hat sich nicht anders ansehen lassen, als wenn eine

große Mahlzeit angerichtet würde. Darnach, fast gegen Morgen, wie sie wiederum scheiden wollen, ist das kleine Männlein abermals zum Grafen gekommen und hat ihm neben Danksagung ein Schwert, ein Salamanderlaken und einen güldenen Ring gereicht, in welchem ein roter Löwe als Stein gefaßt war. Diese drei Stücke sollten er und seine Nachkömmlinge wohl verwahren, und solange sie die Dinge beieinander hätten, würde es einig und gut in der Grafschaft zugehen; sobald sie aber voneinander kommen würden, sollte es ein Zeichen sein, daß der Grafschaft nichts Gutes bevorstünde; und der rote Löwe ist auch allzeit darnach, wenn einer vom Stamme sterben sollte, verblichen. Zu den Zeiten dann, da Graf Jobst und seine Brüder unmündig waren und Franz von Halle Statthalter im Land, sind das Schwert und das Salamanderlaken weggekommen, der Ring aber ist bei der Herrschaft verblieben bis an ihr Ende. Wo er aber nach der Zeit geblieben ist, weiß man nicht.

Die Marterburg / Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts kamen die Hunnen mit ihren Raubscharen auch nach Bremen, steckten die Kirche in Brand und mißhandelten und töteten die Priester vor dem Altar. Da entlud sich unvermutet ein starkes Gewitter, Blitze schlugen in den Dom und töteten viele von dem Gesindel, die übrigen flohen voller Schrecken aus dem Dom, liefen in blinder Angst in die Weser und ertranken. Schlimmer noch erging es einem andern Haufen, der über die Domshaide rannte, um sich durch das Ostertor aus der Stadt zu retten. Die Bürger sahen die Angst der Heiden, sammelten sich schnell und trieben sie in die nächste Straße. Die Räuber glaubten sich in der engen Gasse leicht gegen ihre Verfolger verteidigen zu können, aber die Fenster über ihnen öffneten sich, und die Weiber gossen siedendes Wasser und Öl auf sie herab, so daß sie eines jämmerlichen martervollen Todes starben. Von der Begebenheit hat die Straße ihren Namen erhalten, sie heißt bis auf den heutigen Tag die Marterburg.

Der alten Friesen Seeabenteuer / Vor vielen hundert Jahren wußte man nichts anderes, als daß sich im Norden der Weser kein festes Land mehr finde. Das Volk dachte sich dort nur eine ungeheure, unbegrenzte Meeresfläche, der Libersee genannt. Zur Zeit des Erzbischofs Vizelin unternahmen einige vornehme Friesen eine Entdeckungsreise nach Norden, ließen Dänemark rechts, England zur Linken liegen, kamen zu den Orkadischen Inseln, fuhren an Norwegen vorbei und erreichten nach langer Fahrt das eisige Island. Die Gewässer um Island durchschifften sie kreuz und quer, ließen alle Eilande hinter sich und empfahlen ihr weiteres Wagnis Gott und dem heiligen Willehad, denn sie gerieten in eine undurchdringliche Finsternis und bald darauf in einen heftigen Meereswirbel. Ständig betend entkamen sie mit angestrengtem Rudern aus dem Strudel. Aus dem gefahrvollen Dunkel, den Strömungen und der Eiseskälte waren sie glücklich gerettet, da kam ihnen eine hohe,

von steilen Klippen umgebene Insel zu Gesicht, die fast einer ungeheuren Stadt mit gewaltigen Festungswerken glich. Einige der Reisenden stiegen ans Land, um das Innere des Eilands zu untersuchen. Da fanden sie zur Mittagszeit die Menschen in unterirdischen Höhlen verborgen. Vor den Öffnungen dieser Höhlen lag eine unendliche Menge Geschirre von Gold und köstlichem Metall. Sie nahmen davon, so viel sie tragen konnten, und eilten froh zu ihren Schiffen zurück. Plötzlich sahen sie sich von wunderbar großen Menschen verfolgt, die nur ein Auge auf der Stirn hatten; vor ihnen sprangen mächtige Hunde, die einen von den Schiffern erreichten und sogleich in Stücke rissen. Den übrigen Friesen gelang es, unversehrt die Fahrzeuge zu erreichen. Bis auf die hohe See wurden sie von den schreienden Riesen verfolgt. Ohne Aufenthalt fuhren sie nun der Heimat zu und dankten dem guten Christus und seinem frommen Bekenner Willehad für die glückliche Rettung aus aller Fährnis.

Das Wunderhorn / In der Nähe der Stadt Bremen trieb vorzeiten eine gespenstische Jungfrau ihr Wesen. Einst hatte sich der Graf Anton von Oldenburg in der Hitze des Jagens von seinem Gefolge verirrt und wünschte sich einen Trunk, weil es sehr warm war. Da öffnete sich plötzlich ein Sandhügel, und es trat ein schönes Mädchen heraus. Sie reichte dem Dürstenden ein gefülltes Horn und versprach ihm Einigkeit und Gedeihen in seinem Geschlecht, wenn er es leeren würde. Dem Grafen war die Sache nicht geheuer, trotz des grausamen Durstes, der ihn plagte, enthielt er sich des Trinkens und goß im Davonreiten den Inhalt des Hornes rückwärts auf seinen Schimmel. Bald fand er seine Diener, sie ritten nach Oldenburg, und es fand sich, daß dem Tiere von dem scharfen Trank das Haar ausgegangen war. Das Trinkhorn wurde lange Jahre in Oldenburg als großes Kleinod bewahrt. Es zeigte wunderbare Bilder und unbekannte Wappen. Die Goldschmiede hielten das Metall des Horns für Gold mit einem Zusatz von Silber, als aber ein Fuß davon zerbrach, fand es sich, daß es sich nicht schmelzen ließ und gar kein Feuer annahm, so daß man den Fuß nicht wieder anfügen konnte. Es wurde das Oldenburgische Horn genannt und hatte inwendig einen starken Geruch, so daß jeder Trunk daraus etwas widerlich schmeckte. In der Folgezeit ist es nach Kopenhagen gekommen.

Der dumme Teufel / Vorzeiten, als weder Dorf noch Stadt in unserm Lande war, als die Menschen noch kein Eisen kannten, pflügten sie mit einem Balken ohne Räder; hinten brannten sie ein Loch hinein, steckten einen spitzen Stock hindurch und führten daran den Pflug. Ein kluger Mann brannte noch ein Loch vor den Stock und keilte darin ein Kuhhorn fest; das Horn riß wie unser Voreisen heute den Boden auf. Den Hinterstock machte er breiter und gab ihm eine solche Richtung, daß er die Erde umwarf. Beim Pflügen mit dem neuen Pflug bekam der Acker ein rechtes

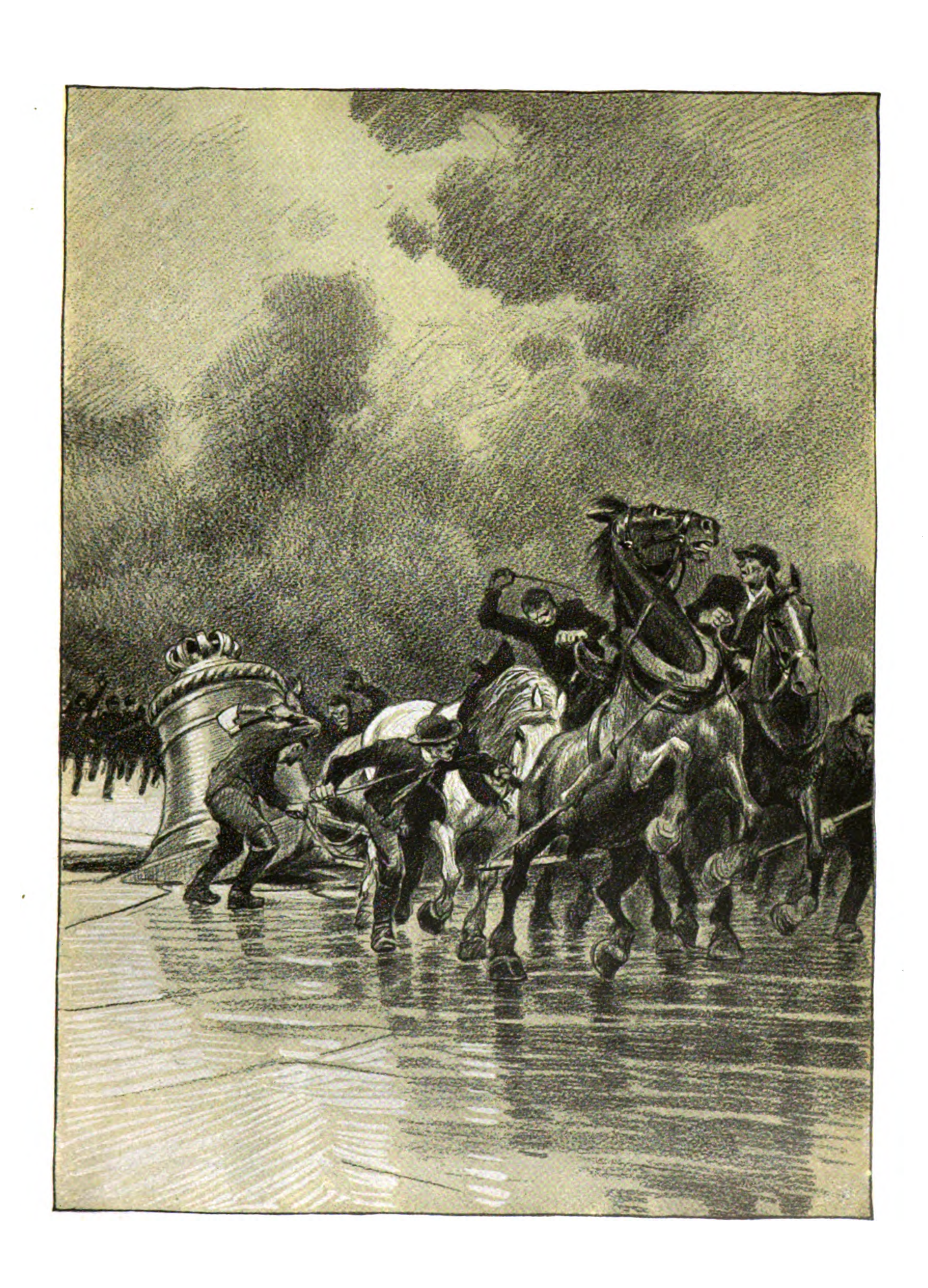
Ansehen, dem Manne lachte das Herz im Leibe und er rief seine Nachbarn herbei, sich mit ihm zu freuen. Die Nachbarn staunten und riefen: „Nun wollen wirs wohl machen! Nun kann einer zweimal so viel ernten!“ Aber gerade als sie dabei waren neue Pflüge zu bauen, kam der Teufel zu ihnen und fuhr sie hart an: „Gut, daß ich euch alle hier beisammen habe. Ich bin der Teufel, und mir gehört hier alles Land weit und breit! Als eure Vorfahren hierherkamen, ließ ich sie ungestört darin wohnen, weil mein Vieh, Bären und Wölfe, Drachen, Habichte und Fliegen nicht dabei zu kurz kamen. Nun wollt ihr aber mit dem neuen Pflug die anmutige Wildnis umpflügen und meine Lust vermindern. Das werd ich nicht leiden. Von allem, was ihr auf den Äckern gewinnt, will ich die Hälfte als Zoll haben, aber nicht etwa die Hälfte des Ertrages, denn Maß und Gewicht wären bei eurer Bosheit unsicher, auch nicht die eine Hälfte des Ackers in der Breite oder in der Länge, denn ein Stück würdet ihr weniger gut düngen und pflügen, sondern ich will haben, was über der Erde steht, und ihr könnt nehmen, was unter der Erde wächst.“ Damit ging der Teufel davon, und die Bauern blieben in großer Betrübnis zurück. Nach langem Beraten kamen sie darauf, ihm eine Nase zu drehen. Sie pflügten den Acker und säten Rübsaat. Die Saat ging auf, die jungen Rüben wurden von der Sonne angelacht und immer dicker, und als das Kraut anfing gelb zu werden, riefen sie den Teufel, sein Teil zu nehmen. Wie kam der in Wut, als er sich so angeführt sah! Voll Ärger rief er den Bauern zu: „Übers Jahr könnt ihr nehmen, was über der Erde wächst.“ Nun gingen die Bauern fleißig daran, Winterroggen zu säen, und der liebe Gott gab Regen und Sonnenschein, und bald statt der braunen Windeln den ersten grünen Kinderrock, so daß der Acker grün wie eine Wiese war. Dann warf er eine weiße Decke darüber, daß Frost und Eiswind nichts schaden konnten. Den Leuten wurde die Zeit lang und ihr Verlangen nach Ostern immer größer. Kaum hatte die Sonne den Winter nach Norden geschickt, da gingen sie wieder frisch ans Werk und warfen in das übrige Land Gerste, Hafer und Buchweizen. Nach getaner Arbeit falteten sie die Hände und beteten: „Lieber Gott, gib uns deinen Segen und hilf uns gegen den unverschämten Teufel.“ Tag und Nacht wuchs nun das Winterkorn mit dem Sommerkorn um die Wette. Es war, als wenn in der Nacht Engel vom Himmel kämen und jeden Halm länger zögen. Die Ähren kamen heraus, sahen demütig bittend gen Himmel und bekamen in vollem Maß das Ihre. Aus Dankbarkeit neigten sie sich immer tiefer und tiefer. Eines Tages vor Sonnenaufgang sahen sie ihre Füße an und sahen, daß sie alle ganz gelb wurden. Da sprachen sie zu den Menschen: „Nun schneidet uns ab, daß wir fröhlich sterben und in Garben kommen.“ Die Leute taten, wie ihnen gesagt war, und wenn das Schneiden mit Feuersteinen langsam ging, dieweil sie weder Sense noch Sichel von Eisen oder Kupfer hatten, so kamen sie doch damit zu Ende. Darauf riefen Männer, Frauen und Kinder aus vollem Halse nach dem Teufel, damit sie ihn auslachen könnten. Er schnob herbei, und der älteste Bauer sprach, nun könnte er die Wurzeln aus der Erde

holen. Die Stoppeln müßte er aber nach dem Vertrag stehenlassen. Doch wenn er damit im Winter seine Stube wärmen wollte, so wollten sie ihm die Stoppeln dazu schenken. Über diese Güte wurde dem Teufel ganz grün und gelb vor Augen, vor Wut konnte er keinen Laut von sich geben. Ein kleiner Junge rief: „De dumme Düwel de!" und die ganze Versammlung griff das Wort auf und schrie es dem Teufel ins Gesicht, daß er davonlief und sich seit der Zeit nicht mehr bei den Bauern sehen ließ.

Vom Hamburger Kinderbischof / Der Sankt-Nikolaus-Tag war das Hauptfest der Hamburger Schuljugend. Da wählte sie nach altem Herkommen einen Bischof aus ihrer Mitte, der war bei dem Feste die Hauptperson, und drei Wochen lang wurde er übermaßen geehrt. Natürlich wünschte jeder Schüler und seine Eltern für ihn brennend gern, zu dieser mehr als närrischen Würde zu kommen. Es kamen dadurch mehr Unruhen und Familienzwiste zustande als vor einer Königswahl im Polenreiche. Damit der guten Stadt durch verderbliche Spaltungen kein Schaden geschehe, ward ernsthaft und förmlich in einem langen, genauen Schriftstück die Wahl des Kinderbischofs durch den Rat und die Ehrwürdigen des Domkapitels geregelt. Danach konnte ein Schüler nur einmal in seinem Leben der Ehre teilhaftig werden; ein jeder aus der ganzen Schuljugend konnte gewählt werden, Kanonikus oder Nichtkanonikus. Nach der merkwürdigen Urkunde gab es nämlich eine Reihe von Domschülern, die man Kinderdomherren nannte, vielleicht die Selektaner jeder Klasse. Diesen allein stand das Wahlrecht zu. Bei Wahlstreitigkeiten legte sich das Kapitel ins Mittel und stellte einen Kandidaten auf, der gewählt werden mußte. Der also Erkorene hatte für die Ehre, so er ein schlichter Scholar war, zwanzig Schilling zu entrichten, war es ein Kinderdomherr, mußte er sechs Mark zahlen. Den Erwählten durch Spottlieder oder lateinische oder deutsche Schmähgedichte zu kränken oder ihn sonst wegen der Wahlgeschichte ehrenrührig anzugreifen, war den Schülern bei schärfster Ahndung verboten. Der erwählte Kinderbischof wurde dann am Sankt-Nikolaus-Tag mit großem Pomp, bischöflich angetan, von priesterlich gekleideten Knaben und der ganzen bunten Schar der Mitschüler begleitet, in den Dom geführt, wo er auf dem Altar einen Ehrenplatz einnahm und also dem ordentlichen Gottesdienste beiwohnte. Sodann mußte er, vermutlich in der großen Halle vor der Domkirche, eine bischöfliche Predigt halten, lateinisch oder deutsch, gewöhnlich ergötzliche Verse, zu deren Abfassung er kaum eine Nacht Zeit gehabt hatte. Der Glanzpunkt des Tages war der öffentliche Umzug der Schüler durch alle Straßen der Stadt. Vor dem Bischof trugen phantastisch geschmückte Schüler Fahnen und große mit Kringeln und Kuchen aller Art behängte Stangen. Der jugendliche Bischof saß im vollen, der Wirklichkeit nachgebildeten Ornat zu Pferde, von kleinen Diakonen begleitet. Feierlich singend folgten die älteren Scholaren in ihrer ernsthaften Schülertracht, in grauen Röcken und schwarzen Kappen. Dahinter schwärmte und lärmte die ganze Schar der jüngeren

Schüler in vielfacher Verkleidung, als Apostel und Heilige, als Engel, Priester, Mönche, Könige, Kurfürsten, Ritter, Ratsherren, Bürger, Schneider und Schuster, als Bauern und Kriegsleute, als Narren, schwarze Mohren, ja sogar als Teufelchen. Ungezählte Zuschauer begleiteten den Zug oder sahen ihm aus den Fenstern zu. Eine große fröhliche Schmauserei beschloß den Festtag. Bis zum 28. Dezember blieb der Kinderbischof in seiner Hoheit und Herrlichkeit. An allen Sonn- und Feiertagen in dieser Zeit erschien er zur Messe und Vesper im vollen Ornat auf einem Ehrenplatz des hohen Chors der Domkirche. Wollte ihm das Glück so wohl, daß er in dieser Zeit selig starb, so erwies man seinem Leichnam die bischöflichen Ehren. Er wurde mit der ganzen Pracht eines wirklichen Bischofs bestattet. Am 28. Dezember war die Herrlichkeit zu Ende. Die ganze Bubenschar hielt an dem Tage im letzten lustigen Mummenschanz einen Umzug durch die Stadt, und damit war für das Jahr der Spaß aus.

Dat lütte Rümeken / Unter den vielen guten holsteinischen Fürsten aus dem Hause Schauenburg darf man Graf Otto nicht vergessen, der zu Pinneberg herrschte und als freundlicher Nachbar der Stadt Hamburg oftmals, wenn er auf seiner Vogtei Ottensen gewesen war, nach Hamburg hineinritt und sich von den Ratsherren gern im Ratskeller mit einem guten Trunk bewirten ließ. Einst, als er mit den Wohlweisen zechte, war der Trunk besonders gut, die Herren trachteten, wie sie ihn immer fröhlicher machten, und ließen ihm vom Mutterfäßchen den besten Firnewein zapfen; dabei verstrich unvermutet die Zeit, und die Stunde, da alle Stadttore fest verschlossen werden, war längst vorüber, als Graf Otto ans Aufbrechen dachte. Aber es war einmal zu spät. Herr Otto saß in der Stadt und konnte nicht heraus. Die Ratsherren wußten dem Ehrengaste das Unglück so vergnüglich vorzustellen, daß er sich weiter nicht darum grämte und der Einladung des Bürgermeisters, bis zum Morgen in seinem Hause Herberge zu nehmen, gern nachkam. Der Graf fand eine sanbere Tafel mit feinen Speisen und herrlichsten Weinen zum Abendimbiß bereit, und des Bürgermeisters Hausfrau bot dem hohen Gaste den Goldpokal. Sie war eine feine schöne Frau und wußte den Grafen gemeinsam mit ihrem Manne so wohl zu bedienen und in fröhlicher Rede zu vergnügen, daß er von all den guten Dingen schier lustig wurde. Als nun der reichliche Wein sein bestes getan, ging die schöne Bürgermeisterin den Grafen mit lieblichen Worten an, ihr doch ein kleines Räumchen zu schenken, nur dat lütte Rümeken zwischen dem Millerntore und dem Bach, der zur Elbe läuft, weil die Hamburger Frauen gern auf der Stadt Gebiet ihr Linnen bleichen möchten. Und da sie so artig bat und der Graf ein ritterlicher Herr war, der einer bittenden Frau nichts abschlagen konnte, sonderlich wenn sie schön war, gewährte er die Bitte, zumal er sich in seiner Vergnüglichkeit nicht entsann, daß das gewünschte kleine Räumchen eigentlich recht groß war. Zufällig war der Notar gleich zur Hand, die Abtretungsurkunde ward verfaßt, Graf Otto unterschrieb



flugs und fröhlich den Brief und setzte sein Siegel dabei. Der Wein schmeckte ihm nach abgetanen Staatsgeschäften um so besser, und in recht später Stunde wurde der Graf vom Bürgermeister und vom Notar nicht ohne tätige Beihilfe zu Bette geleitet. Anderen Morgens, als er beim Heimreiten über das abgetretene lütte Rümeken kam, wunderte er sich sehr über dessen Umfang, aber er war ein edelmütiger Herr, der fröhliche Schwänke wohl leiden konnte, drum lachte er über die List seiner Gastfreunde und ließ die Sache gut sein. Den Torschluß hat er nie mehr verpaßt und beim Bürgermeister hat er niemals wieder geherbergt. Der schönen Gevatterin sagte er einmal lächelnd, um das ganze Hamburger Linnen zu bleichen, möchte sie wohl die ganze Herrschaft Pinneberg für ein lüttes Rümeken ansehen und ihm abschwatzen.

Abelke Bleken / Um 1540 gabs in ganz Ochsenwärder kein schöneres Mädchen als Abelke Bleken, eines reichen Bauern einziges Kind. Sie war ihrer Eltern Glück und Freude, jedermann hatte sie lieb, die jungen Burschen mochten nur mit ihr zum Tanz gehen; freien aber wollte sie nicht. Darüber vergingen Jahre; Abelkes Eltern starben. Im ererbten Gehöft waltete sie als verständige Bäuerin, alle Freier wies sie ab. Im Kirchspiel ging die Rede, Abelke wolle nicht heiraten bis der Rechte wiederkäme; ihr Rechter aber sei ein Kriegsmann, ein feiner Gesell, der vor Jahren unter den Stadtsöldnern als Fähnrich gedient und eine Weile mit seinem Haufen in Ochsenwärder gelegen hatte. Der habe ihr Lieb und Treu gelobt und die Ehe versprochen, wenn er heimkehre. An ihm hange Abelke mit Leib und Seel und wolle um ihn von keinem andern Manne wissen. Jahr um Jahr verging; der Fähnrich kam nicht wieder, Abelke blieb einsam. Sie galt noch immer für ein schönes Weibsbild, schaltete fleißig auf ihrem Hof, hielt Acker und Vieh wohlbestellt, war gottesfürchtig und ehrbar, beschenkte jeden Bettler, der vor ihre Tür kam, und jeden armen Soldaten doppelt. Vor den Leuten war sie allzeit fröhlich und teilte gern ihre Ernteschmäuse und Martinsgänse mit ihnen, aber es hieß, allein sinne sie oft stundenlang vor sich hin, sei traurig und weine bitterlich. Gegen Mitternacht wollten etliche sie am Kreuz im Feld bei der Landscheide wehklagend gesehen haben. Abermals gingen Zeiten und Segen und Fluch über das Land hin. Die guten Nachbarn und Freunde aus Abelkes Jugendzeit waren gestorben, die jüngeren Leute hatten vergessen, daß Abelke Bleken einmal jung und schön und aller Welt Lust und Freude gewesen war. Abelkes Haare waren frühzeitig ergraut, ihre vormals schlanke hohe Gestalt gebückt und zusammengeschrumpft, die lieblichen Züge welk, hart und scharf; die großen dunkeln Augen waren den Leuten unheimlich. Man mied ihren Hof, kein Mensch verkehrte mit ihr. Der große Kater, dem sie ihr ganzes Herz zuwandte, war den Leuten verdächtig, er war dreifarbig, und niemand wußte, wann und wie er zu ihr gekommen. Einige wollten gesehen haben, daß ein Feuerklumpen wie ein glühender Drache durch den Schornstein zu ihr geflogen war. Allmählich mied man sie auch auf den

Straßen, darum wandelte sie fast nur noch spätabends aus. In der Kirche rückten die Nachbarinnen von ihr seitab, drum ging sie nicht mehr ins Gotteshaus. Die Bettler warfen ihre Gabe weg und schlugen ein Kreuz, darum gab sie fortan keinem mehr, und keines Armen Vaterunser erscholl ferner vor ihrer Türe. Doch es kam noch schlimmer. Der Leute Gerede verscheuchte ihr die guten Dienstboten, nur schlechtes Gesinde kam zu ihr, Acker und Vieh, ihre ganze Wirtschaft litt darunter und ging rückwärts; sie kam ins Verarmen. Was ein Hagelschlag übriggelassen, verzehrte eine Feuersbrunst, bei der kein Nachbar der verlassenen Alten zur Hilfe kam. Hof und Acker wurden verkauft, Abelke war bettelarm geworden. Jetzt sprachen die Leute offen aus, was sie längst im stillen gemunkelt: Abelke Bleken ist eine Hexe. In ihrem Unglück, von allen Leuten nur mit Scheu und Verachtung behandelt, ergab sich Abelke nun wirklich der Zauberei. Von einer alten Strickerin lernte sie, magische Knoten zum Schaden der Menschen zu schürzen. Ein Schäfer lehrte sie die zauberische Wirkung mancher Kräuter und Wurzeln. So wurde Abelke Bleken zur Hexe und übergab sich dem Teufel und vergiftete und schädigte in seinem Namen, bis das Maß ihrer Übeltaten erfüllt war. Siebenfach gefesselt ward sie im Keller der Fronerei am Berge zu Hamburg verhört. Der älteste Richter redete sie an: „Abelke Bleken, wollt Ihr Gott die Ehre geben und freiwillig gestehen, daß Ihr mit dem Teufel verbündet und eine verfluchte Hexe seid, auch freiwillig dem Gericht Eure Missetaten bekennen?“ Da lachte sie laut und sprach: „Nein, ich will nicht!“ Nun ward sie gepeinigt und gemartert, schrie und kreischte und lästerte Gott, aber weinen konnte sie nicht. Darum sprach der älteste Richter: „Sie ist schuldig, sonst würde sie weinen. Wer dem Teufel anhangt, der muß zuerst sein menschlich Fühlen ausrotten und menschlich Weinen verlernen.“ In der tiefsten Pein rief sie endlich: „Ich will bekennen.“ Die Ohnmächtige ward gestärkt und belebt und legte sonder Rückhalt ein umständliches Geständnis ab. Vor vier Jahren, so bekannte Abelke Bleken, hatte sie an der Landscheide zu Ochsenwärder um Mitternacht den Teufel gerufen. Er war ihr erschienen, und sie hatte sich ihm mit Leib und Seele für zeitlich und ewig zu eigen gegeben. Noch oftmals hat er sie zur Bestätigung ihres unlauteren Bündnisses besucht, gerufen und ungerufen; jedesmal war er eiskalt und ohne einen Funken Wärme gewesen. Zunächst war er nach sieben Nächten zu ihr gekommen, hat sich vor ihren Augen in ein schwarzes Pferd verwandelt, auf dessen Rücken sie weit fort auf den Hexentanzplatz geritten war. Dort haben viele Hexen getanzt und Zauberkräuter gekocht, sie selbst hat auch davon gegessen. Bald danach habe sie Ochsen totgezaubert, Kälber mit Ratzenkraut vergiftet und anderen Schaden getan. Einen besonderen Zorn hatte Abelke gegen den Vogt zu Ochsenwärder namens Dirk Gladiator, der ihr den letzten Kessel abgepfändet. Für ihn hat sie einen Zauberknoten aus ihrem Wollbandgürtel geschürzt, etliche Haare von ihm und Nägelschnitzel seiner todkranken Frau hineingeschlungen und den Knoten in seinem Pferdestall versteckt. Dabei hat sie siebenmal geflucht, daß der

Vogt in Krankheit fallen und so lange siech bleiben solle, bis der Gürtel gefunden und die Knoten richtig gelöst sein würden. Die Vögtin hat sie schneller aus dem Leben gebracht. Sie hat heimlich die Hauskatze der Vogtei in aller Teufel Namen totgeschlagen, und den Katzenbregen der Vögtin in Kohl und Warmbier getan; davon ist sie krank geworden und gestorben. Noch vieles andere hat sie gestanden und beteuert, auf die Wahrheit all dieser Aussagen wolle sie leben und sterben. Beim Hochgericht wurde ihr ein Scheiterhaufen errichtet, und die Flammen verzehrten das unselige Weib.

Eine Entführung / Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, da die Schweden im Lande Holstein hausten, hatte ein schwedischer Oberst, ein noch junger schöner und tapferer Herr, auf einem gräflichen Schlosse im Holsteinischen im Quartier gelegen und einen ernsthaften Liebeshandel mit des Burgherrn Tochter angesponnen. Die junge Gräfin liebte den schönen Kriegsmann herzinnig, obschon er ein Feind des Landes und an die Einwilligung ihres Vaters zu einer Heirat nicht zu denken war. Als der Oberst mit seinem Regiment das Land verlassen mußte, verabredete er mit der schönen Gräfin eine Entführung. Er brachte seine Truppen über die Elbe ins Stiftbremische, kehrte heimlich mit trefflichen Pferden zurück und entfloh in der Nacht mit seiner Geliebten, die aus Liebe zu ihm Vater, Mutter, Heimat und guten Namen ließ. Aber der alte Graf hatte die Entführung zu früh gemerkt und seine Leute aufgeboten, und er verfolgte die Flüchtigen so hitzig, daß sie kaum Zeit zum Essen und Trinken fanden und wegen der anfangs gemachten Umwege durch einsame Gegenden ihren Vorsprung bald verloren hatten. Gegen Abend des zweiten Tages waren die Verfolger ihnen hart auf den Fersen, schon konnten sie den zornigen alten Grafen erkennen, als sie ins Gebiet der Reichsstadt Hamburg kamen; der alte Graf aber achtete kein fremdes Gebiet und jagte ihnen auch da nach, so daß sie ihren Gewaltritt fortsetzen mußten. Die Tore der Festung Hamburg sollten gerade geschlossen werden, da sahen die erstaunten Wächter im Steintor einen schwerbewaffneten Kriegsmann auf schaumbedecktem Rosse hereinsprengen, als ob Tod und Teufel hinter ihm drein seien, vor ihm ein wunderschönes todblasses Fräulein, das ohnmächtig an seiner Brust ruhte, und ehe sie sich besannen, waren Roß und Reiter in den dunklen Straßen der Stadt verschwunden, so daß sie glaubten, eine Erscheinung erblickt zu haben. Nach fünf Minuten brauste der alte Graf mit seinen Reisigen heran, das Tor war geschlossen, und nach damaliger Sitte wurde vor Anbruch des nächsten Tages niemand ein- und ausgelassen. Die Verfolger mußten vor dem Tor den Morgen abwarten. Die Flüchtlinge waren indes in Sicherheit, wo ihnen kein zorniger Vater und kein weltlich Gericht etwas anhaben konnte. Der Oberst war mit seinem Lieb die Steinstraße heraufgesprengt, da entsann er sich, daß die Domkirche Freirecht habe und jeder hineingeflüchtete Verfolgte unangefochten dort weilen könne. Die große Tür beim Reventer stand offen, die Ruhe auf der Flucht

3*

winkte einladend, er stieg mit seiner schönen Geliebten vom Pferde und trug die ohnmächtige Gräfin in den Dom. Sein Pferd lief weiter in die Stadt hinein. Kein Mensch hatte zu der späten Abendstunde gesehen, wie sie in den Dom gekommen waren. In der zunehmenden Dunkelheit irrte der Oberst in den vielen Kreuzgängen und Hallen, stieg zufällig einige Stufen hinab und kam in die Krypta unterm hohen Chor; zur katholischen Zeit war auch hier Gottesdienst gehalten, seitdem wars ein Grabgewölbe für vornehme Domherren und fremde Ritter und Edelleute geworden. Mags nun die gewaltige Anstrengung und Erhitzung des langen Rittes im Harnisch getan haben, oder wars die Erregung der Sorge und Hoffnung: kaum hatte der Oberst die noch immer bewußtlose Geliebte vorsichtig auf einen steinernen Sarg niedergelegt, so sank er tot zu ihren Füßen nieder. Um Mitternacht erwachte sie zum Bewußtsein. Der Mond schien durch die kleinen Gitterfensterchen oben am Kreuzgewölbe in die Gruft. Sie schaute sich um, nicht fassend, wo sie sei, gewahrte rings die steinernen Grabmäler der alten Domherren und Ritter mit gefalteten Händen auf der Brust, eine schauerliche Kühle und Stille wehte sie an; da gewahrte sie mit Entsetzen ihren einzig Geliebten kalt und tot zu ihren Füßen, fiel über ihn nieder und starb an seinem erstarrten Herzen. Am andern Morgen ließ der alte Graf allerorten nachforschen, man fand die Verfolgten nirgend, denn im Dom und zumal in der Krypta suchte niemand. Der Graf mußte zornig abreiten, und mit den Jahren kam die Entführungsgeschichte in Vergessenheit. Nach vielen vielen Jahren kam jemand in die vergessene Gruft unterm Dom. Da fand man zwei Leichen nebeneinander, beide völlig unversehrt, die des ritterlichen Obersten und die der schönen jungen Gräfin. Da die Leichen so schön erhalten und sehr merkwürdig zu sehen waren, legte man sie, wie man sie gefunden, in einer oberen Seitenabteilung des Chors der Domkiche auf einen Mauervorsprung. Alljährlich während des Weihnachtsmarktes wurden sie vom Domküster gezeigt. Die Gräfin war kostbar in Seide und Sammet gekleidet, der Oberst trug einen Harnisch und Waffenrock mit den königlich schwedischen Farben, und an den Füßen Reiterstiefel mit schweren Sporen. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ließ das Kapitel beiden Leichen ein ehrlich Begräbnis geben.

Herzog und Bürger / Vor vielen Jahren kommt einmal ein Herzog von Holstein oder Braunschweig-Lüneburg unerkannt an einem Sonntag früh nach Hamburg und verspürt Lust, ohne alle Begleitung sich die Stadt ein wenig anzusehen. Er wandelt beschaulich durch die stillen Gassen, betrachtet die steinernen Kaiserbilder am Rathaus, die Giebelhäuser, die großen Schiffe im Hafen, und als die Glocken zur Hauptpredigt läuten, gedenkt er seines Schöpfers und tritt in die eben geöffnete Petrikirche. Es war noch fast leer und ganz still darin. Er geht also ein wenig umher, besieht die Kirche und ihre Kunstwerke, liest die Inschriften auf den alten Grabsteinen und beschaut die schönen Holzfiguren, wie die heilige Beata mit dem Bocksbeutel; mit

Rührung sieht er das schöne Bild von der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens, wo ein Knäblein unter Blumen auf einem Totenschädel schläft, dieweil ein anderes mit einer Kinderklapper auf einem Steckenpferde reitet und dahinter auf des Todes Stundenglas die Worte stehen: Heute mir, morgen dir. Inzwischen hat sich die Kirche gefüllt, und der Gottesdienst beginnt. Darum tritt der Herzog ins Mittelschiff zurück, um sich einen Platz zu suchen. Bei den prächtigen Gestühlen des Rats, darin mit krausem Kragen, Sammetrock und Mantel schon viele Herren sitzen, geht der Herzog bescheidentlich vorüber und nimmt in einem entfernteren einfachen Gestühle neben einem jungen stattlichen Bürger seinen Sitz. Der betrachtet den Herzog forschend von der Seite und gewahrt an seinem reisemäßigen und unansehnlichen Anzuge, daß er ein Butenminsch, ein Fremder, sein müsse, und zwar nichts Sonderliches, etwa ein armer Teufel von Adel oder ein fahrender Student, dieweil seine Haltung und Gebärde nichts vom Handel und Gewerbe verrät. Der Hamburger rückt darum dem Fremden etwas ferner, als er näher rückt, um in sein Gesangbuch mit einzugucken. Nun, das geht so hin; der Pastor betritt die Kanzel und beginnt einen sehr schönen Sermon; der Herzog hört aufmerksam zu. Der Vers zwischen der Predigt wird gesungen, der Herzog versucht wieder vergeblich, bei seinem Nachbar einzugucken. Das stille Gebet kommt, der Herzog verrichtet es vornübergebeugt, wie ers seine Nachbarn verrichten sieht, nur ohne deren Husten, Räuspern und Schnauben hinterher, das ihn fast wundernimmt. Der Pastor verliest das Evangelium des Tages, wobei sich der Herzog nach seines Landes Gewohnheit erhebt, um es stehend in Ehrfurcht zu vernehmen. Aber all seine Nachbarn bleiben sitzen, da setzt er sich geschwind wieder, um keinen Anstoß zu geben. Bald danach, als der Pastor eben im besten Auslegen der Schrift begriffen ist, erhebt sich ein feiner Ton, es klingelt hier, es klingelt da, die Klingelbeutel gehen herum, die ganze Gemeinde gerät in Bewegung, zieht die Börsen, zählt Münze, blickt sich um, wo der Sammler gerade das rote Sammetsäckel mit dem langen Stock in ein Gestühle hereinreicht. Man grüßt ihn, hilft ihm dienstfertig den Stock regieren, bietet ihm eine Prise und macht sich sonst zu schaffen. „Sonderbar," denkt der Herzog, „das möchte doch vorher oder nachher passender gewesen sein, als gerade jetzt," langt aber in die Tasche, zieht einen Silberling heraus, ein Markstück oder so etwas, und legt es vor sich hin. Kaum gewahrt dies sein überheblicher Nachbar, der gerade seinen Schilling in der Hand hält, als er sich ärgert, daß der ärmliche Butenminsch mehr opfern will als ein rechtschaffener Bürger von Hamburg, der warm in der Wolle sitzt; zieht also ein Doppelmarkstück aus der Tasche und legt es mit Geräusch neben sich, vergißt auch nicht, sich kräftig zu räuspern und den Fremden herausfordernd anzublicken. Der Herzog legt nach einer Weile noch einen Speziestaler neben sein Markstück und denkt, nun wirds genug sein. Aber der Bürger läßt sich nicht lumpen, er legt einen Dukaten zu dem Seinigen. Nun möchte der Herzog doch sehen, wie weit solch ein Hochmut gehe, und fügt einen Louisdor hinzu; dies Spiel wiederholt

sich noch einige Male, stets überbietet der Bürger den Fremden, und gerade hat der Hamburger eine Summe von achtzehn bis zwanzig Dukaten vor sich liegen, als an ihn zuerst der Klingelbeutel kommt. Er rafft den Goldhaufen zusammen und schüttet, stolz und triumphierend seinen Nebenbuhler anblickend, zum höchsten Erstaunen des sammelnden Subdiakonen die zwanzig Dukaten in den Beutel. Der Herzog steckt darauf ruhig seine Goldstücke wieder in die Tasche und wirft nur das erste Markstück in den Klingelbeutel, zum bittersten Verdruß des jungen Bürgers, der wohl einsah, daß er sich sehr unnütz angestrengt hatte.

Der Gürtel des Luba / Um die Mitte des elften Jahrhunderts empörten sich die Wenden gegen den deutschen Kaiser, ermordeten ihren König Gottschalk und erhoben den Rügianerfürsten Kruto auf den Thron. Der baute auf dem Werder zwischen Trave und Wakenitz eine Feste mit hohen Türmen und Mauern, die wurde Bukowitz genannt, da der Platz mit schönen Buchen bestanden war. Als Kruto einst zu einer Raubfahrt über Meer gefahren war, zog König Gottschalks Sohn Buthue heran und belagerte die Stadt mit sächsischer Hilfe so hart, daß den Bewohnern in kurzer Zeit die Lebensmittel ausgingen und sie an Übergabe dachten. Da rettete der kluge Fischer Luba die Lage durch diese List: Er nahm so viel Speisen, Brot, Fleisch, Gemüse, wie er nur irgend auftreiben konnte, belud seinen Kahn und fuhr anscheinend sorglos auf die feindlichen Schiffe zu. Die Belagerer wunderten sich über die vielen Eßwaren und fragten ihn, was er damit wolle. Er wolle sie verkaufen, antwortete Luba, in der Stadt sei Überfluß und alles so billig, daß er nichts verdienen könne. Bei solchen Aussichten verzweifelten die Belagerer an der Eroberung der Stadt, brachen ihr Lager ab und zogen davon. Mit hellem Jubel ward Luba aufgenommen, die dankbare Bürgerschaft stellte ihm einen Wunsch frei. Er begehrte nichts für sich und seine Erben, sondern verlangte nur für seine Mitfischer das Recht, daß nur ihnen allein erlaubt sein dürfe, auf dem Markt lebendige Fische feilzuhalten. Das Recht erhielt er, dazu nannte sich die dankbare Stadt sortan Lubastadt und nahm zum Gedenken an Lubas Tat in ihr großes Siegel einen Kahn mit Fischern auf, in ihr kleines ein Fischnetz, und am Tage der unschuldigen Kindlein stellten die Fischer in ihrer Schenke zum Drakenstein alljährlich den Gürtel Lubas in einer kostbaren Schüssel aus. Über ein halbes Jahrtausend ward die Gerechtigkeit gehalten, dann ward auch den Travemündern erlaubt, lebendige Fische in die Stadt zu bringen und zu verkaufen.

Der Ring von Pöppendorf / Als Pribislaw, der Fürst des Wagrierlandes, einen Raubzug nach Holstein machte, berannte der Rügianerfürst Ratze Lübeck so heftig, daß es in seine Hände fiel. Kaum retteten die Priester sich selbst und das wertvolle Kirchengut und bargen die kostbaren Gefäße in den großen festen

Ring von Pöppendorf. Sie vergruben die Kleinode und verwünschten jeden, der sich ihrer bemächtigen wollte. Jahrhunderte später kam ein Mann mit einer Wünschelrute daher, fand die Stelle, wo die Schätze in der Erde lagen, und verhieß dem Besitzer des Bodens den ganzen Schatz, wenn er sich auf einem Papier mit seinem Blute unterzeichnete. Der Bauer war bereit, konnte aber nicht schreiben und machte ein Kreuz statt seines Namens. Da flog das Papier zu Asche verbrannt in die Luft, und der Fremde entwich mit zornigen Drohungen. Die nächste Nacht grub der Bauer ohne den Fremden mit seiner Sippe an der Stelle nach, wo die Wünschelrute geschlagen hatte; ein Stürmen und Heulen und Brausen erhob sich um den Ring, aber die Männer gruben in Gottes Namen weiter und beteten im stillen. Und als sie zum Dritten in Gottes Namen ansetzten, sahen sie eine goldene Wiege, darin lag aus Silber gebildet ein Kind, als schliefe es. In diesem Augenblick brach die Frau des Bauern in die Worte aus: „Wat Dübel is dat?“ Sofort war alles verschwunden, und so viel man auch grub, es kam nichts mehr zum Vorschein.

Der weiße und der schwarze Schalk / Auf der Grönauer Scheide unweit der Wakenitz wohnten vorzeiten zwei Brüder, die Schalken geheißen. Keiner kannte ihre Herkunft, sie benahmen sich und waren auch anders gestaltet als die übrigen Menschen; beiden fehlte ein Auge, dem einen das linke, dem andern das rechte; der eine war weiß mit schwarzen Füßen, der andere schwarz mit weißen Händen. Sie hausten in der Schalkenburg, niemals hat wer erfahren, was sie dort trieben; der ungeheure Wolfshund am Tor ließ nur einige Mägde aus der Nachbarschaft durch, die Brot und Fische brachten, und selbst die durften nur bis ans Süll kommen, wo auch das Geld für ihre Waren lag. Wenn eine neugierig war und weiter ging, wurde ihr mit schmählichen Possen und allerlei Schabernack die Lust dazu verleidet. An dunstigen Tagen sah man den weißen und bei Sturm den schwarzen Schalken auf grauem Roß durch die Haide jagen; und wer sie sah, den traf stets ein Unglück: es starb ihm ein Vieh oder ein Verwandter. Es wohnte jenseits der Wakenitz ein Fleischer, der hatte eine hübsche Tochter, die oft ihres Vaters Waren auf die Schalkenburg trug und anscheinend besonders gut gelitten war, denn sie fand immer einen Groschen mehr auf ihrem Platz, als die übrigen Mägde erhielten, wohl auch ab und zu ein Goldstück. So sparte sie sich ein gut Stück Geld und verlobte sich einem braven Fischerknecht aus der Nähe. Von dem Tage an war ihr Gang auf die Schalkenburg vergeblich, nie wurde etwas von ihren Waren begehrt, ihre Einnahmen hörten auf. Und als sie eines Tages ihren Schatz untersuchte, fand sie statt des Geldes einen Haufen grauer Kiesel in der Schublade. Sie war vordem frisch wie der Morgentau, nun aber fiel sie ab und sah bleich und elend aus. Fragte dann in ihrer Not eine weise Frau um Rat, die sagte ihr, die Schalken seien ihr gram, sie möge sich nie wieder über das Wasser wagen, dann

könnten sie ihr nichts anhaben. Sie befolgte diesen Rat, verdiente aber auch nichts mehr; der junge Fischersknecht verdingte sich auf ein Schiff und fuhr weit über See, sie hörte nichts mehr von ihm. Über ein Jahr kam sie eines Morgens an den Fluß, da saß einer der Schalken und spielte mit den Füßen im Wasser. Er fragte sie, warum sie sich nicht mehr sehen ließe, und versprach ihr goldene Berge, wenn sie zu den Brüdern als Wirtschafterin auf die Burg kommen wolle. Sie war neugierig, wie es da zugehen möge, und sagte auf die Bedingung zu, sich erst einmal alles ansehen zu dürfen. Da hob sie der Schalk auf und trug sie auf seinen Armen über das Wasser. Auf der anderen Seite stand schon der schwarze Schalk, als der die beiden sah, griff er sofort nach der Dirne, der ward herzensangst, und sie weigerte sich, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Nun wollten die Schalke Gewalt brauchen, da rief plötzlich eine ihr wohlbekannte Stimme: „Schwattpot griep Wittpot! Wittpot griep Schwattpot!" Und alsbald ließen die Räuber ihre Beute fahren und jagten hintereinander her und stoben in wilder Hast von dannen. Die Worte hatte der Bräutigam gerufen, der sie in der Fremde von einem Erdmännchen gelernt hatte und nun unvermutet heimgekehrt war. Er holte sein Lieb über den Fluß und hatte so viel Geld mitgebracht, daß sie heiraten und eine ordentliche Wirtschaft anlegen konnten. Die Schalken hat man noch lange auf der Haide jagen sehen, der Wolfshund immer mit schrecklichem Geheul hinter ihnen drein. Ihre Burg ist spurlos verschwunden. Hätte der Fischer die Worte dreimal gerufen, so wäre die Burg sein gewesen, aber er hätte sich nicht um einen Buchstaben versprechen dürfen, sonst wäre es um sein Mädchen geschehen gewesen. Da hat er wohl zu viel Angst und Liebe gehabt.

Der schwere Hund zu Lübeck / Im Oktober 1687 ließ sich in eines Schiffers Haus zu Lübeck ein Gespenst vernehmen, welches die Gläser in Stücke schlug, den Leuten nachts die Decken vom Leibe und das Bett unterm Leibe wegrückte und viele andere Possen trieb, ohne jedoch jemandem ein Leides zuzufügen. Verschiedene Bürger und Fremde kamen in das Haus, konnten aber nichts sehen; nur einem kleinen Mädchen war der Spuk sichtbar, und es rief stets: „Sieh, sieh, da geht es und glotzt mich mit glühenden Augen an." Endlich wagte es ein kühner Mann, mit vier andern wackern Gesellen bloßen Degens in das Haus zu gehen, sie suchten in allen Ecken und Winkeln, blieben auch die ganze Nacht wach und paßten auf, fanden aber nichts. Am 22. Oktober aber sah man auf dem Hausflur einen großen schwarzen Hund, der, als man ihn wegjagen wollte, die Zähne wies und so grimmig dreinschaute, daß die, so ihn vertreiben wollten, selber fast vertrieben wurden. Als das ruchbar wurde, liefen viele Leute herbei, das schreckliche Tier zu sehen. Drei kühne Kerle wagten es, auf ihn loszugehen und ihn anzugreifen. Er wehrte sich nicht im mindesten, happte nicht um sich, wich aber auch nicht von der Stelle, sondern blieb wie angenagelt stehen. Dadurch kühner geworden, griffen sie ihn an, um ihn durchs Fenster zu werfen, aber die drei Mann

waren nicht stark genug ihn aufzuheben. Da traten noch fünf andere zu, um ihnen zu helfen, aber auch zu achten ging das nicht. Da rief einer: „Du bist doch wahrlich ein geduldiger Teufel; pack dich weg, du verfluchter Hund!“ Auf das Wort sprang er weg und zum Fenster hinaus, mehr denn zwei Ellen hoch in die Luft, fiel dann nieder auf die Erde und verschied. Seitdem war es mit dem Spuken in des Schiffers Hause vorbei.

Ursprung der Deutschherren / Vierhundert tapfere Lübecker Bürger nahmen das Kreuz, um dem Kaiser Barbarossa ins gelobte Land zu folgen und ihm zu helfen, den Sultan von den geweihten Stätten zu verjagen. Aber der Kaiser ertrank, und die Fürsten wurden uneins miteinander, da blieb die heilige Stadt bei den Heiden, und die Christen lagen in Sonnenbrand und Mühsal vor Akers; tausende starben dahin. Das große Elend bewegte die Bürger von Bremen und Lübeck, sie sannen auf Hilfe und bauten aus den Segeln ihrer Schiffe Zelte, die sie sauber herrichteten und für alle Kranken offen hielten; sie nanntens das deutsche Haus, und es ward unter diesem Namen im ganzen Lager und weit bis in die Wüste berühmt. Viele taten sich mit ihnen zusammen und bildeten eine Brüderschaft Mariens im Dienst der Armen. Tüchtige Kriegsleute waren darunter, so der Lübecker Johann Chrispin als oberster Hauptmann, Bertram von der Wissel, Hinrik von Bardowiek, Elias Tütze, Dietrich Vorrad und viele andere der Landschaft um die Elbe. Von denen hat der Deutsche Orden seinen Ausgang genommen; den Bürgerkindern von Lübeck ist das Recht verliehen worden, gleich den besten Edelleuten in den Ritterorden aufgenommen zu werden.

Scharfrichterprobe / Als im Jahre 1209 der Lübecker Scharfrichter starb, meldeten sich gleich drei Meister für die Stelle. Die Gerichtsherren waren im Zweifel, welchem von den dreien sie das Amt geben sollten, da machte einer der Henker den Vorschlag, man möge sie ein Probestück tun lassen, darnach solle man wählen. Das haben die Gerichtsherren angenommen und zugleich dem ersten vorläufig die Fronerei befohlen, bis er seine Probe abgelegt hatte. Da nun ein Missetäter mit dem Schwert gerichtet werden sollte, ging dieser Meister her und schlug ihm so geschwind den Kopf ab, daß nur ein roter Faden am Halse zu sehen war und der Fronvogt dem armen Sünder den Kopf erst abstoßen mußte. Hierauf trat der zweite Meister in sein Amt und wartete, bis er gleich zwei Verurteilte beisammen hatte, die tat er auf einen Streich ab. Endlich bekam der dritte Meister die Fronerei und legte seinem Missetäter zwei eiserne Ringe um den Hals und tat eine Erbse dazwischen, also daß die Ringe erbsendick auseinanderstanden. Zwischen diesen beiden Ringen durch hat er dem armen Sünder den Kopf weggeschlagen, so gewiß ist er seiner Faust gewesen. Den Meister haben die Lübecker genommen und die beiden andern mit ansehnlichen Geschenken entlassen.

Die Söbenbröder / In der Tilgenstraße zu Lübeck lag vorzeiten ein großes, verfallenes Haus, darin ging bei nächtlicher Weile ein Stöhnen und Seufzen um und helle Flammen schlugen auf, so daß es allgemein die Hölle hieß. Ein biederer Reiter des Rats, der sich im Kampf mit den Straßenräubern tapfer gezeigt hatte, fand einst in einem zerstörten Schloß sieben unschuldige Knäblein und nahm sie mit. Die nannte man, da man nichts von ihnen sonst wußte, die Söbenbröder; der Rat schenkte dem Reiter das Spukhaus, damit er die Knaben ehrlich aufziehen könne. Der Höllenspuk hörte zwar auf, aber weil den ganzen Tag im Hause gestochen, geritten und gefochten wurde, so war des Lärmens auch jetzt kein Ende, und das Haus hieß auch ferner die Hölle. Nebenan stand auch ein großes Haus, das gehörte einem Herrn des Rats, der in Stadtgeschäften lange Jahre abwesend war. Sein Weib hatte ihm sieben Töchter hinterlassen, die eine treue Schaffnerin behütete; auch einem alten Priester hatte er sie anvertraut, aber der war geizig und wollte das große Vermögen des Ratsherrn an die Kirche bringen, weshalb er bei sich beschlossen hatte, die sieben Jüngferlein zu Nonnen zu machen. Er übte sie in allerlei Gottesdienst, so daß man sie fast immer nur singen und beten hörte. Davon erhielt das Haus den Namen Himmelreich. Damit die Mädchen nichts von der Welt erführen, ließ der Priester das Haus gut verwahren und ließ die Jungfern nur im Rosengarten sich ergehen, der zu allem mit einer sehr hohen Mauer umzogen ward. Da hörten sie nun von ihrem Himmelreich aus den Lärm der Hölle herüberschallen. Es wuchs an der Mauer ein schöner, starker Rosenstock in die Höhe, darin nisteten wilde Tauben. Die machten den Mörtel locker, und eines Tages fiel ein Stein aus der Mauer und gewährte ein Blicklein in die Hölle. Die jüngste der Schwestern sah hindurch, da gewahrte sie die Söbenbröder, die traurig im grünen Grase saßen, denn sie mußten voneinander scheiden und jeder auf eigene Faust in die Welt ziehen. Sie rief auch die anderen Mädchen, die kamen und hatten ihre Lust an den hübschen Burschen und verehrten einem jeglichen einen Goldpfennig mit dem Wappen ihres Geschlechts. Dann gingen sie fort, weil der Priester kam, und so oft sie nachdem spähten, sie sahen die Jünglinge nicht, denn die waren in die Welt gezogen. Die Söbenbröder dienten als ehrliche Kriegsmänner in Reußland, Polen, Welschland, Spanien und England und Frankreich; sie wurden angesehene Hauptleute und kamen alle zu Ehren. Nun schickten zur Bekämpfung des Räuberunwesens die meisten Länder Abgeordnete nach Brügge, und da trafen sich denn zur festgesetzten Zeit unsere Söbenbröder als Gesandte wieder. Ein jeder trug sein Mädchen heimlich im Herzen, auf der Brust aber an ehrlich verdienter goldener Kette den güldenen Pfennig mit dem Lübecker Geschlechterwappen. Das sah der Ratsherr, der Vater dieser Mädchen, der in des Rats Angelegenheiten in Brügge weilte, und fragte verwundert, wie sie alle an sein Wappen kämen. Sie erzählten ihm die Sache ohne Hinterhalt; er war über die prächtigen Jünglinge hoch erfreut und wußte, was er zu tun hatte. Warb sie für den Dienst der Stadt

Lübeck und bat sie, mit ihm in die Heimat zu reisen. Sie taten es mit großen Freuden und zogen auf seinen Wunsch heimlich und ohne Geräusch in die Hölle ein. Er nahm ihnen die Ketten samt den Goldpfennigen vom Halse, brachte sie seinen Töchtern, die zu blühenden Gestalten herangewachsen waren, und sagte ihnen, er habe unterwegs sieben Räuber gefangen, die alle an einem Kettlein das Wappen seines Geschlechts um den Hals getragen hätten. Die Mädchen verwirrten sich sehr, außer der Jüngsten; die ging heimlich in den Garten und schaute durch das Loch in der Mauer, das im Laufe der Jahre nicht kleiner geworden war. Und sah die sieben Brüder da sitzen wie einst, und das Herz schlug ihr hoch: da wußte man nicht, wer mehr gefangen war, die Jüngferlein oder die Reiter. Es hat nicht lange gedauert, da hat sich die Hölle in ein Himmelreich verwandelt, denn die Ehen werden im Himmel geschlossen. Die Söbenbröder haben dann lange Jahre mit ihren Holden in den beiden Häusern gewohnt, haben die höchsten Ämter bekleidet, sind aber, außer dem letzten, alle unbeerbt verstorben. Der hatte zwei Söhne, der eine ward Ratsherr zu Lübeck, der andere Bischof in Schleswig. Und mit ihnen erlosch das Geschlecht ganz.

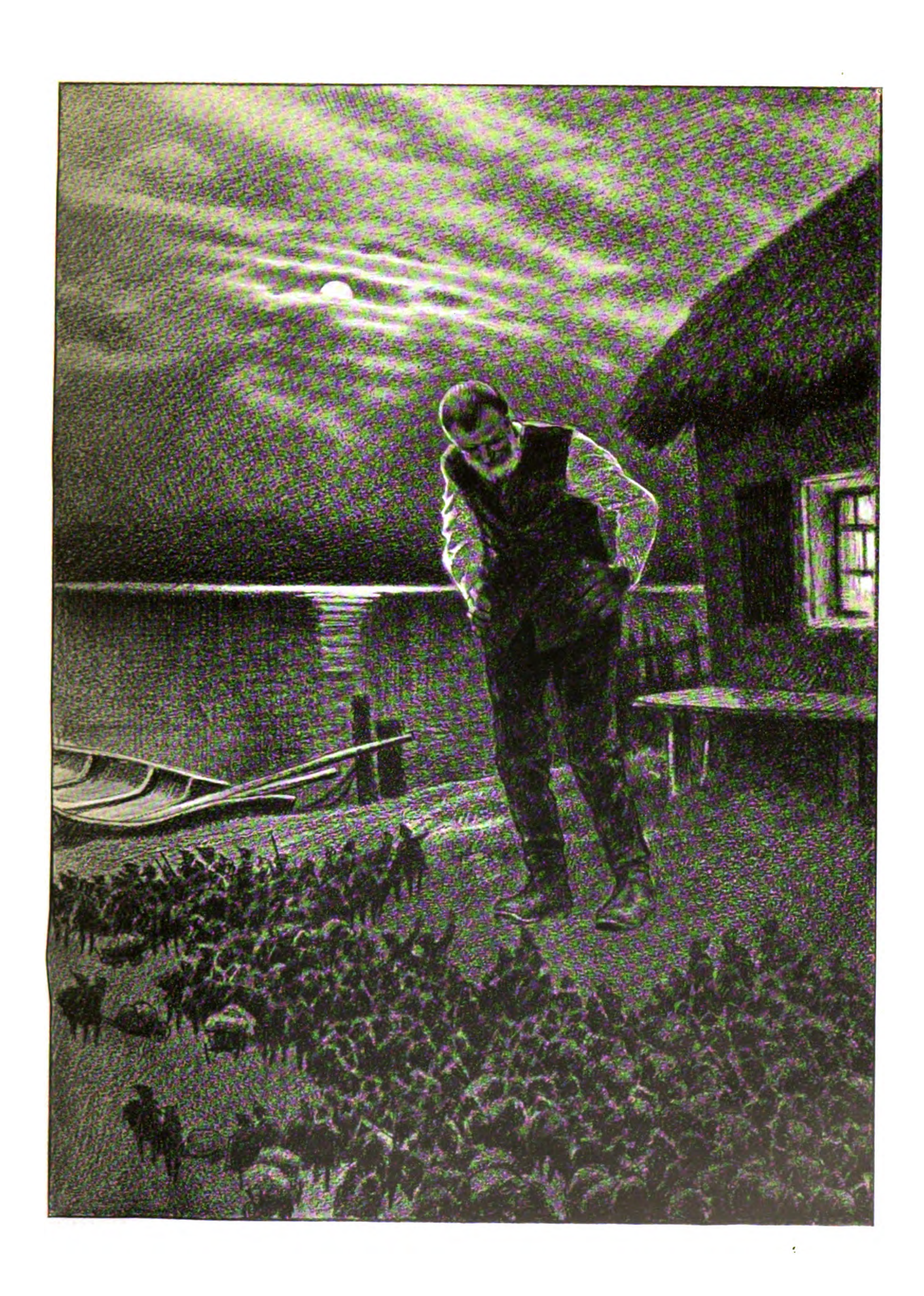
Der unverwesliche Leichnam / Zu Ausgang des 15. Jahrhunderts starb in Lübeck ein reicher Graf, aber das Hab und Gut, das er hatte, war ihm von seinen Eltern verflucht worden, weil er ihren Segen für nichts geachtet hatte; und konnte doch nicht ohne ihn leben. Gegen sein Ende ging er in sich, ward traurig und voll Sehnsucht, seine Eltern möchten ihm aus ihrem Himmelreich vergeben. Er ward mit den schuldigen Ehren begraben und in einer Kapelle des Doms beigesetzt. Fünfzig Jahre später wurden Kapelle und Sarg geöffnet, da lag der Leichnam noch frisch und ohne Spuren der Verwesung da, als schliefe der Graf den natürlichen Schlaf. Man zeigte das Wunder allen Fremden und glaubte, irgendwer müsse wohl eine Erklärung wissen. Eines Tages waren beim Dompropst Gäste, und ihrer einer begehrte den Leichnam zu schauen. Des Propstes Jungfer, eine beherzte brave Magd, erbot sich gegen eine Belohnung dazu, den Toten heraufzuholen. Brachte ihn auch wirklich an, wollte ihn aber nicht wieder zurücktragen, es sei ihr doch zu unheimlich geworden. Gegen eine neue Belohnung entschließt sie sich aber doch, bringt den Leichnam in sein Gewölbe und legt ihn mit den Worten wieder in den Sarg: „Da lieg in Gott!“ Da hob sich der Tote aus dem Sarge und sprach: „Hab Dank! Nun bitte meine Eltern hinter dem Altar, daß ich verwesen möge!“ Die Magd tut es unerschrocken. Zweimal tönt eine laute Stimme: „Nein!“ Beim dritten Mal hieß es endlich: „Um deinetwillen soll ihm vergeben sein!“ Hastig ging die Magd hinauf und erzählte dem Propsten, was ihr geschehen sei. Der ging andern Tags in den Keller und fand den Leichnam des Grafen in Staub und Asche verwandelt.

Schleswig-Holstein

Die Ahnfrau von Rantzau / In dem holsteinischen adligen Geschlecht der von Rantzau geht die Sage: Die Ahnfrau des Hauses, welche aus einem dänischen Geschlecht stammte, ruhte an ihres Gemahls Seite, als ein Rauschen geschah: die Bettvorhänge wurden aufgezogen, und sie sah ein wunderbar schönes Fräuchen, nur ellenbogengroß, mit einem Lichte vor sich stehen. Dieses Fräuchen hub an zu reden: „Fürchte dich nicht, ich tu dir kein Leid an, sondern bringe dir Glück, wenn du mir die Hilfe leistest, die mir not tut. Steh auf und folge mir, wohin ich dich leiten werde; hüte dich, etwas von dem zu essen, was dir geboten wird; nimm auch kein ander Geschenk an, außer dem, das ich dir reichen will, und das kannst du sicher behalten." Hierauf ging die Gräfin mit, und der Weg führte unter die Erde. Sie kamen in ein Gemach, das flimmerte von Gold und Edelstein und war erfüllt mit lauter kleinen Männern und Weibern. Nicht lange, so erschien ihr König und führte die Gräfin an ein Bettlein, wo die Königin in Geburtsschmerzen lag, mit dem Ersuchen, ihr beizustehn. Die Gräfin benahm sich aufs beste, und die Königin wurde glücklich eines Söhnleins entbunden. Da entstand große Freude unter den Gästen, sie führten die Gräfin zu einem Tisch voll der köstlichsten Speisen und baten sie, zu essen. Allein sie rührte nichts an, ebensowenig nahm sie von den Edelsteinen, die in goldnen Schalen standen. Endlich wurde sie von der ersten Führerin wieder fortgeführt und in ihr Bett zurückgebracht. Da sprach das Bergfräuchen: „Du hast unserm Reich einen großen Dienst erwiesen, der soll dir gelohnt werden. Hier hast du drei hölzerne Stäbe, die leg unter dein Kopfkissen, und morgen früh werden sie in Gold verwandelt sein. Laß aus dem ersten einen Hering, aus dem zweiten Rechenpfennige und aus dem dritten eine Spindel machen, und offenbare die ganze Geschichte niemandem auf der Welt, außer deinem Gemahl. Ihr werdet zusammen drei Kinder zeugen, die werden die drei Zweige eures Hauses sein. Wer den Hering bekommt, wird viel Kriegsglück haben, er und seine Nachkommen; wer die Pfennige, wird mit seinen Kindern hohe Staatsämter bekleiden; wer die Spindel, wird mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet sein." Nach diesen Worten entfernte sich die Bergfrau, die Gräfin schlief ein, und als sie aufwachte, erzählte sie ihrem Gemahl die Begebenheit wie einen Traum. Der Graf spottete sie aus, allein als sie unter das Kopfkissen griff, lagen da drei Goldstangen; beide erstaunten und verfuhren genau damit, wie ihnen geheißen war. Die Weissagung traf völlig ein, und die verschiedenen Zweige des Hauses verwahrten sorgfältig diese Schätze. Einige, die sie verloren, sind verloschen. Die vom Zweig der Pfennige erzählen, einmal habe der König von Dänemark einem unter ihnen einen solchen Pfennig abgefordert, und in dem Augenblick, wie ihn der König empfangen, habe der, so ihn vorher getragen, in seinen Eingeweiden heftigen Schmerz gespürt. ~ Nach einer andern Erzählung erhielt die Gräfin eine Schürze voll Späne, die sie in den Kamin warf. Morgens, wie ihr das Ganze wie ein Traum vorkommt, schaut sie in den Kamin und sieht, daß es lauter Gold ist. In der andern Nacht kam das

Frauchen wieder und sagte ihr, sie solle aus dem Gold dreierlei machen lassen: eine Spindel, einen Becher und ein Schwert. Wenn das Schwert schwarz werde, so sterbe einer in der Familie durch ein Schwert, und wenn es ganz verschwinde, so sei er von seinem Bruder ermordet. Sie ließ die drei Stücke arbeiten. In der Folge wurde das Schwert einmal schwarz und verschwand dann ganz; es war ein Graf Rantzau ermordet worden, und zwar, wie sich hernach ergab, von seinem Bruder, der ihn nicht gekannt hatte.

Klaes Lembeke / Der Ritter Klaes Lembeke freite um eine edle Witwe, der das Schloß Dorning und viele Güter gehörten, und sie nahm ihn zur Ehe, damit er sie verteidige. Die dänischen Bauern waren dem deutschen Herrn aufsässig. Er sagte das seiner Frau und sie antwortete: „Ich bin ein Weib und kann den Tisch decken und Essen und Trinken bestellen. Sieh du zu, daß du alles herbeischafffst. Es ist ein Sprichwort, daß die dänischen Bauern nicht gern wenige heherbergen, sondern lieber viele, die mit Gewalt kommen." Das merkte sich der Edelmann und ging fortan nur mit vielen bewaffneten Knechten zu den Bauern, denen er so willkommen sein mußte. Der König Woldemar ward argwöhnisch auf Klaes Lembeke und wollte ihm den Lehnseid abnehmen, weil er auf Jütland wohne. Er aber sagte, er sei seinem Herrn, dem Grafen von Holstein verpflichtet. Endlich bedrängte ihn der König so, daß Klaes Lembeke sprach: „Dieweil der König einen Eid haben will, so schwöre ich ihm, daß ich ihm nimmer will getreu sein." Der König lachte und ließ sich nichts merken, aber er nahm sich die Worte gar tief zu Herzen. Eines Tages ließ er Klaes Lembeke zu sich rufen und versprach ihm sicheres Geleit. Klaes Lembeke kam zu Schiffe und ging zur Burg hinauf. Da sang ein Knabe aus der königlichen Dienerschaft, dem er oft, freigebig, wie er war, ein gutes Trinkgeld gegeben hatte, ihm zur Warnung: „Das Wasser steht beim Feuer und siedet schon, die Eber mögen nur kommen!" Klaes Lembeke hörte und verstand ihn wohl, begab sich eilend auf sein Schiff zurück und entkam. Dafür jagte er dem König einen gewaltigen Schreck ein. Einem Bischof, von dem er wußte, daß er nicht schweigen konnte und dem König vertraut war, beichtete er als ein großes Geheimnis, daß ihrer viele wären, die den König vergiften wollten. Der Bischof entsetzte sich und schwieg so lange, bis er zum König kam, und der geriet darüber in so große Furcht, daß er aus seinem Reiche gen Böhmen zog und lange draußen blieb. Als aber die Wahrheit über Klaes Lembekes Beichte herauskam, belagerte ihn der König mit einem großen Heere in der Borgsumburg auf Westerlandföhr. Klaes wehrte sich männlich, doch zuletzt gebrach es an allen Lebensmitteln. Sie hatten nur noch eine Kuh auf der Burg. Um den König glauben zu machen, daß sie noch gut versorgt seien, wurde die Kuh jeden Tag, immer mit einer andern Haut bekleidet, auf dem Burgwall herumgeführt. Der König ließ darum nicht ab, und Klaes Lembeke mußte in einer Nacht auf einem kleinen Boot durch den großen Strom, der noch heute vom Burgwall in die See hinausgeht, ent-



weichen. Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Alle seine Schätze hat er vorher in die Tiefe versenkt, und Leute, die sie nachher heben wollten, sind durch furchtbare Erscheinungen daran gehindert worden. Den König aber hat es noch auf seinem Totenbette gequält, daß er ihn nicht damals hatte brühen können, als das Wasser schon heiß war.

Klaes Störtebecker und Göde Micheel / Störtebecker und Göde Micheel waren Seeräuber und trieben lange Zeit vor der Elbe ihr Wesen, so daß kein Schiff heraus oder herein konnte, sie hätten es denn erst vorgenommen. Der König und die Hamburger konnten ihnen nichts anhaben; endlich aber hat ein Blankeneser Fischer sie gefangen, als sie einmal in der Elbe lagen. Er war ihr alter Bekannter und Kamerad gewesen, ward freundlich von ihnen aufgenommen und bat, sein Boot an ihr Schiff legen zu dürfen, weil das Wasser unruhig sei; er wolle sich Essen kochen. Da es nun Nacht ward und sie meinten, er sei mit dem Essen beschäftigt, schmolz er Blei und lötete ihnen das Steuerruder fest. Unbemerkt entfernte er sich dann und machte den Hamburgern Anzeige, die ihn bis an seinen Tod dafür gut verpflegen ließen. Drei Jachten machten sich sogleich auf, eine aus Hamburg, eine aus Altona und eine preußische. Am Morgen fielen sie über die Seeräuber her, und da die sich nicht rühren konnten, wurden sie nach tapferer Gegenwehr alle gefangen. Siebzig an der Zahl brachte man nach Hamburg, und alle wurden auf dem Grasbrook geköpft; dem Scharfrichter ging das Blut bis an die Knöchel. Nach der Hinrichtung fragte ihn der Senat, wie ihm dabei zumute gewesen sei. „Oh, gestrenge Herren," antwortete er, „mir war so wohl dabei, daß ich auch noch den ganzen hochweisen Senat hätte abtun mögen." Die kecke Antwort mußte er mit seinem Leben büßen. Vergebens hatten die Hamburger in dem Schiff der Räuber nach großen Schätzen gesucht; da man nichts fand, verkaufte man es endlich an einen Zimmermann, es zu zerschlagen. Als er aber die Säge ansetzte, traf er gleich auf etwas Hartes, und helles Metall schimmerte ihm entgegen. Er machte dem Magistrat Anzeige, und als man die Masten untersuchte, war der eine mit purem Golde, der andere mit Silber und der dritte mit Kupfer gefüllt. Auch die übrigen Balken waren ausgehöhlt. Man belohnte den Zimmermann reichlich und ließ aus dem Golde eine Krone fertigen, die um den St. Catharinenturm herumreichte. Daraus haben die Franzosen später Dukaten geschlagen. Vom Göde Micheel wird erzählt: In Wandelwitz war einmal eine große hübsche Dirne. Eines Tages verschwand sie, niemand wußte, wo sie geblieben war. Die Eltern grämten sich Tag und Nacht um das einzige Kind. Aber alles Suchen war vergebens. Es vergingen sieben Jahre, und fast hatte man sie vergessen, da war sie mit einem Male wieder da, und wieder wußte niemand, woher sie gekommen war. Die Freude der Eltern war groß, die Mutter fragte und fragte, wo sie denn so lange gewesen, aber sie sagte, daß sie es nicht verraten dürfe. „So klag es dem

großen Stein, der neben der Seitentür liegt," sagte die Mutter. Die Tochter ging hin, kniete nieder und sprach: „Stein, ich klag dir meine Not, der Räuber hat mich nach dem Weinberg weggeholt," und sie erzählte weiter, daß sie sieben Jahre bei ihm gewesen sei und ihm sieben Kinder geboren habe. Sie hätte immer gern einmal wieder nach Hause gewollt, aber der Räuber hätte es nicht haben wollen. Sonst hätte sie es gut bei ihm gehabt und könne über nichts klagen. Endlich habe er ihr erlaubt, heimzufahren, aber sie habe ihm versprechen müssen, keinem zu sagen, wo sie so lange gewesen sei, und er habe geschworen, wenn sie nicht wiederkäme, würde er ihren Kindern die Köpfe abhauen und auf einen Weidenzweig ziehen; käme sie aber wieder und hätte ihn verraten, so würde er sie dazu umbringen. Die Mutter stand hinter der Türe und hörte jedes Wort mit an, weil sie aber ihre Tochter gern retten wollte, ersann sie eine List. Als die Tochter zur bestimmten Zeit in die Höhle zurückkehren wollte, sagte die Mutter: „Hier ist ein Beutel mit Erbsen; den nimm, und wie du gehst, laß eine Erbse nach der andern fallen, bis dahin, wo der Räuber wohnt." Die Tochter merkte wohl, was die Mutter im Sinn hatte. Sie hatte den Räuber liebgehabt, aber da sie nun wieder zu ihm sollte, graute ihr doch vor ihm. Sie nahm den Beutel und tat, wie ihr gesagt war. Der Räuber war voller Freude über das Wiedersehn und nahm sie aufs beste auf. Aber bald kam sie ihm doch wunderlich vor, er wußte nicht, was er denken sollte. „Komm," sagte er, „kämme mir das Haar und lause mich ein wenig!" Und damit legte er ihr seinen Kopf in den Schoß. Wie sie nun saß und ihm den Kopf kraute, und wie sie daran dachte, daß sie ihn verraten habe und er sie doch immer so liebgehabt hätte, und nun wohl bald die Leute aus dem Dorfe kämen und ihn totschlügen, da ward ihr doch weich, und Tränen fielen ihr aus den Augen. Als der Räuber die warmen Tropfen im Gesicht fühlte, sprang er auf und sprach: „So hast du mich doch verraten," er griff ihre Kinder und tötete eins nach dem andern, zog die Köpfe auf einen Weidenzweig und hängte sie in der Höhle auf. Das mußte sie erst alles mit ansehen, und darauf wollte er sich über sie hermachen. Aber da kamen die Wandelwitzer eben zur rechten Zeit und überfielen den Räuber und töteten ihn. Die Tochter ward gerettet, aber sie ward in ihrem Leben nicht wieder froh und glücklich.

Isern Hinrik / Der tapfere, junge Hinrik, der Sohn des Grafen Geert, trat in den Dienst des Königs von Engelland und verrichtete große Taten. In der Schlacht bei Cressy nahm er den König von Frankreich mit zween seiner Ritter gefangen, indem er ihn bei den beiden güldenen Ketten ergriff, die er um den Hals trug, und aus dem Haufen an sich zog. Die Engelländer töteten aus Neid den König, damit Hinrik nicht den Ruhm behielte. Doch ist er wegen dieser herrlichen Tat der Isern Hinrik genannt worden, und der König von Engelland hielt ihn hoch und machte ihn zum Hauptmann in seinem Heere. Darüber wurden die Engländer noch neidischer. Etliche

überfielen ihn auf einem einsamen Ritt, aber er schlug sich durch, und der König, der die Hinterlist der Seinen wohl kannte, hatte ihn nur noch lieber. Einst reiste der König in fremde Lande und ließ Graf Hinrik auf dem Schlosse bei der Königin, der die Verleumder nun immer in den Ohren lagen und sprachen: „Der König hat diesen deutschen Sachsen dem hohen Adel von Engelland vorgezogen, wer weiß aber, ob er auch wirklich von Adel ist und nicht nur ein Glücksritter, der sich als solcher ausgegeben hat? Es ist die Natur des Löwen, daß er einem gebornen Herrn kein Leid tut; lasset uns versuchen, ob Graf Hinrik wirklich ein Edler ist." Sie gewannen die Königin, die dem Grafen auch nicht die Ehre in ihrem Lande gönnte, und da sie wußten, daß er sich des Morgens in der frischen Luft zu ergehen pflegte und im Schlosse nachsah, ob alles recht verwahret sei, ließen sie eines Tages den Löwen los, den der König hinter einem Gitter eingesperrt hielt, und dachten, er solle den Grafen als einen Unedlen zerreißen. Graf Hinrik stund des Morgens nach seiner Gewohnheit in der Dämmerung auf, schlug einen langen Mantel um den nackten Leib, henkte ein Messer an einem Riemen um den Hals und ging also in den Hof hinunter. Wie er unbesorgt hinabkam, sprang der Löwe ihn grimmig an und brüllte. Der Graf aber griff unerschrocken an sein Messer und sprach mit mächtiger Stimme: „Bist stille, bist stille, du freveliger Hund!" Und alsbald legte sich der Löwe stumm zu des Grafen Füßen. Alle, die aus den Fenstern heimlich zusahen, verwunderten sich, der Graf aber nahm den Löwen und führte ihn wieder in seinen Käfig.

Hexen als Sturzwellen / Drei Männer von einer nordfriesischen Insel waren auf einem Schiff zur See. In ihrer Abwesenheit ergaben sich ihre Frauen der Hexerei. Weil sie ihren Männern mißtrauten, folgten sie ihnen in allerlei Gestalten überall hin, und bald entdeckten sie die Untreue ihrer Männer. Voll Zorn beschlossen sie, bei nächster Gelegenheit das Schiff zu versenken. Den Plan dazu hatten sie eines Abends auf dem Schiffe verabredet, als sie meinten, daß alle an Land gegangen waren; allein der Schiffsjunge hatte alles mit angehört. Eine der Hexen fürchtete sich, daß sie selbst dabei zu Schaden kommen möchte, eine andere aber sprach: „Nur wenn ein Reiner mit reinen, ungebrauchten Waffen uns abwehrt, haben wir uns zu fürchten." Der Schiffsjunge verschaffte sich ein neues Messer, und als bald darauf das Schiff den fremden Hafen verließ und das Wetter in einer Nacht stürmisch ward, ging er mit dem Messer in der Tasche immer an der Leeseite auf und nieder und wartete. Da kamen drei turmhohe Sturzwellen auf das Schiff los, und es wäre gewiß verloren gewesen, wenn der Junge ihnen nicht das Messer entgegengehalten hätte. Augenblicklich sanken sie zusammen, und an der Stelle, wo die Spitze sie berührte, färbten sie sich mit Blut. In Hamburg erfuhren der Kapitän und die beiden Steuermänner, daß ihre Frauen alle drei plötzlich krank geworden seien, und das in derselben Nacht, als die drei Sturzwellen auf das Schiff losgekommen seien. Nun glaubten sie den Worten des Schiffsjungen. Weil

4*

sie aber sahen, daß ihre Frauen Hexen waren, beschlossen sie, ihr Leben für die Zukunft zu ändern, um sich nicht neuen Gefahren auszusetzen. So schlägt auch das Ungute manchmal zum Guten aus.

Hartwig Reventlow / Graf Alf auf Segeberg hatte einen Hauptmann namens Hartwig Reventlow, der wohnte mit seiner ganzen Familie auf dem Schlosse. Einmal weilte er fern, und der übermütige Graf schändete seine Hausfrau oder, wie andere sagen, seine Tochter. Diese Schmach erzählte Reventlow seinem Bruder, der ohne Scheu heftige Drohungen gegen den Grafen ausstieß. Das ward gleich von einem der Leute dem Grafen hinterbracht, und er entbot den Verwegenen zu sich. Als dieser, nichts Böses ahnend, kam, ließ ihn der Graf ergreifen und enthaupten, und schickte den Kopf durch einen Diener dem Hartwig. Der nahm den Kopf des geliebten Bruders in die Hand, und einige Tropfen Bluts davon trinkend, sprach er voll Grimm: „Sagt dem Grafen, so gewiß ich hier meines Bruders Blut trank, so gewiß werde ich seinen Tod und den Schimpf des Geschlechtes zu rächen wissen!" Er wußte, daß der Graf die Jagd liebte, und lag Tag und Nacht im gräflichen Walde auf der Lauer. In einer Sommernacht, als das Korn beinahe reif war, des Morgens um drei Uhr, gelang es ihm, einen gräflichen Jäger zu greifen, der früh ausgegangen war das Wild aufzuspüren. Er zwang ihn sich auszuziehen, band ihn an einen Baum, zog die Kleider des Jägers an und ritt mit des Jägers Pferd und Hunden gen Segeberg. Der Torwächter vermeinte, es wäre der Jäger, und ließ ihn ein. Im Hofe stieg er ab und ging geradeswegs in des Grafen Schlafkammer, wie es der Jäger gewohnt war, trat an des Grafen Bett und redete ihn zornig an: „Du siehst wohl, wer ich bin, befiehl dich Gott, denn du mußt sterben," und durchstach ihn, der noch im Bette lag, und zugleich seinen jungen Sohn, der neben seinem Vater zu schlafen pflegte. Unerkannt entkam er wieder im Jagdkleide. Zur Buße des Mordes wanderte er bald darauf nach Rom und stiftete das Kloster in Itzehoe. Solange aber das Schloß in Segeberg gestanden hat, waren die Blutspuren in des Grafen Schlafkammer sichtbar.

Des kleinen Volkes Überfahrt / In den Hüttener Bergen wohnten vorzeiten eine Menge Unterirdischer. Im Kindelberg hörte man sie häufig in ihren Butterfässern stampfen, und im Pläterberg bei Wittensee hörte man oft ihre Stimme. Sie konnten aber keinen Glockenklang vertragen, und als dort die Glocken aufkamen, zogen sie der Marsch zu. In der Nacht kamen sie an die Hohner Fähre, klopften an des Fährmanns Haus und riefen ihn laut, als er aber herauskam und nichts sah, ging er wieder hinein und wollte zu Bett. Da klopften sie noch einmal und dann zum drittenmal an. Der Fährmann ging noch einmal hinaus und sah nun, wie es vor dem Hause grimmelte und wimmelte von lauter kleinen grauen Leuten. Einer unter ihnen,

mit einem langen grauen Bart, bat den Fährmann, er sollte sie über die Eider setzen, sie könnten die Glocken und den Kirchengesang nicht länger ertragen und wollten anderswohin. Der Fährmann kratzte sich hinter den Ohren und fragte, wie es denn mit dem Fährgeld bestellt sei. Drauf sagte das alte Männlein, er sollte nur seinen Hut ans Ufer stellen, so würde ein jeder das seine hineinwerfen. Und nun kamen sie alle in den Prahm hinein, Männer und Weiber und winzigkleine Kindlein, und es waren so viele, daß sie sich drängten und der Prahm zum Sinken voll ward. So ging es jedesmal, wenn der Fährmann wieder zurückkam, und er hatte die ganze Nacht nichts anderes zu tun, als immer hin- und herzufahren, und immer war die Fähre gleich voll. Als endlich die letzten hinüber waren, sah er, wie das ganze Feld am andern Ufer von vielen Lichtern flimmerte, die immer durcheinanderhüpften; da hatten die kleinen Leutchen alle ihre Laternchen angesteckt. Seinen Hut fand er ganz aufgehäuft mit kleinen Goldpfennigen, und war zeit seines Lebens ein steinreicher Mann.

Die Schnitterin / Auf dem Kirchhof in Ballum zeigt man noch einen grauen, bemoosten Leichenstein, darauf ist ein Weib mit einer Sichel und einigen Garben im Arm ausgehauen. Eine arme Witwe aus Ballum schläft darunter, deren einziger Sohn einst eines schweren Verbrechens angeklagt und zum Tode verurteilt wurde. In der Angst ihres Herzens eilte die Mutter zum Gerichtsherrn, dem Grafen von der Schackenburg, warf sich ihm zu Füßen und bat flehentlich um Gnade für ihren Sohn, den einzigen Trost und die Stütze ihres Alters. Schon stand die Sonne im Mittag, da sprach der Graf, um das flehende Weib loszuwerden: „Kannst du mir noch drei Äcker Gerste schneiden, ehe die Sonne untergeht, so soll dein Sohn frei sein.“ Da ging die Mutter aufs Feld und schwang die Sichel; ein Schwaden sank nach dem andern nieder, sie schaute nicht vor noch hinter sich, bald lag der eine Acker, dann der zweite, und eben, als die Sonne verschwand, fiel der letzte Halm. Aber von der übermäßigen Arbeit erschöpft oder vor Freude über das kaum erhoffte Gelingen sank sie selbst zusammen, und man trug sie tot vom Felde.

Schwertmann / Im Hofe Rothwisch in der Krempnermarsch lebte vorzeiten ein schlimmer Raufbold. Er war um seine Bosheiten weit bekannt und hieß Schwertmann. Für seine Übeltaten hat er lange als Gespenst umgehen müssen und als Feuermann die Leute geschreckt und geängstigt. Bald guckte er hier, bald dort aus einem Fenster, einem Korbe, einer Lucke, abschreckend häßlich und mit boshaft verzogener Fratze. Der Pfarrer und Küster wollten ihn bannen, aber er warf ihnen alles Böse, das sie heimlich getan, laut vor und wußte alles bis zum geringsten. Endlich überwand ihn der Schulmeister, der im Überwinden Übung hatte, und trug ihn nach dem wilden Moor, ihn dort hineinzubannen. Auf dem Weg zischelte ihm Schwertmanns Geist

unaufhörlich ins Ohr: „Nur nicht zu tief in den Sumpf, hörst du, nur nicht zu tief!" Als Schwertmann nun dorthin gebannt war, aber eben nicht zu tief, wandelte er als Feuermann herum und schreckte die Leute. Die größte Pein litt er an seinen brennenden Füßen. Wo er Schuhe fand, zog er sie an, sie paßten ihm auch alle, nur konnte er kein Paar lange tragen, weil er jedes gleich durchbrannte. Oft bat er die Leute selbst um Schuhe, die gleich verschwanden, sobald sie ihm hingesetzt wurden. Nach langer Zeit gelang es einem Bäckergesellen, den ruhelosen Geist in einer Kiepe zu fangen und ins Meer zu senken, seitdem war Ruhe vor ihm, aber sein tolles Wesen im Leben und nach dem Tode blieb im Gedächtnis der Leute, und wenn es irgendwo recht toll und wild und übel herging, sagten sie sprichwörtlich: „Da regiert Schwertmann." Wenn jemals einer die Kiepe zufällig auffischt und öffnet, da wird er schon sehen, was er für einen Fisch gefangen hat.

Schiff Mannigfual / Die nordfriesischen Seefahrer erzählen von einem Riesenschiff, das in der Nordsee steuert. Seinen Umfang kann man gar nicht messen, die Masten sind höher als alle Kirchtürme, die Taue sind so dick wie große Tannen. In der Takelage sind Öffnungen, da gehen die Matrosen des öftern hinein, um eine Stärkung zu sich zu nehmen, denn wer als junger Matrose da hinaufklettert, der kommt erst in hohen Jahren mit grauem Bart und Haar wieder herunter. Der Kapitän reist zu Pferde auf dem Verdeck herum und ist froh, wenn er an einem Tage herumkommt. Dies wundersame Schiff heißt Mannigfual. Gewöhnlich segelt es nur im hohen Norden, im tiefsten Fahrwasser, denn sonst könnte es in der Landnähe bald auffitzen. Einst wurde das Schiff dennoch südwärts getrieben und kam in den Kanal zwischen Dover und Calais. Das Fahrwasser war ihm viel zu schmal, es füllte den ganzen Kanal aus, und die Franzosen hätten leicht trocknen Fußes über das Schiff weg nach England spazieren können. Dem Kapitän kam ein guter Gedanke, er ließ die Backbordseite nach Dover zu ganz mit weißer Seife bestreichen, das glückte, der Mannigfual wischte glücklich durch die Meerenge und kam in die Nordsee. Aber die abgescheuerte Seife und der Schaum, den es gab, ließen den britischen Felsen bei Dover ihre weiße Farbe bis auf den heutigen Tag. Einst geriet der Mannigfual in die Ostsee, Gott weiß wie. Da war das Wasser gar zu seicht. Die Schiffsleute warfen ihren Ballast, Schlacken und Asche über Bord, um das Schiff flottzumachen. Darauf ist die Insel Bornholm entstanden, und aus dem Unrat der Kabuse das dabeiliegende Inselchen Christiansö.

Der schnelle Reiter Tod / Im Schleswiger und Dithmarscher Lande erzählt man von einem jungen bäuerlichen Liebespaare, das hatte sich übermaßen lieb, aber Gott wollte es, daß der Bräutigam krank wurde und starb. Seine

Liebste wollte sich gar nicht zufrieden geben und weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Abend wurde, so ging sie auf sein Grab und jammerte die liebe lange Nacht. In der dritten Nacht nun seit er begraben wurde, kam ein Reiter auf einem Schimmel zu ihr und fragte sie: „Willst du mit mir reiten?" Da sah sie auf und sah, daß es ihr Liebster war und sprach: „Ja, ich will mit dir reiten, wohin du willst," und stieg mutig zu ihm aufs Pferd, und fort ging es mit dem Wind um die Wette in die tiefe Mondnacht hinein. Da sie nun eine gute Strecke geritten waren, sprach der Reiter: „Der Mond, der scheint so hell, / der Tod, der reitet so schnell / mein Liebchen, graut dir nicht?" „Nein," sagte sie, „warum soll mir wohl grauen, ich bin ja bei dir!" Und weiter und weiter ging der Ritt und wurde immer wilder und hastiger, aber die Dirne saß fest auf dem Pferde und hielt den Geliebten umfaßt. Er fragte zum andernmal: „Der Mond, der scheint so hell / der Tod, der reitet so schnell / mein Liebchen, graut dir nicht?" „Nein," erwiderte sie nochmals, „warum soll mir grauen? Ich bin ja bei dir!" Aber es wurde ihr doch ein wenig wunderlich zumut, und da fragte er zum drittenmal: „Der Mond, der scheint so hell / der Tod, der reitet so schnell / mein Liebchen, graut dir nicht?" Da begann ihr zu grauen, sie umklammerte ihn fester und sprach kein Wort. Das Pferd sauste dreimal mit ihnen im Kreise herum und verschwand für immer mit dem Reiter und seiner Liebsten.

Die treue Schwester / Auf einer Hallig wohnte eine Jungfrau einsam in einer Hütte. Vater und Mutter waren gestorben und der einzige Bruder war fern auf der See. Beim Abschied hatte sie ihm versprochen, allnächtlich ihre Lampe ans Fenster zu setzen, daß ihm ihr Licht bei der Heimkehr schon weithin sage, daß seine Schwester Elke noch lebe und seiner warte. An jedem Abend stellte sie nun ihre Lampe ans Fenster und schaute Tag und Nacht auf die See hinaus, ob nicht ihr Bruder käme. Monde und Jahre vergingen, Elke ward zur Greisin, aber sie ward nicht müde, zu warten und am Fenster zu sitzen und ihre Lampe auszustellen. Aber an einem Abend blieb das gewohnte Licht aus, die Nachbarn riefen einander zu: „Elkes Bruder ist gekommen!" und eilten in ihr Haus. Da saß sie tot und starr neben der erloschenen Lampe, die erloschenen Augen auf die See gerichtet.

Die Sassen und die Jüten / Ein Mann zu Kurburg bei Schleswig erzählt, daß der alte Wall, das Danewerk genannt, in alten Zeiten die Grenzscheide zwischen Jütland und dem Lande der Sassen war. Den alten Wall hatten die Jüten erbaut, und um ihn gegen die feindlichen Sassen noch sicherer zu machen, gruben sie auch noch einen Graben davor, der heißt heute noch der Kuhgraben. Die Jüten banden eine Schar roter Ochsen zusammen, steckten auf jedes Ochsenhorn ein Wachslicht, hingen ihnen weiße Tücher über die Köpfe und dachten damit den Sassen

bange zu machen. Aber die tapferen Sassen nahmen den Kuhgraben und die Ochsen dazu. Doch durch den Wall kamen sie vorerst nicht, bis sie endlich fanden, daß der Wall an einer Stelle, wo er durch ein Torfmoor ging, nur von Torf aufgeworfen war. Dort steckten sie ihn in Brand, und das Stück brannte bis auf den Grund nieder. Noch ist die Stätte zu sehen und heißt der Sydergrund. Da nun die Sassen immer näher kamen, vergruben die Jüten ihre Kriegskasse in den Sydergrund, und die Sassen drangen durch den Wall und erschlugen in einer großen Schlacht zwanzigtausend Mann, dann kehrten sie wieder um. Die Jüten sammelten sich aufs neue und ermutigten sich mit dem Ruf: „Noch sind sie nicht den Kropperbusch vorbei!" Sie trieben die Sassen in die Haide, und bei Kropp kam es zur zweiten Schlacht. Darin verloren die Sassen vierzigtausend Mann, und daher rührt das Sprichwort: „Noch ist nicht der Kropperbusch vorbei!" In dieser Schlacht verloren die Sassen auch ihren Feldherrn, einen riesenstarken Mann, der mit seinem Finger in jeden Stein schreiben konnte. Nicht weit von Auschlag liegt noch ein Stein, den er in der Schlacht geworfen hat, daran sieht man noch, wie seine fünf Finger hineingegriffen haben.

Prinzessin Thüra / Die Thürenburg beim kleinen Danewerk ist nach der Königstochter Thüra genannt, die dort vor Jahren herrschte. Dazumal kam ein fremder Prinz, um sie zu freien, der war aber so häßlich, daß ihn niemand ansehen konnte. Die Prinzessin nahm ihn höchst ungern, durfte es ihm aber aus Staatsgründen nicht abschlagen. Tag und Nacht dachte sie nur daran, wie sie von ihm loskommen konnte, und endlich wußte sie Rat. Kurz vor der Hochzeit ritt sie mit dem Bräutigam auf dem alten Wall nach Hollingstede spazieren, dort ging zu jener Zeit noch eine Bucht von der Westersee hinein. Auf dem Rückweg ließ die Prinzessin ihr Schürztuch fallen, als ob der Wind es ihr entführte. Sagte der Prinz: „Prinzessin, Ihr habt Euer Schürztuch fallen lassen, wollt Ihr es nicht mitnehmen?" Sie antwortete: „Ei, wenn Ihr ein redlicher Ritter seid, so solltet Ihr doch selbst absteigen, junger Herr, und es mir aufheben!" Er ritt zu der Stelle zurück und bückte sich vom Roß, und wie er sich bückte, hielt die Prinzessin schon hinter ihm, zog rasch sein Schwert aus der Scheide und hieb ihm den Kopf ab. Zu Hause fragte man sogleich, wo sie ihren Bräutigam gelassen habe, da antwortete sie: „Ach, wir ritten den alten Wall entlang, da sind die Unholde über uns gekommen und haben dem Prinzen den Kopf abgeschlagen, ich aber bin ihnen entronnen." Der Tote wurde aufgesucht und ruht in einem Hühnengrab auf dem Esperstorfer Feld ~ ein Opfer der Staatsgründe.

Klabautermännchen zu Langdorf / Zu Langdorf gab es ehedem eine große Menge von Klabautermännchen oder Lappländern, ganz kleine Kerlchen, die viel Böses und wenig Gutes stifteten. Sie kamen häufig in den Ort, um

Küchengeräte zu leihen. Gab man ihnen nichts, dann wollte es mit der Arbeit auf dem Hofe den ganzen Tag nicht recht fort, und allerlei Unangenehmes stellte sich den Dienstleuten in den Weg. Gab man ihnen aber, dann ging alles nach Wunsch und Willen. Zumeist erbaten sie sich Löffel, Gabeln und Töpfe; lieh man ihnen die Dinge rein, dann bekam man sie schmutzig zurück; empfingen sie die Sachen aber schmutzig, dann gaben sie sie rein zurück. Als man ihnen eines Morgens einen eisernen Kessel lieh, um Bohnen darin zu kochen, denn zu der Zeit kannte man noch keine Kartoffeln, gingen sie damit in die Scheune, steckten einen Stock in das Stroh, machten ein groß Feuer und hingen den Kessel an den Stock darüber. Als der Hausherr das sah, lief er erschrocken hinzu und rief: „Was macht ihr da, ihr steckt meine Scheune in Brand und meinen ganzen Meierhof mit. Ist das euer Dank für meine Güte?" Die Klabautermännchen lachten aber und sagten: „Seid nicht besorgt darum, es wird nichts verbrennen; statt euch irgendwie Schaden zu tun, wollen wir für euch arbeiten." Es war damals just zur Erntezeit. Die Knechte zogen aus ins Feld, um das Korn zu mähen, doch als sie kamen, war die Arbeit schon getan; das Korn war so schön gemäht, wie man es nur wünschen konnte. Gegen Mittag kamen die Männchen wieder an die Tür und erbaten sich abermals den eisernen Kessel. „Den will ich euch geben," sprach der Mann, „aber werdet ihr auch für mich arbeiten?" „Weil ihr uns das abfragt, nein, heute nicht mehr," sprachen die Männchen, „wohl aber morgen, wenn ihr uns außer dem Kessel noch Gabel und Löffel leiht." Der Mann versprachs ihnen, und als man am andern Tag das Korn in Garben binden wollte, war das auch schon getan, und man brauchte die Garben nur in die Scheune zu führen. Ein andermal sollten Bäume gehauen werden. Wahrscheinlich hatte man den Männchen auch wieder nicht ganz nach dem Sinne getan, denn die Bäume waren wohl umgehauen, aber sie lagen quer über der Straße, und man konnte sie trotz aller Mühe nicht von der Stelle bringen. Man suchte also die Männchen zu beruhigen, und da versprachen sie denn auch, die Bäume aus dem Wege zu räumen und sie selbst nach dem Hofe zu bringen, nur müsse man Pferde und Karren in die Nähe bringen und da allein stehenlassen. Sie führten die Bäume auch richtig weg bis auf eine große Eiche, die ließen sie liegen. Die Leute gaben sich nun alle Mühe, den Baum ein wenig zur Seite zu bringen, doch das ging nicht, und Winden und andere Hebwerkzeuge kannte man noch nicht. Die Klabautermännchen standen inzwischen da und lachten die Leute derb aus, bis der Bauer ihnen wieder ihren Willen tat; da brachten sie den Baum weg. Da sie nun häufig sehr schlimme Streiche spielten, machte die Polizei sich daran, sie zu fangen, aber nie konnte sie die Männchen ertappen, denn wenn sie irgendwo zusammen saßen, dann stießen sie ein großes Messer, das sie stets bei sich trugen, mit der Spitze in den Tisch. Kam die Polizei dann in die Nähe, so bewegte sich das Messer und zitterte und fuhr hin und wider, und zugleich verschwand das kleine Volk mit Kessel und Kannen. Einmal aber hat man sie doch überrascht, und das war in einem gelichteten Walde. Da

saßen sie, tranken und aßen und tanzten auf den Händen, die Beine in die Höhe gestreckt, in die Runde. Als man ihnen nicht zu nahen vermochte, rief man den Pfarrer, doch der konnte auch nichts gegen sie ausrichten. Dann kam ein Krieg ins Land, und erst die Feinde haben sie verjagt.

Das Geistermahl / Als König Friedrich der Dritte von Dänemark eine öffentliche Zusammenkunft nach Flensburg ausgeschrieben hatte, trugs sich zu, daß ein Edelmann, der spät am Abend anlangte, in dem Gasthaus keinen Platz finden konnte. Der Wirt sagte ihm, alle Zimmer wären besetzt, bis auf ein einziges, großes; aber dort die Nacht zuzubringen wolle er niemand raten, es sei darin nicht geheuer, und die Geister trieben da ihr Wesen. Der Edelmann lächelte unerschrockenen Mutes und sagte, er fürchte keine Gespenster und begehre nur ein Licht, damit er besser sehen könne, was sich zeige. Der Wirt brachte das Licht, und der Edelmann setzte sich dazu an den Tisch. Die Nacht war noch nicht halb herum, als es anfing, im Zimmer hier und dort sich zu regen und rühren, und bald ließ sich ein Rascheln über das andere hören. Er hatte anfangs Mut, sich wider den anschauernden Schrecken fest zu halten, bald aber, als das Geräusch immer wuchs, ward die Furcht Meister, so daß er zu zittern anfing, er mochte widerstreben wie er wollte. Nach diesem Vorspiel von Getöse und Getümmel kam durch den Kamin das Bein eines Menschen herabgefallen, bald auch ein Arm, dann Leib, Brust und alle Glieder, zuletzt der Kopf. Alsbald setzten sich die Teile nach ihrer Ordnung zusammen, und ein ganz menschlicher Leib, einem Hofdiener ähnlich, hob sich auf. Durch den Kamin fielen immer mehr und mehr Glieder herab, die sich schnell zu menschlicher Gestalt vereinigten, bis endlich die Tür des Zimmers aufging und der helle Haufen eines völligen königlichen Hofstaats eintrat. Der Edelmann, der bisher wie erstarrt am Tisch gestanden, eilte beim Nahen des Zuges zitternd in einen Winkel des Zimmers. Er sah nun, wie die Geister mit ganz unglaublicher Behendigkeit eine Tafel deckten, köstliche Gerichte herbeitrugen und silberne und goldene Becher auffetzten. Dann kam einer zu ihm gegangen und begehrte, er solle sich als ein Gast und Fremdling zu ihnen an die Tafel setzen und mit ihrer Bewirtung vorliebnehmen. Als er sich weigerte, ward ihm ein großer silberner Becher dargereicht, daraus Bescheid zu tun. Der Edelmann, der vor Bestürzung sich nicht zu fassen wußte, nahm den Becher, und es schien auch, als würde man ihn sonst dazu nötigen, als er ihn aber ansetzte, kam ihn ein so tiefes, Mark und Bein durchdringendes Grausen an, daß er Gott um Schutz und Schirm anrief. Kaum hatte er das Gebet gesprochen, so war in einem Augenblick alle Pracht, Lärm und das ganze glänzende Mahl mit den herrlich scheinenden Geistern verschwunden. Indessen blieb der silberne Becher in seiner Hand, und wenn auch alle Speisen verschwunden waren, blieb doch das silberne Geschirr auf der Tafel stehen, auch das eine Licht, das der Wirt ihm gebracht. Der Edelmann freute sich und glaubte, das

alles sei ihm gewonnenes Eigentum, allein der Wirt tat Einspruch, bis es dem König zu Ohren kam; der erklärte, daß das Silber ihm, dem König, anheimfalle, und er ließ es in seine Schatzkammer nehmen. Woher es gekommen ist, hat man nicht erfahren können, es trug weder Wappen noch Namen.

Frau von Poggwisch / Die Söhne der Frau von Poggwisch wurden in der Hamme erschlagen. Ein Knabe ritt zu ihr und brachte ihr die Nachricht, daß ihre Söhne gefallen seien, ihr Mann aber lebe. Voll Zorn und Schmerz richtete sie sich auf und sprach: „Nun der Herzog tot ist und alle unsere Verwandten und alle unsere Söhne und er noch allein lebt, so war er kein Mann und soll nicht länger mein Gemahl heißen und nimmer an meiner Seite schlafen!“ So verwünschte sie ihn und beklagte ihr Geschick. Da antwortete der Knappe: „Edle Frau, wohl lebt euer Herr; aber zürnet nicht, er liegt schwer verwundet.“ Da dankte sie Gott, daß er ihr solche Söhne und einen solchen Gemahl gegeben hätte, die nicht gezögert hätten, ihr Blut und Leben für ihren Herrn und ihr Land hinzugeben, ging sogleich hinaus, wo der Kranke lag, verband ihm die Wunden und pflegte sein wie eine getreue Hausfrau.

Die Wogenmänner / Die Wogenmänner hatten große und kleine Schiffe und raubten in und außer Landes und hatten die ganze Westerhever wüst gemacht. Das geraubte Gut führten sie auf ihre starke Wogenmannsburg an der Westerhever und nahmen die schönsten Mädchen mit Gewalt dort hinauf, behielten sie selbst oder gaben sie ihren Knechten. Es waren schon vierzehn ehrliche Bauerntöchter auf der Burg, und das ganze Land war darüber tief betrübt. Da versammelte der Staller Owe Hering aus den Landen Ewerschop und Utholm das Volk am Margaretentage, und zu Schiffe und zu Fuß zogen sie vor die Burg. Die zuletzt geraubte Jungfrau hatte sich aber so schlau verteidigt, daß sie Jungfrau geblieben war, denn sie hielt sich so tapfer, als wenn sie im Harnisch von der Burg stürmen wollte. Als nun die Landleute mächtig und kühn heranzogen und die auf der Burg in großer Wehre standen, schlich sie zu der Brücke, und ehe sie davon wußten, ließ sie die Brücke fallen, sprang mit der Brücke hinunter und hielt sie so lange mit bewehrter Hand, bis die Landleute hinaufdrängten und die Burg gewannen, was ihnen sonst nimmer gelungen wäre. Alles Volk von der Burg ward gefangen, und es geschah ihnen, wie nach dem Rechte Räubern und Jungfrauenschändern geschieht. Alle Frauen und alles Gut, das auf der Burg war, nahmen sie und zerstörten es. Dem Mannsvolk schlug man die Köpfe ab, die Frauen ersäufte man. Die geraubten Mädchen standen dabei und sahen zu, wie ihr Leid gerächt ward. Aus den Steinen und Balken der Burg erbaute man die Kirche und das Pastorat zu Westerhever, die jetzt auf dem Burgplatze stehen.

Die Prinzessin von Sonderburg / Die Prinzessin auf dem Schlosse Sonderburg auf Alsen hatte sich in einen Knappen ihres Vaters verliebt. Nach einiger Zeit entdeckte man, daß die Prinzessin von ihm schwanger war. Da ward der Knappe ergriffen und sollte hingerichtet werden. Die Liebenden hatten sich ewige Treue geschworen und verabredet, wenn noch im letzten Augenblick Begnadigung käme, so sollte ein rotes Tuch das Zeichen sein; wenn nicht, aber ein weißes, und dann wollte die Prinzessin dem Geliebten in den Tod folgen. Vor dem Schlosse am jenseitigen Ufer des Kleinen Sundes errichtete man einen Hügel, da sollte die Hinrichtung geschehen. Der Knappe ward hinübergeführt, und die Prinzessin schaute aus ihrem Fenster und wartete auf das Zeichen, in der Hand einen blanken Dolch. Schon stand er zum Tode bereit, als Begnadigung eintraf. In der Hast und Freude über die unerwartete Rettung warf er das weiße Tuch statt des roten in die Luft, und die Prinzessin erstach sich im gleichen Augenblick, daß der Blutstrom über die Mauer rann, wo bis auf den heutigen Tag ein brauner Fleck sichtbar ist, der immer wieder zum Vorschein kommt, so oft er auch abgewaschen und übertüncht wurde. Dem Knappen lag nun auch nichts mehr am Leben, er erstach sich auch. Seit der Zeit hört man in den Gemächern, die einst die Prinzessin bewohnte, nachts oft ein Seufzen und Ächzen. Man hat sie oft umgehen sehen, wie sie am Kamin sitzt und schluchzend ihr langes Haar kämmt; aber als wenn sie sich ihrer Schwangerschaft schämte, denn niemand hat sie von vorne gesehen, jedem wendet sie den Rücken zu.

Der geschickte Scharfrichter / Der Scharfrichter in Sonderburg war so geschickt, daß er die armen Sünder nur vor sich hinstellte und dann ihre Köpfe herunterhatte, ehe sies merkten; „denn," sagte er, „ich bin kein Barbier nicht, darum braucht ihr nicht zu sitzen." Einmal, bei scharfem Frostwetter, schwang er sein Schwert so geschickt, daß der Kopf auf dem Rumpf stehenblieb und sogleich wieder festfror. Der arme Sünder freute sich nicht wenig, so davongekommen zu sein, und ging mit seinen Freunden eilig ins nächste Wirtshaus. Aber in der warmen Stube fühlte er bald, wie es ihm am Halse und in der Nase so wunderlich ward, als wenn er niesen sollte. Und als er zugriff, behielt er den Kopf in der Hand und stürzte tot nieder.

Die halbvolle Flasche / Die Schweden waren im Lande, die Deutschen hatten gerade eine Schlacht gewonnen, und ein gemeiner Soldat bekam einen Wachtposten auf dem Schlachtfelde. Mit Mühe hatte er für seinen brennenden Durst eine Flasche Bier erhalten. Eben wollte er sie an den Mund setzen, da hörte er neben sich die Stimme eines Schweden, dem beide Beine abgeschossen waren, und der ihn flehentlich um einen Trunk bat. Mitleidig ging der Soldat zu ihm und beugte sich über den verwundeten Feind, um ihm die Flasche zu reichen. Aber der tückische Schwede er-

griff sein Pistol und feuerte es auf seinen Wohltäter ab. Zum Glück ging der Schuß fehl. Ruhig griff der Soldat wieder nach seiner Flasche, trank sie halb aus und reichte sie dann dem Sterbenden. „Da, du Schlingel, nun kriegst du sie nur halb!“ Als der König das erfuhr, ließ er den Soldaten kommen, schlug ihn zum Ritter und gab ihm ein Wappen mit einer halbvollen Flasche darin. Des Soldaten Urenkel wohnen noch in Flensburg und führen heute noch dieses Zeichen.

Die nächtliche Trauung / In der Gegend von Apenrade ward der Prediger in einer Nacht von zwei fremden Matrosen geweckt, die zu ihm in die Stube gedrungen waren. Der eine bot ihm einen großen Beutel mit Gold, der andere zeigte ihm seinen Säbel, und sie sagten zu ihm, entweder solle er ihnen folgen und in der Kirche sogleich eine Traurede und eine Leichenpredigt halten und dann den Beutel erhalten, oder er müsse sterben. Der Prediger stand auf und folgte. Die Kirche, die ein wenig abseits vom Dorfe lag, war hell erleuchtet und voll von fremden, bewaffneten Seeleuten. Er ward zu einem Herrn in einer prächtigen Uniform geführt, an dessen Seite bleich und zitternd ein junges Weib stand. Wie ihm befohlen war, verrichtete er nun die Trauung, und hielt auch die Leichenrede. Dann eilte er so schnell er konnte davon. Aber kaum war er hundert Schritte von der Kirche entfernt, als er einen Pistolenschuß hörte und einen kurzen Schrei. Dem Prediger war es verboten, über das Geschehene zu sprechen. Am Morgen ging er dennoch mit zwei guten Freunden zur Kirche, und sie fanden da in einem offenen Grabe die Leiche des jungen Weibes, das er in der Nacht getraut hatte. Draußen auf der See segelte ein großer Dreimaster von dannen.

Die gerechten Knaben / Bei dem Dorfe Renz im Kirchspiel Burkall fiel einmal ein Mann vom hohen, steilen Ufer in die Renzau und wäre ertrunken, wenn nicht einer, der in der Nähe arbeitete, auf sein Geschrei herbeigeeilt wäre. Der hielt ihm eine Stange entgegen, der Mann half sich daran heraus, stieß sich jedoch dabei ein Auge aus. Darum erschien er auf dem nächsten Thing, verklagte seinen Retter und verlangte von ihm hohe Buße für das verlorene Auge. Die Richter wußten nicht, was sie aus der Sache machen sollten, und verschoben sie aufs nächste Thing, um inzwischen die Sache zu überdenken. Aber das dritte Thing war schon da, und der Hardesvogt noch nicht mit sich einig. Mißmutig setzte er sich auf sein Pferd und ritt langsam und nachdenklich auf Tondern zu. So kam er nach dem Rohrkarrberg, und dem Hause dort gegenüber lag ein Steinhaufe, drauf saßen drei Hirtenknaben, die Wichtiges vorzuhaben schienen. „Was macht ihr da?“ fragte der Hardesvogt. „Wir spielen Thing,“ war die Antwort. „Was habt ihr denn für eine Sache vor?“ fragte er weiter. „Wir halten Gericht über den Mann, der in die Renzau fiel,“ antworteten sie. Da hielt der Hardesvogt sein Pferd an, um auf das Urteil zu warten. Die Jungen kannten ihn nicht, weil er

ganz in seinen Mantel gehüllt war, und ließen sich nicht stören. Sie erkannten für Recht, daß der Mann an derselben Stelle wieder in die Renzau geworfen werden sollte. Könne er sich dann selbst retten, so solle er Ersatz für das Auge haben, könne er es aber nicht, so solle der andere gewonnen haben. Ehe der Hardesvogt weiterritt, langte er in die Tasche und warf den Jungen ein Geld zu, ritt dann fröhlich nach Tondern und entschied, wie die Hirtenknaben getan hatten. Der Schurke konnte sich wirklich nicht allein retten und mußte ertrinken.

Die drei Alten / Der Pastor Oest in Angeln hat diese Geschichte oft erzählt, nur weiß man nicht, ob von sich selbst oder seinem Amtsbruder im Nachbarort. Mitten im vorigen Jahrhundert geschah es, daß der neue Prediger die Markung seines Kirchensprengels umritt, um sich mit seinen Seelen genau bekannt zu machen. In einer entlegenen Gegend steht ein einsamer Bauernhof, der Weg führt hart am Vorhof der Wohnung vorbei. Auf der Bank saß ein uralter Greis und weinte bitterlich. Der Pastor wünschte ihm einen guten Abend und fragte, was ihm fehle. „Ach," gab der Alte zur Antwort, „mein Vater hat mich geschlagen." Befremdet band der Pfarrer sein Pferd an und trat ins Haus, da begegnete ihm auf dem Flur ein Alter, noch viel greiser als der erste, mit erzürnter Gebärde und in heftiger Bewegung. Der Prediger sprach ihn freundlich an und fragte ihn nach der Ursache seines Zürnens. Da sprach der Greis: „Ei, der Junge hat meinen Vater fallen lassen." Damit öffnete er die Stubentür, und der Prediger verstummte vor Erstaunen, als er einen vor Alter ganz zusammengedrückten, aber noch rührigen Greis im Lehnstuhl am Ofen sitzen sah.

Das brave Mütterchen / In einem frostklaren Winter beschlossen die Husumer, ein großes Fest auf dem Eise zu feiern. Sie schlugen Zelte auf, und alt und jung, die ganze Stadt, versammelte sich draußen. Die einen liefen Schlittschuh, die andern fuhren in Schlitten, und in den Zelten erscholl Musik, die Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum, und die Alten saßen an den Tischen und tranken eins. So verging der ganze Tag, und der helle Mond ging auf, aber der Jubel schien nun erst recht anzufangen. Nur ein altes Mütterchen war allein von allen Leuten in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen, aber da ihr Häuschen auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bette hinaus aufs Eis sehen und die Freude betrachten. Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte sie auf der See im Westen ein kleines weißes Wölkchen, das eben an der Kimmung hinaufstieg. Sogleich befiel sie eine unendliche Angst, sie war in jungen Jahren mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich gut auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: in einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren. Da rief und jammerte sie, so laut sie nur konnte; aber niemand war im Hause,

und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke, und allmählich immer schwärzer; noch einige Minuten, und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen; da rafft sie all ihr bißchen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bett zum Ofen; glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und kriecht hinaus, so schnell sie kann, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand augenblicklich in Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus geseheu ward, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als die Letzten eben den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Decke, und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr ganzes Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

Die übermütige Frau / Auf dem großen, prächtigen Verwellenhof, auf der Kolberger Haide an der Ostsee wohnte eine Frau von Verwellen, eine stolze, übermütige und grausame Herrin, die allezeit auf ihren Reichtum trotzte. Sie hielt ihn für so unerschöpflich, daß sie einmal bei einer Lustfahrt auf der See ihren kostbaren Ring vom Finger zog und mit den Worten in die See warf: „So unmöglich ich diesen Ring je wiederbekomme, ebenso unmöglich wird es sein, daß ich jemals Not leiden werde.“ Nach ein paar Tagen brachte ein Fischer einen großen Dorsch ins Schloß, beim Zerlegen fand die Köchin den Ring in seinem Bauche, und die Herrin erschrak nicht wenig, als sie ihn wiedersah. Nicht lange danach kam die große Flut, die die ganze Kolberger Gegend weit und breit verschlang, und man sieht noch oft in der Bucht bei Holm, die noch immer die Kolberger Haide heißt, bei niedrigem Wasser Backstein und anderes am Grunde liegen. Die reiche Frau hatte nun all ihr Hab und Gut verloren und mußte betteln gehen. Früher in ihren guten Tagen hatte sie, wenn sie ins heimliche Gemach ging, immer eine Kiste Flachs mitgenommen. Eine Magd wusch ihn nachher sorgfältig aus und verspann ihn. Wenn das nun die reiche Frau sah, sprach sie immer: „Fu dik an!“ das heißt Pfui dich an, und spottete über sie. Nun aber, als sie selber arm geworden, kam sie bettelnd zu ihrer Magd und bat um Leinen zu einem Hemde. Die Magd gab ihr das Verlangte, sprach aber dabei: „Dat is von Ühren Fu dik an!“ Weinend ging die Frau fort. Seit der Zeit heißt in der Gegend aller Abfall vom Flachse Fudikan.

Die Möwen in Schleswig / Alle Leute, die König Abel beim Mord an seinem Bruder Erich halfen, sind eines elenden Todes gestorben, der eine ward beim Spiel erstochen, ein anderer gerädert, der dritte von seinen eigenen Leuten erschlagen. Sie und alle die zwanzig Ritter, die mit dem Könige den Reinigungseid taten, sind nach ihrem Tode für immer an den Ort ihrer Schandtat gebannt. Nahe an Schles-

wig, der Stelle gegenüber, da sich König Abels Schloß erhob, steht eine kleine Insel, der Möwenberg. Alljährlich am Gregoriustag kommen die Möwen dahin und nisten ungestört; die Stadt bestellt ihnen einen Fischer zum Hüter, den man Möwenkönig heißt. Wenn sie nun zweimal gebrütet haben und die dritten Jungen eben aus dem Ei gekrochen sind, dann stürmt es an einem Sonnabendmittag, sobald die Uhr zwölf schlägt, von allen Seiten auf den Berg. Knaben greifen die nackten Jungen, die andern töten die Schützen, die ganze Schlei ist mit Booten bedeckt, und Schüsse knallen ringsumher. Bis zum Sonntagmittag um zwölf dauert die Möwenjagd. Die noch lebenden Möwen sind dann traurig davongezogen; aber in jedem Jahre müssen sie wiederkommen und brüten. Denn die Möwen sollen König Abels Leute sein, und sie können nicht von dem Orte loskommen. Nur wenn einmal ihr Möwenkönig sie nicht beschützt und sie in der Zeit vor der Möwenjagd keine Ruhe haben, brauchen sie in sieben Jahren nicht wiederzukommen. Das ist im Anfange dieses Jahrhunderts geschehen, wo sie in einem bösen Kriegsjahre gestört wurden. Aber erst wenn dreimal hintereinander ihnen das gleiche geschieht, wenn man also in einundzwanzig Jahren gegen die alte Sitte verfährt, werden sie vom Fluch frei. Andere sagen, daß auf der Möweninsel in einem Schlosse vor alten Zeiten ein mächtiger Herr gewohnt hat, der mit seinen Dienern und Knechten die Leute der Umgegend schwer bedrückte. Das Schloß ist darnach versunken und er mit seinen Dienern in Möwen verwandelt, die seit der Zeit die Insel allein bewohnen.

Die Tänzerin / Unter den vielen Hochzeitsgästen auf dem adligen Gute Hoierswort in Eiderstette war auch ein Mädchen, das war die flinkste Tänzerin weit und breit und konnte gar nicht vom Tanze lassen. Die Mutter warnte sie, aber sie sprach übermütig: „Und wenn der Teufel selber mich zum Tanze aufforderte, ich schlügs ihm nicht ab.“ Augenblicks kam ein Fremder zur Tür herein und forderte sie zum Tanzen auf. Das war der Teufel, und er hat sie so lange herumgeschwenkt, bis ihr das Blut aus dem Munde stürzte und sie tot umfiel. Die Blutspuren im Saale sind unvertilgbar. In jeder Mitternacht muß sie aus dem Grabe in den Tanzsaal, eine höllische Musik bricht los, und das ganze Schloß hüpft auf und ab. Jeden, der zufällig eine Nacht in dem Saale schläft, fordert sie zum Tanze auf, noch hats keiner gewagt, mit ihr zu tanzen. Tuts aber einmal ein Christenmensch, so ist sie erlöst. Einen jungen Mann, einen wilden, lustigen Gesellen, der dort schlief, hat sie so erschreckt, daß ihm für immer die Lust am Tanzen verging, und wenn er nur Geigen klingen hörte, so meinte er, der Spuk ginge wieder los.

Der Teufel und die Weihnachtsspieler / In Stellau hausten drei Brüder zusammen, hatten weder Eltern noch Frau, Kind, Magd oder Knecht, ackerten, melkten, kochten und taten alles ohne fremde Hilfe. An einem

Weihnachtsabend saßen sie beisammen; sie hatten nicht viel zu sprechen und kamen auf den Einfall, durch ein Spiel Karten die Zeit zu vertreiben. Ein alter Knecht aus der Nähe, einer ihrer wenigen Freunde, kam zu ihnen, und sie fingen an. Gewinn und Verlust machte die vier immer hitziger, sie vergaßen den Weihnachtsabend, sie spielten die heilige Christnacht hindurch, dann den ersten Weihnachtstag, die folgende Nacht, dann auch den zweiten Weihnachtstag. Die Augen fielen ihnen fast vor Müdigkeit zu; aber an ein Aufhören war nicht zu denken. Am Abend des dritten Tages bekamen sie unversehens noch einen fünften Mitspieler, ohne daß sie wußten wie. Nun begann das Spiel erst recht zu rasen. Der Einsatz wurde verdoppelt, verdreifacht, Hab und Gut standen darauf, so gings wieder bis an den lichten Morgen. Da fiel einem der Brüder eine Karte unter den Tisch, er nahm das Licht, bückte sich und suchte danach. Aber entsetzt fuhr er zurück und schrie: „Hilf Himmel, der leibhaftige Satan!" Im Augenblick verschwand der fünfte Mitspieler, der an seinem Pferdefuß erkannt war, mit entsetzlichem Geräusch und ließ einen Gestank zurück, der lange nachher nicht aus dem Hause weichen wollte. Die vier Spieler gaben einander alles zurück, was sie sich abgewonnen hatten, vergruben das Geld des Teufels und haben seit dem Tage keine Karte mehr angerührt. Die Geschichte wäre nie ruchbar geworden, wenn nicht der alte Knecht sie endlich verraten hätte.

Die aufrichtige Lüge / Ein Spitzbube ward gefangen, und der Amtmann wollte ihn henken lassen. Der Sünder bat aber so bewegt um sein Leben, daß der Amtmann es ihm zusagte, wenn er eine aufrichtige Lüge erfinden könne. „Nichts leichter als das," sagte der Spitzbube und fing an: „Ein altes Weib pflanzte auf den Misthaufen drei Körner, ein Weizenkorn, ein Haferkorn und ein Buchweizenkorn, da verging das Weizenkorn, da verschwand das Haferkorn, aber eine Buchweizenstange wuchs hervor und wuchs bis an den Himmel. Daran stieg sie hinauf und ging durch den Himmel und durch die Hölle, sah mancherlei Freude und mancherlei Pein, sah da auch den Teufel, der hatte dem Herrn Amtmann seine alte Mutter auf der Schiebekarre ~" „Kerl," rief der Amtmann, „das ist nicht wahr!" „Verzeihung, Herr Amtmann, das ist eine aufrichtige Lüge!"

Der Müller ohne Sorgen / Ein Müller in Dithmarschen schrieb an seine Tür: „Ich lebe ohne Sorgen." Einst las der König den Spruch im Vorbeireiten, ließ sogleich den Müller rufen und fragte ihn, wie er sichs einfallen lassen könnte, das über seine Tür zu schreiben, da der König selber das nicht einmal von sich sagen könne. Der Müller sagte, es wäre nun einmal so, und dabei ließe sich nichts machen. „Nun," sagte der König, „so komm er morgen früh nur einmal zu mir; dann will ich ihm drei Fragen vorlegen, und kann er die beantworten, so will ichs ihm

glauben." Der Müller stellte sich andern Tags pünktlich ein. „Guten Morgen, guter Freund," sprach der König, „was meint er, was ich in diesem Augenblick denke?" „Ihr meint," antwortete der Müller, „der Müller kommt." „Stimmt," sagte der König, „aber nun die zweite Frage: Wie schwer ist wohl der Mond?" „Höchstens vier Viertel," antwortete der Müller, „und wenn Ihrs nicht glauben wollt, müßt Ihr selbst nachwiegen." „Und wie tief ist das Wasser?" fragte der König wieder, und der Müller antwortete: „Einen Steinwurf." Da lachte der König und sprach: „Höre er, Müller, er ist ein Schalk, aber wenn er mit allem so schnell fertig werden kann, so ists kein Wunder, daß er keine Sorgen hat." Er beschenkte den Müller reichlich, und sie sind all ihr Lebtag gute Freunde geblieben.

Wie Frau Abel sich ein Ei holte / Zu Stakendorf in der Propstei wohnte die alte, geizige Frau Abel. Zu ihrer Zeit fing man noch viele Wölfe in Gruben. Jeder im Dorfe mußte, wenn die Reihe an ihn kam, eine Ente oder Gans zur Witterung geben. Als die Frau Abel drankam, nahm ihr Knecht eine Gans und setzte sie auf die Wippe über der Grube. Da fiel es der Frau aber ein, daß die Gans noch ein Ei bei sich hätte. Schnell lief sie durch den Schnee hinaus, obgleich es schon dunkelte, und langte nach der Gans, aber die Wippe gab nach und die Frau fiel in die Grube. Nun schrie und rief sie, doch niemand hörte. Vor Frost und Angst klapperten ihr die Zähne, um Mitternacht aber fiel ihr das Ei in den Schoß. Gegen Morgen kam der Wolf geschlichen, schnoberte da herum, guckte in die Grube, tastete leise auf die Wippe und wollte nach der Gans langen. Da schlug das Brett um und er war bei der Frau in der Grube. Ob er aber nicht hungrig oder von dem Fall erschrocken war, kurz, er setzte sich ganz ruhig in die eine Ecke, Frau Abel saß in der andern mit dem Ei in der Hand, und beide sahen einander an, gewiß mit verschiedenen Gedanken. Endlich ward es Tag, und Frau Abels Knecht kam, um nachzusehen, wie der Fang abgelaufen. Wie erschrak er! Eilends lief er zurück und schrie das ganze Dorf zusammen. Mit Stricken kamen sie zur Grube. „Ja," sagte der Knecht, „wenns nun aber glücken soll, unsere Frau, so macht nur die Röcke los und laßt die dem Wolf, wenns sein muß." Und just als man sie heraufzog, besann sich der Wolf, sprang zu und packte die Röcke, aber Frau Abel ließ sie gleiten und kam wohlbehalten mit dem Ei nach Hause.

Swarte Margret / Als die swarte Margret Königin von Dänemark war, ließ sie die Elbe mit langen Pfählen und einer Kette sperren, so daß niemand heraus- noch hereinkonnte. Sie sperrte auch den Kieler und Flensburger Hafen und zerstörte die Schlei. Einmal belagerte sie Itzehoe, und am Tage Mariä Geburt hat sie einen großen Wall und eine Brücke quer über die Stör legen wollen, um das Wasser in die Marsch und in die Stadt zu treiben. Am selben Tage ist aber die Flut wider alle

Ordnung zweimal gestiegen, und stieg so hoch, daß Wall und Brücke zerbrachen. Über der Stadt sah man die Muttergottes erscheinen, und die Bürger haben allezeit den Tag hoch gefeiert und ihn Vorgertag genannt. Die swarte Margret hat auch das Dannewerk bauen lassen, um Dänemark vor den Deutschen zu verschließen. Als sie damit noch nicht fertig war, ward sie vom Feind angegriffen. Da stellte sie eine Reihe Kühe an dem äußern Graben auf, der davon der Kohgraben heißt, uud die Feinde verschossen all ihr Pulver, weil sie die Kühe für behelmte Krieger hielten; unterdes ward Margret fertig. Sie war listig und verschlagen und ritt immer auf Pferden, deren Hufeisen verkehrt standen, so daß niemand wußte, wo sie geblieben war. So entkam sie auch einmal den Oldenburgern. Sie hatte ihren Sohn nach Oldenburg geschickt, um Schatzgeld einzustreichen. Aber die Oldenburger Schuster griffen ihn, hackten ihn in Stücke und schickten ihn eingesalzen der Mutter zu. Darüber ergrimmt, belagerte sie die Stadt und warf Schanzen auf, die noch bei Weißenhaus an der Ostsee zu sehen sind. Doch kamen die Russen den Bürgern zur Hilfe, und Margret entkam nur mit genauer Not durch die List mit den verkehrten Hufeisen. Seit der Zeit dürfen die Oldenburger Schuster aber nicht aus der Stadt und bis auf diesen Tag keinen Jahrmarkt besuchen. Bei Boruhövede lieferte sie einmal eine große Schlacht, und als sie ihr Pferd bestieg, hat sie ihren Fuß einem Steine eingedrückt, der da noch lange zu sehen war. Sie war recht eine alte Hexe. Auch heute noch geht sie spuken, und viele wissen von ihr zu erzählen. Am Deckerkruge bei Schuby, in der Nähe der Lohhaide bei Schleswig, ist ein kleiner Hügel, genannt Dronningshoi. Hier hat die swarte Margret einmal einen Fürsten mit eigner Hand erschlagen, und seine Soldaten haben den Hügel mit ihren Helmen zusammengetragen. Sie stand im Krieg mit ihm, und da sie sah, daß es ihr nicht gut gehen werde, schickte die alte listige Frau zu ihm und ließ ihm sagen, es wäre doch unrecht, daß so viele tapfere Leute um ihretwillen sterben sollten, besser wäre es, daß sie und er den Streit ausmachten. Der Fürst dachte mit der Frau wohl auszukommen und nahm den Vorschlag an. Als sie nun miteinander fochten, sagte die Königin zu ihm, er möchte ihr doch einen Augenblick Zeit geben, sie wolle nur ihre Sturmhaube ein wenig fester binden. Der Fürst erlaubte ihr das, sie aber sagte, daß sie ihm doch nicht trauen dürfe, wenn er nicht seinen Degen bis an die Parierstange in den Grund stecke. Auch das tat der Fürst. Aber da ging sie auf ihn los und schlug ihm den Kopf ab. Leute, die dort wohnen, haben ihn oft kopflos auf dem Hügel sitzen sehen. ~ Zwei arme Fischer hatten einmal die ganze Nacht vergeblich gearbeitet und zogen zum letztenmal ihre Netze wieder leer herauf. Als sie nun traurig heimfahren wollten, erschien ihnen die swarte Margret in königlicher Pracht mit Perlen und Diamanten geschmückt, aber im schwarzen Gewande, wie sie früher im Husumer Schloß, im sogenannten Margretensaal, zu schauen war. Sie sprach zu den Fischern: „Legt eure Netze noch einmal aus, ihr werdet einen reichen Fang tun. Den besten Fisch aber, den ihr fangt, müßt ihr ins Meer werfen." Sie versprachen es und taten, wie es

5*

die Greet gesagt. Der Fang war so überschwenglich groß, daß ihn der Kahn kaum fassen konnte. Einer der Fische aber hatte Goldmünzen statt Schuppen, Flossen von Smaragd und auf der Nase Perlen. „Das ist der beste Fisch," sprach der eine und wollte ihn wieder ins Meer werfen. Aber der andere wehrte ihm und versteckte den Fisch unter den übrigen, daß ihn die Greet nicht sehe; dann ruderte er hastig zu, denn es war ihm bange. Ungern folgte ihm sein Gefährte. Aber wie sie so hinfuhren, fingen die Fische im Boot allmählich an wie Gold zu blinken, denn der Goldfisch machte die übrigen auch golden. Der Nachen ward immer schwerer und schwerer und versank endlich in der Tiefe, in die er den bösen Gesellen mit hinabzog. Der andere entkam mit Not und erzählte die Geschichte den Holmer Fischern.

Die weinende Mutter / Eine arme Witwe in Bornhövede liebte ihr einziges Kind über alle Maßen; doch das Kind ward krank und starb. Da wollte sich die Mutter gar nicht trösten lassen, grämte sich und weinte Tag und Nacht. Einige Tage, nachdem das Kind begraben, ging die Frau immerfort weinend nach der Koppel, um ihre Kuh zu melken, da bemerkte sie neben sich ein kleines Mädchen in einem weißen Kleide, das ihr immer zur Seite blieb, wohin sie sich auch wandte. Sie erschrak anfangs, erkannte aber bald ihr verstorbenes Mägdlein, das sich fortwährend bückte, um die Tränen der Mutter mit den Händen zu sammeln, die es dann, sie traurig anblickend, zum Munde führte und aufküßte. Die Mutter erkannte, daß sie durch ihre unmäßige Trauer dem armen Kinde keine Ruhe im Grabe lasse. Da kniete sie nieder, betete inbrünstig zu Gott und weinte nicht mehr. Von dem Augenblick an war das Kind verschwunden.

Helgoland / Einst landeten die elftausend Jungfrauen auf dem damals schönen, grünen Helgoland. Die Leute aber waren so gottlos und trieben Schande mit den heiligen Jungfrauen. Drauf ist das grüne Land zu Stein verwünscht. Johann Adolf, weiland Prediger zu Büsum, hat noch ein Stückchen Wachslicht in Verwahrung, das ganz zu Stein geworden ist. Andere erzählen, daß einmal drei verfolgte heilige Jungfrauen in der Gegend, wo jetzt Helgoland ist, aus dem Schiffe sprangen und so lange auf dem Wasser tanzten, bis der Fels herausgetanzt war. Die Fußstapfen der Jungfrauen waren so in die Erde gedrückt, daß sie viele Jahre nicht mit Gras bewuchsen. Die Fußstapfen sah man, bis das Stück Land vom Wasser weggespült wurde. Man nannte den Platz auch den Jungfernstuhl. Hier auf Helgoland ist auch einmal vom Ostwinde ein Kruzifix angetrieben, darauf stand eine kleine Glocke ohne Knebel. Man hob die Glocke in der Kirche auf, und wenn einmal lange Zeit schlechter Wind war und man guten Ostwind wünschte, gingen die Helgoländer paarweise zur Kirche, beteten vor dem Altar und tranken einander aus der Glocke zu auf eine glückliche Zeit. Am dritten Tage stellte sich dann der Ostwind ein.

Das versandete Dorf / An einem Sonntagnachmittag ging eine Heilige am Strand entlang, sah zum Himmel und betete. Da kamen die Mädchen des Dorfes, in seidenen Kleidern, jede ihren Schatz am Arm, lachten und spotteten über die Fromme. Sie achtete nicht darauf und bat Gott, daß er ihnen ihre Sünde nicht zurechnen wolle. Am andern Morgen aber kamen zwei Ochsen und wühlten mit ihren Hörnern in einer nahen Düne bis zum Abend; und in der Nacht kam ein großer Sturmwind und wehte den ganzen aufgelockerten Sandberg über das Dorf hin, so daß es ganz zugedeckt wurde und alles, was Atem hatte, darin verdarb: Wenn die Leute aus den Nachbardörfern herbeikamen und das Verschüttete ausgraben wollten, so war nachts immer zugeweht, was sie am Tage gearbeitet hatten. Das geht bis auf den heutigen Tag so.

Die Schwesterntürme / Der Doppelturm der Kirche in Broader ist von der See zehn Meilen weit zu sehen, und die Schiffer haben an ihm ein Merkzeichen. Auf dem Schlosse dort haben Zwillingsschwestern gewohnt, durch Gottes Fügung im Mutterleib zusammengewachsen, die haben den Turm erbauen lassen. Auch Keitum hat einen Turm mit zwei Spitzen, dessen Glocke klingt nie anders als Ing und Dung! So hießen die zwei Schwestern, die in einem Hause nördlich von der Kirche klösterlich lebten und den Turm erbauen ließen. Da man den hellen und herrlichen Ton der Keitumer Glocke bei klarem Wetter sogar auf dem festen Lande hören konnte, so gedachten die Leute von Hoyer sie heimlich zu stehlen. Die Keitumer bekamen Wind von der Sache und banden eine Zeitlang ein Pferdehaar um den Klöpfel, da läutete es, als wenn die Glocke zersprungen wäre, und da ließen die Hoyeringer von ihrem Vorhaben ab. Eine alte Sage ging, die Glocke werde einst vom Turm stürzen und den schönsten Jüngling erschlagen, später werde der Turm auf die schönste Jungfrau stürzen. Im Jahre 1739 ist ein schöner Jüngling von der fallenden Glocke erschlagen worden, auf die Jungfrau wartet der Turm noch, daher kommen die Mädchen auf Sylt nicht gern dem Kirchturm nahe und gehen nicht gern in die Kirche ~ behauptet die Sage.

Die Romöer und die Büsumer / Von der Schlauheit der Romöer erzählt man wunderliche Geschichten. Einmal war es in Romö Mode geworden, rote Jacken zu tragen. Nur ein armer Robbenschläger und Transchlucker, Paul Moders, hatte keine rote Jacke. Er war ein Philosoph, und wenn die Nachbarn ihn wegen seines grauen Kittels neckten, sagte er, daß er keinen anderen haben wolle. Nun kam um die Zeit den Romöern der Gedanke, ihre Kirche um zwei Ellen zu versetzen. Aber sie konnten nicht einig werden, wie man das anfangen könnte. Da trat Paul Moders vor und sagte, die Kirche sei ja nur von wenigen Leuten gebaut, wenn sich also die ganze Gemeinde gegen die Nordseite stemmte, müßte man sie wohl von der Stelle bringen. Man sollte nur auf die Südseite zwei Ellen von der Mauer eine rote Jacke hin-

legen, damit man nachher wisse, ob die Kirche auch so weit geschoben sei. Der Vorschlag des Robbenklopfers leuchtete den Romöern ein, alle Leute von der Insel stemmten sich gegen die Nordseite ihrer Kirche und schoben. Es dauerte nicht lange, so kam Paul Moders um die Ecke und meldete, daß die Kirche stünde, wo sie stehen sollte, und daß von der Jacke nichts mehr zu sehen wäre. Die Romöer warens wohl zufrieden und freuten sich, mit der schweren Arbeit so bald zu Ende zu sein, konnten aber doch am nächsten Sonntag gar nicht recht begreifen, wie Paul Moders zu einer roten Jacke gekommen sei. ~ Von den Büsumern, die so nah an der See wohnen, kann man wohl glauben, daß sie gute Schwimmer sind. Eines Sonntags schwammen ihrer neun hinaus, und als sie eine Strecke geschwommen waren, wandte sich der Vordermann um und sagte: „Jungens, ik mutt doch wraftig mal tellen, ob wy noch all tohopen sünt." Er fing also an: „Een, twee, dree, veer, fyf, süß, söben, acht, ik bin ik, dar is wraftig een versapen." „Laet my man ins tellen," sagte ein anderer und fing an: „Een, twee, dree, veer, fyf, süß, söben, acht, ik bin ik, so mutt dar wraftig een versapen syn." Traurig schwammen sie nach dem Ufer zurück und suchten den Neunten. Einer fing wieder an zu zählen. Da kam ein Fremder des Weges, und wie er die nackten Büsumer stehen sah, fragte er, was sie da machten. Sie erzählten ihm nun, wie sie ihrer neun hinausgeschwommen wären, aber nun nur acht herauszählten könnten, einen müßten sie also verloren haben. Da gab ihnen der Fremde den Rat, daß jeder seine Nase einmal in den Sand stecke, und dann sollten sie die Löcher zählen. Die Büsumer tatens und fanden richtig neun Löcher. Vergnügt kleideten sie sich an und gingen ins Dorf zurück.

Vom Eierkönig /

Peter der Kleine war ein Herrscher wie der große Peter von Rußland auch, nur war sein Reich etwas kleiner, nämlich bloß das Lister Dünengebirge auf der Insel Sylt, und wenn er auch Eierkönig von List hieß, so meinten Maßgebende der Gegend, daß er eigentlich sein Gebiet nur als Pachtgut besaß. Peter Hansen, der kleine Peter oder Lille Peer, war kurz, breit, eckig und eisern, von Wind und Wellen abgepeitscht und so rauh und hart, daß er einem wandernden Steinbock glich. Er war sehr stark, in seiner Jugend soll er einmal ein Fischerboot stundenweit über das Lister Dünengebirge getragen haben. Zu seinen Untertanen gehörten Tausende von Vögeln, von denen er zwei Drittel ihrer Eiererzeugnisse als Steuern erhob, oft 40 bis 50 000 Stück im Jahr; das tat er für die Mühen, die er mit dem scheuen, halbwilden Volk hatte. Außerdem war er Vater und Oberhaupt einer Schar von zweiundzwanzig Kindern, denen er im Laufe der Jahre das Einsammeln des Kleinzeugs, der Eier der Kiebitze, Meerschwalben, Austernfresser, Strandläufer und Regenpfeifer übertragen hatte. Zudem fingen sie Hasen und Kaninchen in Schlingen und hüteten unter der Oberaufsicht Lille Peers die Schafe der Einwohner. Sie kannten keinen Befehlshaber als ihren Vater und hatten vor niemand anders Furcht, vielleicht noch vor dem

wilden Stier, der in den Dünen umherlief und die Eierdiebe wirksam abschreckte, indem er auf die roten Kleider der Sylter und Romöer losfuhr. Peer litt ihn aus diesem Grunde in den Dünen, aber als es mit dem Stier gar zu schlimm wurde, zog er an der Spitze der Lister auf die Jagd, packte ihn bei den Hörnern und drehte den Mächtigen auf den Rücken, so daß ihn die Lister bequem fesseln konnten. Seit der Zeit nahmen die Eierdiebstähle allerdings so überhand, daß dem guten Peer das Leben gehörig verbittert wurde. Er tat was er konnte, die Diebe fernzuhalten, kämpfte einmal sogar mit zwölf Romöern auf einmal, fand aber immer weniger Möweneier und mußte sogar zu seinem Schmerze erfahren, daß die Möwen diesen aller Ruhe baren Ort zu meiden begannen. Durch tiefes Nachdenken kam er schließlich zu einem festen Plane, wie er an den Eierdieben ausreichende Rache nehmen könnte. Er blieb bis Mitternacht an einer stillen Stelle der Dünen und achtete auf die unruhigen Flüge der Möwen, an denen er merkte, ob Fremde in der Nähe waren oder nicht. Schließlich war er sicher, die Eierdiebe seien gelandet, schlich sich an den Strand und fand dort siebenzehn Boote hochgezogen. Bei seiner ungeheuren Stärke brachte er es fertig, die Boote ohne Beistand ins Wasser zu bringen und weit ins Meer zu stoßen. Drauf ging er sehr zufrieden mit seinem Nachtwerk in sein Haus und schlief. Andern Tags herrschte eine heillose Unordnung in den Lister Dünen. Die ihrer Boote Beraubten schossen Möwen und sogar die harmlosen, fast zahmen Bergenten, stahlen Lämmer und zündeten Feuer an, an denen sie ihren Raub brieten. Sie fluchten über den Eierkönig, dem sie mit einigem Recht den Verlust ihrer Kähne zuschrieben, und schwuren ihm blutige Rache. Ein paar Boote waren zwar wieder an den Strand getrieben, andere Diebe waren von vorbeisegelnden Schiffen aufgenommen worden, allein eine Horde blieb noch zurück und vernichtete die schönsten Eierhoffnungen Lille Peers, der einer solchen Überzahl trotz seiner Kraft und der Hilfe seiner älteren Söhne nicht gewachsen war. Endlich aber verloren sich auch die Letzten, und Lille Peer ging am Abend beruhigt nach Hause. Dort war alles in Aufregung, denn sein vierjähriger Sohn fehlte. Er war dem Vater in die Dünen nachgelaufen und nicht heimgekehrt. Der Eierkönig machte sich sogleich mit seiner ganzen Familie auf die Suche, die Lister halfen getreulich mit, aber von dem Kleinen ward nichts gefunden. Das war traurig genug, und es war überflüssig, daß auch das Boot des Lille Peer gestohlen war. Ja, das war zuviel! Die Jahre gingen und machten den Schmerz gelinder, aber Peter war schwermütig geworden. Vierzehn Jahre schlug er sich tapfer mit den Eierdieben herum und bekam graue Haare vor Ärger und Alter. Da stand er eines Abends am Strand und sah im Sturm ein Schiff in die Brandung treiben. Der Eierkönig ließ sich keine Zeit, seine Lister zu benachrichtigen, er band nur an den Pfahl auf dem hohen Mettenberge einen Haidebüschel, der das Zeichen war, daß irgendwas in den Dünen vor sich ging. Dann lief er an die See, um den Schiffern vielleicht Hilfe zu bringen. Er machte Zeichen mit dem Hut und schien auch verstanden zu werden, denn das Schiff

folgte zunächst seinen Angaben und hätte wohl den Strand vermieden, wenn nicht der Kapitän plötzlich Lille Peer erkannt und mit einemmal geschrien hätte, er wolle sich auf keinen Fall dem Eierkönig ergeben, lieber in den Wellen umkommen. Damit stieß er den Matrosen vom Steuer, nahm das Rad und steuerte so unglücklich, daß sein Schiff in wenigen Augenblicken auf ein Riff geriet, hochaufbäumte und abermals mit voller Wucht auf die Felsen donnerte und zerschellte. Im wahnsinnigen Brausen verklangen die Todesschreie; Masten, Taue und Leichen wurden an den Strand geschleudert. Lille Peer versuchte, ob noch in einem der Gesellen Leben sei, und es gelang ihm, wenigstens einen blonden Jungen zu retten. Er schleppte ihn nach Hause, entkleidete ihn völlig und legte ihn in sein Bett. Dann machte er sich auf den Weg zum Strandvogt und berichtete ihm das Geschehene. Der ward sehr zornig auf Lille Peer und schrie ihn an, ob er denn überall seine Finger zwischenlegen müsse, er hätte das Schiff ruhig stranden lassen sollen, dann hätten die Lister jetzt die schöne Ladung als Strandgut. So aber sei alles verloren, bloß weil der dumme Peer sein Augenmerk auf Rettung gerichtet habe. Der Eierkönig ging schweigend davon und kam in seine Wohnung, wo er eigentümliche Dinge sehen mußte. Seine Frau liebkoste den fremden Burschen, in dem sie ihren Sohn erkannt hatte. Da er nackt auf dem Bette lag, zeigten sich auf seiner Brust die Muttermale, die der vier Jahre alte Liebling gehabt hatte, und aus seinen Erzählungen ging genau hervor, daß es wirklich ein echter Hansen und Lister sei. Ein schwedischer Kapitän habe ihn aufgegriffen und mitgenommen, berichtete er. Da war die Freude in Peers Hause groß, und die kommende Eier- und Brütezeit wurde zu einem herrlichen Feste.

Die Sylter Riesen

In alten Zeiten hausten auf Sylt heidnische Völker mit einem seltsamen Glauben. Sie waren ihre eigenen Herren und gehörten zu keinem Reiche. Unter ihnen waren über hundert Riesen, die waren so geschickt mit Bogen und Pfeilen, daß sie auf eines Fingers Breite alles trafen, was nur halb zu sehen war, und Mensch und Tier war nicht sicher vor ihnen. Sie hatten drei Burgen im Lande, Arentsburg, Tinseborg und Rathsborg, dazu bei Heidum einen Wachtturm, von dem sie das ganze Land übersehen konnten. So es nur etwas zu streiten gab, stritten sie tapfer für ihr Land und sorgten für den Frieden darin, sonst aber taten sie den Leuten im Land große Gewalt und viel Übles an. Sie wußten auch von den Ärmsten Schatz und Zins zu nehmen, waren sie aber etwas schuldig und ein Bauer ging hin, seine Schuld zu mahnen, so haben sie ihn heimlich mit Stockschlägen getötet und ihm das Geld wieder abgenommen. Die armen Leute wußten niemand, dem sies hätten klagen sollen, denn sie hatten keine anderen Herren als diese Riesen. Unter den Riesen soll ein kunstreicher Arzt gewesen sein. Der hörte davon, daß der Nachbarkönig demjenigen eine große Summe Geldes gelobt, der seine Tochter von einer innerlichen Krankheit heilen könne. Der Riesenarzt reiste an den Hof und hat des Königs Tochter gesund gemacht,

ward vom König reich beschenkt und bewirtet und wollte wieder nach Sylt zurückreiten. Aber der König bat ihn, er solle ihm noch einen Edelmann gesund machen, dann wolle er ihm so viel Gold geben, als er tragen könne. Der Riese willigte ein und tat auf den Vertrag einen guten Trunk. In der Trunkenheit fragte ihn der König nach dem Lande Sylt aus, und der Arzt hat ihm alle Heimlichkeiten der Riesenburgen verraten. Dieweil er nun zu dem kranken Edelmann reiste, sandte der König ein starkes Heer aus seinen besten Kriegsleuten nach Sylt. In zwei Haufen rückten sie an, der eine von Westen zu Schiff, der andere zu Fuß von Osten her. Sobald die Riesen das Fußvolk erblickten, zogen sie dem entgegen. Gleichzeitig landeten aber des Königs Schiffe, und die Krieger daraus kamen von hinten über den Feind. Die Riesen konnten sich nicht lange wehren, wurden gefangen und gebunden und in ihrem eigenen Wachtturm in Heidum festgesetzt. Von dort wurden sie um ihrer vielen Raub- und Mordtaten vor den Scharfrichter geführt, zuvor aber auf des Königs Befehl mit gutem Wein trunken gemacht, so daß die letzten sangen, dieweil die ersten schon gerichtet wurden. Hundertuudzwanzig an der Zahl wurden geköpft, und ihr ganzes Land wurde unter des Königs Gewalt gezwungen.

Hannover / Braunschweig / Harz

Hinzelmann / Auf dem alten Schlosse Hudemühlen, das im Lüneburgischen nicht weit von der Aller liegt und von dem nur noch die Mauern stehen, hat sich lange Zeit ein wunderlicher Hausgeist aufgehalten. Zuerst ließ er sich im Jahr 1584 hören und gab sich durch bloßes Poltern und Lärmen zu erkennen. Danach fing er an bei hellem Tag mit dem Gesinde zu reden; das erschreckte sich vor der Stimme, die sich hören ließ, ohne daß jemand zu sehen war, gewöhnte sich nach und nach aber daran und achtete nicht mehr darauf. Endlich ward er ganz mutig und hub an vor dem Hausherrn selbst zu reden und führte mittags und abends während der Mahlzeit mit den Anwesenden, fremden und einheimischen, allerhand Gespräche. Als sich nun die Furcht vor ihm verlor, ward er ganz zutraulich und freundlich, lachte, sang und trieb allerlei Kurzweil, solang ihn niemand bös machte; dabei war seine Stimme zart, wie die eines Knaben oder einer Jungfrau. Als er gefragt wurde, woher er sei und was er an diesem Orte zu schaffen habe, sagte er, er käme aus dem böhmischen Gebirg und hätte im Böhmerwalde seine Gesellschaft; die wolle ihn nicht leiden, daher sei er nun gezwungen, sich so lang zu entfernen und bei guten Leuten Zuflucht zu suchen, bis seine Sachen wieder besser ständen. Sein Name sei Hinzelmann, doch werde er auch Lüring genannt; er habe eine Frau, die heiße Hille Bingels. Wann die Zeit gekommen, wolle er sich in seiner wahren Gestalt sehen lassen, jetzt aber wäre es ihm nicht gelegen. Übrigens wäre er ein guter und ehrlicher Geselle, wie nur einer. Als der Hausherr sah, daß sich der Geist je mehr und mehr zu ihm tat, empfand er ein Grauen und wußte nicht, wie er ihn loswerden sollte. Auf Anraten seiner Freunde entschloß er sich endlich, sein Schloß auf eine Zeit zu verlassen und nach Hannover zu ziehen. Auf dem Weg bemerkte man eine weiße Feder, die neben dem Wagen herflog, wußte aber nicht, was sie zu bedeuten habe. Als der Edelmann zu Hannover angelangt war, vermißte er eine goldene Kette von Wert, die er um den Hals getragen hatte, und warf Verdacht auf das Gesinde des Hauswirts; dieser aber nahm sich seiner Leute an und verlangte Genugtuung für die ehrenrührige Anklage. Der Edelmann, der nichts beweisen konnte, saß unmutig in seinem Zimmer und überlegte, wie er sich aus diesem verdrießlichen Handel ziehen könnte, als er auf einmal neben sich Hinzelmanns Stimme hörte, der zu ihm sprach: „Warum bist du so traurig? Ist dir etwas Widerwärtiges begegnet, so entdecke mirs, ich weiß dir vielleicht Hilfe. Soll ich auf etwas raten, so sage ich, du bist wegen einer verlorenen Kette verdrießlich.“ „Was machst du hier?“ antwortete der erschrockene Edelmann, „warum bist du mir nachgefolgt? Weißt du von der Kette?“ Hinzelmann sagte: „Freilich bin ich dir gefolgt und habe dir auf der Reise Gesellschaft geleistet und war allzeit gegenwärtig. Hast du mich nicht gesehen? Ich war die weiße Feder, die neben deinem Wagen flog. Wo die Kette ist, will ich dir sagen: such nur unter dem Hauptkissen in deinem Bett, da wird sie liegen.“ Als sie sich da gefunden hatte, ward dem Edelmann der Geist noch ängstlicher und

lästiger, und er redete ihn heftig an, warum er ihn durch die Kette mit dem Hauswirt in Streit gebracht, da er doch seinetwegen schon die Heimat verlassen. Hinzelmann antwortete: „Was weichst du vor mir? Ich kann dir ja allenthalben leichtlich folgen und sein, wo du bist! Es ist besser, daß du in dein Eigentum zurückkehrst und meinetwegen nicht daraus entweichst. Du siehst wohl, wenn ich wollte, könnte ich das Deinige all hinwegnehmen, aber darauf steht mein Sinn nicht.“ Der Edelmann besann sich darauf und faßte den Entschluß, zurückzugehen und dem Geist, im Vertrauen auf Gott, keinen Fußbreit zu weichen. Zu Hudemühlen zeigte sich Hinzelmann nun gar zutätig und fleißig in allerhand Arbeit. In der Küche hantierte er nachts, und wenn die Köchin abends nach der Mahlzeit Schüssel und Teller unabgewaschen durcheinander in einen Haufen hinsetzte, so waren sie morgens wohl gesäubert, glänzend wie Spiegel, in guter Ordnung hingestellt. Sie konnte sich auf ihn verlassen und gleich abends nach der Mahlzeit ohne Sorgen zu Ruhe legen. Auch verlor sich niemals etwas aus der Küche, und war etwas verlegt, so wußte Hinzelmann gleich in der verborgenen Ecke, wo es steckte, es wiederzufinden und gab es seinem Herrn in die Hände. Hatte man fremde Gäste zu erwarten, so ließ sich der Geist sonderlich hören, und sein Arbeiten dauerte die ganze Nacht; da scheuerte er die Kessel, wusch die Schüsseln, säuberte Eimer und Zuber. Die Köchin war ihm dafür dankbar, tat nicht nur, was er begehrte, sondern bereitete ihm freiwillig seine süße Milch zum Frühstück. Auch übernahm der Geist die Aufsicht über die andern Knechte und Mägde, gab Achtung, was ihre Verrichtung war, und bei der Arbeit ermahnte er sie mit guten Worten, fleißig zu sein. Wenn sich aber jemand daran nicht kehrte, ergriff er auch wohl den Stock und gab ihm damit die Lehre. Die Mägde warnte er oft vor dem Unwillen ihrer Frau und erinnerte sie an irgendeine Arbeit, die sie nun anfangen sollten. Ebenso geschäftig zeigte sich der Geist auch im Stalle: er wartete der Pferde, striegelte sie fleißig, daß sie glatt anzusehen waren wie ein Aal, auch nahmen sie sichtbarlich zu, wie in keiner Zeit, so daß sich jedermann darüber wunderte. Seine Kammer war im obersten Stockwerk zur rechten Seite, und sein Hausgeräte bestand aus drei Stücken. Erstlich aus einem Sessel oder Lehnstuhl, den er selbst von Stroh in allerhand Farben gar kunstreich geflochten, voll zierlicher Figuren und Kreuze, die nicht ohne Verwunderung anzusehen waren. Zweitens aus einem kleinen runden Tisch, der auf sein vielfältiges Bitten verfertigt und dahingesetzt war. Drittens aus einer zubereiteten Bettstatt, die er gleichfalls verlangt hatte. Man hat nie ein Merkmal gefunden, daß ein Mensch darin geruht, nur fand man ein kleines Grüblein, als ob eine Katze da gelegen. Auch mußte ihm das Gesinde, besonders die Köchin, täglich eine Schüssel voll süßer Milch mit Brocken von Weißbrot zubereiten und auf sein Tischlein stellen, welche hernach rein ausgegessen war. Zuweilen fand er sich an der Tafel des Hausherrn ein, wo ihm an einer besonderen Stelle Stuhl und Teller gesetzt werden mußte. Wer vorlegte, gab ihm die Speise auf seinen Teller, und ward das ver-

gessen, so geriet der Hausgeist in Zorn. Das Vorgelegte verschwand, und ein gefülltes Glas Wein war eine Weile weg und wurde dann leer wieder an seine Stelle gesetzt. Doch fand man die Speisen hernach unter den Bänken oder in einem Winkel des Zimmers liegen. In der Gesellschaft junger Leute war Hinzelmann lustig, sang und machte Reime, einer der gewöhnlichsten war: „Ortgieß läßt du mick hier gan / Glücke sallst du han / Wultu mick aver verdrieven, / Unglück warst du kriegen.“ Er wiederholte auch die Lieder und Sprüche anderer zur Kurzweil oder um sie damit aufzuziehn. Als der Pfarrer Feldmann einmal auf Hudemühlen zu Gast geladen war und vor die Türe kam, hörte er oben im Saal jemand singen, jauchzen und viel Wesens treiben, weshalb er dachte, es wären abends vorher Fremde angekommen, die oben ihre Zimmer hätten und sich lustig bezeigten. Er sagte darum zu dem Hofmeier, der auf dem Platz stand und Holz gehackt hatte: „Johann, was habt ihr droben für Gäste?“ Der Hofmeister antwortete: „Niemand Fremdes, es ist unser Hinzelmann, der sich so lustig stellt, es wird sonst kein lebendiger Mensch im Saal sein.“ Als der Pfarrer nun in den Saal hinaufstieg, sang ihm Hinzelmann entgegen: „Mien Daume, mien Daume, mien Ellboeg sind twei!“ Der Pfarrer verwunderte sich über diesen ungewöhnlichen Gesang und sprach zu Hinzelmann: „Was soll das für eine Musik sein, damit du nun aufgezogen kommst?“ „Ei,“ antwortete der Geist, „das Liedlein habe ich von euch gelernt, denn ihr habt es oft gesungen, und ich hab es noch vor etlichen Tagen, als ihr an einem gewissen Ort zur Kindtauf wart, von euch gehört.“ Hinzelmann neckte gern, ohne aber jemand Schaden dabei zu tun. Knechte und Arbeitsleute, wenn sie abends beim Trank saßen, brachte er in Handgemeng und sah ihnen dann mit Lust zu. Wenn ihnen der Kopf ein wenig warm geworden war, und es ließ einer etwas unter den Tisch fallen und bückte sich danach, so gab er ihm rückwärts eine gute Ohrfeige, seinen Nachbar aber zwickte er in das Bein. Da gerieten die beiden aneinander, erst mit Worten, dann mit Werken, und nun mischten sich die andern hinein, so daß jeder seine Schläge austeilte und erhielt und am andern Morgen die blauen Augen und geschwollenen Gesichter als Wahrzeichen überall zu sehen waren. Daran ergötzte sich Hinzelmann von Herzen und erzählte hernach, wie er es angefangen, um sie hintereinander zu bringen. Doch wußte er es immer so zu stellen, daß niemand am Leben oder an der Gesundheit Schaden litt. Auf dem fürstlichen Schlosse zu Ahlden wohnte zu der Zeit Otto Aschen von Mandelslohe, Drost und braunschweigischer Rat; diesem spielte Hinzelmann auch zuweilen einen Possen. Als einmal Gäste bei ihm waren, stiftete er einen Zank, so daß sie zornig auffuhren und nach ihren Degen greifen wollten. Keiner aber konnte den seinigen finden, und sie mußten es bei ein paar Querhieben mit der dicken Faust bewenden lassen. Dieses Streiches hat sich Hinzelmann gar sehr gefreut und mit vielem Lachen erzählt, daß er Urheber des Zanks gewesen, vorher aber alles tödliche Gewehr versteckt und beiseitegebracht. Er habe dann zugeschaut, wie ihm sein Anschlag so wohl gelungen wäre, daß

sie sich weidlich herumgeschmissen. Zu einer Zeit war ein Edelmann zu Hudemühlen eingetroffen, welcher sich erbot, den Hausgeist auszutreiben. Als er ihn nun in einem Gemach merkte, dessen Türen und Fenster überall fest geschlossen waren, ließ er erst diese Kammer sowie das ganze Haus mit bewaffneten Leuten besetzen und ging darauf selbst, von einigen begleitet, mit gezogenem Degen hinein. Sie sahen nichts, fingen aber an, links und rechts nach allen Seiten zu hauen und zu stechen in der Meinung, den Hinzelmann, so er nur einen Leib habe, damit gewißlich zu erreichen und zu töten; indessen fühlten sie nicht, daß ihre Klingen etwas andres als die leere Luft durchschnitten. Wie sie glaubten, ihre Arbeit vollbracht zu haben, und müd von dem vielen Fechten hinausgehen wollten, sahen sie, als sie die Türe des Gemachs öffneten, eine Gestalt gleich einem schwarzen Marder hinausspringen und hörten die Worte: „Ei! ei! Wie fein habt ihr mich doch ertappt." Hernach hat sich Hinzelmann über diese Beleidigung bitterlich beschwert und gesagt, er würde leicht Gelegenheit haben sich zu rächen, wenn er nicht den beiden Fräulein im Hause Verdruß ersparen wollte. Als dieser Edelmann nicht lang darauf in eine leere Kammer des Hauses ging, erblickte er auf einer wüsten Bettstatt eine zusammengeringelte große Schlange liegen, die sogleich verschwand, aber er hörte die Worte des Geistes: „Bald hättest du mich erwischt!" Ein anderer Edelmann hatte viel von Hinzelmann erzählen hören und war begierig, selbst etwas von ihm zu erfahren. Als er nun nach Hudemühlen kam, ward sein Wunsch erfüllt, und der Geist ließ sich in dem Zimmer aus einem Winkel bei einem großen Schrank hören, wo etliche leere Weinkrüge mit langen Hälsen hingesetzt waren. Weil nun die Stimme zart und fein war und ein wenig heiser, gleich als spräche sie aus einem hohlen Gefäße, so meinte der Edelmann, er sitze vielleicht in einem dieser Krüge, lief hinzu, faßte sie und wollte die zustopfen, um auf diese Weise den Geist zu erhaschen. Als er damit umging, fing Hinzelmann an überlaut zu lachen und sprach: „Hätte ich nicht vorlängst von audern Leuten gehört, daß du ein Narr wärst, so könnte ichs nun selbst mit ansehen, weil du meinst, ich säße in den leeren Krügen, und deckst sie mit der Hand zu, als hättest du mich gefangen. Ich achte dich nicht der Mühe wert, sonst wollt ich dich schon witzigen, daß du eine Zeitlang meiner gedenken solltest. Aber ein wenig gebadet wirst du doch bald werden." Damit schwieg er und ließ sich nicht wieder hören, solange der Edelmann da war; ob dieser hernach wirklich ins Wasser gefallen, wird nicht gemeldet, doch ists zu vermuten. ~ Es kam auch ein Teufelsbanner, den Hinzelmann auszujagen. Als dieser mit seinen Zauberworten die Beschwörung anhub, war Hinzelmann zuerst still und ließ nichts von sich hören, aber wie jener nun die kräftigsten Sprüche gegen ihn ablesen wollte, riß er ihm das Buch aus den Händen, zerstückelte es, daß die Blätter in dem Zimmer herumflogen, packte den Banner dann selbst und drückte und kratzte ihn, daß er voll Angst fortlief. Auch hierüber beklagte sich Hinzelmann bitter und sprach: „Ich bin ein Christ, wie ein anderer Mensch, und hoffe selig zu werden." Als er gefragt wurde, ob er die Kobolde



und Poltergeister kenne, antwortete er: „Was gehen mich diese an? Das sind Teufelsgespenster, zu welchen ich nicht gehöre. Von mir hat sich niemand Böses, vielmehr alles Gute zu versehen. Laßt mich unangefochten, so werdet ihr überall Glück spüren. Das Vieh wird gedeihen, die Güter zunehmen und alles wohl vonstatten gehen." ~ Laster und Untugenden waren ihm zuwider: einen von den Hausgenossen strafte er wegen seiner Kargheit oft mit harten Worten und sagte den übrigen, daß er ihn um seines Geizes willen gar nicht leiden könnte. Einem andern verwies er seine Hoffart, die er von Herzen hasse. Als einmal zu ihm gesagt wurde, wenn er ein guter Christ sein wolle, so müßte er Gott anrufen und die Gebete der Christen sprechen, fing er an das Vaterunser zu sagen und sprach es bis zur sechsten Bitte, die Worte „Und erlöse uns von dem Bösen" murmelte er nur leise. Er sagte auch den christlichen Glauben her, aber zerrissen und stammelnd. Denn als er zu den Worten gelangte: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben," brachte er sie mit heiserer und undeutlicher Stimme hervor, also daß man ihn nicht recht hören und verstehen konnte. Der Prediger zu Eickelohe, weiland Herr Marquard Feldmann, berichtet, daß sein Vater um die Zeit der Pfingsten auf Hudemühlen zu Gast gebeten worden; da habe Hinzelmann den schönen Gesang „Nun bitten wir den heiligen Geist" wie eine Jungfrau oder ein junger Knabe mit sehr hoher und nicht unangenehmer Stimme bis zu Ende gesungen. Ja, nicht allein diesen, sondern viele andere geistliche Gesänge habe er auf Verlangen angestimmt, besonders wenn ihn diejenigen darum gebeten, die er für seine Freunde gehalten und mit welchen er vertraulich gewesen. Darum ward der Geist gewaltig bös, wenn man ihn nicht ehrlich und nicht als Christen behandelte. Einmal reiste ein Edelmann aus dem Geschlecht von Mandelsloh nach Hudemühlen. Er stand wegen seiner Gelehrsamkeit in großem Ansehen, war Domherr bei dem Stift Verden und Gesandter bei dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Könige von Dänemark. Als er nun von dem Hausgeist hörte und daß er als ein Christ wollte angesehen sein, sprach er, er könnte nicht glauben, daß es gut mit ihm stehe, er müsse ihn vielmehr für den bösen Feind und den Teufel halten, denn Menschen solcher Art und Gestalt habe Gott nicht geschaffen, die Engel aber lobten Gott ihren Herrn und schirmten und schützten die Menschen; damit stimme das Poltern und Toben und die abenteuerlichen Händel des Geistes nicht überein. Hinzelmann, der während seiner Anwesenheit sich noch nicht hatte hören lassen, machte ein Geräusch und sprach: „Was sagst du, Barthold? Bin ich der böse Feind? Ich rate dir, sage nicht zuviel, oder ich werde dir ein anderes zeigen und dir weisen, daß du ein andermal ein besseres Urteil von mir fällen sollst." Der Herr entsetzte sich, als er, ohne jemand zu sehen, eine Stimme sprechen hörte, die ihn mit Namen nannte, brach die Rede ab und wollte nichts mehr von Hinzelmann hören, sondern ihn in seinen Würden lassen. Zu einer andern Zeit kam ein Edelmann, welcher bei Tisch, als er den Stuhl und den Teller für Hinzelmann sah, ihm nicht zutrinken

wollte. Darüber beschwerte sich der Geist und sprach: „Ich bin ein so ehrlicher und guter Gesell als dieser; warum trinkt er an mir vorüber?" Darauf antwortete der Edelmann: „Weiche von hinnen und trinke mit deinen höllischen Gesellen, hier hast du nichts zu schaffen!" Als Hinzelmann das hörte, ward er heftig erbittert, daß er ihn bei dem Schnallriemen packte, damit er nach damaliger Sitte seinen Mantel unter dem Halse zugeschnallt hatte, nieder zur Erde zog und also würgte und drückte, daß allen Anwesenden angst wurde, er möchte ihn umbringen, und jener, nachdem der Geist von ihm abgelassen, sich erst nach einigen Stunden wieder erholen konnte. Wiederum reiste einmal ein guter Freund des Hausherrn bei Hudemühlen vorbei, trug aber Bedenken wegen des Hausgeistes, von dessen Schalkheit ihm vieles erzählt worden war, einzukehren und schickte seinen Diener, um zu melden, daß er nicht einsprechen könne. Der Hausherr ließ ihn inständig bitten, bei ihm die Mittagsmahlzeit zu nehmen, aber der Fremde entschuldigte sich höflich damit, daß er sich nicht aufhalten dürfte; doch setzte er hinzu, es errege ihm zu großen Schrecken, mit einem Teufelsgespenst an einem Tische zu sitzen, zu essen und zu trinken. Bei dieser Unterredung draußen hatte sich Hinzelmann auch eingefunden, denn man hörte, nachdem sich der Fremde also geweigert, die Worte: „Warte, mein guter Geselle, die Rede soll dir noch bezahlt werden!" Als nun der Reisende fortfuhr und auf die Brücke kam, welche über die Meiße geht, stiegen die Pferde mit den Vorderfüßen in die Höhe, verwickelten sich ins Geschirr, daß wenig fehlte, so wäre er mit Roß und Wagen ins Wasser gestürzt. Wie alles wieder zurechtgebracht war und der Wagen einen Schuß weit gefahren, wurde er zwischen Eickelohe und Hudemühlen auf ebener Erde in den Sand umgekehrt, doch ohne daß die darin Sitzenden weiteren Schaden nahmen. ~ Wie Hinzelmann gern in Gesellschaft und unter Leuten war, so hielt er sich doch am liebsten bei den Frauen auf und war mit ihnen gar freundlich und umgänglich. Auf Hudemühlen waren zwei Fräulein, Anna und Katharine, welchen er besonders zugetan war, ihnen klagte er sein Leid, wenn er erzürnt worden war, und führte sonst allerhand Gespräche mit ihnen. Wenn sie über Land reisten, wollte er sie nicht verlassen und begleitete sie in Gestalt einer weißen Feder allenthalben. Legten sie sich nachts schlafen, so ruhte er unten zu ihren Füßen auf dem Deckbett, und man sah am Morgen eine kleine Grube, als ob ein Hündlein da gelegen hätte. Beide Fräulein verheirateten sich nicht, denn Hinzelmann schreckte alle Freier ab. Manchmal kam es so weit, daß eben die Verlobung gehalten werden sollte, aber der Geist wußte es doch immer wieder rückgängig zu machen. Den einen, wenn er bei dem Fräulein seine Worte vortragen wollte, machte er ganz irre und verwirrt, daß er nicht wußte, was er sagen wollte. Bei dem andern erregte er solche Angst, daß er zitterte und bebte. Gemeinlich aber machte er an die gegenüberstehende weiße Wand eine Schrift mit großen goldenen Buchstaben ihnen vor die Augen: „Nimm Jungfer Anne und laß mir Jungfer Katharine." Kam aber einer und wollte sich bei Fräulein Anne beliebt machen und um

sie werben, so veränderte sich auf einmal die goldene Schrift und lautete umgekehrt: „Nimm Jungfer Katharine und laß mir Jungfer Anne." Wenn sich jemand nicht daran kehrte und bei seinem Vorsatz blieb und etwa im Hause übernachtete, quälte er ihn so und narrte ihn im Dunkeln mit Poltern, Werfen und Toben, daß er sich aller Heiratsgedanken entschlug und froh war, wenn er mit heiler Haut davonkam. Etliche hat er, wenn sie auf dem Rückweg waren, mit den Pferden über und über geworfen, daß sie Hals und Bein zu brechen meinten und nicht wußten, wie ihnen geschehen. Also blieben die zwei Fräulein unverheiratet, erreichten ein hohes Alter und starben beide innerhalb acht Tagen. Einmal hatte eine dieser Fräulein von Hudemühlen einen Knecht nach Rethem geschickt, dies und jenes einzukaufen. Während dessen Abwesenheit fing der Geist in dem Gemache der Fräulein plötzlich an wie ein Storch zu klappern und sprach dann: „Jungfer Anne, heut magst du deine Sachen im Mühlengraben wiedersuchen!" Sie wußte nicht, was das heißen sollte, bald aber trat der Knecht ein und erzählte, daß er auf dem Heimritt unterwegs einen Storch nicht weit von sich sitzen gesehen, auf den er aus Langerweile geschossen. Es habe auch nicht anders geschienen, als ob er ihn getroffen, der Storch aber wäre ruhig sitzengeblieben und, nachdem er angefangen laut zu klappern, endlich fortgeflogen. Nun zeigte sich, daß Hinzelmann das gewußt, bald aber traf auch seine Weissagung ein. Der Knecht, einigermaßen berauscht, wollte sein von Schweiß und Staub bedecktes Pferd rein baden und ritt es in das vor dem Schloß liegende Mühlwasser, verfehlte aber in der Trunkenheit den rechten Ort, geriet in einen tiefen Abgrund, und da er sich nicht auf dem Pferd erhalten konnte, fiel er hinab und ertrank. Die geholten Sachen hatte er noch nicht abgelegt, sie mußten samt dem Leichnam aus dem Wasser herausgesucht werden. ~ Auch andern hat Hinzelmann die Zukunft vorausgesagt und sie gewarnt. Es kam ein Oberster nach Hudemühlen, der bei dem König Christian III. von Dänemark in besonderm Ansehen stand und in den Kriegen mit der Stadt Lübeck tapfere Dienste geleistet hatte. Dieser war ein guter Schütze und großer Liebhaber der Jagd, so daß er manche Stunde damit zubrachte, in dem umliegenden Gehölze den Hirschen und wilden Sauen nachzustellen. Als er sich eben wieder zu einer Jagd bereitete, kam Hinzelmann und sprach: „Thomas, ich warne dich, daß du dich im Schießen vorsiehst, sonst hast du in kurzem ein Unglück." Der Oberst achtete nicht darauf und meinte, das hätte nichts zu bedeuten. Wenige Tage danach, als er auf ein Reh losbrannte, zersprang die Büchse von dem Schuß und schlug ihm den Daumen aus der linken Hand. Wie es geschehen war, fand sich gleich Hinzelmann bei ihm und sprach: „Sieh, nun hast dus, wovor ich dich gewarnt. Hättest du dich diese Zeit über des Schießens enthalten, der Unfall wäre dir nicht begegnet." Es war ein andermal ein Herr von Falkenberg, auch ein Kriegsmann, zum Besuch auf Hudemühlen. Da er ein frisches und fröhliches Herz hatte, fing er an den Hinzelmann zu necken und allerhand kurzweilige Reden zu gebrauchen. Dies wollte dem Geist in die Länge nicht gefallen, er begann sich

6*

unwillig zu gebärden und fuhr endlich mit den Worten heraus: „Falkenberg, du machst dich jetzt trefflich lustig über mich, aber komm nur hin vor Magdeburg, da wird man dir die Kappe ausbürsten, daß du deiner Spottreden vergessen wirst.“ Der Edelmann erschrak, meinte, daß mehr hinter diesen Worten stecke, brach die Unterredung mit Hinzelmann ab und zog bald darauf fort. Nicht lange hernach begann die Belagerung von Magdeburg unter dem Kurfürst Moritz; wobei auch dieser Herr von Falkenberg unter einem vornehmen deutschen Fürsten zugegen war. Die Belagerten wehrten sich tapfer und gaben Tag und Nacht Feuer, und es traf sich, daß diesem Falkenberg von einer Falkonettkugel das Kinn ganz hinweggeschossen wurde und er drei Tage darauf, nach den größten Schmerzen, an dieser Wunde starb. ~ Ein Mann aus Hudemühlen war einmal mit andern Arbeitsleuten und Knechten im Feld und mähte Korn, ohne an etwas Unglückliches zu denken. Da kam Hinzelmann zu ihm auf den Acker und rief: „Lauf! Lauf in aller Eile nach Haus und hilf deinem jüngsten Söhnlein, das ist eben jetzt mit dem Gesicht ins Feuer gefallen und hat sich sehr verbrannt.“ Der Mann legte erschrocken seine Sense nieder und eilte heim, zu sehen, ob Hinzelmann die Wahrheit geredet. Kaum aber war er über die Türschwelle geschritten, als man ihm schon entgegenlief und das Unglück erzählte, wie er denn auch sein Kind über das ganze Gesicht elendiglich verbrannt sah. Es hatte sich auf einen kleinen Stuhl zum Feuer gesetzt, wo ein Kessel überhing. Als es nun mit einem Löffel hineinlangen wollte und sich mit dem Stuhl vorwärtsbog, fiel es mit dem Gesicht mitten ins Feuer. Indes, weil die Mutter in der Nähe war, riß sie es so schnell aus den Flammen wieder heraus, daß es zwar etwas verbrannt war, doch aber noch dem Tode entrissen ward. Merkwürdig ist, daß fast in demselben Augenblick, wo das Unglück geschehen, der Geist es auch schon dem Vater im Felde verkündigte und ihn zur Rettung rief. ~ Wen der Geist nicht leiden konnte, den plagte er oder strafte ihn für seine Untugenden. Den Schreiber zu Hudemühlen beschuldigte er gar zu großer Hoffart, ward ihm darum gehässig und tat ihm Tag und Nacht mancherlei Drangsal an. Einstmals erzählte er ganz fröhlich, er habe dem hochmütigen Schreiber eine rechtschaffene Ohrfeige gegeben. Als man den Schreiber fragte, ob der Geist bei ihm gewesen sei, antwortete er: „Ja, mehr als zuviel ist er bei mir gewesen, er hat mich diese Nacht gequält, daß ich nicht vor ihm zu bleiben wußte.“ Er hatte aber eine Liebschaft mit dem Kammermädchen, und als er sich nun einmal nachts bei ihr zu einem vertraulichen Gespräch eingefunden und sie in größter Lust beisammensaßen und meinten, daß niemand als die vier Wände sie sehen könnte, kam der arglistige Geist, trieb sie auseinander und stöberte den guten Schreiber unsanft zur Tür hinaus, ja er faßte einen Besenstiel und setzte ihm nach, der Hals über Kopf nach seiner Kammer eilte und seine Liebe ganz vergaß. Hinzelmann soll ein Spottlied auf den unglücklichen Liebhaber gemacht und es zur Kurzweil oft gesungen und den Durchreisenden unter Lachen vorgesagt haben. ~ Es war jemand zu Hudemühlen plötzlich gegen Abend von

heftigem Magenweh angefallen, und eine Magd wurde in den Keller geschickt, einen Trunk Wein zu holen, darin der Kranke die Arznei haben sollte. Als nun die Magd vor dem Fasse saß und eben den Wein zapfen wollte, fand sich Hinzelmann neben ihr und sprach: „Du wirst dich erinnern, daß du mich vor einigen Tagen gescholten und geschmäht hast, dafür sollst du diese Nacht zur Strafe im Keller sitzen. Mit dem Kranken hat es ohnehin keine Not, in einer halben Stunde wird all sein Weh vorüber sein, und der Wein, den du ihm brächtest, würde ihm eher schaden als nützen. Bleib nur hier sitzen, bis der Keller wieder aufgemacht wird." Der Kranke wartete lange; als der Wein nicht kam, ward eine andere hinabgeschickt, aber sie fand den Keller außen mit einem Hängeschloß fest verwahrt und die Magd darin sitzen, die ihr erzählte, daß Hinzelmann sie also eingesperrt habe. Man wollte zwar den Keller öffnen und die Magd heraushaben, aber es war kein Schlüssel zu dem Schloß aufzufinden, so fleißig auch gesucht ward. Folgenden Morgen war der Keller offen, und Schloß und Schlüssel lagen vor der Türe, so daß die Magd wieder herausgehen konnte. Bei dem Kranken hatten, wie der Geist gesagt, nach einer halben Stunde sich alle Schmerzen verloren. ~ Dem Hausherrn zu Hudemühlen hat sich der Geist niemals gezeigt; wenn er ihn bat, er möchte sich, so er wie ein Mensch gestaltet sei, vor ihm sehen lassen, antwortete er, die Zeit wäre noch nicht gekommen, er solle warten, bis es ihm passend sei. Als der Herr in einer Nacht schlaflos im Bette lag, merkte er ein Geräusch und vermutete, der Geist müsse gegenwärtig sein. Er sprach: „Hinzelmann, bist du da, so antworte mir." „Ja, ich bin es," erwiderte er, „was willst du?" Da eben vom Mondschein die Kammer ziemlich erhellt war, deuchte den Herrn, als ob an dem Orte, wo der Schall herkam, der Schatten einer Kindsgestalt zu sehen wäre. Als er nun merkte, daß sich der Geist ganz freundlich und vertraulich anstellte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein und sprach endlich: „Laß dich doch einmal von mir sehen und anfühlen." Hinzelmann aber wollte nicht. „So reich mir wenigstens deine Hand, damit ich erkennen kann, ob du Fleisch und Bein hast wie ein Mensch." „Nein," sprach Hinzelmann, „ich traue dir nicht, du bist ein Schalk, du möchtest mich ergreifen und hernach nicht wieder gehen lassen." Nach langem Anhalten aber, und als ihm der Edelmann bei Treu und Glauben versprochen, ihn nicht zu halten, sondern alsobald wieder gehen zu lassen, sagte er: „Siehe, da ist meine Hand!" Wie nun der Herr danach griff, deuchte ihn, als wenn er die Finger einer kleinen Kinderhand fühlte; der Geist aber zog sie gar geschwind wieder zurück. Der Herr begehrte ferner, er solle ihn nun sein Angesicht fühlen lassen, worin er endlich willigte, und wie jener danach tastete, kam es ihm vor, als ob er gleichsam an Zähne oder an ein fleischloses Totengerippe rührte; das Gesicht aber zog sich ebenfalls im Augenblick zurück, also daß er seine eigentliche Gestalt nicht wahrnehmen konnte; nur bemerkte er, daß es, wie die Hand, kalt und ohne menschliche Lebenswärme war. ~ Die Köchin, welche mit ihm gar vertraulich war, meinte, sie dürfte ihn wohl um etwas mehr bitten als ein anderer,

und als ihr nun die Lust kam, den Hinzelmann, den sie täglich reden hörte und mit Essen und Trinken versorgte, leiblich zu sehen, bat sie ihn inständig, ihr das zu gewähren. Er aber wollte nicht und sagte, dazu wäre jetzt noch nicht die Gelegeuheit, nach Ablauf gewisser Zeit wollte er sich von jedermann sehen lassen. Aber durch diese Weigerung ward ihre Lust nur noch heftiger erregt, und sie lag ihm je mehr und mehr an, ihr die Bitte nicht zu versagen. Er sagte, sie würde den Vorwitz bereuen, wenn er ihrer Bitte nachgeben wollte, als dies aber nichts fruchtete und sie gar nicht abstehen wollte, sprach er endlich: „Morgen vor Aufgang der Sonne komm in den Keller und trag in jeder Hand einen Eimer voll Wasser, so soll dir deine Bitte gewährt werden." Die Magd fragte: „Wozu soll das Wasser?" „Das wirst du erfahren," antwortete der Geist, „ohne das würde dir mein Anblick schädlich sein." Am andern Morgen war die Köchin in aller Frühe bereit, nahm in jede Hand einen Eimer mit Wasser und ging in den Keller hinab. Sie sah sich darin um, ihn etwa zu erblicken; als sie aber die Augen auf die Erde warf, ward sie vor sich eine Mulde gewahr, worin ein nacktes Kind, der Größe nach etwa von dreien Jahren, lag. In seinem Herzen steckten zwei Messer kreuzweise übereinander, und sein ganzer Leib war mit Blut beflossen. Von diesem Anblick erschrak die Magd dermaßen, daß ihr alle Sinne vergingen und sie ohnmächtig zur Erde fiel. Alsbald nahm der Geist das Wasser, das sie mitgebracht, und goß es ihr über den Kopf aus, wodurch sie wieder zu sich selber kam. Sie sah sich nach der Mulde um, aber es war alles verschwunden, und sie hörte nur Hinzelmanns Stimme, der zu ihr sprach: „Siehst du nun, wie nützlich das Wasser dir gewesen? War solches nicht bei der Hand, so wärst du hier im Keller gestorben. Ich hoffe, nun wird deine heiße Begierde, mich zu sehen, abgekühlt sein." Er hat hernach die Köchin oft mit diesem Streich geneckt und ihn Fremden mit vielem Lachen erzählt. ~ Der Prediger Feldmann von Eickelohe schreibt in einem Brief vom 14. Dezember 1597, Hinzelmann habe eine kleine Hand, gleich der eines Knaben oder einer Jungfrau, öfters sehen lassen, sonst aber hätte man nichts von ihm erblicken können. Unschuldigen, spielenden Kindern hat er sich immer gezeigt. Der Pfarrer Feldmann wußte sich zu besinnen, daß er im Alter von etwa 15 Jahren den Geist in Gestalt eines kleinen Knaben die Treppe gar geschwind habe hinaufsteigen gesehen. Wenn sich Kinder um das Haus Hudemühlen versammelten und miteinander spielten, fand er sich unter ihnen ein und spielte mit in der Gestalt eines kleinen schönen Kindes, also daß alle andern Kinder ihn deutlich sahen und hernach daheim ihren Eltern erzählten, wie, wenn sie im Spiel begriffen wären, ein fremdes Kindlein zu ihnen käme und mit ihnen Kurzweil treibe. Dies bekräftigte eine Magd, die einmal in ein Gemach getreten, wo vier oder sechs Kinder miteinander gespielt; unter diesen hat sie ein unbekanntes Knäblein gesehen mit schönem Angesicht und blonden, über die Schulter hängenden, krausen Haaren, in ein rotes Samtröcklein gekleidet, aber wie sie es recht betrachten wollte, sei es verschwunden. Auch von dem Narren Klaus hat sich Hinzelmann

sehen lassen und allerhand Kurzweil mit ihm getrieben. Wenn man den Narren nirgends finden konnte und hernach befragte, wo er so lange gewesen sei, antwortete er: „Ich war bei dem kleinen Männlein und habe mit ihm gespielt." Fragte man weiter, wie groß das Männlein gewesen, zeigte er mit der Hand so hoch, wie etwa ein Kindlein von vier Jahren ist. Als nun die Zeit kam, wo der Hausgeist wieder fortziehen wollte, ging er zu dem Herrn und sprach: „Sieh, da will ich dir etwas schenken, das nimm wohl in acht und gedenk dabei meiner." Damit gab er ihm erstlich ein kleines kunstvoll geflochtenes Kreuz, etwa einen Finger lang und inwendig hohl, zweitens einen Strohhut, den er gleichfalls selbst verfertigt hatte und woran gar künstlich Gestalten und Bilder mit buntem Stroh geflochten waren. Drittens einen ledernen Handschuh mit Perlen besetzt, die wunderbare Figuren bildeten. Als der Geist nun wahrnahm, daß der Herr keinen sonderlichen Wert auf die Geschenke zu legen schien, sprach er: „Ich fürchte, daß du diese Dinge nicht viel achtest und sie abhanden kommen lässest, darum will ich dir raten, sie deinen beiden Schwestern Anne und Katharine zur Aufbewahrung zu geben, die besser dafür sorgen werden. Denn solange diese Stücke unzerteilt bei deinem Hause in guter Verwahrung bleiben, wird dein ganzes Geschlecht blühen und sein Glück immer höher steigen. Werden diese Geschenke aber zergliedert, verloren oder verschleudert, so wird euer Geschlecht abnehmen und sinken." Der Hausherr gab darauf die Geschenke seinen Schwestern, die sie in guter Verwahrung hielten und nur aus sonderlicher Freundschaft jemand zeigten. Nach ihrem Tode fielen sie auf den Bruder zurück, der sie zu sich nahm und bei dem sie blieben, solange er lebte. Dann kamen sie auf seine einzige Tochter Adelheid und blieben mit andern Erbschaftssachen eine Zeitlang in ihrem Besitz. Der Sohn des Pfarrers Feldmann hat mit viel Mühe erkundet, wo die Geschenke des Hausgeistes hernach hingekommen, und erfahren, daß der Strohhut dem Kaiser Ferdinand dem Zweiten verehrt worden, der ihn für etwas ganz Wunderbares geachtet hat. Der lederne Handschuh war noch zu seiner Zeit in Verwahrung eines Edelmanns. Er war kurz und reichte genau nur über die Hand, oben über der Hand ist mit Perlen eine Schnecke gestickt. Wohin das kleine Kreuz gekommen ist, blieb unbekannt. ~ Der Geist schied freiwillig, nachdem er lange Jahre zu Hudemühlen gehaust hatte. Ehe er von dannen zog, hat er noch gesagt, er werde einmal wiederkommen, wenn das Geschlecht abnehme, und dann werde es aufs neue wieder blühen und aufsteigen.

Der Brautstein / Große Steine, deren Ursprung fremd anmutet, trifft man vielfach in norddeutschen Landen; einer der merkwürdigsten liegt in der Lüchower Haide. Ein adeliges Liebespaar, das zum Abschiednehmen gezwungen war, saß einst auf diesem Stein und gelobte sich ewige Treue. Die Dirne schwor, wenn sie jemals untreu werden sollte, so möge dieser Fels sich bewegen und ihr Grabstein werden. Damit gab sich der Ritter zufrieden und zog in langen Kampf. Aber mit der Zeit vergaß

die Braut ihres fernen Bräutigams, hatte einen neuen Buhlen und wanderte mit dem durch die Lüchower Haide, kam auch in das Birkenwäldchen, allwo der Stein lag, und die Liebenden setzten sich darauf und kosten miteinander. Da erhob sich mit einemmal der Fels riesengroß aus der Erde, stürzte um und begrub die falsche Braut unter sich. Nach langen Monden kam der Bräutigam wieder des Wegs, sah an dem Stein rötliche Adern, die sich durch den grauen Fels zogen, und ahnte nichts Gutes. Er führte mit dem Schwert einen Schlag auf den Stein, und sogleich schoß ein blutiger Strahl in die Höhe und färbte die weißen Blumen ringsum rot. Da wußte der Ritter, was ihm geschehen war, pflückte einen Strauß von den blutigen Blumen, stieg zu Roß und zog wieder in den Krieg, aus dem er nimmer heimkehrte. Den Stein hat man nachher den Brautstein genannt, und die Haide die Brauttreue.

Vom Grafen Isang / Zwei kleine Stunden von Göttingen liegt der Seeburger See. Er vermindert sich jährlich, ist jetzt dreißig bis vierzig Fuß tief und von einer guten halben Stunde Umkreis. Die Fischer erzählen folgende Sage: In alten Zeiten stand da, wo jetzt der See ist, eine stolze Burg, auf der ein Graf Isang wohnte; der führte ein wildes und gottloses Leben. Einmal brach er durch die heiligen Mauern des Klosters Lindau, raubte eine Nonne und zwang sie, ihm zu Willen zu sein. Kaum war die Sünde geschehen, so entdeckte sich, daß die in Schande gebrachte Nonne seine bis dahin ihm verborgene Schwester war. Zwar erschrak er und schickte sie mit reicher Buße ins Kloster zurück, aber sein Herz bekehrte sich doch nicht zu Gott, sondern er begann aufs neue nach seinen Lüsten zu leben. Nun geschah es, daß er einmal seinen Diener zum Fischmeister schickte, einen Aal zu holen; der Fischmeister schickte ihm aber eine silberweiße Schlange. Der Graf, der etwas von der Tiersprache verstand, war wohl damit zufrieden, denn er wußte, daß, wer von einer solchen Schlange esse, zu allen Geheimnissen der Tiersprache gelange. Er hieß sie zubereiten, verbot aber dem Diener bei Todesstrafe, etwas davon zu genießen. Darauf aß er so viel, als er nur immer konnte, aber ein weniges blieb doch auf der Schüssel und kam wieder hinaus; da konnte der vom Verbot gereizte Diener nicht widerstehen und aß es. Dem Grafen fielen nach dem Genusse alsbald alle je begangenen Sünden und Frevel aufs Herz und standen so hell vor ihm, daß die Gedanken sich nicht davon abwenden konnten und er sich vor Angst nicht zu lassen wußte. „Mir ist so heiß," sprach er, „als wenn ich die Hölle angeblasen hätte!" Er ging hinab in den Garten, da trat ihm ein Bote entgegen und sprach: „Eben ist eure Schwester an den Folgen der Sünde, zu der ihr sie gezwungen habt, gestorben." Der Graf wendete sich in seiner Angst nach dem Schloßhof zurück, aber da lief alles Getier, das darin war: die Hühner, Enten und Gänse, auf und ab und sprach von seinem entsetzlichen Frevel und seinem ruchlosen Leben, und die Sperlinge und Tauben auf dem Dach riefen Antwort herab. „Nun aber," sagten sie, „haben die Sünden ihr volles Maß, und das

Ende ist gekommen, in kurzer Stunde werden die prächtigen Türme umfallen, und die ganze Burg wird versunken sein.“ Eben als der Hahn gewaltig auf dem Dache krähte, trat der Diener, der von der weißen Schlange gegessen hatte, herzu, und der Graf, der ihn versuchen wollte, sprach: „Was ruft der Hahn?“ Der Diener, der in der Angst sich vergaß und es wohl verstand, antwortete: „Er ruft: Eil! eil! eh die Sonne untergeht, willst du dein Leben retten, eil!“ „O du Verräter,“ rief der Graf, „so hast du doch von der Schlange gegessen, packe zusammen, was du hast, wir wollen entfliehen.“ Der Diener lief hastig ins Schloß, aber der Graf sattelte sich selbst sein Pferd, und schon war er aufgesessen und wollte hinaus, als der Diener zurückkam, leichenblaß und atemlos ihm in die Zügel fiel und flehentlich bat, ihn mitzunehmen. Der Graf schaute auf, und als er sah, wie die letzte Sonnenröte an den Spitzen der Berge glühte, und hörte, wie der Hahn laut kreischte: „Eil, eil! eh die Sonne untergeht, aber zieh allein!“ Da nahm er sein Schwert, zerspaltete ihm den Kopf und sprengte über die Zugbrücke hinaus. Er ritt auf eine kleine Anhöhe bei dem Städtchen Gieboldehausen, da schaute er sich um, und als er die Turmspitzen seines Schlosses noch im Abendrot glänzen sah, deuchte ihm alles ein Traum. Plötzlich aber fing die Erde an, unter seinen Füßen zu zittern, erschrocken ritt er weiter, und als er sich zum zweitenmal umschaute, waren Wall, Mauern und Türme verschwunden und an des Schlosses Stelle ein großer See. Nach dieser wundervollen Errettung bekehrte sich der Graf und büßte seine Sünden im Kloster Gieboldehausen, dem er seine übrigen reichen Besitzungen schenkte. Nach seiner Stiftung werden noch jetzt reuigen Sündern an einem gewissen Tage Seelenmessen gelesen. Aus dem See werden noch jetzt behauene Quadern und Eichenbohlen herausgeholt; vor einiger Zeit sogar zwei silberne Töpfe mit erhabenen Kränzen in getriebener Arbeit, von denen der Wirt in Seeburg einen gekauft hat und den Gästen zeigt.

Der Rattenfänger von Hameln / Im Jahr 1284

ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, wurde deshalb Bundting geheißen, und gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog nun ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus, und der ganze Haufe folgte ihm, und so führte er sie an die Weser. Dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Tiere folgten und hineinstürzend ertranken. Aber als die Bürger von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn, sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten und zeigten ihm einen Rattenkönig, der zurückgeblieben sei, so daß er zornig und erbittert wegging. Am sechsund-

zwanzigsten Juni, auf Johannis und Pauli Tag, morgens früh sieben Uhr, nach andern Erzählungen am Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers mit einem roten, wunderlichen Hut, und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Diesmal kamen nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Zahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, das mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war, danach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweis vor alle Tore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder, oder auch nur etliche gesehen, aber alles vergeblich. Es waren im ganzen hundertunddreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären; das stumme aber den Ort weisen, obwohl es nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden. Die Straße, wodurch die Kinder zum Tor hinausgegangen, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die bungelose, das heißt die tonlose, stille, weil kein Tanz darin geschehen und kein Saitenspiel gerührt werden durfte. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spielleute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg, links und rechts sind zwei Steine in Kreuzform aufgerichtet worden. Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen. Die Bürger von Hameln haben die Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen lassen und pflegten in ihren Ausschreiben nach dem Verlust ihrer Kinder Jahr und Tag zu zählen. An dem Rathaus standen folgende Zeilen: „Im Jahr zwölfhundertvierundachtzig na Christi gebort / tho Hamel worden uthgevort / hundert und dreißig Kinder dasülvest geborn / dorch einen Piper under den Köppen verlorn."

Der nackte Spiegel / Von Lüneburg nördlich liegt die Stadt Bardowiek, war einst groß, blühend, reich und mächtig. Im Jahre 1189 lehnte sie sich wider ihren angestammten Herrn, Herzog Heinrich den Löwen von Braunschweig, auf und verwehrte ihm den Eintritt in die Stadt. Es war nicht des Löwen Art, vor verschlossenen Toren umzukehren. Er ließ die Stadt berennen, aber die Bürger trotzten auf ihre Mauern und auf ihren Mut und zeigten dem Herzog von den Wällen ihren blanken

Hintern, das war ein Spiegel, der nicht sonderlich hell geputzt war. Der Herzog geriet in fürchterlichen Zorn und schwur, den Bardowiekern ihren Spiegel zu putzen, daß sie an dem Glanz genug haben sollten, und er hielt auf löwengrimme Weise Wort. Drei Tage stürmte er und gewann die Stadt, ließ alles, was noch Leben zeigte, niedermachen und verwandelte die blühende Stadt in einen wüsten Trümmerhaufen. Schwerer ward nie ein Hohn bestraft. Erst ein Jahr später ward den Flüchtlingen vergönnt, aus den Trümmern von Bardowiek weiter ab eine neue Heimat zu bauen. Von dieser Zeit an nahm Lüneburgs Handel seinen Aufschwung.

Der Hildesheimer Rosenstock / Ludwig der Fromme jagte zur Winterszeit im Walde und verlor sein geweihtes Kreuz, das er immer am Halse trug. Er sandte Diener, es zu suchen, die fanden es an einem Rosenstrauch, der blühte mitten im Schnee; aber abheben ließ es sich nicht. Dem König ward die Wundermär angesagt, er lief nun selber hin und fand um den Rosenstrauch den Schnee in Form eines Kirchenrisses, und erstaunt rief er aus: „Das ist Hildeschnee (Rosenschnee)!" Er kniete nieder und betete zu Gott, ihm zu offenbaren, warum er das Kreuz nicht an sich nehmen könnte, und Gott offenbarte ihm, er solle einen Dom bauen, so weit der Schnee um die Rosen reiche. Der König schwur es, und sogleich konnte er sein Kreuz leicht ablösen. Er ließ den Bau ohne Zögern beginnen, den Rosenstock aber ließ er schonen und erhalten. Herrlich wuchs das Münster in die Höhe, um es her siedelte der König Werkleute und andere Fromme an und verlegte das Elzer Bistum an diese Stelle, die von nun an Hildeschnee hieß, bis daraus später Hildesheim wurde. Der Rosenstock steht heute noch am Dome und treibt seine Wurzeln bis unter den Hochaltar, als wolle er zeigen, wie innig er mit der Kirche verwachsen sei.

Heinrich der Löwe / Auf seiner Fahrt ins Heilige Land wurde Herzog Heinrich von Sachsen mit seinem Schiff vom Sturm verschlagen. Sie irrten lange Wochen umher, ohne Land zu finden, und die Speisen gingen ihnen aus. Solche Not kam sie an, daß sie einander um ihr Leben losten; wer verlor, der wurde getötet und sein Fleisch verzehrt. Niemals traf das Los den Herzog, der zuletzt mit einem einzigen Knecht übrigblieb. Der Hunger überwältigte die beiden, auch sie losten umeinander, und diesmal sollte der Tod an den Herzog selber. Da warf sich der treue Diener vor ihm nieder und schrie, er könne es nicht tun, er habe noch einen anderen Plan, vielleicht rette der des Herzogs Leben. Er erzählte, und der Herzog willigte endlich ein. Sein Diener nähte ihn in eine Ochsenhaut, das Schwert griffbereit an der Seite, und legte ihn an des Schiffes Bord. Nicht lange, da kam ein gewaltiger Greif und trug den Herzog durch die Lüfte fort in sein Nest; dann flog er auf neuen Fang. Der Herzog schnitt sich aus der Haut, tötete die schreiende Greifenbrut und machte sich in die Wälder, froh, wenigstens

dem Wassertode und dem entsetzlichen Hunger entronnen zu sein. Da sah er plötzlich ein seltsames Bild: ein Löwe stritt auf Tod und Leben mit einem scheußlichen Lindwurm. Und da der Löwe insgemein für ein edles Tier erachtet wird, zog der Herzog sogleich sein Schwert aus der Scheide und stand ihm gegen den Wurm bei. Der Unhold schrie, daß es durch den Wald erscholl, aber der Herzog zwang ihn und rang ihm das Leben ab. Drauf legte sich der Löwe zu den Füßen des Helden nieder und verließ ihn nimmer von dieser Stunde an. Sie jagten zusammen und teilten ihre Beute als treue Gefährten, aber der Herzog sann ohn Unterlaß, wie er wieder in die Heimat und zu seiner geliebten Frau gelangen könne. Endlich baute er sich aus Stämmen und Flechtwerk ein Floß, glaubte aber, es könne den Löwen und so viele Nahrung, als sie beide nötig hätten, nicht tragen und wartete, bis der Löwe auf der Jagd war. Da brach er auf und vertraute sich mit seinem schwachen Fahrzeug Gott und den Wogen an. Nicht lange, so kam der Löwe an den Strand und sah das Schifflein in der Ferne; er heulte laut auf und stürzte sich ins Meer und schwamm und erreichte das Floß und seinen geliebten Herrn, erkletterte es und legte sich ruhig nieder. So fuhren sie dahin, und Hunger und Elend kamen bald genug. Schließlich kam auch der Teufel hinzu und brachte dem Herzog Botschaft, seine Frau Herzogin wäre des Glaubens, er sei längst tot, und morgen schon freie sie einen anderen Gatten. Kummervoll entgegnete der Herzog, das möge wahr sein, aber er hoffe auf Gott, der alles zum Heile wenden würde. Wie er jetzt in dieser Lage noch auf Gott trauen könnte, versetzte der Teufel, er solle sich ihm verschreiben, dann brächte er ihn mit seinem Tier noch vor dem Morgengrauen in seine Burg. Jedoch der Herzog wollte seine Seele nicht von dem Herrn des Lichts abkehren. Da schlug ihm der Teufel vor, er wolle ihn auch so auf den Giersberg bei Braunschweig bringen, und darnach den Löwen. Aber fände er ihn bei seiner Rückkehr schlafend, so sei er ihm verfallen. Des wollte sich Herzog Heinrich wohl unterfangen, der Teufel packte ihn und fuhr mit ihm wie ein Sturmwind ab. Er setzte ihn auf dem Giersberg nieder und wünschte ihm grinsend eine angenehme Ruh, dann machte er sich auf und holte auch den Löwen. Dem Herzog sanken indessen die Augen, er hatte zu viele Nächte hindurch gewacht, und als der Teufel heranbrauste, freute der sich schon von weitem, als er sein Opfer in tiefem Schlaf erblickte. Aber der Löwe brüllte laut auf, daß die Wälder um Braunschweig bebten, der Herzog erwachte, und die Hölle hatte ihr Spiel verloren. Zornig warf der Böse den Löwen auf die Erde, daß es krachte, aber das treue Tier kam glücklich zu Boden und zu seinem Herrn. Sie gingen vor die Burg, da scholl ihnen schon von weitem groß Getöne entgegen, das trieb dem Herzog den Schweiß auf die Stirne, und vor Erregung verging ihm schier der Atem. „Ist es denn wahr," fragte er, „ist ein fremder Herr in diesem Hause?" Und Antwort wurde ihm: „Kein Fremder, sondern der Anverlobte unserer Herzogin, und heute noch erhält er das Braunschweiger Land." „So bitte ich die Braut um einen Becher Weins," sagte der Herzog, „mein Herz ist ganz matt." Gleich lief einer

von den Leuten zur Fürstin und erzählte von dem fremden, traurigen Gast mit dem Löwen, erhielt von der Erstaunten den Becher Weins und brachte ihn dem Pilgrim. Der trank, dann ließ er seinen goldenen Ring in den Becher fallen und befahl, den der Herzogin zurückzureichen. Sie sah den Ring, erkannte des Herzogs Wappen und Namen, weinte laut auf und stürzte vor das Tor und sank dem fremden Mann zu Füßen. Aber der Herzog hob sie auf und zog sie an seine Brust, setzte sich mit ihr an die Hochzeitstafel und gab dem Bräutigam ein schönes Fräulein aus Franken, so waren sie alle im Glück. Lange herrschte Herzog Heinrich zum Segen seines Landes, und als er in hohen Jahren starb, legte sich der Löwe auf seine Gruft, rührte weder Speise noch Trank an und starb ihm nach, treuer als viele Menschen.

Die Salzsau / Im Wald und Moor von Lüneburg gingen Jäger einer wilden Sau nach, die wälzte sich nach Herzenslust im Schlamm, legte sich auf eine trockene Stelle und schlief ein. Wie nun die Sonne so recht auf die Sau schien, gewannen deren schwarzbraune Borsten eine schöne, weiße Farbe. Die Jäger wunderte das, sie töteten die Sau und fanden, daß sich an den Borsten eitel reines Salz abgesetzt hatte, von einer herrlichen, gesättigten Sole. Auf diese merkwürdige Weise wurde der Lüneburger Salzsegen entdeckt, und bald hernach wurden die großen Salzwerke eingerichtet. Von der salzigen Sau wurde ein Schinken wohl verwahrt, er steht unter Glas in eines hochweisen Rats Küchenstube, und auch die Haut mit den übersalzten Borsten ward aufgehoben, zum Andenken an die Entdeckung. Diese Sau hat Lüneburg reich und groß gemacht und ihm einen Handel über ganz Deutschland gegeben.

Die Brauerstochter / Ein Kaufmann aus Bremen war einer Braunschweiger Brauerstochter zugetan, und sie ihm auch. Sie schwuren sich ewige Treue, und wer sie dem anderen bräche, den solle der noch im Grabe mahnen dürfen. Der Kaufmann ging in die Welt, das Glück zu erjagen, und blieb länger aus, als seine Geliebte hoffte. Ihr Vater hatte die Liebschaft ohnehin nicht gern gesehn und hätte lieber einen Schwiegersohn gehabt, der Braunschweiger Mumme zu brauen verstünde. Er hatte einen hübschen und geschickten Werkmeister und verlobte dem seine Tochter wider ihren Willen. Gram und Sehnsucht warfen sie auf ein Krankenlager, von dem sie nimmer aufstand. Kaum lag sie im Grabe, da kam ihr alter Bräutigam, erfuhr, was geschehen war, und verleitete den Totengräber, das Grab aufzuschaufeln, damit er der Geliebten totes Angesicht noch einmal sähe. Als er sie nun vor Augen hatte, schön und kranzgeschmückt, brach er in die Worte aus: „O mein Lieb, konntest du wirklich mein vergessen? So mahne ich dich jetzt an das Gelübde, das wir einander gaben!“ Er hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, da erhob sich die Braut aus dem Sarge, als lebte sie, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Der Totengräber fiel in jähem

Schrecken um, und als er aus seiner Ohnmacht erwachte, war der Sarg leer, und Braut und Bräutigam waren verschwunden. Nie hat man von den beiden wieder etwas erfahren. Die Geschichte kam in die Mäuler der Leute, der zweite Bräutigam schämte sich sehr, hielt auch die Sterbe-, Ein- und Ausgrabegeschichte für ein abgekartet Spiel und beschloß, es dem Teufel in die Schuhe zu schieben. Zu diesem Zweck ließ er ein entsprechend Bildwerk schnitzen, das das Mädchen zeigte, wie es gerade aus dem Sarge stieg und dem Teufel mit dem Pferdefuß die Hand reichte. Er ließ dies Bild an sein Haussims nageln und einen abscheulichen Reim darunterschreiben, der schmeckte just wie saure Mumme. Lang hat das Haus zu Braunschweig gestanden, endlich ist es der neuen Zeit gewichen; aber die Sage läßt sich nicht abreißen wie alte Häuser.

Der wilde Jäger Hackelberg / Vorzeiten soll im Braunschweiger Land ein Jägermeister gewesen sein, Hackelberg genannt, der hat zum Weidwerk und Jagen solch große Lust getragen, daß er auf seinem Totenbett von Gott erbeten habe, für sein Teil Himmelreich bis zum Jüngsten Tage am Solling jagen zu dürfen. Dort ward er auch begraben. ~ Sein gottloser, ja teuflischer Wunsch ist durch sich selbst bestraft, man hört vielmal ein greulich und erschrecklich Hornblasen und Hundegebell in der Nacht, jetzt hie, ein andermal anderswo in dieser Wildnis, wie Leute, die es selbst angehört, berichtet haben. Zudem soll es gewiß sein, daß, wenn man nachts ein solch Jagen bemerkt und am folgenden Tag selbst jagt, man einen Arm, ein Bein oder gar den Hals bricht, oder daß sonst ein Unglück sich zuträgt. Im Jahre 1558 ist ein verirrter Reiter auf dem Wege von Einbeck über den Solling nach Uslar auf des Hackelbergers Grab gestoßen. War ein Platz wie eine Wiese in der Wildnis, doch von Schilf und Giftkräutern ganz bewachsen, etwas länger denn breit, darauf stund kein Baum. Der Platz kehrte sich mit der Länge nach Sonnenaufgang, unten am Ende lag quer ein erhabener roter Wackenstein, acht oder neun Schuh lang und fünfe breit. Er war aber nicht wie ein anderer Grabstein gegen Osten, sondern nach Norden gekehrt. Man sagt, es vermöchte niemand dieses Grab aus Vorwitz zu finden, so fleißig er auch suchen möchte, käme aber jemand von ungefähr, so lägen etliche greuliche schwarze Hunde daneben. Nach solchen Gespenstern hat der Reiter sich nicht lange umgesehen, sondern ist eilends davongesprengt.

Das quellende Silber / Im Februar des Jahres 1605, unter dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, trug sich zu, daß eine Meile Wegs von Quedlinburg ein armer Bauer seine Tochter in den nächsten Busch schickte, Brennholz aufzulesen. Das Mädchen nahm dazu eine Kiepe und einen Handkorb mit, und als es beide angefüllt hatte und nach Hause gehen wollte, trat ein weißgekleidetes Männlein zu ihm und fragte: „Was trägst du da?“ „Aufgelesenes Holz,“ antwortete das Mäd-

chen, „zum Heizen und Kochen.“ „Schütte das Holz aus,“ sprach weiter das Männlein, „nimm deine Körbe und folge mir, ich will dir etwas zeigen, das besser und nützlicher ist als das Holz.“ Nahm es dabei an der Hand, führte es zurück an einen Hügel und zeigte ihm einen Platz, etwa so breit wie zwei gewöhnliche Tische, mit schönem lauterm Silber von kleiner und großer Münze von mäßiger Dicke, darauf ein Bild, wie eine Maria gestaltet, und ringsherum ein Gepräge von uralter Schrift. Als das Silber in großer Menge gleichsam aus der Erde hervorquoll, entsetzte sich das Mägdlein davor und wich zurück; wollte auch nicht seinen Handkorb ausschütten. Hierauf tat es das weiße Männlein selbst, füllte ihn mit dem Geld und gab ihn dem Mägdlein mit den Worten: „Das wird dir besser sein als Holz.“ Es nahm ihn voll Bestürzung, und als das Männlein begehrte, es sollte auch seinen Tragkorb ausschütten und Silber hineinfassen, wehrte es ab und sprach, es müsse auch Holz mit heimbringen, denn es wären kleine Kinder daheim, die müßten eine warme Stube haben, und dann müßte auch Holz zum Kochen da sein.“ Damit war das Männlein zufrieden und sprach: „Nun, so ziehe damit hin,“ und verschwand darauf. Das Mädchen brachte den Korb voll Silber nach Haus und erzählte, was ihm begegnet war. Nun liefen die Bauern haufenweise mit Hacken und anderm Gerät in das Wäldchen und wollten sich ihren Teil vom Schatz auch holen, aber niemand konnte den Ort finden, wo das Silber hervorgequollen war. Der Fürst von Braunschweig hat sich von dem geprägten Silber ein Pfund holen lassen, auch der reiche Bürger Everkan aus Halberstadt hat eins gelöst.

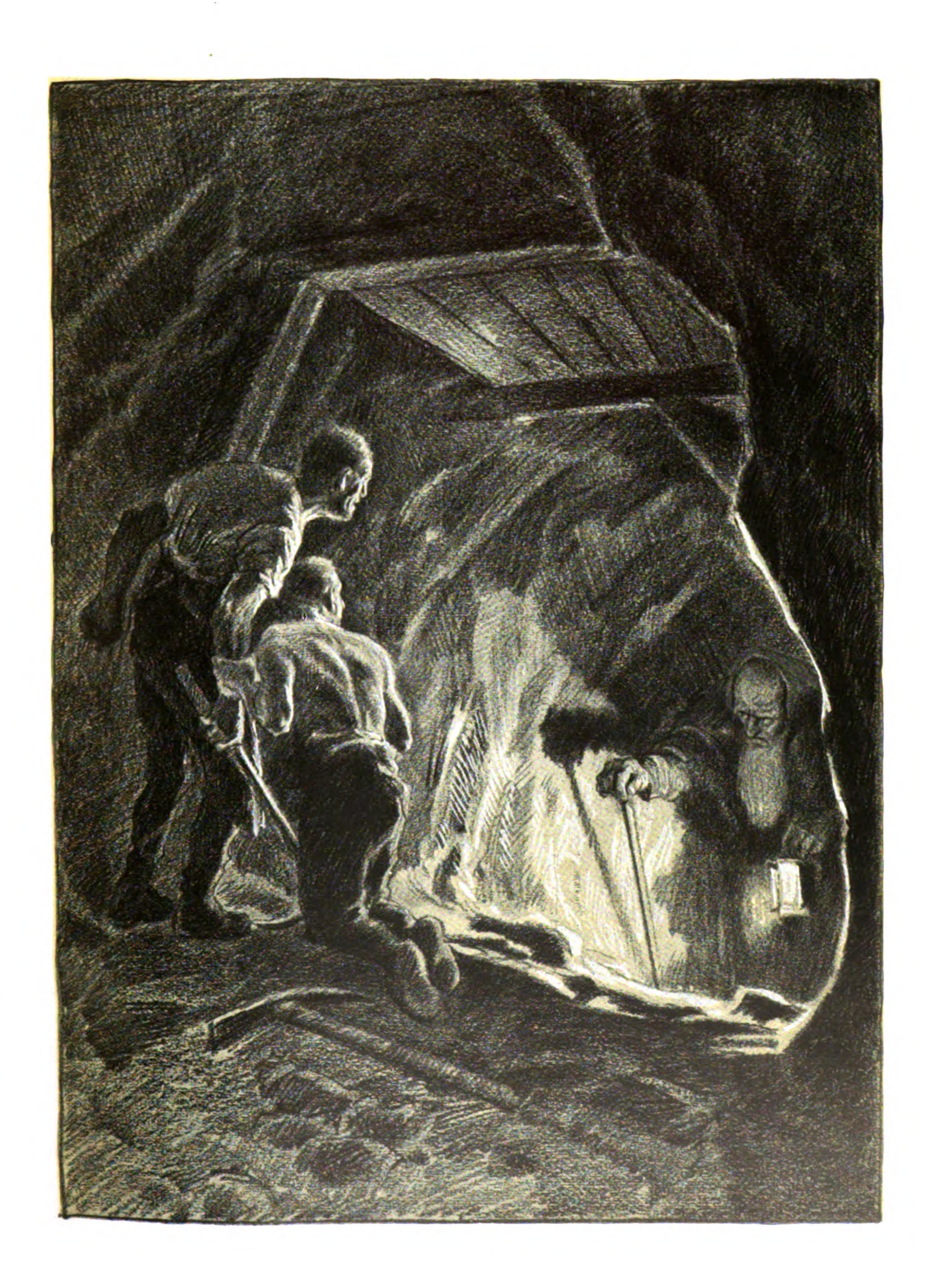
Das Teufelsloch in der Kirchenwand / In der

Kirchenmauer zu Goslar sieht man einen Spalt und erzählt davon: Der Bischof von Hildesheim und der Abt von Fulda hatten einmal einen heftigen Rangstreit, jeder wollte in der Kirche neben dem Kaiser sitzen, und der Bischof behauptete den ersten Weihnachtstag die Ehrenstelle. Da bestellte der Abt heimlich bewaffnete Männer in die Kirche, die sollten ihn den morgenden Tag mit Gewalt in Besitz seines Rechtes setzen. Dem Bischof wurde das hinterbracht, und er bestellte auch Bewaffnete hin. Tags darauf erneuerten sie den Rangstreit, erst mit Worten, dann mit der Tat, die gewaffneten Ritter traten hervor und fochten; die Kirche glich einer Walstatt, das Blut floß stromweise hinaus auf den Gottesacker. Drei Tage dauerte der Streit, und während des Kampfes stieß der Teufel ein Loch in die Wand und stellte sich den Kämpfern dar. Er entflammte sie zum Zorn, und von den gefallenen Helden holte er manche Seele ab. So lange der Kampf währte, blieb der Teufel auch da, hernach verschwand er wieder, als nichts mehr für ihn zu tun war. Man versuchte hernach, das Loch in der Kirche wieder zuzumauern, das gelang bis auf den letzten Stein; sobald man den einsetzte, fiel alles wieder ein, und das Loch stand ganz offen da. Man besprach und besprengte es vergeblich mit Weihwasser, endlich wandte man sich an den Herzog von Braunschweig und bat um dessen Bau-

meister. Diese Baumeister mauerten eine schwarze Katze mit ein, und beim Einsetzen des letzten Steines sprach einer: „Willst du nicht sitzen in Gottes Namen, so sitz ins Teufels Namen." Das wirkte, und der Teufel verhielt sich ruhig, bloß bekam in der folgenden Nacht die Mauer eine Ritze, die noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Der Rammelsberg / Zur Zeit, als Kaiser Otto auf der Harzburg hauste, hielt er auch an dem Harzgebirge große Jagden. Da geschah es, daß Ramm oder Rammle, seiner besten Jäger einer, an den Vorbergen jagte und ein Wild verfolgte. Bald aber wurde der Berg zu steil, darum stieg der Jäger von seinem Roß ab, band es an einen Baum und eilte zu Fuß hinan. Sein zurückbleibendes Pferd stampfte ungeduldig und kratzte mit den Vorderhufen auf dem Grund. Als sein Herr von der Verfolgung des Wildes zurückkehrte, sah er verwundert, wie sein Pferd gearbeitet und mit den Füßen einen schönen Erzgang aufgescharrt hatte. Da hub er einige Steine auf und trug sie dem Kaiser hin, der alsbald das entblößte Bergwerk angreifen ließ. Man fand eine reichliche Menge Erz, und der Berg wurde dem Jäger zu Ehren Rammelsberg geheißen. Des Jägers Frau nannte sich Gosa, und von ihr empfing die Stadt Goslar, die nahe bei dem Berg gebaut wurde, ihren Namen. Das Flüßchen, das durch die Stadt rinnt, heißt gleichfalls Gose, ebenso das daraus gebraute Bier. Der Jäger wurde in der Augustinskapelle begraben und auf dem Leichenstein mit seiner Frau in Lebensgröße ausgehauen; Rammel trägt in der Rechten ein Schwert über sich und Gosa eine Krone auf dem Haupt.

Der Roßtrapp und der Kreetpfuhl / Den Roßtrapp oder die Roßtrappe nennt man einen Felsen in dem hohen Vorgebirge des Nordharzes, hinter Thale; er zeigt eine eirunde Vertiefung, die hat einige Ähnlichkeit mit dem Eindruck eines riesigen Pferdehufs. Davon erzählt man die Sage: In Böhmen lebte vorzeiten eine Königstochter, um die ein gewaltiger Riese warb. Aus Furcht versprach der König sie dem ungefügen Freier, aber sie liebte einen schönen, jungen Ritter und widersetzte sich dem Bräutigam und dem Befehl ihres Vaters. Der König wollte Gewalt brauchen und setzte die Hochzeit gleich auf den nächsten Tag. Mit weinenden Augen klagte sie das ihrem Geliebten, der zu schneller Flucht riet, und noch in selber Nacht stellte er sich ein, die Flucht ins Werk zu setzen. Es hielt aber schwer zu entfliehen, die Marställe des Königs waren verschlossen und alle Stallmeister ihm treu und ergeben. Zwar stand des Riesen ungeheurer Rappe in einem für ihn eigens erbauten Stalle, wie sollte aber eine schwache Frauenhand das mehr denn zehn Ellen hohe Untier leiten und lenken? Und wie war ihm beizukommen, da es an einer gewaltig dicken Kette lag, die ihm statt des Halfters diente und dazu mit einem großen Schlosse verwahrt war, dessen Schlüssel der Riese bei sich trug? Der Geliebte aber half, er stellte eine Leiter



ans Pferd und hieß die Königstochter hinaufsteigen; dann tat er einen mächtigen Schwerteshieb auf die Kette, daß sie voneinandersprang, schwang sich selbst hinten auf, und in einem Flug gings auf und davon. Die kluge Jungfrau hatte ihre Kleinode mitgenommen, dazu ihres Vaters schwere, goldene Krone aufs Haupt gesetzt. Während sie nun aufs Geratewohl forteilten, fiels dem Riesen ein, in dieser Nacht fortzureiten. Der Mond schien hell, und er stand auf, sein Roß zu satteln. Erstaunt sah er den Stall leer, es gab Lärm im ganzen Schlosse, und als man die Königstochter aufwecken wollte, war auch sie verschwunden. Ohne sich lange zu besinnen, bestieg der Riese das erste beste Pferd und jagte über Stock und Stein davon. Ein großer Spürhund witterte den Weg, den die Verliebten genommen hatten; nahe am Harzwalde kam der Riese hinter sie. Da hatte aber auch die Jungfrau den Verfolger erblickt, wandte den Rappen flugs und sprengte waldein, bis der Abgrund, in welchem die Bode fließt, ihren Weg durchschnitt. Der Rappe stutzte einen Augenblick, und die Liebenden waren in großer Gefahr. Da blickte die Jungfrau hinterwärts, in strengem Galopp nahte der Riese, und mutig stieß sie dem Rappen die Sporen in die Rippen. Mit einem gewaltigen Sprung, der den Eindruck eines Hinterhufes im Felsen ließ, setzte er über, und die Liebenden waren gerettet. Die Mähre des nacheilenden Riesen sprang seiner Schwere wegen zu kurz, und beide fielen mit gräßlichem Geprassel in den Abgrund. Die Königstochter sah es vom jenseitigen Felsen und tanzte vor Freuden. Davon heißt die Stätte noch jetzt Tanzplatz. Doch hatte sie im Taumel des Sprungs ihres Vaters Krone verloren, die liegt nun heute noch im Abgrund in dem Kessel der Bode, von einem großen Hunde mit glühenden Augen bewacht. Schwimmer, die der Gewinn geblendet hat, haben sie mit eigener Lebensgefahr aus der Tiefe zu holen gesucht, aber beim Wiederkommen ausgesagt, daß es vergebens sei, der große Hund sinke immer tiefer, sowie sie ihm nahe kämen, und die goldene Krone sei nicht mehr zu erlangen.

Der Schäfer und der Alte aus dem Berg / Nicht

weit von der Stadt Wernigerode ist in einem Tale eine Vertiefung in steinigem Erdboden, das Weinkellerloch genannt; darin sollen große Schätze liegen. Vor vielen Jahren weidete ein armer Schäfer, ein frommer und stiller Mann, dort seine Herde. Einmal, als es eben Abend werden wollte, trat ein greiser Mann zu ihm und sprach: „Folge mir, so will ich dir Schätze zeigen, davon du dir nehmen kannst, soviel du Lust hast.“ Der Schäfer überließ dem Hund die Bewachung der Herde und folgte dem Alten. In einer kleinen Entfernung tat sich plötzlich der Boden auf, sie traten beide ein und stiegen in die Tiefe, bis sie zu einem Gemach kamen, in welchem große Schätze von Gold und edlen Steinen aufgetürmt lagen. Der Schäfer wählte einen Goldklumpen, und eine Stimme sprach zu ihm: „Bringe das Gold dem Goldschmied in der Stadt, der wird dich reichlich bezahlen.“ Darauf leitete ihn sein Führer wieder zum Ausgang, der Schäfer tat, wie

ihm geheißen war, und erhielt von dem Goldschmied eine große Menge Geldes. Erfreut brachte er es seinem Vater, und der sprach: „Versuche noch einmal in die Tiefe zu steigen." „Ja, Vater," antwortete der Schäfer, „ich habe dort meine Handschuhe liegen lassen, wollt ihr mitgehen, so will ich sie holen." In der Nacht machten sich beide auf, fanden die Stelle und den geöffneten Boden und gelangten zu den unterirdischen Schätzen. Es lag noch alles wie das erstemal, auch die Handschuhe des Schäfers waren da; beide luden so viel in ihre Taschen, als sie tragen konnten, und gingen wieder hinaus, und der Eingang schloß sich hinter ihnen mit lautem Krachen. Die folgende Nacht wollten sie es zum drittenmal wagen, aber sie suchten lange hin und her, ohne die Stelle des Eingangs oder auch nur eine Spur davon zu entdecken. Da trat ihnen der alte Mann entgegen und sprach zum Schäfer: „Hättest du deine Handschuhe nicht mitgenommen, sondern unten liegen lassen, so würdest du auch zum drittenmal den Eingang gefunden haben, denn dreimal sollte er dir zugänglich und geöffnet sein; nun aber ist er dir auf immer unsichtbar und verschlossen." Geister, heißt es, können das, was in ihrer Wohnung von irdischen Menschen zurückgelassen worden, nicht behalten, und haben nicht Ruh, bis die es wieder zu sich genommen.

Jungfer Ilse / Vom Brocken springt ein rascher Bergbach, die Ilse. Er rauscht im Tal an einem steilen Felsen vorbei, den jetzt ein eisernes Kreuz schmückt; dieser Felsen heißt der Ilsenstein und war vorzeiten die Wohnung der Wassernixe Ilse. Die soll eines Harzkönigs Tochter gewesen und von einer bösen Hexe in den Stein gewünscht sein, bis sie erlöst würde. Dies vermag nur ein vollkommen reiner und tugendhafter Jüngling, der so schön wie die Jungfrau Ilse selber ist. Er darf noch nie geliebt haben, und die Jungfrau Ilse muß die erste Maid sein, der sich sein Herz zuwendet. Einst wanderte ein junger, frischer Köhler durch das waldige Tal, sah die Jungfer Ilse und grüßte sie. Sie winkte ihn zu sich, er folgte ihr und sah an dem Felsen eine Tür, die er nie zuvor wahrgenommen hatte. Sie nahm ihm seinen Ranzen ab und ging hinein, indes er an der Pforte ihrer harrte. Sie kam wieder und gab ihm den Ranzen gefüllt zurück, er solle ihn aber nicht eher aufmachen, bis er zn Haus sei. Erst war der Ranzen leicht, aber mit jedem Schritt wurde er schwerer, und die Neugier des Köhlers wuchs mit. An der Ilsenbrücke endlich hielt er an, öffnete und fand nichts als Eicheln und Tannenzapfen. „Was soll ich mich mit dem Zeug schleppen!" dachte er, drehte den Ranzen um und schüttete den Inhalt in den Fluß. Da klingelte es unten auf den Steinen, es blitzte wie eitel Gold, dann schlossen sich die Wasser darüber. Der Köhler wunderte sich, hatte noch einiges im Felleisen zurückbehalten und trugs nach Haus. Da ward es reines Gold und reichte, ihn für sein Leben lang von aller Sorge zu befreien.

Die Gruben zu Andreasberg / Seltsame Berggeister trieben vordem in den Gruben zu Andreasberg ihr Wesen. Ein redlicher gräflich hohensteinischer Obersteiger namens Jakob Illing befuhr einst eine Grube und traf auf einen Berggeist, der ihn anhauchte. Dem alten Mann wurde seltsam zumute, er versah sich seines baldigen Todes. Als er wieder aufgefahren war, bereitete er sich christlich auf sein Ende vor; schon fiel ihm das Haar aus, er wurde völlig kahl ~ aber sterben tat er nicht. Im Gegenteil wuchs ihm statt des alten grauen ein schönes, volles schwarzes Haar, er verjüngte sich zusehends, wurde ein prächtiger Mann, freite aufs neue und bekam eine stattliche Anzahl Kinder und starb erst in sehr hohem Alter. ~ Ein anderer Steiger brachte aus den Bergwerken etliche reiche Stufen auf Seite, um sie bei geringerer Ausbeute als Ausgleich bei der Hand zu haben. Seine Gesellen und Neider aber sagten ihm nach, er habe das Silber für sich auf die Seite geschafft. Er beschwor seine Unschuld, aber es wurde nicht viel Federlesens mit ihm gemacht, das Urteil ward ihm gesprochen und ihm das Haupt auf den Richtblock gelegt. Da er nun also kniete, rief er noch einmal: „Gott ist Zeuge meiner Unschuld! Fluch euren Gruben, bis ein Graf mit Rehfüßen und Glasaugen geboren wird und am Leben bleibt!" Da fiel das Schwert, aber statt des Blutes brach aus dem Halse ein weißer Strahl wie Milch, das war Gottes Zeichen, und zugleich hörte man ein Donnerkrachen: die Gruben waren zusammengefallen und unbefahrbar geworden. Wirklich wurde nach langer Zeit ein Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren, schon hoffte man auf neuen Bergsegen aus den verschütteten Gruben, aber das seltsame Kind konnte nicht am Leben erhalten werden und starb; da blieben die Gruben auf ewig verschüttet.

Der Bergmönch im Harz / Zwei Bergleute arbeiteten immer gemeinsam. Einmal, als sie in den Schacht fuhren, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Öl zu einer Schicht auf den Lampen hatten. „Was fangen wir da an?" sprachen sie miteinander, „geht uns das Öl aus, so daß wir im Dunkeln zu Tag fahren sollen, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber gleich jetzt aus, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut." Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegenkam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopf und war auch sonst wie ein Mönch angetan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst da stillstanden, gekommen war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leids antun, vielmehr Gutes;" nahm ihr Geleucht und schüttete Öl von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Werkzeug und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiß herausgearbeitet hätten. Nun

sprach er: „Sagts keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt," und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie tat sich auseinander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab, als sie aber wieder hinschauten, war alles verschwunden. Hätten sie ihre Beilhacke oder sonst irgendeinen Teil ihres Werkzeugs hineingeworfen, wäre die Strecke offen geblieben und ihnen viel Reichtum und Ehre zugekommen; aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon abgewendet hatten. Doch blieb ihnen auf ihrer Lampe das Öl des Berggeistes, das nicht abnahm. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirtshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und Montagmorgen, als sie einfuhren, war kein Öl mehr auf der Lampe, und sie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, frisch aufschütten.

Der Abzug des Zwergvolks / Die kleinen Höhlen in den Felsen, die man auf der Südseite des Harzes, sonderlich in einigen Gegenden der Grafschaft Hohenstein findet, und die meist so niedrig sind, daß erwachsene Menschen nur hineinkriechen können, teils aber einen geräumigen Aufenthalt für größere Gesellschaften bieten, waren einst von Zwergen bewohnt und heißen nach ihnen noch jetzt Zwerglöcher. Zwischen Walkenried und Neuhof in der Grafschaft Hohenstein hatten einst die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß seine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Täter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rat einer weisen Frau bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab und schlug mit einem dünnen Stabe über das Feld hin in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, so standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm, denn er hatte ihnen die unsichtbar machenden Nebelkappen abgeschlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten, daß es wohl ihr Volk sei, welches die Felder der Landleute beraubte, daß aber die äußerste Not sie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk entsandte endlich Abgeordnete und bot Lösung für sich und die gefangenen Brüder, und wollte dann auf immer das Land verlassen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren gesammelten und versteckten Schätzen abziehen lassen, und das Zwergvolk wollte bei seinem Abzuge nicht gesehen sein. Endlich kam man dahin überein, daß die Zwerge über eine schmale Brücke bei Neuhof ziehen, und daß jeder von ihnen einen bestimmten Teil seines Vermögens als Abzugszoll werfen sollte, ohne daß einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geschah. Doch einige Neugierige hatten sich unter die Brücke gesteckt, um den Zug der Zwerge wenigstens zu hören. Und so hörten sie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menschen; es war ihnen, als wenn eine sehr große Herde Schafe über die Brücke ging.

~ Auch auf der Nordseite des Harzes wohnten einst viele tausend Zwerge oder Kröppel in den Felsklüften und den noch vorhandenen Zwerglöchern. Aber nur selten erschienen sie den Landesbewohnern in sichtbarer Gestalt, gewöhnlich wandelten sie, durch ihre Nebelkappen geschützt, ungesehen und ganz unbemerkt unter ihnen umher. Manche dieser Zwerge waren gutartig und den Landesbewohnern manchmal sehr behilflich; bei Hochzeiten und Kindtaufen borgten sie mancherlei Tischgeräte aus den Höhlen der Zwerge. Nur durfte sie niemand zum Zorn reizen, sonst wurden sie tückisch und bösartig und taten dem, der sie beleidigte, allen möglichen Schaden an. In dem Tal zwischen Blankenburg und Quedlinburg bemerkte einmal ein Bäcker, daß ihm immer einige der gebackenen Brote fehlten, und doch war der Dieb nicht zu entdecken. Dieser beständig fortdauernde geheime Diebstahl machte, daß der Mann allmählich verarmte. Endlich kam er auf den Verdacht, die Zwerge könnten an seinem Unheil schuld sein. Er schlug mit einem Geflechte von schwanken Reisern so lange in der Backstube um sich her, bis er die Nebelkappen einiger Zwerge traf, die sich nun nicht mehr verbergen konnten. Es wurde Lärm. Man ertappte bald noch mehr Zwerge auf Diebereien und nötigte endlich den ganzen Überrest des Zwergvolkes auszuwandern. Um aber die Landeseinwohner für das Gestohlene einigermaßen zu entschädigen und zugleich die Zahl der Auswandernden überrechnen zu können, wurde auf dem Kirchberg bei Thale ein groß Gefäß hingestellt, worin jeder Zwerg ein Stück Geld werfen mußte. Dies Faß fand sich nach dem Abzug der Zwerge ganz mit alten Münzen angefüllt, so groß war ihre Zahl. Das Zwergvolk zog über Warnstedt immer nach Morgen zu. Seit jener Zeit ließ sich selten hier und da ein einzelner merken. Doch zu den Zeiten der Elterväter stahlen zuweilen noch einige in den Berghöhlen Zurückgebliebene aus den Häusern der Landesbewohner kleine, kaum geborene Kinder, die sie mit Wechselbälgen vertauschten.

Sachsen

Quedlinburgs Name / Kaiser Heinrichs des Dritten schöne Tochter war so übermaßen hold, daß ihr eigener Vater zu ihr in sündiger Liebe entbrannte. Sie konnte sich mit Mühe schützen, sah aber, daß sie erliegen mußte. Da erschien ihr der Teufel und bot sich an, ihr zu helfen, wollte es auch ohne Gegengabe tun, wenn er sie in dreien Nächten wachend fände. Die Kaisertochter war standhaften Muts und ging auf diesen Vertrag ein. Sie begann einen großen Teppich zu sticken und hielt sich mit der Arbeit munter. Als ihr in der zweiten und dritten Nacht die Augen zuzufallen drohten, weckte sie ihr treues Hündchen Quedl, zupfte sie am Gewand und bellte und knurrte, und als der Teufel kam und nachsah, konnte er ihrer unsterblichen Seele nichts anhaben, wohl aber, weil sie sich überhaupt mit ihm in einen Vertrag eingelassen hatte, ihrem Leibe. Er griff ihr mit seiner Kralle ins Angesicht, quetschte ihr die Nase platt, kratzte ihr ein Auge aus und schlitzte ihr den Mund auf. Da sie nun derart entstellt vor den Vater trat, wich von dem alle sündige Liebe; sie aber tat alle Weltfreude ab, baute eine große, schöne Abtei und nannte sie nach ihrem treuen Hündlein Quedlinburg.

Auf des Teufels Gesundheit / Im Jahre 1642 lagen zu Staßfurt im Erzstifte Magdeburg einige kaiserliche Kompanien Soldaten im Quartier. Zwei dieser Kriegsleute saßen eines Tages zusammen in der Schenke und tranken einander weidlich zu; der eine von ihnen war ein ganz gottloser Bösewicht, der nach langem unmäßigem Saufen sich gar erkühnte, einen Trunk auf des Teufels Gesundheit auszubringen, aber der andere wollte ihm darauf nicht Bescheid tun, stand auf und ließ ihn allein sitzen. Zur Stunde kam der böse Geist selber und bot sich an, keinen Trunk zu weigern, doch der Soldat roch den Braten und gedachte sich still aus dem Staube zu machen. Kaum war der Soldat aber auf der Straße, als ein schwarzer Wolf auf ihn zustürzte und ihn dermaßen bei der Kehle faßte, daß er zur Stunde den Geist aufgab. Der andere Soldat, der nicht Bescheid hatte tun wollen, doch mit dem Bösewicht immer zusammengesessen und gesoffen hatte, wurde von dem schwarzen Geiste in den Keller geschleppt, wo er eine Tafel voll der allerköstlichsten Speisen erblickte; verschiedene Gäste saßen um den Tisch und nötigten ihn, bei ihnen Platz zu nehmen und mitzuessen; er aber weigerte sich und sah nur um sich nach der Treppe, um zu flüchten. Als die Teufel das merkten, faßten sie ihn an den Kleidern, rissen sie ihm vom Leibe und zerstückelten sie in ganz kleine Läppchen; an seinem Leben litt er glücklicherweise keinen Schaden, seit der Zeit kam aber weder Schwur noch Fluch über seine Lippen.

Kinderkreuzzug, Kindertanz / Im Jahr 1212, geht die Sage, sei ein fremder schöner Knabe durch deutsche und welsche Gaue gewandelt und habe das Kreuzfahrerlied gesungen, und scharenweise seien ihm die Kinder gefolgt, zwanzigtausend aus Deutschland, aus Frankreich gar dreißigtausend; weder Worte noch Schläge

haben sie abhalten können. Sind ihrer viele auf dem Wege durch die Alpen umgekommen, den Rest hat dann ein schrecklicher Seesturm vernichtet; keiner hat die Heimat wiedergesehen. Jahre später, 1237, ist dieser Zug auch im kleinen geschehen, da wurden im Brachmond genannten Jahrs die Kinder von Erfurt plötzlich von einer seltsamen Tanzwut befallen, sammelten sich zu einer Schar von mehr als tausend und machten einen Tanz Hand in Hand vom Löbertor zu Erfurt bis zum Steigerwald hinauf zum Dorf Waltersleben, von dort nach Ichtershausen und schließlich über Rudisleben nach Arnstadt, das gute vier Wegstunden von Erfurt abliegt. Hingerissen sind sie diesen Weg getanzt, von einer wunderlichen Macht beseelt, am Abend sanken sie in Arnstadt todmüde hin. Die Bürger von Arnstadt erstaunten sehr über die vielen Kinder, nahmen sie dann aber, als sie ihre Müdigkeit sahen, in ihre Häuser auf, indes in Erfurt Bestürzung fast in jedem Hause war. Bis dann endlich am frühen Morgen Botschaft von Arnstadt kam. Da haben die Erfurter alle Wagen der Stadt genommen und sind nach Arnstadt gefahren und haben die Kindlein wiedergeholt. Keins der Kinder hat sagen können, wer ihnen den weiten Weg tanzen geheißen hat, viele sind bald hernach gestorben, die meisten andern blieben bis an den Tod mit einem merkwürdigen Zittern behaftet.

Ein Christbild wechselnder Größe / Zu Wittenberg ist ein Christusbild wunderbarer Art: es erscheint einem jeden Betrachter einen Zoll größer, als er selbst ist. Tritt einer davor, der über die gewöhnliche Größe herausragt, so wächst es Zoll um Zoll zu seiner Höhe und noch einen Zoll darüber, tritt ein Kleiner davor, so schwindet es bis zu einem Zoll über seinem Scheitel. Und betrachten es welche von unterschiedlicher Größe, so sieht es jeder doch nur einen Zoll größer als er selber ist, und kein Mensch hat zu ergründen vermocht, ob dies irdische oder himmlische Kunst ist.

Der Zwerge Hochzeitsfest / Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachsen wollte einmal eine Hochzeit halten und zog daher in der Nacht durch das Schlüsselloch und die Fensterritzen in den Saal, und sie sprangen hinab auf den glatten Fußboden, wie Erbsen auf die Tenne geschüttet werden. Davon erwachte der alte Graf, der im hohen Himmelbette in dem Saal schlief, und verwunderte sich über die vielen kleinen Gesellen. Da trat einer von ihnen, geschmückt wie ein Herold, zu ihm heran und lud ihn in ziemenden Worten gar höflich ein, an ihrem Fest teilzunehmen. „Doch um eins bitten wir," setzte er hinzu, „Ihr allein sollt zugegen sein, keins von Euerm Hofgesinde darf sich unterstehen, das Fest mit anzuschauen, auch nicht mit einem einzigen Blick." Der alte Graf antwortete freundlich: „Weil ihr mich im Schlaf gestört, so will ich auch mit euch sein." Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt, kleine Lampenträger stellten sich auf, und eine Heimchenmusik hob an. Der Graf hatte Mühe, das Weiblein beim Tanz nicht zu verlieren, das mit ihm so leicht dahersprang und ihn

endlich so im Wirbel umdrehte, daß er kaum zu Atem kommen konnte. Mitten in dem lustigen Tanz aber stand auf einmal alles still, die Musik hörte auf, und der ganze Haufe eilte nach den Türspalten, Mauslöchern und wo sonst ein Schlupfwinkel war. Das Brautpaar aber, die Herolde und Tänzer schauten aufwärts nach einer Öffnung, die sich oben in der Decke des Saals befand, und entdeckten dort das Gesicht der alten Gräfin, die vorwitzig nach der lustigen Wirtschaft herabschaute. Darauf neigten sie sich vor dem Grafen, und derselbe, der ihn eingeladen, trat wieder hervor und dankte ihm für die erzeigte Gastfreundschaft. „Weil aber," sagte er dann, „unsere Freude und unsere Hochzeit also ist gestört worden, so soll fortan euer Geschlecht nie mehr als sieben Eilenburgs zählen." Darauf drängten sie nacheinander schnell hinaus, bald war alles still und der alte Graf wieder allein im finstern Saal. Die Verwünschung ist bis auf gegenwärtige Zeit eingetroffen, und immer einer von den sechs lebenden Rittern von Eilenburg ist gestorben, ehe der siebente geboren war.

Magdeburger Nixen / Zu Magdeburg ließ sich an einer gewissen Stelle in der Elbe oft die Nixe sehen, zog die überschwimmenden Leute hinab und ersäufte sie. Kurz vor der Zerstörung der Stadt durch Tilly schwamm ein hurtiger Schwimmer um ein Stück Geld hinüber, als er aber herüberwollte und an den Ort geriet, wurde er festgehalten und hinuntergerissen. Niemand konnte ihn retten, und zuletzt schwamm sein Leichnam ans Ufer. Zuweilen soll sich das Meerwunder am hellen Tag und bei scheinender Sonne zeigen, sich ans Ufer setzen, oder auf die Äste anstehender Bäume, und wie schöne Jungfrauen lange, goldgelbe Haare kämmen. Wenn aber Leute nahen, hüpft es ins Wasser. Einmal, weil das Brunnenwasser hart zu kochen ist, das Elbwasser aber weit und mühselig in die Stadt getragen werden muß, wollte die Bürgerschaft eine Wasserleitung bauen lassen. Man fing an, große Pfähle in den Fluß zu schlagen, konnte aber bald nicht weiter vorrücken, denn man sah einen nackten Mann in der Flut stehen, der mit Macht alle eingesetzten Pfähle ausriß und zerstreute, so daß man den vorgenommenen Bau wieder einstellen mußte.

Die Elbjungfer und das Saalweibchen / Zu Magdeburg weiß man von der schönen Elbjungfer, die zuweilen aus dem Fluß heraufkam, um an dem Fleischermarkt einzukaufen. Sie trug sich bürgerlich, aber sehr reinlich und sauber, hatte einen Korb in der Hand und war von sittsamer Gebärde. Man konnte sie nicht von andern Mädchen unterscheiden, nur der eine Zipfel ihrer schlohweißen Schürze war immer naß, zum Zeichen ihrer Abkunft aus dem Fluß. Ein junger Fleischergesell verliebte sich in sie und ging ihr nach, bis er wußte, woher sie kam und wohin sie zurückkehrte, endlich stieg er mit ihr ins Wasser hinab. Einem Fischer, der den Geliebten beistand und oben am Ufer wartete, hatte sie gesagt, wenn ein hölzerner Teller mit einem

Apfel aus dem Strom hervorkomme, seis gut, sonst aber nicht. Bald aber schoß ein roter Strahl herauf, zum Zeichen, daß den Verwandten der Elbjungfer der Bräutigam mißfallen und sie ihn getötet hatten. Andere erzählen, die Braut sei allein hinabgestiegen und der Jüngling am Ufer sitzengeblieben, um ihren Bescheid abzuwarten. Sie wollte unten bei ihren Eltern und Brüdern um die Erlaubnis zur Heirat bitten. Statt aller Antwort erschien oben ein Blutflecken; sie hatten sie selbst ermordet. ~ Aus der Saale kamen auch zuweilen die Nixfrauen in die Stadt Saalfeld und kauften Fleisch. Man unterschied sie allein an den großen und gräßlichen Augen und an dem triefenden Saum ihrer Röcke. Sie sollen vertauschte Menschenkinder sein, statt deren die Nixen ihre Wechselbälge oben gelassen haben. ~ Zu Halle vor dem Tore liegt ein Wasser, der Nixteich genannt, aus dem kommen die Nixweiber in die Stadt, ihre Notdurft zu kaufen, und sind an ihrem nassen Kleidersaum zu erkennen. Sonst haben sie Kleider, Sprache und Geld wie die andern auch. Unweit Leipzig ist ein Nixweiblein oft auf der Straße gesehen worden. Es ist unter andern Bauernweibern mit einem Tragkorbe auf den Wochenmarkt gegangen, Lebensmittel einzukaufen. Ebenso ging es auch wieder zurück, redete aber mit niemandem auch nur ein einziges Wort, grüßte und dankte auch niemand auf der Straße, aber, wo es etwas einkaufte, wußte es so genau wie die andern Weiber zu dingen und zu handeln. Einmal gingen ihr zweie nach und sahen, wie sie an einem kleinen Wasser ihren Tragkorb niedersetzte, der im Augenblick mit dem Weiblein verschwunden war. In der Kleidung war zwischen ihr und andern kein Unterschied, nur waren ihre Unterkleider zwei Hände breit naß.

Der Brutpfennig

Der Brutpfennig oder Heckegroschen soll auf folgende heillose Weise erlangt werden: Die sich dem Teufel verbinden wollen, gehen auf Weihnachtsabend, so es zu dunkeln beginnt, nach einem Kreuzweg unter dem offenen Himmel. Mitten auf diesen Flecken legen sie dreißig Pfennige oder auch Groschen, Taler, in einem runden Ring der Reihe nach nebeneinander hin und heben an, die Stücke vorwärts und rückwärts zu zählen. Dies Zählen muß gerade geschehen in der Zeit, wenn man zur Messe läutet. In dem Zählen sucht nun der höllische Geist durch allerhand schreckliche Gesichter von glühenden Öfen, seltsamen Wagen und hauptlosen Menschen irrezumachen, denn wenn der Zählende im geringsten wankt und stolpert, wird ihm der Hals umgedreht. Wofern er aber richtig vor- und rückwärts gezählt hat, so wirft der Teufel zu den dreißig Stücken das einunddreißigste in gleicher Münze hin. Dieser einunddreißigste Pfennig hat die Eigenschaft, daß er alle und jede Nacht einen gleichen ausbrütet. ~ Eine Bäuerin zu Pantschdorf bei Wittenberg, die einen solchen Brutpfennig hatte, wurde auch als Hexe kundgemacht; sie mußte einmal notwendig ausgehen und hieß die Magd, die Milch von der gemelkten Kuh, ehe sie die andern melkte, alsbald sieden, auf weiß Brot in einer dastehenden Schüssel gießen und in eine gewisse Kiste

setzen, welche sie ihr zeigte. Die Dienstmagd vergaß das entweder oder dachte, es wäre gleichviel, ob sie die Milch vor oder nach dem Melken der andern Kühe aufkochte, und tat also erst ihre ganze Arbeit. Nachher nahm sie die siedende Milch vom Feuer, und in der einen Hand den Topf haltend, mit der andern im Begriff, die bezeichnete Kiste zu öffnen, sah sie darin ein pechschwarz Kalb sitzen, das das Maul aufsperrte. Vor Schrecken goß sie die gesottene Milch in seinen Rachen, und im selben Augenblick floh das Kalb davon und steckte das ganze Haus in Brand. Die Frau wurde eingezogen und bekannte; ihren Brutpfennig haben die Bauern noch lange Zeit in der gemeinen Kasse aufbewahrt.

Die Zauberkräuter / Im Jahr 1672 begab es sich zu Erfurt, daß die Magd eines Schreiners und ein Färbergesell, die in einem Hause dienten, einen Liebeshandel miteinander anfingen, der eine gute Zeit dauerte. Hernach ward der Gesell der Sache überdrüssig, wanderte weiter und ging in Langensalza bei einem Meister in Arbeit. Die Magd aber konnte die Liebesgedanken nicht loswerden und wollte ihren Buhlen durchaus wiederhaben. Am heiligen Pfingsttage, da alle Hausgenossen, der Lehrling ausgenommen, in der Kirche waren, tat sie gewisse Kräuter in einen Topf, setzte ihn zum Feuer, und sobald diese zum Sieden kamen, hat auch ihr Buhle kommen müssen. Nun trug es sich zu, daß der Lehrjunge, unwissend, was in dem Topf brodelte, ihn näher zur Glut rückte und seine Pfanne mit Leim an dessen Stelle setzte. Sobald der Topf mit den Kräutern näher zur Feuerhitze gekommen, hörte man daraus etlichemal eine Stimme: „Komm, komm, Hansel, komm! Komm, komm, Hansel, komm!" Indem nun der Bube seinen Leim umrührt, fällt es hinter ihm nieder wie ein Sack, und als er sich umschaut, sieht er einen jungen Kerl daliegen, der nichts als ein Hemd am Leibe hat, worüber der Bube ein jämmerlich Geschrei anhebt. Die Magd kam gelaufen, auch andere Leute aus dem Haus, um zu sehen, warum der Bube so heftig geschrien, und fanden den jungen Gesellen und auch den aus tiefem Schlaf erwachten Menschen im Hemde. Der erzählte auf Befragen, es wäre ein großes schwarzes Tier, ganz zottigt und wie ein Bock gestaltet, zu ihm vor sein Bett gekommen und habe ihn geängstigt, ihn endlich auf seine Hörner gefaßt und sei mit ihm zum Fenster hinausgefahren. Wie ihm weiter geschehen, wisse er nicht, auch habe er nichts Sonderliches empfunden, nun aber befinde er sich so weit weg, denn gegen acht Uhr habe er noch zu Langensalza im Bett gelegen, und jetzt wäre es zu Erfurt kaum halber neun. Er könne nicht anders glauben, als daß die Katharine, seine vorige Liebste, dieses zuwege gebracht; schon bei seiner Abreise habe sie zu ihm gesprochen, wenn er nicht bald wieder zu ihr käme, so wollte sie ihn auf dem Bock holen lassen. Man drohte der Magd, sie als eine Hexe der Obrigkeit zu überantworten, da hat sie herzlich geweint und gestanden, daß ein altes Weib, dessen Namen sie auch nannte, sie dazu überredet und ihr Kräuter gegeben, kochte sie die sachte, so müsse ihr Buhle erscheinen, er möge sein so weit er wolle.

Der Werwolfstein / Bei dem magdeburgischen Dorfe Eggenstedt, unweit Sommerschenburg und Schöningen, erhebt sich auf dem Anger nach Seehausen zu ein großer Stein, den das Volk den Wolf- oder Werwolfstein nennt. Vor langer, langer Zeit hielt sich an dem Brandsleber Holze, das sonst mit dem Hackel und dem Harz zusammenhing, ein Unbekannter auf, von dem man nie erfahren hat, wer er sei und woher er stamme. Er war überall unter dem Namen des Alten bekannt und kam öfters ohne Aufsehen in die Dörfer, bot seine Dienste an und verrichtete sie zu der Landleute Zufriedenheit. Am liebsten hütete er Schafe. Es geschah, daß in der Herde des Schäfers zu Melle ein niedliches, buntes Lamm fiel; der Unbekannte bat den Schäfer dringend und ohne Ablaß, es ihm zu schenken, aber der Schäfer wollte es nicht lassen. Am Tag der Schur brauchte Melle den Alten, der ihm dabei half; bei seiner Zurückkunft fand er zwar alles in Ordnung und die Arbeit getan, aber weder den Alten noch das bunte Lamm. Niemand wußte geraume Zeitlang von dem Alten, endlich stand er einmal unerwartet vor dem Melle, der im Kattental weidete, und rief höhnisch: „Guten Tag, Melle, dein bunt Lamm läßt dich grüßen!" Ergrimmt griff der Schäfer seinen Krummstab und wollte sich rächen. Da wandelte der Unbekannte plötzlich die Gestalt und sprang ihm als Werwolf entgegen. Der Schäfer erschrak, aber seine Hunde fielen wütend auf den Wolf, welcher entfloh; verfolgt, rannte er durch Wald und Tal bis in die Nähe von Eggenstedt. Die Hunde umringten ihn da, und der Schäfer rief: „Nun sollst du sterben!" Da stand der Alte wieder in Menschengestalt, flehte um Schonung und erbot sich zu allem. Aber wütend stürzte der Schäfer sich auf ihn ein ~ urplötzlich stand vor ihm ein aufsprießender Dornstrauch. Auch so schonte der Rachsüchtige ihn nicht, sondern zerhieb die Zweige. Wieder wandelte sich der Unbekannte in einen Menschen und bat um sein Leben. Allein der hartherzige Melle blieb unerbittlich. Da suchte der Alte als Werwolf noch einmal zu entfliehen, aber ein Streich des Melle streckte ihn tot zur Erde. Wo er fiel und beigescharrt wurde, bezeichnet ein Felsstein den Ort und heißt nach ihm auf ewige Zeiten.

Der Feuerberg / Einige Stunden von Halberstadt liegt ein ehmals kahler, jetzt mit hohen Tannen und Eichen bewachsener Berg, der von vielen der Feuerberg genannt wird. In seinen Tiefen soll der Teufel sein Wesen treiben und alles soll da in hellen Flammen brennen. Vor alten Zeiten wohnte in der Gegend von Halberstadt ein Graf, der böse und habgierig war und die Bewohner des Landes ringsum drückte, wo er nur konnte. Einem Schäfer war er seit langen Jahren viel Geld schuldig, jedesmal aber, wenn der kam und darum mahnte, gab er ihm schnöde und abweisende Antworten. Auf einmal verschwand der Graf, und es hieß, er wäre in fremden Landen gestorben. Der Schäfer ging betrübt umher und klagte über seinen Verlust, denn die Erben des Grafen wollten von seiner Forderung nichts wissen und jagten ihn, als er sich

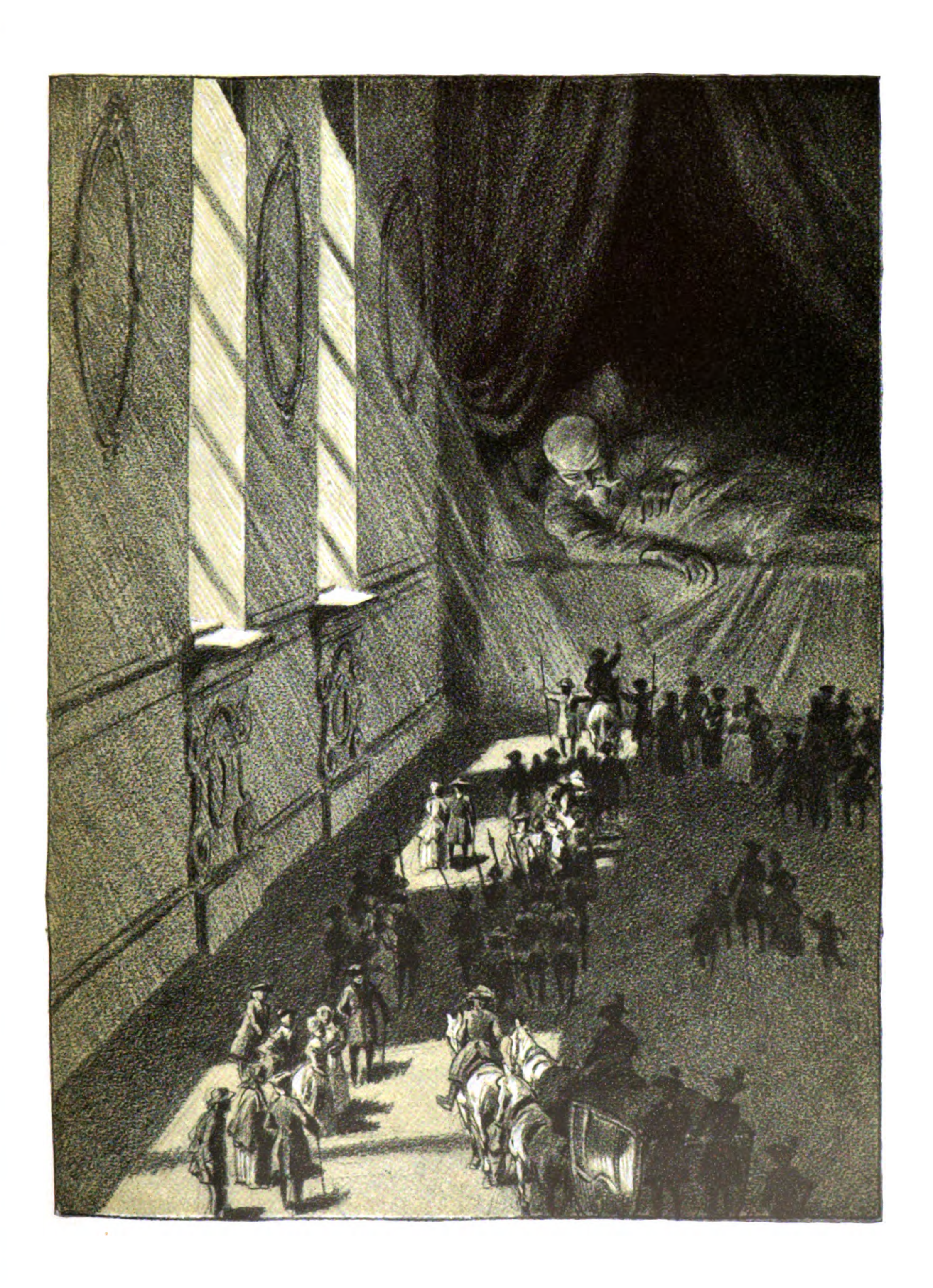
meldete, die Burg hinab. Da trat einst im Walde eine Gestalt zu ihm und sprach: „Willst du deinen alten Schuldner sehen, so folge mir nach.“ Der Schäfer folgte und ward durch den Wald zu einem hohen Berg geführt, der sich mit Getöse öffnete, sie aufnahm, und sich dann wieder schloß. Innen war alles ein Feuer. Der zitternde Schäfer erblickte den Grafen, der saß auf einem Stuhl und inmitten glühender Wände, und drum herum und auf dem Boden wälzten sich tausend Flammen. „Willst du Geld haben,“ schrie der Sünder, „so nimm dies Tuch, Schäfer, und bring es den Meinigen. Sag Ihnen, wie du mich hier im Höllenfeuer hast sitzen sehen, das muß ich nun in Ewigkeit leiden.“ Er riß ein Tuch von seinem Haupt und gab es dem Schäfer, und Funken sprühten ihm von Augen und Händen. Der Schäfer eilte, von seinem Führer geleitet, mit schwanken Füßen zurück, der Berg tat sich wieder auf und verschloß sich hinter ihm. Mit dem Tuch ging er dann auf des Grafen Burg, zeigte es und erzählte, was er gesehen hatte, da gaben sie ihm gern sein Geld.

Neunlinge zu Querfurt / Der Graf Gebhard zu Querfurt war ein ernster, strenger Herr, starren Kopfes und raschen Handelns. Als er eine Zeitlang von seiner Herrschaft ferne und auf Reisen war, gebar ihm seine Frau auf einmal neun Kindlein. Über solchen reichen Segen erschrak sie sehr und erwartete von ihrem Gemahl nichts Gutes, denn er hatte sich schon des öfteren ungünstig über Frauen ausgesprochen, die mehr als ein Kind zugleich geboren hatten, und dreimal drei würden ihm gewiß nicht recht scheinen, und er würde glauben, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Sie kam mit ihren Frauen überein, das erste und stärkste der Kindlein zu behalten und die übrigen acht beiseite zu schaffen, und einer der dienenden Frauen ward befohlen, die acht Kindlein in einem Kessel hinwegzutragen und in den nahen Schloßteich zu versenken. Dieser jungen Trägerin begegnete der heilige Bruno, ein Bruder des Grafen Gebhard, der nächst dem heiligen Adalbert die heidnischen Preußen zum Christentum bekehrt hat. Er wandelte in früher Morgenstunde bei einem Quellbrunnen auf und ab und sprach sein Gebet, und da er ein Winseln aus dem Kessel vernahm, fragte er die Trägerin, was darinnen sei. „Junge Welpen,“ sprach das Weib erschrocken und wollte rasch vorüber, aber Bruno nötigte sie, den Mantel von dem Kessel zu nehmen, sah die acht Kindlein und zwang der Frau das Geständnis ab, wem sie gehörten. Da legte er ihr tiefes Schweigen auch gegen die Mutter auf, taufte die Kindlein in dem kupfernen Kessel mit dem Wasser des Quells und nannte sie insgesamt Bruno nach sich selber. Dann brachte er sie bei guten treuen Leuten zur Pflege unter und hielt alles geheim, bis die Zeit kam, da er wieder gen Preußen zu ziehen gedachte. Der älteste Knabe wuchs indessen heran, ward Burghard genannt und ward nachmals der Großvater des Kaisers Lothar. Als Bruno nun zum Abschied rüstete, teilte er seinem Bruder Gebhard das Geheimnis mit und ließ sich von ihm versprechen, daß er seiner Gemahlin den Frevel

verzeihen möchte. Die wisse nicht anders, als daß die Kindlein tot seien und habe die Jahre hindurch stets tiefe Reue und Leid empfunden. Dann schaffte er die acht Knäblein, eines wie das andere gekleidet, ins Schloß und stellte sie den Eltern vor. Und da sah man wohl an Gestalt und Gebärden, daß sie des neunten rechte Brüderlein waren, und Leid und Freude wohnten dicht beieinander. Aber der Graf Gebhard ließ seine Gemahlin nicht ganz ohne Strafe. Er ließ ihr ein Paar eiserne Schuhe machen, und in diesen Stiefeln, die er im Feuer glühen ließ, mußte die Gräfin vor ihm tanzen, bis sie ohnmächtig umsank. Die Schuhe und den Taufkessel zeigt man noch in der Querfurter Kirche, der Quellbrunnen aber heißt heute noch der Brunosborn. Und der Teich, darin man die Welplein versenken wollte, heißt noch bis auf diesen Tag der Wölfenteich.

Der beste Glaube / In der Altmark nicht gar weit von Salzwedel liegt das Kloster Disdorf, das eins der ältesten Klöster ist und schon um 1161 bei Lebzeiten des Markgrafen Albrecht des Bären gestiftet wurde. Es war ein Nonnenkloster nach der Regel des heiligen Augustinus. Zur Zeit der Reformation lebten darin zwei Schwestern, Elisabeth und Ursula von Ritzebüttel, die stritten darüber, welches der beste Glaube sei, das Papsttum oder die Lehre Luthers. Da beredeten sie sich zuletzt, wenn eine von ihnen zuerst sterbe, so solle sie der andern Bericht tun, welche von beiden Lehren die beste sei, zu ihr wollte sich nachher die andere halten. Einige Zeit darauf starb Elisabeth, ihr Geist erschien der Schwester Ursula und antwortete auf Befragen, ob sie selig worden, nur die Worte: „Kaum, kaum!“ Darauf beschloß denn Ursula, das Bekenntnis zu ändern. Als sie aber zur Kirche gehen wollte, um ihr Glaubensbekenntnis öffentlich abzulegen, und bis in die sogenannte Kluft gekommen war, einen finsteren Eingang vom Kloster in die Kirche, da erhielt sie auf einmal von einer eiskalten, unsichtbaren Hand eine derbe Maulschelle. Sie versetzte indes: „Dadurch lasse ich mich nicht irren!“ und ging mutig fort und bekannte den neuen Glauben. Ihrem Beispiel folgten die andern Nonnen des Klosters, so daß es ganz evangelisch wurde.

Der ewige Rabe / Im Schloßhof zu Merseburg wird stets und ständig ein Rabe aufgezogen. Daselbst lebte einst ein Bischof Thilo von Trotha, ein heftiger und jähzorniger Herr. Der hielt sich zum Vergnügen im Hause einen zahmen Raben. Der Rabe tat nach seiner Art, das heißt er stahl wie ein Rabe, und so eines Tages auch einen kostbaren Ring seines Herrn, und trug den Ring in sein Nest, das er auf einem hohen Turm des Merseburger Schlosses hatte. Der Bischof meinte, der Ring sei ihm gestohlen, und hielt seinen alten Kammerknecht für den Dieb. Und durch die grausame Folter jener Zeit entriß er dem alten, treuen Mann das Geständnis seiner Schuld. Der Greis wurde enthauptet, aber bald nach dieser Zeit warf ein Sturm des Raben Nest vom Turm, darin fand sich neben manchem güldenen Kleinod des Bischofs



Ring, um den der greise Kämmerer unschuldig gerichtet worden war. Das traf das harte Herz des Bischofs wie ein Blitzstrahl. Er tat sein Familienwappen ab und nahm ein neues an und setzte in das Schild einen Raben, der einen Ring im Schnabel trug, und oben aus der Krone hoben sich als Helmkleinod zwei Arme und Hände, deren Finger einen Ring faßten. Dies Wappen ließ der Bischof Thilo von Trotha allenthalben anbringen, daß es ihn überall an seine Untat erinnere, und zu steter Buße mahne. Und verordnete, daß im Merseburger Schlosse fort und fort ein lebender Rabe gehalten werde, was denn auch heute noch geschieht. Auch das Wappen ist noch in mancherlei Gestalt zu sehen, am schönsten auf dem eisernen Grabmal, das dem Bischof Thilo von Trotha im Merseburger Dom errichtet ward.

Arendsee / Von dem Arendsee in der Altmark wird folgendes erzählt: An der Stelle, wo jetzt der See und der Ort dieses Namens liegt, stand vor alters ein großes Schloß. Das ging urplötzlich unter, und niemand kam davon als ein Mann und ein Weib. Wie die beiden nun fortgingen, sah sich das Weib um und ward der schleunigen Veränderung inne. Verwundert brach sie in die Worte aus: „Arend, see!" ~ Arend hieß nämlich ihr Mann, darum gab man nachher dem Städtchen, das an dem See aufgebaut wurde, den Namen. In diesem See ragt der feinste, weiße Streusand hervor, und wenn die Sonne hell scheint, soll man noch alle Mauern des versunkenen Schlosses sehen. Einige haben einmal vorgehabt, die Tiefe zu ergründen und ein Seil eingelassen; wie sie das herauszogen, fand sich ein Zettel daran mit dem Gebote: „Lasset ab von eurem Unternehmen, sonst wird euerm Ort widerfahren, was diesem geschehen ist."

Der Markgraf und die Schulzenfrau zu Briez / Im Dorfe Briez bei Salzwedel lebte ein Schulze, der hatte ein schönes Weib, das gefiel dem Markgrafen zu Salzwedel gar wohl, und so kam es, daß der Schulze den Markgrafen eines Tages in seinem Hause antraf. Das war dem Markgrafen wenig gelegen, und er versprach dem Schulzen, wenn er noch eine Viertelstunde fortginge, so solle er so viel von der Salzwedeler Stadthaide haben, als er in dieser Zeit umlaufen könne. Der Schulze wars auch wohl zufrieden, lief eilends davon und brachte sich ein tüchtiges Stück vom Walde zu. Aber als nun die Zeit um war, und er zurückkehrte, wars dem Markgrafen noch zu früh, drum überredete er den Schulzen, noch einmal fortzugehen, und versprach ihm auch noch das Stück vom Forst, das er in der zweiten Viertelstunde umlaufen würde. Auf diese sonderbare Weise ist denn ein großer Teil des Salzwedeler Stadtforstes an den Briezer Schulzenhof gekommen und gehört bis auf den heutigen Tag dazu.

Jungfer Lorenz / In der Nähe von Tangermünde war früher ein großer und weit ausgedehnter Forst, der war Eigentum einer Jungfrau namens Lorenz. Der Wald war also groß, daß seine Herrin sich darin einmal verirrte, und sich nimmer zurechtfinden konnte. Sie glaubte nie wieder das Ende des Waldes zu finden und darinnen sterben zu müssen, so sehr sie auch den Himmel anrief, ihr Hilfe zu senden. Am dritten Tage, als sie wieder recht inbrünstig gebetet hatte, erschien ein Hirsch, der hatte ein Geweih wie Elche so groß, und nahte ihr ganz zahm, neigte sich vor ihr und schaufelte sie, ehe sie sichs versah, mit seinem mächtigen Geweih vom Boden empor und auf seinen Rücken, und trug sie fort, immerfort durch den weiten Wald, sanft und recht wie stolz auf seine Last, bis sie endlich den Wald sich lichten und beim Heraustritt die Tore von Tangermünde vor sich liegen sah. Sie kam wohlbehalten wieder in der Heimat an und erfüllte sogleich ein Gelübde. Sie schenkte einen guten Teil des Waldes der Nikolaikirche zu Tangermünde, ließ ihr Bildnis von Holz auf einem Hirschgeweih ausarbeiten und in der Kirche aufstellen, mit der Verordnung, daß es für alle Zeiten bewahrt bleiben sollte. Die Kirche steht heute noch, und das Bild wird noch gezeigt. Aus der Kirche wurde ein Krankenhaus, alle Bilderzier wurde entfernt oder zertrümmert, nur das Bildnis der Jungfrau Lorenz überdauerte alles. Sie selbst scheint es unsichtbar zu schützen, denn Gepolter und unheimlicher Lärm entsteht, wenn jemand nur wagt, an den Zacken des Hirschgeweihs etwas aufzuhängen.

Der verschwundene Trommler / Von der Marienkirche in Stendal soll ein unterirdischer Gang nach dem alten Schlosse des Kaisers führen, aber so oft man dies näher ergründen wollte, es ist doch immer wegen der bösen Dünste, die sich dort unten sammeln, mißlungen. Einst hatte man einen schweren Verbrecher im Turm sitzen, der war zum Tode verurteilt, und man machte ihm den Vorschlag, er solle den Gang untersuchen; fände er das andere Ende, so solle ihm sein Leben geschenkt sein. Das nahm er gern an, man gab ihm eine Trommel, und er stieg in den Gang hinab und trommelte, wie verabredet war, immerzu, so daß man erfahren konnte, welche Richtung der Gang nehme. Das ging so eine Weile fort, doch nicht lange, so verstummte der Wirbel, und der Trommler ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Pflugeisen aus Gold / Das Haus zum goldenen Pflug auf dem Breitenweg in Magdeburg soll seinen Namen dieser Begebenheit verdanken: Am Tag der Weihe des Erzbischofs Albert, Palmsonntag 1210, hat ein armer Handwerksbursch in jenem Hause, einer Schenke, eingesprochen und sich Essen und Trinken geben lassen. Nachher aber hat er kein Zechgeld gehabt und sollte als Betrüger mit Schimpf und Schande in den Turm, da hat sich die Wirtstochter seiner erbarmt und ist auf sein Versprechen, die Zeche einstmalen zu bezahlen, eingegangen. Beim Abschied ließ er ihr

ein altes Pflugeisen in ein Tuch gewickelt zum Pfande und sagte, das sei das einzige Erbe seiner Eltern. Wirklich kehrte er nach einigen Jahren zurück und bezahlte seine Schuld. Drauf holte ihm die Wirtstochter die Pflugschar aus der Rumpelkammer, sah aber in der Dunkelheit das Eisen sonderbar leuchten, rieb es, erst wohl zum Scherz, und fand es dann glänzend wie Gold, und Gold war es und blieb es auch. Der glückliche Besitzer verkaufte es, heiratete das Mädchen, das so treulich sein Erbe behütet hatte, und baute an der Stelle des alten baufälligen Hauses ein neues, das zum goldenen Pflugeisen.

Die eisernen Köpfe / Wo jetzt in Magdeburg der Jakobskirchhof liegt, war im 12. Jahrhundert das Hochgericht. Im südlichen Turm der Kirche sind noch heut zwei eingemauerte Köpfe aus Eisen zu sehen, und das kommt so: Ein Grobschmied und ein Kesselflicker aus Magdeburg sind eines Nachts bei großer Teuerung in die Scheune eines Biederitzer Bauern eingedrungen und wollten Getreide stehlen, um ihren Hunger zu stillen. In selber Nacht hat jedoch ein Bösewicht Feuer an die Scheune gelegt, die beiden wurden ergriffen, für die Brandstifter gehalten und zum Galgen- und Flammentode verurteilt, trotz allen Leugnens. Ihrer einer hat die Kunst gekannt, durch Bestreichen mit einer gewissen Flüssigkeit jeden Gegenstand zu Eisen zu machen. Die Tinktur haben sie sich verschafft und ihre Köpfe damit bestrichen; dann, den Strick schon um den Hals, hat der erste also zum Volke gesprochen: „Hört, ihr Mitbürger, wir sind rein von der Schuld an dem Brande, und so gewiß wie unsere Köpfe gleich eisernen Kugeln im Feuer glühen und nicht zerstört werden, so gewiß ist unser Urteil falsch.“ Und wirklich verbrannten bloß die beiden Leiber, und aus der Asche glühten die Köpfe hervor und ließen sich auch von den Schlägen des Henkers nicht zerstören. Zum Andenken daran sind sie in den Turm der Jakobskirche eingemauert worden.

Magdeburger Taufe / Um die Mitte des 16. Jahrhunderts führte der Herzog Georg von Mecklenburg Krieg mit den Magdeburgern und war sengend und raubend in ihr Gebiet eingefallen. In hellen Scharen strömte das gemarterte Landvolk in die Stadt Magdeburg und bestürmte den Rat mit Bitten um Erlösung. Drauf rüsteten sich die Städter unter ihrem Bürgermeister Georg Gericke und dem Hauptmann Hans Springer und zogen am 22. September dem Feinde zur Schlacht entgegen. Es war aber just der Mauritiustag, an dem hatten die Magdeburger schon zweimal eine Schlacht verloren, und gerade bei dem Fluß Ohre, wo auch diesmal das Treffen stattfinden sollte. Als sie nun eine Meile vor der Stadt waren, kam ihnen vor dem Dorf Barleben ein großer stattlicher Mann in seinen Bauernkleidern entgegen und hat sie mit aufgehobenen Händen herzlich gewarnt und gebeten, von ihrem Vorhaben abzustehen und lieber die Stadt zu schützen. Sie aber haben nicht hören wollen, und ihrer viele

8*

haben den Alten, der unter schlohweißem Haar ein seltsam frisches Gesicht gehabt haben soll, verspottet und verlacht. Von den Lachern soll nicht einer aus der Schlacht zurückgekommen sein. Kurz, die Magdeburger griffen an und wurden schon nach einer halben Stunde so furchtbar geschlagen, daß über tausend tot und dreihundert gefangen waren, dazu fielen elf Feldgeschütze und ebensoviel Bürgerfähnlein in die Hände des Feindes. Die Abgekämpften flüchteten und mußten wieder über die Ohre. Sie hatten den Fluß an einer Furt überschritten und dort ein Zeichen hinterlassen, aber das war von irgendwem fortgenommen und an die Stelle gesteckt worden, da die Ohre am tiefsten war. Mit wilder Hast stürzten die Fliehenden ins Wasser, in der Meinung, es sei dort die rechte Furt, und viele ertranken jämmerlich. Noch heute heißt diese Stelle die Magdeburger Taufe.

Schwein als Schatzhüter / Der Bischof Burkhard soll einen großen Schatz unter dem Kak auf dem alten Markt zu Magdeburg vergraben und so gebannt haben, daß nur der Teufel in Schweinsgestalt ihn heben könnte. Das hat die Witwe des Fischers Schortau von ihrem ersten Mann erfahren und ihrem zweiten erzählt. Der hat sie dann so lange bedrängt, bis sie einwilligte, mit ihm den Schatz zu heben. Nachts gingen sie an die Arbeit und sahen auch wirklich, wie Schortau es angegeben hatte, ein Lichtlein auf den Steinen flimmern, und kaum fingen sie dort zu graben an, als ein großes Schwein mit wildem Grunzen ihnen zur Seite stand und ihnen die Erde aufwühlen half. Die Frau geriet in entsetzliche Furcht und rief den Namen des Heilands, da erlosch die Flamme, und die Sau rannte brüllend davon. Aber der Mann ward so wütend über das vereitelte Geschäft, daß er den Spaten nach seiner Frau warf und sie zu Tode traf. Die Scharwache fand den Leichnam am anderen Morgen und nicht weit von ihr den zerrissenen Körper ihres Mannes, der aussah, als ob die Zähne eines wilden Tiers in ihn geschlagen worden seien.

Eingemauertes Kind / Das alte Krökentor zu Magdeburg ist unter dem Kaiser Otto gebaut worden. Während des Baues ist es wiederholt eingestürzt, ohne daß man eine Ursache erkennen konnte. Ein Sterndeuter riet endlich, ein lebendiges Kind in das Werk zu mauern, dann würden die Steine halten. Kaiser und Räte glaubten nun nicht, eine so gottlose Mutter zu finden, die ihr eigen Fleisch und Blut um schnöden Gewinn an den Tod, und noch dazu an diesen grauenvollen, liefern könne, aber es ward doch eine leichtsinnige Person getroffen, die ihr uneheliches Kind dranwagte und meinte, wenn sie es los sei und ein Stück Geld habe, würde sich wohl wer finden, der sie wieder zu Ehren bringe. Ist aber in ihrem Glauben getäuscht worden, denn niemand hat das herzlose Mensch heiraten mögen. ~ Das unglückliche Kind wurde in einer Art Nische eingemauert, die Steine konnten ihm nichts anhaben, und Luft be-

kam es auch. Zum Hohn hatte man vor seinen Mund noch ein Pfennigbrot aufgehangen, dann hat sich weiter niemand um das arme Wesen bekümmert, und erst fünfzig Jahre später kam es wieder in Erinnerung. Da trat nämlich ein altes Weiblein vor den Bischof Gieseler und bat ihn auf den Knien, im Krökentor nach den Gebeinen ihres Knaben zu suchen, der dort vor langer Zeit eingemauert worden sei. Seit langen Wochen erschiene ihr der Sohn im Traum und riefe, er sei noch immer am Leben, ein Vogelpaar niste über ihm und versorge ihn mit Nahrung. Aus der Ferne habe sie sich auf diese flehentlichen Rufe hergebettelt, und als sie durch das Krökentor gekommen sei, habe sie deutlich gehört, wie ihr Kind „Mutter" gerufen habe. Der staunende Bischof ließ Leitern an das Gewölbe setzen und Steinmetzen kommen, die die Mauern öffneten. Sie fanden die Nische und darin ein altes Männchen, das sie mit funkelnden Augen anstarrte, so sagten sie, und erzählten, sein Bart hinge grau und zottig tief im Gestein, über ihm aber niste ein Vogelpaar. Zum zweitenmal stiegen sie hinauf und brachten das Männchen herunter, wobei sie behaupteten, deutlich einen Seufzer gehört zu haben. Jedoch der Greis erwies sich als eine versteinerte Kindsleiche; sie wurde nach Christenbrauch beerdigt. Die Mutter war verschwunden, lange nachher wurde ihr Leichnam auf einem Sandhügel vor dem Krökentor gefunden, er war so entstellt, daß man das Weib nur an den Lumpen erkannte. Dort wurde sie auch eingescharrt; zuweilen soll noch ein helles Flämmchen die Stelle andeuten, wo die gottlose Mutter begraben liegt.

Brandenburg

Die weiße Frau im Schlosse / Auf dem Schlosse zu Berlin erscheint jedesmal, wenn ein Mitglied der königlichen Familie sterben muß, vorher die weiße Frau und verkündet seinen Tod. Sie tut niemand etwas zuleide, neigt ihr Haupt vor dem, der ihr begegnet, und spricht nichts; sie trägt ein langes weißes Gewand und eine weiße Haube mit langem zurückgeschlagenem Witwenschleier. Zuerst erschien sie im Jahre 1598, als der Kurfürst Johann Georg starb, und seitdem hat sie sich bei jedem Todesfalle wieder gezeigt. Meist ist sie still und harmlos, kann aber auch zornig werden, wenn sie beleidigt wird, was sich zur Zeit des Großen Kurfürsten einmal deutlich zeigte. Sie erschien nämlich in den Jahren 1659 und 1660, kurz bevor die Mutter des Kurfürsten starb, mehrmals, und der damalige Oberstallmeister von Burgsdorf äußerte unterschiedliche Male, daß er sie wohl einmal sehen möchte, denn er war ein kühner und beherzter Mann. Da währte es denn auch nicht lange, so zeigte sie sich ihm, als er abends eben den Kurfürsten verlassen hatte und die Stiege nach dem Garten hinunterging. Er fuhr sie zornig an, ob sie noch nicht Fürstenblut genug gesoffen hätte und noch mehr wolle, worauf sie ihn statt aller Antwort mit solcher Gewalt die Treppe hinunterwarf, daß ihm die Rippen krachten; jedoch erlitt er dadurch keinen weiteren Schaden. Niemand weiß eigentlich, wer die weiße Frau ist. Viele erzählen, daß der Kurfürst Johann Georg, obgleich er seinem Vater noch auf dem Totenbette versprochen habe, die schöne Gießerin Anna Sydow, seine Geliebte, auf keine Weise zu kränken noch zu verunehren, sie dennoch nach des Vaters Tod nach Spandau bringen ließ, wo sie endlich im Gefängnis starb. Seit dieser Zeit erscheine sie nun im Hohenzollernhause als todverkündender Geist.

Der müde Drachen / Wenn man nachts lange, feurige Streifen am Himmel sieht, so ist das der Drachen, der durch die Luft zieht. Eines Morgens waren in Grävenitz zwei Knechte in einer Scheune beim Dreschen, es war Winterszeit und noch ganz finster. Plötzlich kam vom Hofe ein Schein her, heller als der Tag. Sie meinten, es sei Feuer, und eilten hinaus. Da hörten sie denn, daß etwas so recht schwer in den Schweinetrog fiel und ordentlich wie ein trinkendes Tier mit der Zunge schnalzte; nach wenigen Augenblicken erhob sich eine Feuermasse und zog, ohne irgendeinen Schaden angerichtet zu haben, durch die Luft von dannen. Es war der Drachen, der zu viel Weizen gefressen und seinen Durst im Schweinetrog gelöscht hatte.

Das Wunderblut zu Zehdenick / Im Jahre 1249 hat ein Weib zu Zehdenick eine geweihte Hostie genommen, in Wachs gedrückt und vor ihrem Bierfasse vergraben. Sie wollte damit die Leute zu ihrem Bierschank locken. Als sie aber hernach einen scharfen Prediger hörte, ist sie zur Erkenntnis ihrer Sünde gekommen, und ungeachtet der schweren Buße hat ihr Herz und Gewissen keine Ruhe ge-

geben, bis sie die Sache an den Tag gebracht. Sie hat alles dem Pfarrer zu Zehdenick gebeichtet, und wie dieser es nicht hat glauben wollen, allem Volke offenbart. Darauf hat man in ihrem Keller nachgegraben, und es ist an drei Orten Blut hervorgequollen, daß alle Umstehenden sich verwundert haben. Die Hostie aber hat man nicht wieder gefunden. Die blutige Erde hat man ausgegraben und in die Kirche getan, wo sie viele Wunderwerke getan. Als diese Geschichte bekannt wurde, ist aus allen Orten ein großer Zulauf nach Zehdenick gewesen. Es kamen auch der Bischof Ruthgerus von Brandenburg, die beiden Markgrafen Otto und Johannes von Brandenburg sowie deren Schwester Mechthild, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg. Zum Gedächtnis dieser Geschichte hat man auf Anraten des Bruders Hermann von Langen zu Zehdenick ein Jungfrauenkloster gestiftet.

General Sparr / Der General Sparr hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht, und darum ward er bei Lebzeiten ein großer Zauberer. Wenn er Fische aß, spie er die Gräten in einen Napf, goß Wasser darüber, und gleich waren sie wieder lebendig. Er konnte durch die Luft fliegen, über Wälder und Seen, und namentlich sah man ihn oft von seinem Schlosse in Prenden, das er sich aufs künstlichste mit einer Zugbrücke zur nahen Anhöhe erbaut hatte, nach dem ihm ebenfalls gehörenden Schloß Lichterfelde fliegen. Einmal sah ihn ein Bauer eben aus dem Prendenschen Schlosse fahren und folgte mit seinem schwer beladenen Ackerwagen dicht hinterdrein; da gings mit einmal hoch in die Luft und der Bauer fuhr immer hinterher. Wie im Sturm gings über Feld und Wald, bis sie endlich wieder auf ebener Erde stillhielten. Der alte Sparr hatte es dem Bauern übel vermerkt, drehte sich schnell um und sagte: „Diesmal habe ich dich noch so mitgenommen und du kamst glücklich davon, versuchs aber nicht wieder.“ Ein andermal fuhr er auch so durch die Luft, da fiel dem Kutscher die Peitsche aus der Hand und blieb am Kirchturm zu Biesenthal hangen, er wollte sich bücken, um sie aufzuheben, aber da hielt ihn der alte Sparr zurück und sagte: „Bedenke, mein Sohn, wo du sitzest!“ Und da sind sie weitergefahren. Die Peitsche soll noch lange nachher am Biesenthalschen Kirchturm zu sehen gewesen sein. Als es nun endlich mit dem alten Sparr zu Ende gegangen, da hat er lange gelegen und hat nicht leben und nicht sterben können; endlich haben sie ihm auf seinen Wunsch die Fußsohlen aufgeschnitten und dort die Oblaten gefunden, die er beim Abendmahl genossen, sobald sie die aber herausgenommen, ist auch seine Seele davongefahren. Kaum war er tot, da ließ sich um Prenden unaufhörlich die wilde Jagd hören und ließ den Leuten fast keine Nacht Ruhe. Da begegnete es auch einmal einem Bauern, daß er das Hallo und Jagdgeschrei hörte und in seinem Übermut mit einstimmte, aber alsbald wurde es still und eine Stimme rief: „Hast du helfen jagen, sollst du auch helfen tragen.“ Sogleich flog ihm eine Menschenlende auf den Rücken, an deren Fuß saß noch ein Schuh, und auf der Schnalle war noch der Name des Besitzers

zu lesen. Schnell warf der Bauer seine Last ab, aber das half nichts, sie saß ihm sogleich wieder im Rücken, und soviel er sich auch mit Abwerfen mühte, er konnte sie nicht loswerden. Da riet ihm einer, er solle sie doch nach dem Wildkeller des Sparrschen Schlosses tragen, das tat er und wurde sie auf diese Weise los.

Das Schloß ohne Treppe / In dem Dorfe Lichterfelde ist ein altes Schloß, das soll von dem italienischen Baumeister stammen, der auch die Feste Spandau gebaut hat; hierfür erhielt er vom Kurfürsten die Gegend des jetzigen Lichterfelde. Als er nun den Bau seines Schlosses vollendet hatte, das aber ganz ohne Türen und Treppen war, ließ er seine schöne Tochter dahin nachkommen. Damals war die ganze Gegend noch ein dichter, fast undurchdringlicher Wald, und nur ein Stückchen Landes um das Schloß war ausgerodet. Da nun das Fräulein mit ihrem Begleiter, einem Herrn von Sparr, an die Lichtung kam, rief es freudig aus: „Lichtes Feld!" Sprach der Vater: „Nun, so will ich das Schloß Lichterfelde nennen!" Den Namen hat es denn auch behalten. Dem Herrn von Sparr hatte aber sein Schützling so gefallen, daß er den Alten bat, sie ihm zur Frau zu geben. Der aber suchte allerhand Ausflüchte und sagte endlich, wenn von Sparr den Eingang zum Schlosse fände, solle er sie haben. Damit mußte sich Sparr zufrieden geben und ging davon. Nun trug es sich einmal zu, daß der alte Italiener, der sonst seine Tochter ängstlich bewachte, nach Neustadt gefahren war, wo ein großes Fest gefeiert wurde, bei dem auch Sparr zugegen war. Kaum erblickte er den Alten, da brach er auf und fuhr nach Lichterfelde. Das Fräulein sah ihn vom Fenster des obern Stockwerks aus und ließ sogleich einen großen Korb herab, mit dem sie den Vater immer heraufziehen mußte. So hatte denn der Herr von Sparr die Bedingung des Alten aufs beste erfüllt und heiratete bald danach das Fräulein. Als ihm das erste Kind geboren wurde, ließ er auch eine Treppe im Schloß anlegen und es überhaupt mehr nach der Sitte anderer Häuser einrichten.

Vom Markgrafen Hans / Vor alter Zeit hat in Schwedt Markgraf Hans gelebt, der war ein großer und gewaltiger Herr und hat große und wunderbare Taten verrichtet, die man noch allerorten in der Uckermark und Neumark zu erzählen weiß. Viele sagen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und von dem alle möglichen Zauberkünste gelernt. Eines Tages traf Markgraf Hans mit einem zusammen, der wie er mancherlei Zauberkünste wußte; da hat er, um sich recht zu zeigen, ein Gericht Fische bringen lassen, hat einige davon gegessen und dabei das Fleisch säuberlich und behutsam von den Gräten genagt, so daß das ganze Gerippe unversehrt geblieben ist. Darauf hat er sie so in eine Schüssel geworfen, hat Wasser darauf gegossen, und im Augenblick sind die Fische wieder lebendig gewesen. Nun hat er gemeint, der andere werde recht staunen, aber der ist ganz ruhig geblieben und hat kein Wort gesprochen, hat

aber die von dem Markgrafen übrig gelassenen Fische genommen, hat sie so zerkaut, daß auch keine Gräte ganz geblieben ist, und sie gleichfalls in die Schüssel mit Wasser geworfen, wo sie ebenso lustig wie des Markgrafen Fische herumgeschwommen sind. Das, hat er darauf zum Markgrafen gesagt, solle er ihm nachmachen, wenn er könne.

Das große Los / In Berlin war ein armer Schuhmacher, dem hing ein Jude statt baren Geldes für Stiefeln und Schuhe ein Lotterielos auf. Der Schuster legte das Papier ins Fenster und hatte dessen keine Acht. Als der Sonntag kam, ging er mit seiner Frau spazieren, ließ aber die Kinder allein daheim. Die Kinder hatten ihre Lust mit Pappen und Kleistern, und wie sie nach Papier umhersuchten, fanden sie auf dem Fensterbrett das Los. „Ach, ein Bild," riefen sie, „das muß zu den andern Bildern an die Stubentür!" Gesagt, getan, das Los bekam auf seiner minder schönen Rückseite eine dicke Lage Mehlkleister und erhielt seinen Platz neben einem berühmten Kriegshelden, einer Kompagnie Soldaten und anderen Dreier- oder Pfennigbildern, die schon an der Tür klebten. In der Woche tat der Schuhmacher einen Geschäftsgang, atemlos kam er wieder nach Hause, seine Augen glänzten, er stürzte nach dem Fenster, seine Hand streckte sich nach dem Papier aus ~ es war fort. „Wo, wo ist das Los? Das Papier? Hier hab ichs hergelegt! Himmel tausend Donner!" schrie der Schuster wild und faßte den Knieriem. Frau und Kinder zitterten, es drohte ein schreckliches Gewitter. Da nahm das jüngste Mägdlein des Vaters Hand, sah ihn bittend und zitternd an und wies nach der Türe. Dort klebte das Los, gut und sicher, aus dem Fenster hätte es vielleicht ein Windstoß geweht. „Goldkind," rief der Schuster und küßte das Kind. Aber das Los saß fest, der Versuch, es mit Wasser abzuweichen, hätte das dünne Papier gewiß vernichtet. Der glückliche Gewinner, denn ihm war das große Los zugefallen, faßte sich kurz, hob die Tür aus den Angeln und trug die Huckepack nach dem Rathaus, wo die Ziehung stattfand. Jeder staunte, als das Los so groß und schwer hereinkam, doch da alles in Ordnung befunden wurde, so mußte dem Besitzer des glücklichen Loses gleich die Tür als Zählbrett dienen. Der Schuster baute sich in der Wallstraße ein hübsches Haus und ließ sich selbst über der Tür abbilden, wie er seine Stubentüre huckepack trägt, dem Helden Simson ähnlich, der gar ein Stadttor trug, dem aber ein schlechtes Los gefallen ist.

Die Strohbrücke / Mancher sah wohl schon ein Holzgebild oder ein Porzellanfigürchen, einen jungen Mönch darstellend, der eine Schütte Stroh auf dem Rücken trägt, und aus der Schütte Stroh gucken schelmisch oben ein Köpfchen und unten ein paar Füßchen heraus, die beide keinem Männlein angehören, und keiner dachte wohl dabei, daß diesem Gebild eine Sage zugrunde liegt. In der Uckermark liegt das Kloster Himmelpforten, nahe dabei zwei Seen Modernitz und Sidow, die miteinander durch einen Wasserarm verbunden sind, von einem Steg überbrückt, über den der Weg von

Himmelpfort nach dem Dorfe Lichen geht. Als im Kloster Himmelpfort noch Mönche waren, hatte einer von ihnen im Dorfe Lichen ein Liebchen, das mochte er für seine wahrhafte irdische Himmelpforte halten, ward daher mit sich und dem Liebchen einig, es in eine Schütte Stroh zu verpacken und huckepack in das Kloster zu tragen. Die Sache machte sich ganz vortrefflich, nur war die Schütte Stroh etwas schwerer, als sie sonst zu sein pflegt. Aber wenn Unglück sein Spiel haben soll, bricht einer den Arm im Bette, dort auf der Brücke stand der gestrenge Abt von Himmelpforten, ward des Strohträgers ansichtig und erwartete ihn. Das Mönchlein begann zu schwitzen, teils von der Last, die es trug, noch mehr aber vor Angst, und grüßte den Abt mit frommem Gruß recht demütig. „Was trägst du denn, mein Sohn?" fragte der Abt. „Eine Schütte Stroh, hochwürdigster Vater Gnaden," antwortete bebend das Mönchlein. „Wo hast du die denn bekommen?" „Drüben in Lichen, hochwürdigster Vater Gnaden." „Aber ich sehe, mein Sohn, sie wird dir zu schwer, komm, ich will sie dir abnehmen!" „O nein, hochwürdigster Vater Gnaden, das würde sich für Euch nicht schicken." „O doch, mein Sohn, wir sind ja Brüder, und es steht geschrieben: Einer trage des andern Last." Da der geängstigte junge Mönch sich nicht mehr zu helfen wußte, löste er das Trageband und ließ die Schütte auf den Boden gleiten, und wie die Füßchen den Boden spürten, siehe, da lief die Schütte, was sie laufen konnte, wieder nach Lichen zu. Der Abt schlug ein Kreuz und rief: „Apage satanas! Was ist das für ein Zeichen?" Der Mönch fiel dem Abt zu Füßen und rief: „Verzeihung, hochwürdigster Vater Gnaden, diese Schütte Stroh ward mir nicht geschenkt, ich hatte sie genommen!" Da strafte der Abt den Mönch mildiglich und warnte ihn, solche grobe Sünde je wieder zu begehen. Unter der Brücke saß ein Bäuerlein, sah das Wunder, daß eine gestohlene Strohschütte lebendig wurde und dahin lief, woher sie gekommen war, und brachte es unter die Leute. Seitdem wird jene Brücke zwischen Lichen und Himmelpforten die Strohbrücke genannt.

Der alte Zieten als Hexenmeister / Jeder preußische Soldat wußte, was der alte Zieten für ein Hexenmeister war. Er hatte das oft bewiesen, aber sein bestes Stücklein ist folgendes: Einstmals traf er mit einer großen Armee von Österreichern und Russen zusammen. Er hatte zwar auch ein ziemlich großes Heer bei sich, aber der Feinde waren zehnmal soviel. Seine Soldaten mochten daher mit Säbel, Kolben und Bajonett dreinschlagen, so viel sie wollten und konnten, und er mochte trommeln, blasen und stürmen lassen, es konnte alles nichts helfen; gegen Abend mußte er zum Rückzug rufen. Das Heer zog sich in guter Ordnung zurück, denn der alte Zieten sagte den Leuten, sie sollten nur ganz ruhig sein, er wolle ihnen dafür stehen, daß sie nichts zu befürchten hätten, wenn sie sich nur alle hübsch beisammen hielten, und sie wußten, was der alte Zieten ihnen versprach, darauf konnten sie sich verlassen. So kamen sie nun über einen Berg, und als sie im Tal dahinter waren, ging eben die Sonne unter.

Der Alte kommandierte: „Halt! Rühre keiner ein Glied!“ Sie standen alle, Mann für Mann, wie eine Mauer, und der alte General schlug ein Kreuz und murmelte einige Worte in seinen Bart. Im selben Augenblick war die ganze Armee in einen großen Wald von allerlei Bäumen verwandelt. Der alte Zieten selbst kletterte auf einen Eichbaum und lachte im stillen, was nun kommen werde, und wie der Feind sich werde anführen lassen. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Feind in voller Hast den Berg heruntergestürzt, Panduren, Kroaten, Kosaken und allerlei Gesindel. Wie erstaunten sie aber, als sie keinen Feind mehr sahen und sich in einem großen, dichten Walde befanden. Sie fluchten und tobten und jagten wütend voran, um jenseits des Waldes ihr Mütchen um so sicherer kühlen zu können. Dabei hieben sie denn in ihrer tollen Lust nach manchem Zweige, der ihnen im Wege hing. Wie sie durch waren, stieg Zieten von seiner Eiche herunter, bekreuzte sich wieder und sagte einen andern Spruch. Sogleich stand anstatt des Waldes das Heer mit Sack und Pack da. Mancher hatte zwar von den Hieben in die Zweige seinen Zopf oder gar die Nase verloren, oder es taten ihm die Rippen weh, aber schwer beschädigt war keiner, und den Kopf hatten sie alle behalten. Der Alte kommandierte geschwind: „Nun haben wir die Kerls, nun vorwärts, marsch!“ Und in vollem Jagen ging es wie ein Donnerwetter dem Feinde in den Rücken, daß der mit Mann und Maus umkam oder gefangen wurde. Der Alte Fritz wollte sich nachher totlachen über den Witz des alten Zieten.

Der preußische Pfiff / Von Friedrich dem Großen wird in der Neumark erzählt, daß er öfter abends, in einen alten Soldatenmantel gekleidet, umhergegangen sei und die Wirtshäuser der Residenz besucht habe, um zu sehen, was seine Soldaten dort angäben. Einst trifft er auch einen Soldaten in einem Wirtshause, der dort gehörig trinkt und ihn einladet, gleichfalls mitzutrinken. Der Alte Fritz läßt sich zwar etwas nötigen, tut aber doch zuletzt Bescheid. Da ihm jedoch der Geselle zuviel draufgehen läßt, fragt er ihn: „Aber Kamerad, wo hast du das viele Geld her?“ „Ja,“ sagt der andere, „wer den preußischen Pfiff nicht kennte!“ „Was ist denn das, der preußische Pfiff?“ „Das kann ich dir nicht sagen,“ entgegnete der Kamerad, „du könntest mich verraten.“ Diese Antwort macht den König gewaltig neugierig, er dringt in den Soldaten und ruht nicht eher, bis ihm dieser das Geheimnis offenbart. „So höre denn,“ begann der Soldat, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist, es ist ja jetzt Frieden. Was brauche ich zum Beispiel eine stählerne Säbelklinge, die ist verkauft, siehst du?“ Und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem König eine hölzerne Klinge. Der tat befriedigt und ging weiter. Er hatte sich den Soldaten aber wohl gemerkt, und nach einiger Zeit heißt es, das und das Regiment solle vor dem Könige zur Parade antreten. Der König kommt, reitet einige Male auf und ab, und als er den Kameraden von neulich herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann, hervorzutreten.

Der Alte Fritz sieht seinen Kameraden mit dem preußischen Pfiff recht fest an und befiehlt: „Ziehe sofort deinen Säbel und haue deinem Nebenmanne den Kopf ab." Der Soldat erschrickt, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl tun? Mein Kamerad Nebenmann hat mir ja nichts zuleide getan!" „Zieh," ruft der Alte Fritz, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abschlagen." Da bleibt dem Manne mit dem preußischen Pfiff nichts übrig, er legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel und ruft: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz wird!" Und siehe da, wie er den Säbel herauszieht, ist die Klinge von Holz. Friedrich aber lachte laut auf und rief: „Ich merke, du verstehst wirklich den preußischen Pfiff!"

Die stillen Frösche / Zu Schwante in der Nähe von Oranienburg ist der adlige Rittersitz der Familie von Redern. Die Gegend ringsum ist reich an Fröschen, weil in den nahen ausgedehnten Forsten gar viele Sumpfstellen sind. Nun war ein Herr von Redern schlimm erkrankt, und da die Frösche sonderlich zur Nachtzeit viel Geschrei machten, konnte der Kranke in keiner Nacht schlafen, und sein Zustand wurde immer schlimmer. Da kam eines Tages ein Armer in das Haus und bettelte. Die Edelfrau reichte ihm mit eigener Hand eine Gabe und weinte. Da fragte der Arme, warum sie denn weine. Sie sagte ihm, daß ihr Mann so krank liege und daß es mit ihm nicht besser werden könne, weil das Froschgeschrei ihn keine Minute schlafen lasse. Darauf sagte der Bettler, wenn dem gnädigen Herrn damit geholfen werden könne, daß die Frösche zum Schweigen kämen, dann solle ihm eben geholfen werden. Falls er ein solches Wunder vollbringen könnte, ward ihm ein Sack Korn versprochen, so schwer er ihn zu tragen vermöchte. Der Bettler ging aus dem Schlosse, umging es in weitem Umkreis, so weit nur eine Froschstimme schallen und gehört werden mochte, und brauchte seine geheime Kunst. Und siehe, da verstummte das laute Froschgeplärre, keiner tat wieder sein Maul auf, der Edelmann bekam Schlaf und genas. Der Arme bekam seinen Sack Roggen und sagte im Scheiden: „Auf hundert Jahre langt es, länger nicht, dann mögen andere sehen, was sie können." Immer noch sind die Frösche zu Schwante stumm, die hundert Jahre sind noch nicht vorüber, aber bald. Bisweilen fängt schon der eine oder der andere an zu versuchen, ob seine Stimme noch vorhanden, besinnt sich aber schnell, daß es noch nicht an der Zeit ist, und schweigt. Aber wenn die hundert Jahre herum sind, Himmel, was wird das für eine Lust und für ein Fest unter den Fröschen werden! Schwante, dann freue dich!

Schlippenbach mit der wilden Jagd / Den alten Schlippenbach, der in der westlichen Uckermark viele Güter besaß, hat man vor alter Zeit viel mit der wilden Jagd umherziehen sehen. So kam auch einmal ein Bauer aus

Schönermark, der abends von Schapow zurückfuhr, beim Weinberg vorüber. Da sah er den alten Schlippenbach mit allen seinen Jägern und vielen fremden Herren um große Tische sitzen, und auf den Tischen standen Braten und Wein die Hülle und Fülle. Es ward nach Herzenslust gegessen und getrunken, und auch Karten gespielt, und der alte Schlippenbach hatte sie gerade in der Hand und gab. Wie das der Bauer sah, sprach er: „Spielts gut, meine Herren?" Da blickte der alte Schlippenbach auf, sah den Bauer, nahm eine Gabel und reichte ihm eine Ochsenkeule hin und sagte: „Hast du mit helfen spielen, mußt du auch mit helfen essen!" Der Bauer fiel vor Schreck rücklings in den Wagen und war fast halbtot, als die Pferde in Schönermark ankamen. Erst allmählich kam er wieder zu sich und konnte erzählen, wie es ihm ergangen war.

Schulze Hoppe / Es war einmal im Oderbruch ein Schulze, der hieß Hoppe, dem konnte es der liebe Gott nie mit dem Wetter recht machen, bald wars ihm zu trocken, bald regnete es ihm zu viel. Da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahr sollst du selber dein Wetter machen!" So geschah es auch. Der Schulze Hoppe ließ es nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs mannshoch, daß es nur so eine Freude war. Als man nun aber ernten wollte, da sah man, daß alle Ähren taub waren. Der Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll. Seit der Zeit hat der Schulze Hoppe nicht mehr über das Wetter gesprochen und ist damit zufrieden gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat.

Kobold und Bär / Auf einer einsamen Wassermühle im Lande Teltow wohnte ein Müller ganz allein. Bei dem klopfte es an einem stürmischen und regnerischen Abende an das Fenster, und als der Müller fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: „Um Gottes willen, laßt mich ein, ich habe mich verirrt und komme sonst um in dem furchtbaren Wetter!" Der Müller nahm die Lampe und öffnete die Haustüre, fuhr aber erschrocken zurück, denn vor ihm stand neben einem Manne ein schwarzes Ungetüm. „Ach, erbarmt Euch," sagte der Mann, „ich bin ein Bärenführer und weiß mit meinem Tiere nicht mehr aus noch ein. Gönnt mir ein Plätzchen zum Nachtlager." Der Müller kraute sich hinter die Ohren und sagte: „Ja, für Euch hätte ich wohl einen Platz hier auf der Ofenbank in meinem Stübchen, wenn Ihr damit zufrieden sein wollt. Aber wo soll ich mit der wilden Bestie hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Tier doch nicht nehmen." „Ach," sagte der Mann, „könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen? Schaden an Korn und Mehl könnte er Euch ja nicht tun, und übrigens lege ich ihn ja auch an die Kette!" „Das ginge wohl," meinte der Müller, „aber ich muß Euch sagen: dort ist es nicht richtig. Es spukt in der Mühle ein Kobold umher, der mir seit Jahren gebranntes Herzeleid angetan. Er



rumort dort die ganze Nacht umher, schüttet die Kornsäcke aus, streut das Mehl umher und treibt noch sonst allerlei Unfug und Mutwillen." „Ei," rief der Bärenführer, „was schadet das? Meinem Bären wird der Kobold nichts anhaben, der wird sich schon seiner Haut wehren. Nehmt uns nur auf, ich bitte Euch!" Gesagt, getan. Der Bär wurde in die Mühle gebracht, und dem Führer bereitete der Müller ein Lager auf der Ofenbank. Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Rumoren in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfunter, und dazwischen hörte man das tiefe Brummen des Bären und ein Quieken und jämmerlich Grunzen. „Horch," sagte der Müller, „da hat der Kobold sich an den Bären gemacht." „Das wird allein sein eigener Schade sein," lachte der Bärenführer. „Ja, wollte Gott," seufzte der Müller, „daß der Bär meinem Plagegeist recht ordentlich den Kopf zurechtsetzte!" Noch ein heller Schrei, dann war alles still, und die Männer schliefen wieder ein. Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste noch mit Speis und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem Bären unter herzlichem Danke von dannen. Und siehe, von Stund an ließ sich kein Kobold in der Mühle mehr sehen. Der Bär mußte es ihm verleidet haben. Wer war glücklicher darüber als der Müller? ~ So ging wohl ein ganzes Jahr hin. Da, an einem dunklen Abende, als der Müller still in seiner Stube saß, öffnete sich leise die Tür, und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmlichen Kopf in die Stube und sagte: „Möller, Möller, lewet juwe grote schwarte Katt noch?" Rasch faßte sich der Müller und rief: „Jo, de lewet noch und hett sewen schwarte Jungen kregen!" Da schlug der Kobold entsetzt die Tür zu und ist seitdem nie wiedergekommen.

Der Alte Fritz und der Bauer / Der Alte Fritz war zwar ein großer König, aber einmal ist ihm ein Bauer doch über gewesen. Der säte nämlich gerade Erbsen, als der Alte Fritz ~ es war in der Gegend von Potsdam ~ dazukam und ihn fragte: „Na, werden sie kommen?" „Ja," sagte der Bauer, „wenn sie kommen, dann kommen sie nicht, wenn sie aber nicht kommen, dann kommen sie." Die Antwort hat der Alte Fritz sich nicht zurechtlegen können, soviel er sich auch darüber den Kopf zerbrochen hat. Der Bauer hatte aber an die Tauben gedacht, die den gesäten Erbsen nachstellen.

Die Mühle von Sanssouci / Als der Alte Fritz sich das Schloß Sanssouci gebaut hatte, störte ihn das Geklapper einer dicht daneben stehenden Mühle. Er ließ dem Müller sagen, er wolle sie ihm abkaufen, wieviel er auch haben wolle. Der Müller wollte aber nicht darauf eingehen. Da ließ ihn der König vor sich kommen. „Hör Er," sagte der König, „Seine Mühle stört mich, ich will sie Ihm abkaufen. Wieviel will Er denn dafür haben?" Der Müller blieb dabei, er könne sie nicht ver-

kaufen, es sei ein altes Familienerbe; sein Vater und sein Großvater hätten schon die Mühle gehabt, und er wolle sie auch seinem Sohne hinterlassen. Da wurde der König ärgerlich und drohte, er werde nicht viel Umstände machen, er werde die Mühle abschätzen lassen und ihm dann das Geld geben. Der Müller ließ sich nicht einschüchtern und meinte, das würde doch wohl nicht so einfach gehen, da müßte es ja in Berlin kein Kammergericht geben. Lachend rief der Alte Fritz: „Er hat recht! Behalt Er das Seine und bleib Er mir ein guter Nachbar!" Und noch heutigentags steht die Mühle als ein schönes Denkmal königlicher Gerechtigkeit.

Der Werwolf / Es gibt welche, die verstehen die Kunst, sich durch einen umgeschnallten Gürtel in einen Werwolf zu verwandeln. So einer ist in der Mark gewesen, von dem man noch an vielen Orten zu erzählen weiß. Lange Zeit hat es keiner gewußt, daß er ein so gefährlicher Nachbar sei, aber endlich kam es auf folgende Weise heraus: Es lagen mehrere Knechte zusammen in den Koppeln, ihre Pferde zu hüten, und machten sich da ein Feuer an, bei dem immer einer wachen mußte. Als nun die Reihe an den Werwolf kam und er meinte, daß die andern fest schliefen, warf er schnell seinen Gürtel über, stürzte sich als Wolf auf die Pferde und verzehrte ein Fohlen mit Haut und Haaren. Das alles aber sah einer der Knechte, der sich nur schlafend gestellt hatte, mit an, sagte jedoch den andern kein Wort davon. Nicht lange danach kehrte der Werwolf wieder zurück, und die andern erwachten. Als sie nun bei dem Feuer lagen, da schauderte es dem Werwolf so und er sagte: „Ich weiß nicht, wie mir heute so schnddrig ist!" „Na," sagte der Knecht, der nicht geschlafen hatte, „da soll einem wohl nicht schuddrig sein, wenn man ein ganzes Fohlen im Leibe hat!" „Dein Glück, daß du mir das nicht vorher gesagt hast!" schrie der andere, streifte seinen Gürtel über, ward sogleich zum Wolf und sprang in den Wald; nie haben ihn seine Gefährten wieder gesehen.

Die Herkunft der von Bredow / So sollen die Bredows ins Land gekommen sein: Der Teufel hatte einmal Musterung auf der Erde gehalten und alle die Edelleute, die nicht mehr guttun wollten, in einen großen Sack gesteckt und den auf den Rücken getan, und ist lustig damit zur Hölle geflogen. Wie er nun über dem jetzigen Friesack ist, streift der Sack etwas hart an die Spitze des Kirchturms, ein Loch reißt hinein und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten, wohl ein Viertel der Sackbewohner, fallen heraus, ohne daß der Teufel es merkte. Das waren die Herren von Bredow, die nun nicht wenig froh waren, den Krallen des Teufels für diesmal entronnen zu sein. Zum Angedenken nannten sie nun die Stadt, wo der Sack das Loch bekommen und sie befreit wurden, Friesack, und von hier haben sie sich über das ganze Havelland verbreitet, wo sie einst so dicht beieinandersaßen, als wären sie gesät; noch heute sind eine Menge von Rittergütern in ihrem Besitz.

Das Wildhorn / Pichelsdorf bei Spandau, wo die Havel einen großen See bildet, ist eins der ältesten Dörfer in der ganzen Gegend; die Einwohner erzählen, daß es bereits zu jenen Zeiten vorhanden gewesen sei, als die Leute noch in Erdlöchern wohnten. Da soll in alten Zeiten während eines großen Religionskrieges ein Ritter von seinen Feinden arg bedrängt herangesprengt sein; bei seiner eiligen Flucht hatte er aber nicht bemerkt, daß er hier keinen Ausweg habe, und die Feinde riefen bereits jubelnd: „Jetzt haben wir ihn im Sack!" Aber der Ritter ließ den Mut nicht sinken, gab seinem Pferde die Sporen und setzte in die Havel hinein, und wirklich trug ihn sein treues Tier die weite Strecke hinüber bis an das andere Ufer. Dort hängte der Ritter zum Andenken an seine glückliche Rettung seinen Schild und sein Horn an einem Baume auf. Davon heißt die Stelle noch das Schildhorn, die jenseitige Landzunge aber nach dem Ausruf der Verfolger „der Sack". Jener Ritter war der letzte Wendenkönig Jaczko von Köpenick, den Albrecht der Bär aus Brandenburg vertrieben.

Der rettende Mantel / Eines Tages, es war noch zur alten katholischen Zeit, verabredeten mehrere Chorschüler miteinander, sie wollten auf den Kirchturm steigen und von dort aus den vielen Krähennestern die Eier ausnehmen. Sie führten diesen Plan auch aus und kletterten die Treppe hinauf. Als sie oben ankamen, ward zu einem der Schallöcher ein Brett hinausgelegt, das zwei Schüler hielten, der dritte aber kroch auf dem Brett hinaus, um in den Ritzen und Spalten des Turmes nach Nestern zu suchen. Er fand auch bald eine große Zahl, gab jedoch seinen Gefährten kein einziges der Eier, die er dort fand. Als sie ihn nun fragten, ob sie ihr Teil nicht auch erhalten würden, schlug er es ihnen rund ab und sagte, er habe sich allein in Gefahr begeben und wolle nun auch die Frucht allein genießen. Die andern wurden böse und drohten ihm, sie würden das Brett loslassen, wenn er ihnen nicht augenblicklich einen Teil seiner Beute gäbe. Weil er jedoch vor der Ausführung ihrer Drohung sicher zu sein wähnte, sagte er, das sollten sie nur tun, dann würden sie gewiß nichts bekommen. Aber kaum hatte er das gesagt, so ließen sie das Brett los, und der arme Chorschüler stürzte von der höchsten Höhe des Turmes hinab. Nun hatte er aber seinen weiten Chormantel um, der bis unten hinab zugeknöpft war, so daß sich sogleich der Wind darunter fing, den Fall hemmte und ihn wohlbehalten und unversehrt mitten auf den Markt hinabtrug, wo er zur größten Verwunderung der Käufer und Verkäufer ankam. Ob er jetzt seinen Gefährten ihren Anteil am Gewinn gegeben, weiß man nicht, sie mögen auch wohl nicht mehr danach verlangt haben.

Der Neidkopf / König Friedrich Wilhelm der Erste ging gern in den Straßen Berlins umher, um das Leben und Treiben der Einwohner genauer kennenzulernen, und besonders gefiel es ihm wohl, wenn er alles geschäftig und tätig fand.

9*

Einst trat er in die ärmliche Hütte eines Goldschmiedes in der Heiligengeiststraße, den er schon öfters bis zum späten Abend tätig gefunden, an dem er aber auch bemerkt hatte, daß er bei rastloser Arbeit nur wenig vorwärtskam. Der König ließ sich mit dem Manne in ein Gespräch ein und erfuhr, daß er gern noch mehr arbeiten würde, wenn es ihm nicht gar so oft am Gelde fehlte, das nötige Gold und Silber zu kaufen. Da befahl ihm der König, ein goldenes Eßgeschirr zu fertigen, und ließ ihm dazu das Metall aus der Schatzkammer liefern. Mehrmals besuchte er ihn während der Arbeit und freute sich über die Geschicklichkeit des Mannes; als er eines Tages wieder bei ihm weilte, bemerkte er an einem Fenster des gegenüber gelegenen Hauses zwei Frauen, die dem Goldschmied, der am offenen Fenster arbeitete, sobald er nur aufsah, die abscheulichsten Gesichter zogen. Auf sein Befragen erfuhr er, daß dies die Frau und Tochter eines reichen Goldschmieds seien, die ihm ihren Neid über sein unverhofftes Glück auf diese sonderbare Weise kundgäben. Der König beschloß, ihre Mißgunst zu bestrafen, ließ dem Goldschmied nach einiger Zeit ein ganz neues Haus bauen und daran den Neidkopf anbringen, so daß sie nun, wenn sie aus dem Fenster sahen, das Bild ihrer eignen verzerrten Züge in ihm erblicken mußten. Dieser Neidkopf ist der Kopf einer Frau, den Schlangen statt der Haare umwinden, und in seinen Zügen ist Neid und Mißgunst auf die widrigste Weise ausgeprägt. Das Haus, das der König dem Goldschmied bauen ließ, und der aus Stein gemeißelte Kopf sind noch vorhanden.

Der Markgrafenstein / Unweit des Dorfes Rauen bei Fürstenwalde ist der Markgrafenstein, ein gewaltiges Felsstück, dessen eine Hälfte man im vorigen Jahrhundert zu einer großen Schale verarbeitet hat; sie steht zu Berlin im Lustgarten vor dem Museum. Am Markgrafenstein, so heißt es, war es nicht geheuer. Da hörte man oft ein klägliches Winseln, das rührte von einer Prinzessin her, die der Teufel dort gefangenhielt. Andere sagen, es sei keine Prinzessin gewesen, sondern eine Müllerstochter aus Rauen, die auf folgende Art in die Hände des Bösen gekommen ist: Am ersten Pfingsttage war es an vielen Orten in der Mark und auch zu Rauen Brauch, den Kühen derjenigen Magd, die ihr Vieh morgens zuletzt auf die Weide trieb, einen bunten Kranz umzuhängen; es hieß schlechthin, sie habe „die bunte Kuh“ bekommen, und das wurde für eine große Schande gehalten. Die Tochter eines Müllers aus Rauen verschlief einst die Zeit, und als sie ihre Kühe hinaustrieb, waren die andern schon längst draußen. Das ging ihr so zu Herzen, daß sie bitterlich zu weinen anfing und sich verwünschte, daß ihr das geschehen sei. Nun aber hatte der Teufel schon von alter Zeit her in dem Markgrafenstein sein Schloß und stand gerade, als das Mädchen ihre Verwünschungen ausstieß, oben darauf; flog schnell hinab, packte sie und führte sie mit sich in den Stein, wo sie bis zum Jüngsten Tage sitzen sollte, und wo man ihr klägliches Geheul oft genug gehört hat. Ihr Bräutigam, der ein junger Müllerbursche war, hat

sie zwar zu retten versucht und den Stein mit gewaltigen Hammerschlägen sprengen wollen; es ist ihm jedoch nicht gelungen. Rings um den Stein sah man noch lange nachher die tiefen Löcher, die er mit seiner wilden Liebe hineingeschlagen.

Der betrogene Tetzel / Als der Ablaßkrämer Tetzel in der Mark sein Wesen trieb, hielt er sich namentlich auch lange Zeit in Jüterbogk auf. Noch heute zeigt man dort der Nicolaikirche gegenüber ein Haus, darin er seine Wohnung und eine eigene Kapelle zur Lesung von Messen und Austeilung des Ablasses hatte. Hier kam einst ein Ritter von Hake, der in Stülpe am Fuße des Golm wohnte, zu ihm und verlangte Ablaß für eine schwere Sünde, die er erst begehen wollte; Tetzel wollte ihm zuerst den Ablaß nicht erteilen, als jener ihm aber eine große Summe Geldes gab, wurde er bereitwilliger, und Hake erhielt zuletzt, was er wünschte. Wenige Tage darauf verließ Tetzel mit all seinen Schätzen Jüterbogk, um sich von da nach Berlin zu wenden. Als er aber in die Berge bei dem Dorfe Holbeck kam und die Pferde den schweren Wagen im tiefen Sande kaum von der Stelle bringen konnten, ward er von geharnischten Männern, an deren Spitze ein Ritter stand, überfallen, und sie nahmen ihm, ungeachtet der gräßlichen Flüche, die er über den Ritter aussprach, seinen gewaltigen mit Eisen beschlagenen und ganz mit Geld gefüllten Kasten ab. Das war der von Hake, dem Tetzel seine Sünde bereits im voraus vergeben hatte. Die Knechte Tetzels wollten sich zur Wehr setzen, wurden aber leicht in die Flucht geschlagen oder fanden im Kampf ihren Tod. Davon erhielten die Hügel, in denen der Raub geschah, den Namen Mordberge; der große Kasten aber kam später, seines Inhalts entblößt, nach Jüterbogk, wo er noch heute hinter dem Altar der St.-Nicolai-Kirche zu sehen ist.

Der Wendenkönig / In der Gegend des Spreewaldes wohnen noch zahlreiche Reste der alten wendischen Bewohner der Mark, die noch heimlich einigen Vorzug und Nachlaß von den alten Oberherren ihres Volks und gleichsam einen König unter sich haben, der nicht nur jährlich von ihnen ein Gewisses an Geld erhält, sondern auch im Besitze von Krone und Zepter ist. Jakobus Tholdius erzählt, was er von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen selbst gehört hat, daß dieser einen großen und starken Menschen jener Art selbst gesehen; dem habe ein anderer alter Bauer dieses Volkes, ohne Zweifel auch ein Mann von Bedeutung, einen Schlag mit seinem Stocke gegeben und ihn wie einen feilen Sklaven davongetrieben, und das, weil er bemerkte, daß der Kurfürst auf den jungen Menschen aufmerksam geworden sei.

Kloster Lehnin / Inmitten von Wald und Seen liegt Kloster Lehnin. Seine Gründung fällt in die ersten Zeiten der Entstehung der Mark Brandenburg. Als noch dichter Urwald das Land bedeckte, jagte einmal, wie man erzählt, Markgraf Otto,

Albrechts des Bären Sohn, in dieser Gegend. In der Hitze der Jagd kam er von seinen Begleitern ab; vergeblich ließ er sein Hifthorn erschallen und sah sich nach einem Wege um, der ihn aus dem Dickicht herausbrächte. Ermattet sank er zuletzt unter einer Eiche nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Da träumte ihm, ein Hirsch dränge auf ihn ein, und vergebens suche er sich seiner mit seinem Jagdspieß zu erwehren. In der Angst rief er Christi Namen um Beistand an, da verschwand das Tier. Er erwachte, und seine Begleiter standen um ihn. Denen erzählte er seinen Traum, da meinten sie, das wäre sicher der Teufel gewesen, der erst beim Anrufen des Namen Christi verschwunden sei. „Gut," sagte der Markgraf Otto, „dann will ich hier ein Kloster bauen, daß durch das Gebet frommer Männer der höllische Feind aus dieser Gegend vertrieben werde." Und sofort ließ er Zisterziensermönche aus dem Mansfeldischen kommen, die bauten hier ein Kloster. Weil aber der Hirsch den Anlaß zur Erbauung des Klosters gegeben hatte, und dieser in der slawischen Sprache den Namen Lanie führte, so nannte man das Kloster Lehnin. In der Kirche aber zeigt man noch heute den Stumpf der Eiche, darunter der Markgraf den Traum gehabt, an der Ecke des Altars eingemauert.

Der Mahrt / Ein Bauer aus Grävenitz wurde gewaltig von dem Nachtmahrt geplagt und nahm sich vor, einmal recht aufzupassen und ihn zu fangen. Das gelang ihm auch, und er sah nun, daß der Mahrt vier Beine hatte und ganz wie ein gewöhnlicher Marder gestaltet war. Allein er mußte ihn doch nicht recht fest gefaßt haben, denn plötzlich entschlüpfte er wieder, und ist nun zur großen Plage des Bauern noch öfter zurückgekehrt, hat sich auch nicht zum zweitenmal fangen lassen. ~ Ein anderer Bauer zu Wolterschlage, zwischen Osterburg und Werben, verstopfte, als ihn auch einmal der Mahrt drückte, schnell alle Löcher, die der Zimmermann in der Stube gelassen hatte, fing ihn so und sah nun, daß es ein hübsches, junges Frauenzimmer war. Die bat ihn gar beweglich, daß er sie nicht verraten möge, dann wolle sie ihn auch heiraten. Das tat er, und sie lebten nun eine lange Zeit glücklich und zufrieden, bekamen auch viele Kinder miteinander. Aber eines Tages erzürnten sie sich, und den Mann überwältigte der Zorn, daß er schrie: „Was wäre aus dir geworden, wenn ich dich nicht erlöst hätte!" Kaum hatte er das gesagt, da geschah ein fürchterlicher Knall, und augenblicklich war seine Frau verschwunden und ist nie wiedergekommen.

Nachzehrer / In der Diesdorfer Gegend glauben heute noch manche Leute an Nachzehrer. Oft geschieht es nämlich, daß, wenn sich erst ein Todesfall in der Familie ereignet hat, bald mehrere Glieder nachsterben. Das kommt dann daher, daß man jenem ersten Toten nicht den Zehrpfennig in den Mund gegeben oder seinen Namen nicht aus dem Hemd geschnitten oder ähnliche Versehen gemacht hat. Als nun zu einer Zeit viele Leute aus einer Familie schnell hintereinander starben, entschloß

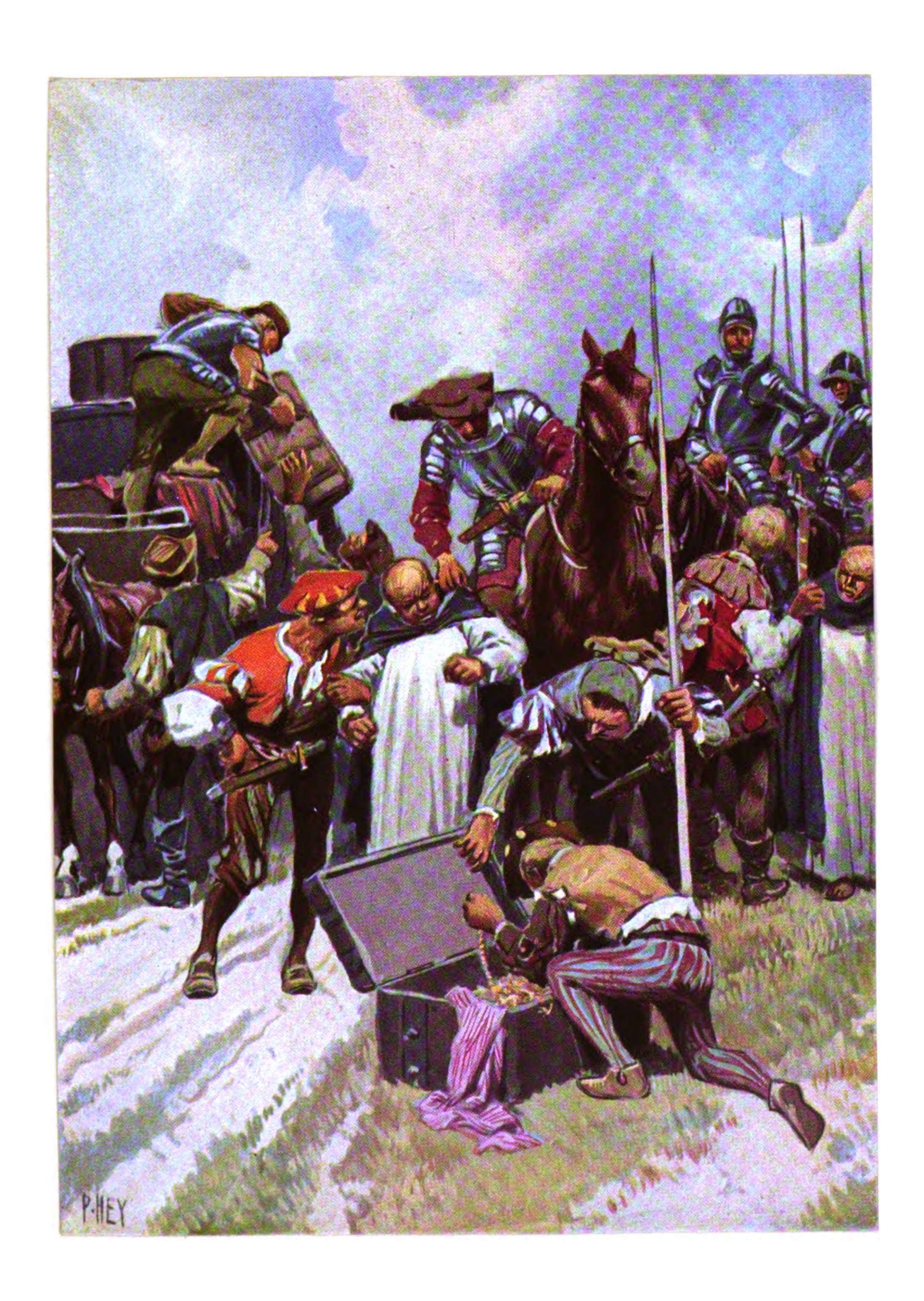
man sich, den zuerst Gestorbenen, der ein Nachzehrer war, auszugraben. Da fand man, daß er bereits alle seine Kleider aufgezehrt hatte, und weil es kein anderes Mittel gegen das Nachzehren gibt, als dem Toten das Genick abzustechen, trat der Mutigste hinzu, nahm einen Spaten und tat es. Drauf hat man deutlich gehört, daß der Nachzehrer ordentlich wie ein Ferkel gequiekt hat.

Schimmelgespenst / Ein Predigersohn aus Baruth ward von Werbern des Soldatenkönigs in eine Schenke gelockt und in der Trunkenheit verleitet, Handgeld zu nehmen. Er mußte mit nach Potsdam und wurde in ein Reiterregiment gesteckt. Zwei Jahre hielt er aus und spähte nach einer Gelegenheit, aus seinem Gefängnis zu entkommen, dann brach er eines Abends, als die Wachtmannschaft im Stall von seinen ersparten Groschen bezecht lag, aus, nahm Abschied von seinem treuen Schimmel und schwamm, ein trefflicher Schwimmer, lautlos über die Havel. Plötzlich hörte er es hinter sich plätschern und schnauben, er verbarg sich ängstlich am Boden und sah eine weiße Gestalt, die sich hoch aus dem Wasser hob. Mit Herzstocken erkannte er den Schimmel, der sich losgerissen hatte und ihm nachgeschwommen war. Eilig lief er über die Wiese und den Wall, der Schimmel immer dicht hinter ihm her, die Wachen schrien sich gegenseitig den Nachtspuk zu und schossen, was aus den Gewehren wollte, und als man nachsah, lagen Mann und Roß von vielen Kugeln durchbohrt tot auf der Erde. Seit der Zeit wurden die Posten oft in dunkeln Nächten durch ein Plätschern und Schnauben im Wasser erschreckt und sahen einen Schimmel auf der Wiese hin und her laufen, ohne daß ein Hufschlag zu hören war.

Kunkel von Löwenstern / Dorothea von Holstein-Sonderburg, des Großen Kurfürsten zweite Gemahlin, weilte lieber auf den Landschlössern ihres Herrn als im Berliner Stadtschloß, vornehmlich auf Bornim, da sie sich gern in dem herrlichen Schloßgarten erging und mit ihrem Hofe belustigte. Besondere Kurzweil hatte sie durch den geheimen Kammerdiener des Kurfürsten, den Alchimisten Kunkel von Löwenstern, von dessen Kunst ein Augenzeuge folgende Begebenheit berichtet, die sich im Park des Bornimer Schlosses zugetragen haben soll: „Wir alle, Männer und Frauen, hatten jedes Metall ablegen müssen, auch durfte sich keine Seide an unserem Anzug befinden. Kunkel war in einen weiten Mantel gehüllt und trug ein schwarzes, eckiges Barett. Zuerst sonderte er die Gesellschaft in Abteilungen von dreien, deren Lebensalter jedesmal eine ungerade Zahl ausmachte. Diese, immer zwei Frauen und ein Mann oder umgekehrt, mußten sich anfassen und versprechen, sich nicht loszulassen und kein Wort zu reden. Dann sagte er, er wolle versuchen, uns die verzauberte Gräfin im Panberge zu zeigen. Das war uns sehr lieb, denn wir alle kannten die Sage von der eitlen Mutter, die so verliebt in die Schönheit ihrer Tochter, besonders ihre langen blon-

den Haare war, daß sie darüber alle irdischen und himmlischen Pflichten vergaß und sich vermaß, nicht selig werden zu wollen, wenn ihr nur das schöngelockte Kind bleibe. Da ist sie denn in den Berg verwünscht worden, so lange bis ein Mädchen mit noch schöneren blonden Haaren sie erlösen würde, und die sollte dann all ihre Schätze bekommen. ~ Kunkel ging voran. Der Weg führte unter den hohen Buchen hin bis auf die Spitze des Panberges, wo jetzt die schöne Aussicht unter den drei Linden ist. Unter den Bäumen war es sehr dunkel, nur einige Glühwürmer schwärmten über das Moos. Ihrer drei setzten sich wie eine Agraffe auf Kunkels Barett. Als wir auf der hoheu Kuppe angelangt waren, sahen wir, wie Kunkel einen Maulwurf unter dem Mantel hervorzog, ihn auf die Erde setzte und dann gebückt wie suchend eine Zeit hin und her ging bis zur Stelle, wo der Maulwurf sich in die Erde eingrub; das wollen wenigstens einige bemerkt haben. Dann ordnete er uns schweigend zu einem Kreise und kauerte sich in dessen Mitte. Nun sahen wir, wie er an den Glühwürmern ein kleines blaues Flämmchen entzündete, dies in ein Loch in die Erde senkte und ein schwarzes Pulver daraufstreute. Sogleich entstand ein dichter weißer Dampf, der aber nicht in die Höhe stieg, sondern sich in einem einige Schritt weiten Kreise über die Erde ausbreitete und dann in die Tiefe einzudringen schien. Doch sowie er den Sand durchzog, verwandelte er sich in ein helles, durchsichtiges Kristall, durch das man immer tiefer in den Berg hineinsehen konnte. Auf solche Weise wurde nun nach und nach das ganze Berginnere sichtbar, und in der Mitte, auf einem prächtigen Sessel, umgeben von vielen Kostbarkeiten, sah man regungslos eine Frau in reichverzierter, altertümlicher Tracht sitzen, in ihren Armen ein zartes, liebreiches Mädchen haltend, dessen lange güldene Locken sie in der Hand hielt, als wäre sie dabei, sie zu kämmen und zu ordnen. Das dauerte nur kurze Augenblicke, der Berg verdunkelte sich schnell auf ähnliche Weise wie er durchsichtig geworden war, von innen nach oben, und bald glänzten nur noch Kunkels drei Leuchtwürmer vom Barett durch die finstere Nacht."

Der faule See zu Potsdam / Außerhalb des alten Potsdam lag in der Mitte des jetzigen Wilhelmsplatzes ein tiefer, trüber Wasserpfuhl, der hieß der faule See. Als man noch auf Hexen und Zauberer fahndete, wurde er zu der sogenannten Wasserprobe gebraucht, das heißt, man legte die Hexen mit gebundenen Gliedern auf das Wasser, und wenn sie untersanken, galten sie Zaubers schuldig und wurden verbrannt. Die Gegend um den Pfuhl bestand aus Morast und Sumpf und war so trügerisch, daß oft nachts eine Stelle, die tags noch so fest war, daß man Häuser darauf baute, mit allem in die Tiefe sank. Nun war einmal eine alte Frau aus Potsdam von einem Landstreicher aus Rache für eine verweigerte Gabe beschuldigt worden, sie habe ihm angeboten, ihn kugelfest zu machen, wenn er ihr Zunge, Herz und Finger eines dreijährigen Kindes brächte. Dem alten Weiblein wurde vor Gericht nichts ge-


P. HEY

glaubt, sie wurde zusammengeschnürt und zur Wasserprobe gebracht. Dort forderte der Ketzerrichter den Ankläger noch einmal auf, seine Beschuldigungen zu wiederholen; der ging keck auf einen Hügel und rief Gott zum Rächer auf, wenn er nicht die Wahrheit spräche. Diesem Bösen erfüllte Gott seinen Wunsch augenblicklich, der Hügel sank mit ihm in die Erde, und der schwarze Schlamm des Moores schlug über ihm zusammen. Das Volk schrie Wunder über das himmlische Gericht, das Weiblein wurde stracks freigebunden und in die Kirche geführt, wo alles Gott dem Herrn für sein Zeichen dankte. ~ Es hat lange gedauert und viel Mühe gekostet, bis man den Sumpf trockengelegt hatte, jedoch es ward bewerkstelligt, indes der Aberglaube auch heute noch seine giftigen Blasen treibt.

Seltsames Würfelspiel / Zwei Leibtrabanten des Großen Kurfürsten bewarben sich um die schöne Tochter eines Waffenschmiedes, wurden aber vom Vater zurückgewiesen, da sie nichts hatten und wenig verdienten. Die Tochter jedoch verliebte sich in den stillsten der beiden, und der hatte das Glück, eines Abends den alten Waffenschmied aus den Händen roher Raubgesellen zu befreien, wofür ihm das Mägdlein verlobt wurde. Der andere Trabant beruhigte sich darüber keineswegs, sondern stellte den Liebenden nach, soviel er konnte, und störte sie in den trautesten Stunden. Seine Wut stieg mit jedem Tag, da er die beiden beisammen sah, und endlich verließ ihn seine ohnehin geringe Beherrschung, er stürzte auf die Jungfrau zu und stieß ihr das Schwert in die Brust. Es hatte niemand die Tat gesehen, aber die Eifersucht des Burschen war bekannt und man sperrte ihn ein, daneben allerdings auch den Verlobten, denn der war zuletzt bei der Braut gesehen worden. Beide leugneten trotz der Folter; der Kurfürst wagte kein Urteil zu fällen, sondern wollte es Gott anheimgeben. Er befahl den beiden, um ihr Leben zu würfeln, der höchste Wurf sollte frei ausgehen. Da würfelte zunächst der wahre Mörder und warf zwei Sechsen, so daß das Los des Sanften allen entschieden schien. Aber der sah zum Himmel auf und flehte Gott zum Zeugen seiner Unschuld an. Dann warf er, und siehe, ein Würfel zersprang, und seine zwei Seiten zeigten sechs und eins, der andere Würfel aber sechs. Das waren dreizehn Augen, und vor diesem offenbaren Gericht Gottes wagte der Schuldige nicht mehr zu leugnen und gestand sein Verbrechen. Auch jetzt wagte der Kurfürst seine Hinrichtung nicht zu befehlen, sondern kerkerte ihn lebenslang ein, damit er seine Schuld bereue. Der Todeswürfel kam in die Kunstkammer des Berliner Schlosses als Wahrzeichen der ewigen Gerechtigkeit.

Mecklenburg

Die beiden Freunde / Zu Glienke bei Neu-Brandenburg dienten auf demselben Hof zwei Knechte, die waren ein Herz und eine Seele, und nur der eine Gedanke betrübte sie, daß sie einander einmal verlassen müßten. Sie machten miteinander aus, sich wenigstens an ihrem Hochzeitstag zu besuchen, und dann sollte es gleich sein, wieviel Meilen sie entfernt wären. In wenigen Jahren schieden sie wirklich schweren Herzens, und wieder nach Jahren gründete der eine einen eigenen Hausstand. Natürlich lud er seinen Busenfreund ein, und der kam denn auch. Der junge Ehemann war treu und fleißig, aber seine Familie vermehrte sich rascher als sein Einkommen, er geriet in bittere Armut und ließ sich eines Tages durch den Hunger seiner Kinder verleiten, fremdes Gut anzutasten. Er wurde ergriffen und gehangen. Zur selben Zeit wollte sein Mitknecht heiraten, und wie er zur Stadt ging um einzukaufen, führte ihn der Weg am Galgen vorbei, wo sein Freund hing, und er gedachte seiner in Trauer. Schließlich faltete er die Hände, betete ein Vaterunser und murmelte vor sich hin, als spräche er zu einem Lebenden: „Ich weiß, du hast es nicht um Raubgier getan, sondern aus gutem Herzen, ich habe dich immer ehrlich und treu gefunden. Du hast mir versprochen, auf meine Hochzeit zu kommen, aber nun wirst du nicht kommen können." Damit wollte er sich wenden, da hörte er plötzlich den Gehängten reden: „Ich werde wohl kommen!" Erschrocken eilte er von dem unheimlichen Ort und dachte mit Angst an seinen Hochzeitstag. Da er herankam, verhehlte er dem Pastor nicht, was ihn quälte, er bat ihn, den Geist, erschiene er wirklich, zwischen sich und den Küster zu nehmen, und erhielt auch die Zusage. Am Festtage blickte alles gespannt auf die Tür, ob der Gehängte wirklich käme, und er kam auch mit seinem Strick um den Hals und setzte sich schweigend auf den ihm zugewiesenen Platz, aß, trank und entfernte sich wieder, indem er dem Bräutigam winkte, ihn noch ein Stück zu begleiten. Vor dem Dorf brach er sein Schweigen und sprach: „Bruder, ich habe nun mein Wort gehalten und bin auf deine Hochzeit gekommen, ich kann dir nicht genug dafür danken, was du an mir getan hast. Siehe, durch dein Vaterunser am Galgen bin ich jetzt bei Gott in Gnaden angenommen. Hab Dank!" „Und ich," rief der andere, „kann dir nicht sagen, wie sehr mich dies Wiedersehen freut. Ich will dich noch ein Stücklein Wegs geleiten." So gingen sie in traulichem Gespräch weiter und merkten erst nach einiger Zeit, wie sehr die Gegend verändert war. Sie wanderten wie in einem wundervollen Garten, voll von singenden Vögeln und herrlich duftenden Blumen. „Willst du nicht lieber umkehren?" fragte der Selige seinen Freund, „die Gäste werden dich vermissen!" „O laß mich," wehrte ihm der, „es ist so schön hier und ich bin so voller Freude, da ich mit dir beisammen sein kann." Wieder nach einer Weile Wanderns tönte eine liebliche Musik wie von himmlischen Harfen, und die Schönheit des Gartens nahm immer noch mehr zu. Da sprach der Führer: „Freund, ich kann es dir nicht länger verschweigen, wir wandeln im Paradiese. Ich kann dich nicht weiter mitnehmen und auch nicht länger bei dir bleiben. Leb wohl! Leb

wohl!" Und entschwand vor seinen Augen. Da stand der Lebende und konnte nichts anderes tun, als nach seinem Dorf zurückzukehren. Aber er fand sein Ziel nicht eher als am dritten Tage und sah ein ganz verändertes Dorf. Er suchte seine Angehörigen, fand sie aber nicht. Ging zum Pastor, der ihn getraut hatte, und erblickte einen fremden Menschen, der ihn nicht erkannte und von einer Trauung nichts wußte. Er bat den Pastor, die Kirchenbücher nachzuschlagen, der tats und blätterte immer weiter zurück, und las den Namen vor hundertfünfzig Jahren aufgezeichnet. Den Paradiesesgast durchlief ein Schauer, er verlangte das heilige Abendmahl, und als ers genommen hatte, sank er vor dem Pastor zu einem Häufchen Asche nieder.

Die Geschichte vom Pück / Vor vielen Jahren machten zwei Mönche des Franziskanerklosters zu Schwerin im Dienste ihres Ordens eine Reise nach Lübeck. Auf dem Rückwege verirrten sie sich und kamen auf den Hof Klein-Brütz zu dem Edelmann von Halberstadt, der dem Orden sehr gewogen war. In einer Kammer seines Hofes hatte man seit längerer Zeit ein Gespenst bemerkt, das die Leute im Hause Tag und Nacht beunruhigte, so daß niemand ruhig schlafen konnte. Der Edelmann dachte, die beiden frommen Männer könnten einmal in jener Kammer schlafen, vielleicht würde das Gespenst durch ihre Frömmigkeit vertrieben. Die Mönche wurden freundlich aufgenommen und bewirtet und zur Schlafenszeit in das verrufene Gemach geführt. Sie beteten und legten sich zur Ruhe. Mitten in der Nacht kam der unsaubere Geist und fing an, die ehrwürdigen Väter zu necken und zu beunruhigen. Er warf ihr Lager herum, so daß sie bald auf dem Bette, bald darunter, bald mit dem Haupte zu den Füßen lagen. Den älteren der Mönche verdroß die Sache, und er bedrohte den Geist: „Laß uns zufrieden, schlechter Geselle, wir sind nicht in deiner Gewalt, versuche deinen Handel, wo du willst, über uns hast du keine Macht!" Der Geist war ein Weilchen still, dann ging die Unruhe von vorne an, doch tat er den Mönchen nichts zuleide. Der Pater sprach: „Mein guter Bruder, halt doch Frieden, und sei uns nicht so beschwerlich. Was ist dir denn damit gedient, wenn wir die ganze Nacht ohne Schlaf zubringen und dadurch für den morgenden Tag untüchtig gemacht werden." Darauf fing der Pück zum erstenmal an zu reden und sprach: „Willst du mich zu deinem Diener mieten, so will ich dein unverdrossener Knecht sein?" „Für diesmal laß es gut sein," entgegnete der Pater, „doch was soll dein Lohn sein, wenn du mir dienen willst?" Er sagte dies nur, um den unsauberen Gesellschafter loszuwerden, doch der Geist war fröhlich wegen seines neuen Herrn, und sprach: „Zum Lohn für meine getreuen Dienste sollst du mir einen Rock von allerlei Farben mit Glocken daran geben und ihn mir aufbewahren." Das versprach der Pater, und nun bereitete der Geist ihnen selber das Bette, damit sie um so ruhiger und in Frieden schlafen könnten. Dann gab er Ruhe bis zum Morgen. Beim Frühstück fragte der Herr von Halberstadt die Mönche, ob sie auch eine geruhige Nacht gehabt

hätten. Sie erzählten, wie es ihnen ergangen, und das gefiel dem Herrn sehr gut. „Ich wäre den boshaften Geist sehr gern los," sprach er, „und wenn Ihr den schalkhaften Gesellen mitnehmen wolltet, so erwieset Ihr mir einen großen Dienst, lieber Vater. „Er soll Euch fürder nicht lästig werden, gestrenger Herr," erwiderte der Mönch, „ich nehme ihn als Klosterdiener mit und werde schon sehen, wie ich ihn wieder loswerde, wenn es sein muß." Der Herr dankte den Patern, und als sie aus dem Tor gen Schwerin ausfuhren, saß der Geist in Gestalt eines Affen auf dem Torflügel und rief: „Herr, nun will ich mit Euch reisen." Der Pater aber sprach: „Wandere nach dem Kloster und laß uns das Mahl bereiten." Sogleich erhob sich der Geist und war wie der Wind im Kloster, allwo er zum Koch sagte: „Bereite geschwind das Essen, gegen Mittag werden Gäste kommen." Der Koch hörte die Stimme, sah aber niemand und fragte: „Was sagst du und wo bist du?" Drauf sprach der Geist wieder: „Richte das Essen zu; sogleich werden Gäste da sein." Nicht lange nachher kamen die beiden Mönche im Kloster an, und der Geist lief seinem Herrn wieder in Gestalt eines Affen entgegen und hieß ihn vor allen freundlich willkommen. Nach der Mittagsmahlzeit trat er wieder zu dem Pater und sprach: „Herr, Ihr habt mir einen Rock zugesagt, laßt ihn mir ohne Verzug machen, sonst sollt Ihr keinen Frieden mit mir haben. Wenn der Rock fertig ist, verwahrt ihn mir bis zu gelegener Zeit. Ich will alle Arbeit verrichten, die Ihr mir auflegt. Was wollt Ihr denn, das ich tun soll?" Der Pater antwortete: „Um Mitternacht kannst du die Klosterbrüder zur Mette wecken, tu ihnen aber nichts Böses dabei." Der Geist sprach: „Das Amt gefällt mir, ich will ihm fleißig vorstehen. Ich schlafe ohnehin nimmer. Und was soll ich sonst noch tun?" „Du sollst das Amt einer Wäscherin in der Küche verrichten," erwiderte der Mönch, „die Küchengeräte und die Schüsseln waschen, die Töpfe säubern und was sonst dazugehört. Du sollst auch allen meinen Brüdern ohne Schaden dienen." Das alles gelobte der Pück. Einmal war der Pater nach einem Brande im Kloster genötigt, einen benachbarten Edelmann um einige Baumstämme zum Aufbau anzugehen. Der Edelmann hatte fast darin gewilligt, als der Pater sagte: „Ich habe einen Knecht, der soll morgen kommen und das Holz fällen." Der Edelmann aber meinte, die Arbeit eines Knechts würde wohl wenig anschlagen, die Klosterbrüder sollten nur mehrere Leute schicken. „Nein, Herr," antwortete der Pater, „wir haben genug an dem, was unser Knecht in einem Tagwerk zusammenhaut. Wollt Ihr es uns verstatten?" Der Edelmann sagte nun lachend zu, aber wie entsetzt war er, als er am andern Morgen so viele Stämme gefällt sah, daß man drei ganze Klöster damit hätte bauen können. Unwillig sprach er zum Pater: „Was ist denn das? Warum habt ihr aus eigener Gewalt so viel Holz fällen lassen?" Der Mönch antwortete: „Gestrenger Herr, habt Ihr mir nicht selber bewilligt, daß wir so viel Holz haben sollten, als mein Knecht in einem Tagwerk niederhaut?" Der Edelmann entgegnete: „Nicht also, Vater, einen Teil des Holzes mögt ihr fortschaffen, der Rest muß mir verbleiben." Da begehrte

der Klosterbruder: „Herr, so es Euch gefällig ist, bitte ich, mir nur so viel Holz zu geben, als mein Knecht auf einmal forttragen kann." Das bewilligte der Edelmann, aber sogleich war der Pück zur Hand, erhob sich mit allem geschlagenen Holz in die Luft und trug es davon. So sah der Edelmann sich betrogen. Der Pück diente dem Kloster dreißig Jahre, dann forderte er seinen Rock vom Pater, sagte nicht warum und weshalb, hob sich in die Luft und verschwand, indes alle Glocken weit und breit zu läuten anfingen, ohne daß eine Hand den Strang gezogen hätte.

Habsucht kommt zuschanden /

Ein Schäferknecht aus Vierdorf kam nachts aus der Boitzenburger Schenke und wollte seinen schweren Kopf heimtragen. Am Hohlweg bei Rothehaus wollte er sich die Pfeife anstecken und suchte Stahl, Stein und Zunder zusammen, fand aber den Schwamm nicht. Das war ihm nun gar nicht recht, denn ohne Pfeife mochte er nicht leben. Mit einem bemerkte er in der Schlucht rechts von seinem Weg einen Lichtschimmer, ging drauf zu, wie sehr ihn auch die Dornen rissen, und sah ein graues Männlein an einem hellen Feuer sitzen. Der Knecht grüßte und bat um eine Kohle, die gewährte ihm das Männlein freundlich, aber es nützte wenig, denn die Kohlen verloschen im Augenblick. Verdrießlich stand der Knecht vom Feuer auf und wollte sich trollen, da riet ihm der Alte, wenigstens die Kohlen mitzunehmen. Der Knecht drehte sich um und sah, daß die Kohlen lustig glitzerten und blitzten, trotzdem sie lang verglüht waren, er dachte, seine Kinder könnten sich an dem Glanz erfreuen und stopfte sich alle Taschen voll. Unterwegs wurden ihm die Rockschöße schwer, als hätte er Blei statt Kohlen darin, keuchend erreichte er die Feldmark seines Dorfes und sank ermattet in die Knie, er fühlte, ihm ist ein großer Schatz geworden. Als er seine Taschen auskramte, blinkte ihm statt der Kohlen eitel Gold entgegen, er grub ein Loch unter der nächsten Tanne und verbarg seinen Schatz. Es ward ihm klar, das Gold hatte ihm der gute Geist des Berges gegeben, es stammte gewiß von den alten Raubrittern, die es in die Tiefe versenkt hatten. Seine Habgier erwachte, daß er sich nicht mehr halten konnte, trotz seiner Müdigkeit machte er sich sofort auf und eilte den Weg zurück, daß ihm das Männlein noch einmal die Taschen mit solchen Kohlen füllen sollte, traf es auch noch am Feuer sitzen und trug seine Bitte vor. Darauf das Männlein: „Begehre nichts mehr, es wird dir nicht zum Heile sein!" Und schließlich, als der Schäferknecht durchaus sein Unglück wollte, ließ er ihn doch noch seine Taschen füllen. Der tat es so gewissenhaft, daß zuletzt nur noch ein kleines Häuflein Glut vorhanden war, an der sich der Alte kaum wärmen konnte, und zog leichten Herzens und schweren Leibes davon. Aber die Last ward ihm immer leichter, frohlockend dachte er, er habe nun lauter Banknoten in den Taschen, aber wie er unter die Tanne kam, hatte er nichts als Schafdreck in den Stiefeln und Hosensäcken. Hastig, fast gelähmt von Angst, grub er seinen Schatz unter der Tanne aus und mußte die Augen gehörig aufreißen, denn auch

hier war nichts als Schafdreck. Zerknirscht schlich er bei grauendem Morgen nach Hause, der Hofhahn empfing ihn mit Jubelgeschrei, die Frau begrüßte den nächtlichen Schwärmer etwas anders, und der Schlaf umfing den habsüchtigen Nimmersatt mit wilden Träumen. Er hatte später, wenn er in mondenheller Nacht seiner Schafe wartete, genug Gelegenheit, in die Schlucht hinabzusteigen, aber es ist ihm kein Männlein mehr erschienen.

Der spukende Kirchenökonom / In der Nikolaikirche zu Röbel war vorzeiten ein Ökonomus angestellt, über dessen Lebenswandel keine guten Gerüchte liefen. Damit schien es auch seine Richtigkeit zu haben, denn der Ökonomus fand nach seinem Tode keine Ruhe und ging alle Mittage zwischen zwölf und ein Uhr in der Nikolaikirche um. Es mußte in der Kirche etwas umgebaut und erneuert werden, aber keiner der Arbeiter wagte es, über die Mittagszeit in der Kirche zu bleiben, vor dem Glockenläuten verschwanden sie so schnell wie möglich. Das ärgerte den zweiten Prediger von St. Nikolai, er ging mittags in die Kirche, sah auch den Geist und rief ihn an, was er hier suche. „Ich suche den verlorenen Weg!" antwortete das Gespenst des unseligen Ökonomus; da faßte den Prediger ein kalter Graus, der Mut verließ ihn, und er schrie zurück: „Dann such er, bis er ihn findet!" Damit eilte er schleunigst aus der Kirche und ging zu seinem Amtsbruder, dem Präpositus Schertling. Als der das merkwürdige Erlebnis hörte, tadelte er in seiner ruhigen Art den Prediger, daß er erst frage und dann eine solch törichte Antwort gebe, machte sich dann selber auf den Weg, um dem Suchenden ein rechtes Wort zu schenken. Das hat der gute alte Präpositus denn auch fertig gebracht, und seit der Stunde ward der irrende Geist nimmer gesehen.

Ein Gottesurteil / Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wütete in Wittenburg während eines fürchterlichen Unwetters ein großer Brand, der einen Teil der Stadt in Asche legte, die Reichen arm und die Armen noch ärmer machte. Die Erregung in der Bürgerschaft war sehr groß, man glaubte allgemein, es handele sich um Brandstiftung, und wirklich brachte ein besonders zorniger Trupp einen Arbeiter vor den Rat, den man des Verbrechens beschuldigte. Er leugnete; da legte ihm der Rat die Feuerprobe auf. Er mußte eine glühende Pflugschar in seiner nackten Hand hochhalten; falls er keine Brandwunden davontrug, so sollte seine Unschuld als erwiesen gelten. Lächelnd hob der Arbeiter das weißglühende Eisen, und siehe da, es verschwand vor den Augen der erstaunten Menge und ward nicht mehr gesehen. Die Hand war unverletzt, und unter dem Jubel des Volks ward der Mann freigelassen. Nach Jahren fand ein Arbeiter beim Ausbessern der Straße das damals verschwundene Eisen im Sande und verbrannte sich, da es noch immer weißglühend war. Seine Genossen eilten herbei, entsannen sich sofort der Pflugschar und des Gottesurteils und schleppten ihn, der seine Tat

augenblicks gestand, vor den Richter, und er wurde nach drei Tagen vom Leben zum Tode gebracht. Erst jetzt erkaltete das Eisen und ward noch lange Zeit auf dem Rathause zu Wittenburg gezeigt.

Der versunkene Hof / Bei Kröpelin liegt die Seggwiese, an deren Stelle, behaupten alte Leute, soll ehmals ein See gewesen sein. Und bevor der See da war, hat dort ein Hof gestanden, der hat einem reichen geizigen Bauern gehört. Noch geiziger als der Mann war die Frau, die keinem Bettler auch nur eine trockene Rinde Brots gab. Einst kam in ihre Stube ein armer Greis und bettelte, sie aber verschwor sich, sie habe nichts, Fleisch und Geld habe sie überhaupt nicht, das Brot sei noch im Backofen. Der Greis zog die Wollhandschuhe ab und zeigte seine entsetzlich dürren Hände, hob sie flehentlich auf und bat wenigstens um ein Ei, da draußen doch so viele Hühner umherliefen, aber das Weib schrie voller Zorn: „Ich will mit meinem ganzen Hof versinken, wenn ich auch nur ein Ei im Hause habe!" Sie hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, da fühlte der Bettler sich wundersam emporgehoben und aus der Stube getragen. Als er sich von seinem Schreck erholte, stand er am Ufer eines Sees, den er nie zuvor gesehen hatte, und darauf schwamm ein Stuhl mit einer Tonne voll mit Eiern, auf der Stuhllehne aber waren seine Wollhandschuhe. Er nahm sie herunter und ging bekümmert seines Weges, erschüttert von dem Gericht Gottes und selbst seines großen Hungers vergessend.

Der Schäferstein / Auf dem Rittergut Dammersee bei Brahlstorf steht ein Stein, der ist wie ein Mensch gebildet. Er soll die verwünschte Gestalt eines früheren Schäferknechts des Gutes sein. Dem gab sein Herr Brot und Käse mit aufs Feld, und die ewigselbe Speise ekelte den Knecht schier an. Das Brot war ihm weniger zuwider, darum nannte er es den lieben Herrgott, aber der Käse widerstand ihm ganz und gar, drum hieß er ihn den grünen Teufel. Eines Tages wars ihm zuviel, er sah das liebe Vieh wohlgemut grasen, obzwar es auch das ganze Jahr einerlei Speise fraß, ein heller Zorn faßte ihn, er nahm den Käse, schleuderte ihn wie eine Kegelkugel den Berg hinunter und warf das Brot hinterdrein: „Renne, grüner Teufel, der liebe Herrgott ist hinter dir!" Der war allerdings dahinter, aber nicht hinter dem Käse, sondern hinter dem Knecht. Den durchrieselte es kalt bis ins Herz, seine Pulse stockten, seine Muskeln wurden steinern, er brauchte sein Leben keinen Käse mehr zu essen, denn er stand auf ewig als regloser Felsen da.

Der Drache als Diener / Ein Bauer in Prislich hatte mit dem Satan ein Bündnis gemacht und ihm seine Seele verschrieben. Dafür mußte der Teufel dem Bauern einen Drachen stellen, der ihm alle möglichen Reichtümer herbei-

holen mußte, so oft der Bauer wollte. Korn, Stroh, Mehl, Butter, allerlei schöne Dinge kamen so nach Prislich durch die Luft angesegelt und vermehrten den Reichtum des ohnehin Wohlhabenden bis zum Überfluß. Der Schäfer des Ortes, ein pfiffiger Kopf und zauberkundig, brachte es öfters zuwege, den Drachen vorher abladen zu lassen, so daß die geizigen Bauernwünsche in alle Winde zerstreut wurden. Der Drache und sein Meister planten nun eine schreckliche Rache für die schäferliche Unbill; der Drache belud sich mit einer ungeheuren Fracht mit Läusen, mit denen er das Dorfvieh zu verderben gedachte. Mit der Sammlung hatten Teufel und Drache eine Zeitlang zu tun, und der Schäfer wiegte sich schon in der Hoffnung, den Drachen auf immer vertrieben zu haben. In diesem Sinne wachte er nachts nicht mehr so oft und lag zu Bett, als der Drache mit seinem Ungeziefer angebraust kam. Aber zufällig war ein anderer Prislicher draußen, sah den Drachen und tat, was er von dem Schäfer so oft gesehen und gehört hatte. Er machte seine Sache recht gut, aber nicht so ganz genau; der Drache mußte zwar abladen, jedoch seine Last fiel auf seinen Bezwinger und verschaffte dem ein Jucken, wie er es sein Lebtag nicht gehabt hatte. Wenige Tage darauf starb zur Freude des Dorfes der alte geizige Bauer und wurde vom Teufel eigenhändig abgeholt. Da hatte der Drache nichts mehr in Prislich zu schaffen, sonst wär es den guten Leuten vielleicht doch noch einmal schlecht bekommen.

Der Bannmantel / Ein armer, frommer Knabe zu Friedland ward nach dem Tode seiner Eltern vom Armenvogt aus dem Dorf gejagt und konnte sehen, wo er unterkam. Bei anbrechender Nacht legte er, den Tränen und Wandern ermüdet hatten, sich unter einem hohen Baum zum Schlummer nieder und wurde von einer Räuberbande gefunden. Der Hauptmann der Bande besaß einen Zaubermantel, wen er damit bedeckte, der war gebannt und mußte ihm zu Willen sein. Diesen Mantel warf er über den Knaben und entfernte sich. Als nun der Junge aufwachte, vermochte er kein Glied zu regen und geriet über diese Seltsamkeit in kalten Schweiß, bis die Räuber zurückkamen und ihn erlösten. Sie führten ihn in eine große lampenhelle Höhle und stellten ihn ihren Genossen vor; dann gaben sie ihm zu essen und legten ihn auf ein Mooslager, damit er sich von den Anstrengungen des langen Tages erhole. Sie selber setzten sich trinkend und ratschlagend um den langen Tisch. Aber den Jungen floh der Schlummer, sein reines Gemüt fand in dieser verpesteten Luft keine Ruhe, er horchte auf die Stimmen der Fremden und hörte zu seinem Schrecken einen Plan, in dem ihm selber schon eine Rolle zugewiesen war. Es ging um einen Raubmord an dem den Räubern verhaßten Ritter von Bertikow auf Schloß Pleetz; der Knabe sollte sich tags in das Schloß schleichen und nachts, wenn alles schlafe, ihnen die Tür öffnen. Dem Jungen wurde angst und bange, er gedachte seiner guten Eltern, die ihn zu Besserem als zum Räuberhandwerk aufgezogen hatten, und er betete zu Gott in reinem Glauben. Am

Morgen machten sich die Räuber schwer bewaffnet auf den Weg und schleppten den Knaben mit. Der kam auch unbemerkt ins Schloß, setzte sich auf einen Schrank in der Diele und wartete auf die Dunkelheit. Er hörte die Schloßuhr durch die tiefe Stille schlagen und weinte fast vor Angst bei dem Gedanken, die Räuber würden nun kommen und Einlaß begehren. Stärkte sich wiederum im Gebet und gewann endlich die Kraft, den Anschlag der Bösen zu vernichten. Lange tappte er vergeblich in den finsteren Gängen umher und gewahrte schließlich ein Licht; da saß Susanne, die älteste Dienerin des Schlosses, und spann in der stillen Nacht an ihrem Sterbehemde. Bei solchem Tun erschreckt der Mensch vor nichts, sie sah den fremden Jungen ruhig kommen und ließ sich berichten, was er wußte. Dann eilte sie, die Bewohner zu wecken, und indes die Räuber schon am Tor standen und von dem zitternden Jungen eingelassen wurden, nahm sie der Schloßherr mit seinen Leuten in Empfang und fing sie samt und sonders. Sie wurden in einen Turm gesperrt, jedoch am Morgen, als der Junge im Garten spielte, zog ihn der Zauber abermals mit unwiderstehlicher Gewalt, so daß er an den Turm eilen mußte. Und wieder rettete er das Schloß Pleetz; er sah, wie ein Brieflein in den Turm geschleudert ward, und als man nachsah, fand man den Brief im Munde des Räuberhauptmanns, der bei der Untersuchung so verdächtig still geschwiegen hatte. Es war darin geschrieben, daß ein Knecht des Ritters die Räuber befreien wollte, die dann das Schloß stürmen und in ihre Gewalt bringen konnten. Der Ritter von Bertikow dankte ihm sehr und hätte ihn gern von dem eigentümlichen, durch nichts zu erklärenden Bann befreit, er ließ schließlich den Geistlichen holen, der ging furchtlos in den Turm und zwang durch sein Wesen die meisten Räuber in die Knie, daß sie ihre Sünden beichteten und auch den Zauber des Hauptmanns verrieten. Da nahm der Geistliche den Mantel und ging mit ihm an den Dorfweiher. Hier tauchte er ihn dreimal in die klare Flut, und siehe, der schwarze Mantel färbte sich schneeweiß. Dann legte ihn der Pfarrer noch einmal auf das Wasser, da versank der Mantel für immer, nur ein bläulich rotes Flämmchen zuckte noch aus der Tiefe auf. Von dem Knaben wich der Bann, er blieb auf dem Schlosse, wurde mit den Kindern des Ritters erzogen und folgte ihm später als treuer Knappe in das Feld. Der Herr von Bertikow kam zu hohen Ehren, um seiner Verdienste für seine Heimat ward ihm sogar die Würde eines mecklenburgischen Erbmarschalls zuteil. Die Räuberbande, um es noch zu sagen, wurde auf dem Richtplatz zu Friedland vom Leben zum Tode gebracht.

Die drei Unheimlichen / In Schnee und Nebel fuhr der Postwagen von Berlin nach Altstrelitz, er war leer, und der Postillon fror auf seinem Sitz und wünschte sich wenigstens ein Böcklein, das heißt einen blinden Fahrgast, der heimlich und ohne das Postgeld zu zahlen gegen ein Trinkgeld zu ihm in den Wagen stieg. Es kam aber niemand; da ward er ganz schwermütig, die Peitsche wollte nicht knallen,

das Hörnlein nicht schallen, und er tat recht daran, in dieser verzweifelten Stimmung beim Krug von Groß-Trebbow anzuhalten und einen Rum, einen Kümmel und einen spanischen Bittern in seinem kalten Magen zu vereinigen. Da mochten sie sehen, wie sie ihn zu dreien warm bekamen. Als es dann wieder weiter ging, durch endlosen, tief verschneiten Tannenwald, durch frostkalten Nebel und stiebende Flocken, überkam den Armen trotz aller inneren Glut seine betrübliche Einsamkeit schlimmer als zuvor, und er freute sich, als er in der Ferne eine Gestalt erblickte. Als er aber näher kam, war es ein riesenlanger weißer Mann, der bittend die Hände hob. Dem Postillon ward es unheimlich zumut, er schlug auf die vier Mecklenburger ein und jagte davon, wie Eis rann es ihm über den Rücken. Nicht lange danach trat ein purpurroter Mann an das Sattelpferd und begehrte mit hochmütiger Gebärde, mitzufahren. Dem Postillon fuhr es wie hundert Kugeln durchs Herz, er brauste davon und aus der Nähe des Unheimlichen, daß der Schnee in dichten Wolken über seinen Mantel stäubte. So kam er in den Grund vor Düsterfuhrt, da stand ein langer dunkler Mann und hob die Hand, den Wagen zu öffnen, und es war nur ein Glück, daß fast gleichzeitig der Krüger von Düsterfuhrt ankam und besorgt nach dem Postillon ausschaute, da versank der Fremde wie in den Boden gestampft. Dem Postillon schmeckte in Düsterfuhrt nicht Speise noch Trank, und als er zwei Stunden später in Fürstenberg einfuhr und sich umblickte, gewahrte er im Wagen den weißen, den roten und den schwarzen Mann. Die Pferde rasten bis zur Posthalterei, als er dort den Wagen aufriß, saß niemand mehr drinnen; nur drei weiße Zettel flatterten heraus, auf denen stand geschrieben: „So hoch ich bin, so hoch der Schnee!“ Und auf dem andern: „Bis an die Knöchel watet ihr im Blut!“ Und auf dem letzten: „Es naht euch allen der schwarze Tod!“ Und so war es; Schneefall, Krieg und Pest kamen nacheinander nach Land Mecklenburg.

Die wunderbare Pflanze / An der Landstraße von Neubrandenburg nach Altstrelitz liegt im Zechowwald der Rodenkrug. Unweit davon liegt der Keulenberg, dessen eine Seite mit prächtigen Anlagen geschmückt ist. Früher sollen die Anlagen auf der anderen Seite gewesen, aber nachher verschüttet worden sein, und das hängt mit einer merkwürdigen Pflanze zusammen, die sich dort um die Mitternachtsstunde oftmals zeigte. Sie sah aus wie zwei menschliche Arme, die sich mit gerungenen Händen in die Höhe reckten, und unten sah man noch zwei mit Stacheln und Dornen besäte Menschenköpfe, die nie ganz zum Vorschein kamen. Mit dem Glockenschlag zwölf ist die Pflanze immer wieder verschwunden. Das Wunder von Keulenberge war weit und breit bekannt, es wehte ein schauerlicher Atem um diesen schönen Teil der Landschaft, der mehr und mehr gemieden wurde. Ein Pastor und ein Pächter aus der Nähe wollten sich einmal durch den Augenschein von dem seltsamen Leben der Pflanze überzeugen und gingen nachts an die betreffende Stelle. Beim ersten Schlag der Mitter-

nacht wuchs die Pflanze schnell empor, und alle schauderten. Der Pastor faßte sich und nahm seinen Stock, machte Kreuze über das sonderbare Gewächs und besprach es, fiel aber plötzlich ohnmächtig zu Boden. Der Stock war unten wie verkohlt, der Arm gelähmt und blieb es auch. Bald darauf wurden die Anlagen verschüttet und nach der anderen Bergseite verlegt. Über den Ursprung der Wunderpflanze herrscht Dunkel, nur das weiß man, daß an dieser Stelle einmal ein Meuchelmord begangen worden sein soll.

Der Pferdehirt vor Wallenstein / Ein pfiffiger Pferdehirt lag auf einem Kornsack unter dem blauen Himmel und schlief. Plötzlich schreckte ihn ein Geschrei auf, er sieht am nahen Flußufer einen Fuchs halb im Schlamm vergraben, und an seiner Hinterpfote hängt ein Hecht mit den Zähnen fest. Der will nicht aufs Land, der Fuchs nicht ins Wasser, und der Pferdehirt nahm sie alle beide, die offenbar versehentlich zusammengeraten waren, und trug sie aufs Güstrower Schloß, wo just der Wallensteiner seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Die erste Wache will den verdreckten Burschen nicht einlassen und wird erst mürbe, als ihr die Hälfte von dem zu erwartenden Geschenk versprochen wird. Ebenso erging es dem Hirten bei der zweiten Schildwacht, und dann kam er vor den Herzog. Er schüttete dreist und gottesfürchtig seinen Sack aus und meldete, hier brächte er etwas, was der Herzog in seinem ganzen Leben nie gesehen habe. Er mußte dem Lachenden erzählen, wie sichs zugetragen habe, konnte sich auch nur zusammenreimen, der Fuchs habe dem Hecht versehentlich ins Maul getreten. Der Friedländer gab ihm eine Gnade frei, da erbat sich der Pferdehirt fünfzig derbe Streiche mit doppelter Rute, und abermals lachte der Fürst laut auf, als er den Grund dieser seltsamen Bitte erfuhr, und ließ den beiden Wachen das Versprochene gleich auszahlen, ohne die Weiden zu schonen. Dann ließ der Herzog Wasser und Handtuch bringen, das brachte eine liebliche Zofe an, und als der Junge sich gewaschen hatte, sollte er noch einmal eine Bitte tun dürfen. Er hing das Handtuch der Zofe über die Schultern und erbat sich den Nagel, daran das Handtuch hänge. Der war ihm schon lange lieb. Der Wallensteiner war in Geberlaune und vertat den Nagel, nahm den Pfiffigen alsbald unter seine Krieger auf und machte ihn vor dem Feinde, als er sich mit der Hand so tapfer wie mit dem Maul erwies, zum Leutnant.

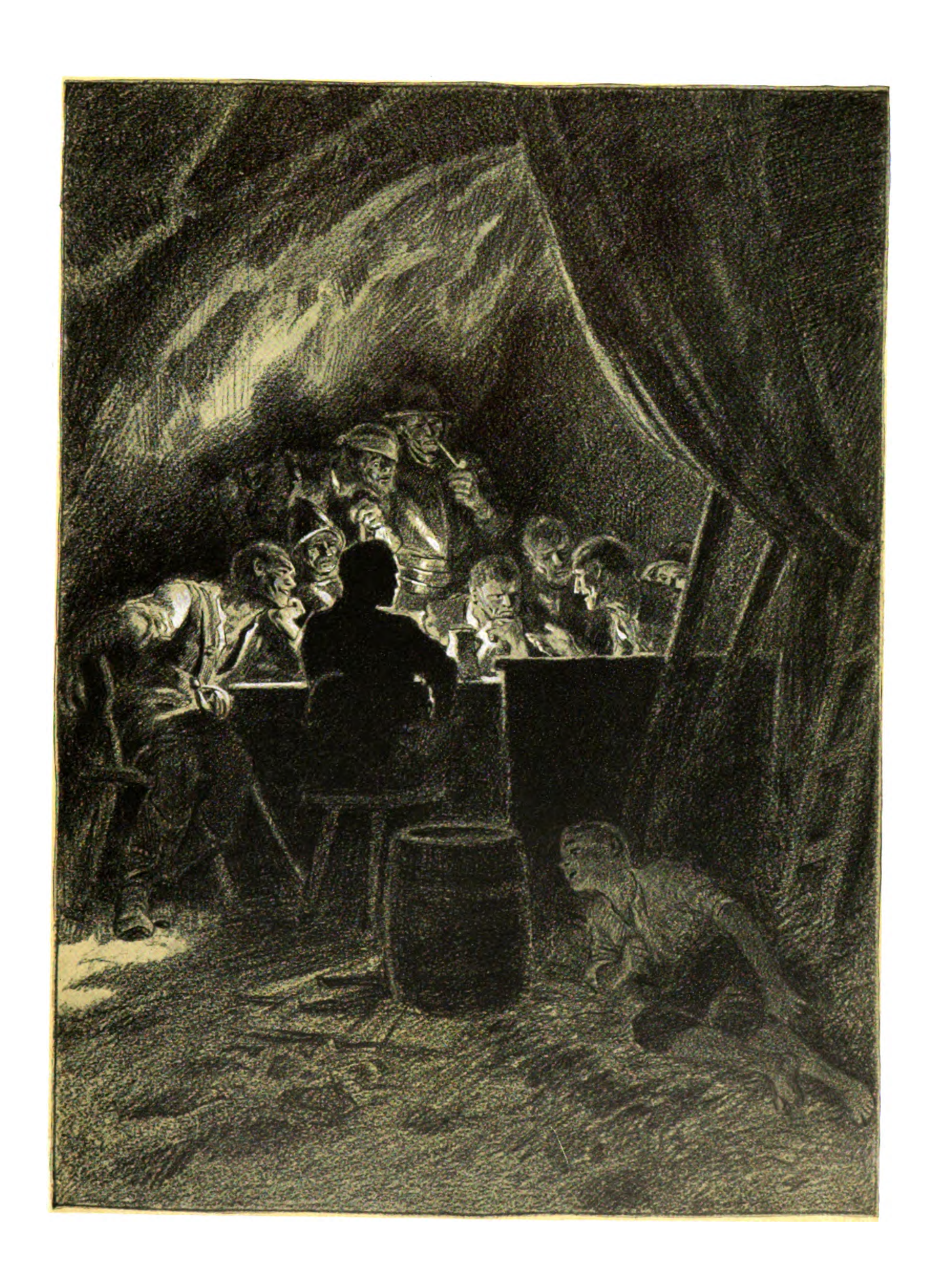
Der Räuber Röpke / In den Stahlbergen bei Crivitz lebte vorzeiten der Räuber Röpke. Seine Kraft und Kühnheit wurden vom Volksglauben in Zauberei verwandelt, und das verstärkte die Furcht vor ihm so, daß die Fuhrleute, die von ihm überfallen wurden, kaum an Gegenwehr dachten und sich willig abschlachten ließen. Oft hat man dem Unhold nachspüren wollen, aber der verschwand so schnell, wie er kam. Kam ein Wagen in die Nähe seiner Hausung, so gellte eine Glocke, als schrie wer unter der Erde, und die gewaltige Stimme des Räubers ergrauste: „Röpke mit sien

säben Köpp upn Disch!" Dann kam der Riesige selber, mordete und raubte, was ihm gefiel, und ward wieder von der Erde verschlungen. Eines Tages kam ein Jäger versehentlich in die Gegend des Hohlwegs und sah plötzlich den Räuber in der Ferne ankommen. Er versteckte sich hinter einen Baum und bemerkte, daß Röpke ungewöhnliche Bewegungen an dem Boden machte und kurz darauf verschwand, als sei er durch ein Tor in die Erde gestiegen. Der Jäger merkte sich die Stelle genau und zeigte den Behörden seine Beobachtung an. Die Bewohner der nächsten Dörfer wurden daraufhin aufgefordert, sich zu waffnen und dem Jäger zu folgen. Sie kamen an die bewußte Stelle, aber niemand vermochte einen Eingang in den Berg zu entdecken. Sie gruben indessen wacker drauflos und fanden wirklich einen dunklen Gang zu einer Höhle. Da stand Röpke und stellte sich grimmig den Verfolgern entgegen. Aber die ließen nicht nach; es waren zu viele dabei, denen er einen Verwandten erschlagen oder sonst ein Leids getan, sie packten ihn, wieviele er auch zu Tode stieß und verwundete, und schließlich machte ein Axthieb seinem Leben ein Ende. Da sah man die Höhle erst recht an. Sie war geräumig und mit Diebsgut gespickt. In der Mitte stand ein Tisch mit einer brennenden Lampe, um die sieben Totenschädel lagen. Über dem Eingang hing eine Glocke, deren Seil an den Hohlweg führte. Wahrscheinlich hatte Röpke Spießgesellen, die ihn benachrichtigten, wenn Fahrleute mit Waren ankamen oder vielleicht Gefahr im Verzug war. Von denen hat man aber nichts gehört. Das Beste in der Höhle aber war ein Faß, dem die Dauben und Reifen vor Alter schon auseinandersprangen. Aber die Flüssigkeit im Faß wurde durch eine dickliche Haut zusammengehalten und erwies sich als das beste Bier, das je einer getrunken hatte. Das Gold und Silber Röpkes soll in einem Hügel zwischen den Stahlbergen und der Flakenfurt vergraben liegen. Einmal im Monat, wird erzählt, sollen die Schätze brennen und von einem schwarzen Hunde bewacht jedem sichtbar sein. Ein beherzter Schmied hat es fertiggebracht, einige Glutkohlen abzurühren, die am Morgen reines Gold waren. Heut noch geht ein Grauen um den Ort, niemand mag gern bei Nacht dort vorübergehen.

Der Jungfernstein / Im Malchiner Walde liegt ein gewaltiger Feldstein, der Jungfernstein geheißen. Es ist ein Abdruck wie von einer Sohle darin, und der soll so entstanden sein: Zwei Liebende sind an dieser Stelle gestanden, der Bräutigam hat immer wieder seine Zweifel an der Unschuld seiner Holden gehabt, bis es der zu toll geworden ist und sie gerufen hat, sie sei so wahrhaftig unschuldig, als sie ihren Fuß nun in den Stein eintreten werde. Und wirklich zeigte sich alsbald die Spur ihres Trittes in dem harten Felsen und ist noch heut zu sehen. Auch noch ein anderer Eindruck soll sich auf dem Stein befinden, und eine andere Sage erzählt den Ursprung der beiden Vertiefungen ganz verschieden von der vorigen. Vor Jahrhunderten stand in Malchin ein wendisches Schloß, darin die letzte Wendenfürstin Wendogart herrschte.

Alle Wälder und Felder des jetzigen Malchin waren in ihrem Besitz, nur wegen des Waldes am Kumerower See geriet sie mit dem Raubritter Landolf in Streit. Landolf hatte auf einer Insel im See ein festes Schloß und fürchtete weder Gott noch Teufel. Zur endlichen Ausgleichung des Streites kam die Fürstin eines Tages mit vielen Zeugen im Walde von Malchin mit Ritter Landolf zusammen und beschwor mit feierlichem Eide vor allem Volk, daß der Wald ihr und ihrer Sippe immerdar gehört habe und nach ihrem Tode an die Malchiner fallen solle, nebst allen ihren Ländereien. Die Malchiner hörten solches Vermächtnis nicht ungern, dem Ritter aber lief die Galle über, er lästerte Gott und schrie, er gebe auf solchen Eid nichts, weil Gott doch nicht lebe. Empört rief die Fürstin dawider: „So wahr ich Fuß und Zepter in diesen Stein stoße, so wahr lebt Gott und so wahr gehört mir der Wald!" Und sieh, Fuß und Zepter sanken in den Stein wie in weiches Moos. Nun wäre der Wildeste zahm geworden, nicht so Landolf, der lästernd Gott verfluchte, daß er solche Zeichen zulasse. Aber kaum waren die Worte aus seinem Munde, da spaltete sich die Erde und begrub ihn, den sie nicht mehr tragen wollte. Zur selben Stunde versank Burg und Insel des Räubers, bei klarem Wetter leuchten durch die Wasser noch Türme und Zinnen.

Vom Teufel beim Wort genommen / In einem Dorf nahe bei Feldberg wohnte ein redlicher Knecht, der war mit einer leichtsinnigen Magd versprochen. Die Leute munkelten oft, sie verriete ihn und verkehre mit andern Liebhabern, aber der treue Johann merkte nichts, sparte und darbte, bis er die Braut heimholen konnte. Da ging er eines Abends mit ihr übers Feld und fragte endlich einmal dem Gerede nach. Sie solle ihm aufs Gewissen sagen, ob sie ihm immer treu gewesen sei. Sie beschwor es entrüstet und rief endlich, als er es immer noch nicht so recht glauben wollte, der Teufel möge sie holen, wenn es anders sei. Johann blickte besorgt in den Himmel, aber nichts regte sich, und seine Zweifel waren beruhigt. Der Hochzeitstag kam heran, und mit einemmal mischte sich unter die Zahl der Gäste ein fremder, reich und vornehm aussehender Herr und begehrte von der Braut die Ehre eines Tanzes. Sie sagte natürlich zu, und der Fremde wirbelte mit ihr in der Stube umher, immer schneller und schneller, und endlich aus der Kammer hinaus in den Hausflur und vor das Tor und in die Lüfte, daß den entsetzten Zuschauern das Herz im Leibe stockte. Johann faßte sich zuerst und versuchte seinen Gästen das Rätsel zu lösen. Er erzählte von dem frevelhaften Fluch seiner Braut, und allen wurde alles klar. Verstört fuhren sie auseinander. Am andern Morgen fand man die entstellte Leiche der treulosen Braut bei einer Schafhürde des benachbarten Feldes, und der Schäferknecht, der ihr Liebhaber gewesen sein soll, berichtete, er habe in der Nacht ein gräßliches Heulen vernommen, sei aufgestanden und habe bei hellem Mond gesehen, wie der leibhaftige Satan mit Johanns Braut durch die Lüfte getanzt sei und sie mit bösem Willen trotz ihres kläglichen Geschreis gegen die



Hürden und Pfähle gestoßen habe, daß ihr die Eingeweide aus dem Leibe gerissen wurden, bis sie keinen Laut mehr von sich gab. Dann habe er den entseelten Leichnam auf den Boden geworfen und sei mit gellendem Hohngelächter durch die Lüfte davongebraust.

Der schwarze See / Auf dem Gipfel der Schlemminer Berge liegt die Waldburg hoch über dem schwarzen Teufelssee, das ist ein kleines, aber abgrundtiefes Wasser. Einst pflügte ein Knecht des strengen Schlemminers den Acker seines Herrn und mußte ihn bei Strafe bis zum Abend fertig haben, aber sein Rößlein war alt und der Acker steinicht, und als es dämmerte, hatte er erst die Hälfte seines Tagwerks getan. Er peitschte auf die Mähre ein und fluchte sich schier um die Seligkeit, aber es half nichts, das Rößlein fiel vor Ermüdung schließlich um. Außer sich vor Zorn schrie der Knecht, der Teufel möge seine Seele holen, wenn er ihm nur helfe, den Acker fertig zu stellen. Sofort kam ein kohlschwarzes Pferd vom Seeufer herangebraust, tänzelte um den Lästerer und ließ sich statt des erschöpften Gaules einspannen. Nun ging es in schwindelnder Eile von einer Furche zur andern, ohne Makel, ohne Tadel ward der Acker bestellt, aber der Knecht war fast in Schweiß gebadet und kaum noch fähig, seine Glieder zu gebrauchen. Er schwang sich mit Mühe auf den Rücken des Rappen, doch kaum war er oben, da brauste das Höllenpferd mit ihm davon, daß die Funken stoben, und raste mit ihm in den See, wie sehr der Knecht auch tobte und schrie. Roß und Reiter und Pflug stürzten in die Wasser und tauchten nie wieder auf. Seit dieser Begebenheit soll das Wasser im See trübe und dunkel geworden sein, daher auch sein Name.

Der wilde Jäger Jenn / Auf dem Pachthof Sabel bei Stargard wohnte vorzeiten ein adeliger Bauer, bei dem kehrte plötzlich allerlei Unglück ein. Sein Vieh ging zurück und starb, und wenn es am Leben blieb, gab es keine Milch. Fest stand, eine Hexe war im Spiel und tat dem Bauern einen Schabernack nach dem andern an. Alles Besprechen half nichts, der Bauer verzweifelte schier. Da stand er eines Abends in seinen schweren Gedanken am Kreuzweg und sah ein Weiblein in wilder Hast auf sich zukommen. Er erkannte sie sogleich an ihren langen Nackenflechten als Hexe, sie beschwor ihn mit Bitten und Betteln, ihr über den Kreuzweg zu helfen. Gutmütig wie die Mecklenburger sind, griff der riesenstarke Bauer das Weiblein bei den Flechten und warf es über den Weg, denn das war die Art der Hexen, über das Kreuz zu kommen. Kopfüber stürzte sie fort und verlor sich in der Dunkelheit. Indes der Bauer ihr noch nachstarrte, scholl mit einemmal Rosseswiehern und Hundegebell hinter ihm, der wilde Jäger Jenn brauste auf seinem kohlschwarzen Hengst heran, hielt vor dem Bauern und fragte freundlich, ob nicht eben ein altes Weib vorbeigekommen sei, und ob

er dem über den Kreuzweg geholfen habe. Der ehrliche Alte sagte ja, und da bat ihn Jenn, ihm und seinen Tieren ebenfalls hinüberzuhelfen, es solle sein Schade nicht sein. Erst wollte der Bauer nicht an die grimmigen Hunde heran, ließ sich aber schließlich bereden und streichelte einen, der es sich willig gefallen ließ. Dann packte er sie und warf sie über das Kreuz, aber den Reiter und sein mächtiges Roß hinüberzubringen ging ihm über den Spaß. Endlich ging Jenn von den Bitten zu Drohungen über und befahl dem Bauern bei seinem Leben, wenigstens den Versuch zu machen. In seiner Herzensangst tat der es, und siehe, der Hengst und sein Reiter wurden leicht wie eine Feder in seiner Hand und ließen sich weit über den Kreuzweg schleudern. Jenn brüllte ein Dankauchschön und schrie, der Bauer möchte einen Augenblick seiner warten. Es dauerte nicht lange, so kam der wilde Jenn zurückgesprengt, quer vor sich auf dem Pferde hatte er die von den Hunden und Rosseshufen arg zerschundene Leiche des Hexenweibleins, der das schwarze Blut aus hundert Wunden strömte. „Sieh her," schrie der Jenn, „hier hast du die Verderberin deines Viehs! Nun gib acht, dein Hof wird höher blühen als je zuvor und so gedeihen, daß du deine Freude daran haben sollst." Damit riß er der Hexe die beiden Nackenflechten aus und gab sie dem Bauern, daß er sie zum Andenken für sich und sein Geschlecht aufbewahre, und sprengte mit seiner blutigen Beute davon. Richtig kehrte bei dem Bauern das Glück ein, und da er treu und fleißig war, hielt es auch an und blieb ihm selber treu bis an sein selig Ende.

Bürgermeister Hörnig

/ Vor ein paar hundert Jahren hatte die Stadt Waren einen Bürgermeister Hörnig, der war böse wie keiner sonst. Er hatte kein Gewissen, war grausam und ungerecht, waltete in seinem Amte mit willkürlicher Strenge und scherte sich um Gott und Teufel nicht. Die Warener beschwerten sich beim Landesherrn, und schon war eine Untersuchung anberaumt, da hieß es mit einemmal, der Bürgermeister Hörnig sei verstorben. Das war den Warenern am liebsten, sie begruben ihn in aller Stille, aber Ruhe hatten sie nicht, denn nun begann sein Geist sie zu belästigen. Magistrat und Geistlichkeit nahmen sich der Sache nach Kräften an, konnten aber nichts ausrichten. Da ließen die Warener einen berühmten Banner aus dem Lande Sachsen kommen. Es kostete sie ein schweres Geld, denn das Reisen war damals nicht so einfach. Aber der Mann verstand seine Kunst, schlich mit einem Sack in das Bürgermeisterhaus und fing den Geist auch richtig. Lächelnd trat er vor die Warener und fragte sie, wohin er den Geist bannen sollte, und es ward dem Bürgermeister Hörnig der Schweinewerder als ewige Wohnung zugewiesen. Der lag eine Meile von Waren unweit Eldenburgs an der Elde. Hier zog der Banner einen Kreis, darin durfte sich das Gespenst bewegen, und damit es ihm nicht langweilig würde, wies ihm der Sachse Feuersteine zum Klopfen zu. Über den Kreis kann Hörnig nun nicht hinaus, man hört ihn sehr oft fleißig mit den Feuersteinen beschäftigt und findet auch manchmal einen, den

er wie einen Flintenstein zugehauen hat. Kommt ein Mensch oder ein Vieh auf den Schweinewerder, so geht es ihm heut noch schlecht und er wird von dem Geist und seiner Boshaftigkeit genug geplagt.

Die Glocke von Vellahn / Jetzt haben die Vellahner drei Glocken, aber es gab eine Zeit, da hatten sie nicht eine, obgleich die Meister in Hamburg, Lübeck und Bremen nur auf eine Bestellung warteten. Die Vellahner konnten keine bestellen, denn sie hatten kein Geld. Sie versuchten es mit Beten, und allsonntäglich stiegen ihre heißen Worte zum Himmel. Eines Sonntagmorgens während der Andacht kommt der Schweinejunge atemlos ins Dorf gelaufen und meldet, seine Schweine seien verrückt geworden, sie stünden im Kreise um die große Sau und scharrten lautlos in der Erde, als läge dort ein Schatz, und ihm schiene, das sei eine Glocke. Da ging die Predigt schnell genug zu Ende, Pfarrer und Gemeinde eilten was sie konnten auf den Schweineanger, da lag vor ihnen die schönste Glocke, funkelnd wie Silber und makellos, als sei sie eben erst aus der Form gekommen, und am Rande war eine Inschrift, die niemand lesen konnte. Ja, wahrhaftig, so hat es sich zugetragen, und die Glocke hängt heute noch im Glockenstuhl von Vellahn, und ist die größte und allerschönste der drei Glocken.

Vom waghalsigen Kantor / Früher lag um die Kirche zu Altstrelitz ein Friedhof, und in dem Schulhaus davor hatte der Kantor seine Wohnung. Der sah einmal um Mitternacht von seinem Fenster aus, wie eine Leiche aus ihrem Grabe stieg, ihr Sterbehemd auszog und von dannen ging. Sie kam aber bald zurück, zog ihr Hemd wieder an und verschwand in ihrer Gruft. Das geschah drei Nächte, beim drittenmal schlich der waghalsige Kantor aus seiner Wohnung und holte das Hemd fort. Der Tote kam zurück, fand seine Kleidung nicht und machte einen fürchterlichen Lärm. Er schien bald herauszuhaben, wer ihn bestohlen hatte, stellte sich unter des Kantors Fenster und zwang den Dieb mit entsetzlichen Drohungen, ihm das Hemd selber wieder vor die Tür zu bringen. Lang widerstand der Kantor, dann wandelte ihn doch wohl die Furcht an, er ging auf den Friedhof und gedachte leichten Kaufes davonzukommen. Aber der Tote sprang ihm auf den Nacken und jagte ihn in die Kirche zum Altar hin. Dreimal mußte der Kantor die Worte sagen: „Vergessen und vergeben!" Und dreimal rief eine Stimme aus der Ferne dawider: „Vergeben, aber nicht vergessen!" Darauf eilte der Tote mit dem Kantor wieder vor die Tür, gab ihm noch zwei schallende Ohrfeigen und ließ ihn liegen. Der Kantor soll daran erkrankt und gestorben sein.

Klas Panz / Bei Schwaan liegen die Höfe Cambs und Tatschow, und vor langen Zeiten sollen die Besitzer in Grenzstreitigkeiten gelegen haben, die nur durch einen Eid alter Leute, die vielleicht die wahren Markscheiden noch gekannt hätten, aus-

getragen werden konnten. Es wollte sich zu diesem Eid niemand finden, außer dem alten Bauern Klas Panz, der zu ungunsten der Tatschows schwor, und zwar wissentlich falsch, sei es, weil er ihnen feindlich war, sei es, daß ihn die Cambs bestochen hatten. Kurz, die Vorsehung nahm seine Bestrafung in die Hand. Er starb, aber sein Geist irrte seit der Zeit ruhelos auf dem Kannenberge zwischen Cambs und Tatschow umher, meist in Gestalt eines schwarzen Pferdes. Ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts bemerkte der Schäferknecht zu Cambs, Christian Meink, wie sich des Nachts ein Rappe an seiner Schafhürde scheuerte und die Schafe geängstigt mitten in der Hürde zusammengeschart standen. Er nahm einen Prügel und wollte das Roß vertreiben, da verwandelte es sich plötzlich in eine menschliche Gestalt. „Was willst du hier?" schrie der Schäferknecht mutig. Dumpf erwiderte das Gespenst: „Ich will die Grenzscheide wahren!" „Welche?" fragte Christian Meink, und darauf die Erscheinung: „Ich bin Klas Panz. Du wirst vielleicht gehört haben, daß ich vor langer Zeit diesen Acker falsch beschworen habe und dafür hier umherirren muß, bis der Prediger auf mir in die Kirche reitet. Hilf mir! Im Spätherbst werden Pferde auf die grüne Saat des Pfarrers kommen, ich bin dabei. Pfände die Pferde und bringe sie auf die Pfarre zu Cambs. Wenn sie wieder ausgelöst werden, bleibe ich zurück, und du mußt den Pfarrer bitten, daß er auf mir in die Kirche reitet und mich erlöst. Gib mir deine Hand darauf!" „Der Stock ist gerade so gut wie die Hand!" sagte der vorsichtige Knecht und hielt dem Geist seinen Schäferstab hin, der antwortete, dann sei sein Wort so gut wie die Hand, tauchte in den nahen See und verschwand. Christian Meink ging den Tag darauf sofort zum Pfarrer und erzählte ihm Erlebnis, der schüttelte ungläubig den Kopf. Im Herbst wurden die Pferde richtig gepfändet, als sie auf die Saat des Pfarrers gerieten, aber der kümmerte sich nicht darum, und Christian Meink ließ sie wieder laufen. ~ Ein anderer Knecht eggte eines Tages am See und sah dort ein prächtiges schwarzes Pferd. Gutwillig ließ es sich vor die Egge spannen und eggte den ganzen Acker in die Länge; als es aber dann übers Kreuz eggen sollte, riß es sich los, schäumte wie wild und stürzte sich mit der Egge in den See. Die hat da noch lange herumgeschwommen. Keiner wollte nach der Zeit mehr Pferde, die über die Saat gerieten, pfänden, aus Angst, Klas Panz möchte darunter geraten; und wirklich soll auch immer ein kohlschwarzer, riesenmäßiger Hengst dabei sein, das niemandem zugehört, und heute noch irrt Klas Panz unerlöst.

Buchenwinterlaub / Es war einmal ein Mann, der war so arm und hungrig, daß er vor Not nicht mehr aus noch ein wußte. Er verzweifelte und verschrieb dem Bösen seine Seele um das irdische Wohlleben. Die Frist ward nicht allzulange gesetzt, nämlich bis zu dem Tag, da auf keiner Buche mehr ein Blatt zu finden sei. Zu der Zeit verlor die Buche noch ihr Laub wie die anderen Bäume. ~ Die Not war zu Ende, das Haus klang vom Gelde, glücklich war der Mann nicht. Er dachte an

seinen Vertrag und sein verscherztes Heil, und reuevoll wandte er sich an den, der allein Hilfe geben konnte. Der Laubfall kam indes, aber die Buchen verloren in diesem Jahr kein Blatt. Dem Teufel wurde die Zeit zu lang, er rüttelte die Bäume, er kam mit Stürmen und Brausen, er tobte den ganzen Winter so gewaltig, daß selbst alte Eichen brachen; doch das Buchenlaub blieb. Da kam der Frühling und trieb neuen Saft in die Äste. Der Satan versuchte noch einmal sein Heil und blies, doch als das letzte braune Blättlein gefallen war, stand die Buche schon in neuem Kleide da und spottete seiner. Und so ist es geblieben, sehr zum Ärger der Hölle, denn die Seele konnte sie nun mal nicht bekommen. Noch heute scheint es den Teufel zu jucken, wenn er winters die braunen Buchenwälder sieht, und er heult und rasselt im Geäst, als sollte es ihm doch noch gelingen, Gottes Willen zu brechen.

Die Bernsteinnixe / Bei Waren liegt ein herrlicher See, die Müritz, und darinnen ein Bernstein, hoch wie ein Haus und von wundervoller Reinheit. Zwar hat ihn niemand erschaut, und kaum wird auch jemals ein menschliches Auge auf ihm ruhen, da er von einer Nixe des Sees Tag und Nacht eifersüchtig bewacht wird. Tief auf dem feuchten Seegrund, neben ihrem Schatz, hat sie eine Wohnung aus lauter kleinen Bernsteinstückchen, daran die Müritz reich war und von denen sie heute noch ab und zu welche ans Ufer wirft. Die Schwestern der Nixe haben ihr geholfen, den mächtigen Bau zu vollenden, und haben ihr aus allen Ecken des Sees die Stückchen zusammengetragen. Dies Haus ist klar und durchsichtig wie ein Sommerhimmel, und die Nixe kann aus ihm gut beobachten, ob ihr Kleinod in Gefahr steht. Niemand darf sich ungestraft ihrer Wohnung nähern, und fährt doch ein Nachen einmal unvorsichtig über die Stelle, so hält ihn die Nixe mit unsichtbaren Händen, daß er weder vor noch rückwärts kann, und die darin sitzen, können noch vom Glück sagen, wenn sie nach geraumer Zeit wieder erlöst werden und mit dem bloßen Schreck davonkommen. Wer aber die Stelle wußte und dennoch verwegen sein Boot darüberlenkte, wurde von den Wassern verschlungen und nicht mehr ans Ufer gespült. Heute weiß kaum mehr einer die Stätte anzugeben; aber es soll noch geschehen, daß harmlose Bootsfahrer plötzlich trotz allen Ruderns auf dem Wasser stille liegen und erst nach Stunden loskommen.

Die Teufelsmühle bei Neu-Brandenburg

Vor alters lagen im dichten Laubwalde bei Neu-Brandenburg zwei Wassermühlen, davon wurde eine die Teufelsmühle genannt, weil der Teufel ihr Besitzer war. Er hatte mit dem andern Müller einen Vertrag geschlossen, daß der an jedem Monatsersten dem Bösen eine Seele überliefern sollte, und der Vertrag wurde getreulich gehalten. Der Müller kam aber mehr und mehr in Verruf, da seine Gesellen alle rasch und spurlos ver-

schwanden. Eines Tages kam ein Geselle aus Schwabenland zu ihm gewandert, hatte keinen Pfennig mehr in der Tasche und suchte um jeden Preis Arbeit. Der Müller nahm ihn sofort und sagte ihm, er habe weiter nichts zu tun, als an jedem Monatsersten ein Fuder Sägespäne nach der Teufelsmühle zu fahren. Die leichte Arbeit wollte der Geselle mit Freuden tun und fuhr am ersten des Monats mit seiner Ladung ab. An der Teufelsmühle erschien ein Herr in weitem Mantel und befahl, die Sägespäne in eine tiefe Grube auf dem Hof zu werfen. Dorthinein hatte nämlich der Böse, denn er war es, sonst die armen Gesellen gestürzt. Seine Augen brannten schon im Verlangen, wieder eine reine Seele zu bekommen, aber noch hatte er sie nicht. Der Geselle hatte schon zuviel von den seltsamen Mühlen gehört, und der fremde Herr gefiel ihm gar nicht. Er weigerte sich, die Fuhre abzuladen, denn dazu sei er nicht gedungen, und dem Teufel blieb nichts anderes übrig, als es selber zu tun. Kaum aber bückte er sich über den Abgrund, da erspähte der Schwabe den Pferdefuß und warf den Höllenfürsten jählings hinunter. Gräulicher Schwefeldampf stieg aus der Grube, mit donnerndem Geprassel stürzte die Mühle, Flammen schossen aus den Gebäuden, und von dem ganzen Besitztum blieb nichts übrig. Der mutige Schwabe zog erleichterten Herzens mit seinem Gespann von dannen.

Die weiße Dame zu Alt-Rehse / Im Herrenhause zu Alt-Rehse bei Penzlin stieg jede Mitternacht aus dem Keller eine weiße Dame, in der einen Hand einen Leuchter, in der andern einen Bund Schlüssel, ging still durch das ganze Haus und verschwand wieder im Keller. Verschlossene Türen taten sich vor ihr geräuschlos auf und schlossen sich wieder von selbst. Den Nachtwächter vom Schlosse graute es jedesmal, wenn er seinen Dienst antreten sollte, aber er wurde es nach und nach gewohnt und wurde auch nie im geringsten belästigt. Einmal faßte ihn aber doch der Schreck, er war nämlich ein bißchen eingenickt und wachte gerade auf, als die Gestalt neben ihm stand. In seiner Bestürzung entglitt es ihm: „Wo karrt dich der Teufel wieder her?" Und das bekam ihm übel. Von selber Stunde an ward sein Kopf so dick wie ein Faß, er konnte vier Wochen seinem Dienst nicht nachgehen. Er teilte dem Inspektor sein Erlebnis mit, der wollte es nicht glauben, da er erst kurze Zeit auf Alt-Rehse war, blieb die folgende Nacht mit den Knechten in der Leutestube auf und wartete auf die Mitternachtsstunde. Glock zwölf kam da die weiße Frau, ging still durch die Leute durch und verschwand endlich wieder im Keller. Jetzt mußte der Inspektor es glauben, er erzählte sein Erlebnis und bekam den guten Rat, im Keller nachzuforschen, vielleicht wäre dort jemand begraben und könnte keine Ruhe finden. Darauf gingen einige Beherzte der weißen Dame nach und merkten sich die Stelle in den Gewölben, wo sie spurlos verschwand. Andern Tages ließ man nachgraben und fand ein menschliches Gerippe. Das sollte einer Wirtschafterin gehören, die vor langer Zeit meuchlerisch die Treppe hinuntergestürzt worden war. Man hatte sie heimlich im Keller verscharrt und das Gerücht

ausgestreut, sie sei davongelaufen; nun konnte das unschuldige Blut keine Ruhe finden. Das Gebein ward auf den Kirchhof gebracht und christlich begraben, danach hat niemand mehr etwas von dem Gespenst gehört.

Die bleiche Magd / Ein Küster in der Marienkirche zu Rostock machte es sich bequem und ließ, anstatt im Winter des Morgens um sechs Uhr seinen Dienst zu tun, die Betglocke von seiner Dienstmagd läuten. Der Glockenstrang hing mitten in der dunklen Kirche, und von einem Dutzend Mädchen hätte diesen Dienst kaum eine verrichtet, aber des Küsters Magd war beherzt und kannte keinen Aberglauben. Ihr Bräutigam, ein Schustergeselle aus der Stadt, wollte ihre Tapferkeit einmal auf die Probe stellen, schlich ihr in ein Bettlaken gehüllt nach und winselte. Und ohne daß er es wußte, war ihm sein großer schwarzer Pudel gefolgt. Das Mädchen sah die weiße Gestalt und dahinter die schwarze mit glühenden Augen, erschrak zwar heftig, nahm aber ihren Mut zusammen und schrie: „Schwarzfuß greif Weißfuß! Weißfuß greif Schwarzfuß!“ Und kaum hatte sie das gesagt, da jagten die beiden Gestalten wie toll hintereinander her. Das Mädchen lief schleunigst von dannen und warf die schwere Türe hinter sich ins Schloß. Von dem Schreck hatte sie ihre schöne rote Gesichtsfarbe verloren und ward bleich wie eine Leiche, und nach drei Tagen war sie tot. Ihr Bräutigam und sein Hund wurden am anderen Morgen tot in der Kirche gefunden. ~ Als man die Arme, die nichts erspart hatte, ohne Sang und Klang beerdigte, läuteten mit einemmal alle Glocken des Marienturms, die Kirche war hell erleuchtet, die Orgel spielte sanft und lieblich ein Sterbelied, ohne daß Menschenhände sie berührt hätten. Das geschah um die Abendzeit, wann sonst die Wächterglocke gezogen wurde, und noch lange hieß es in Rostock bei ihrem Klang: Das bleiche Mädchen wird begraben.

Brand zu Boitzenburg / Vor Boitzenburg hatte ein Elbfischer sein kleines Häuschen. Er wanderte eines Tages nach Lauenburg, um ein Geschäft abzuwickeln, und seine junge Frau ließ sich indes die Arbeit am Butterfaß sauer werden, daß ihr der helle Schweiß vom Gesicht rann. Doch merkwürdigerweise wollte kein Körnchen Butter fest werden. Da fiel ihr ein, daß die Nachbarin während des Butterns ein kleines Vorhängeschloß aus Eisen ans Butterfaß hinge und so schnell und reichlich Butter gewann. Sie eilte über die Straße, sich das Zauberschloß zu erbitten, traf aber niemand zu Hause. Da hing das Kleinod an einem Spiegel, sie nahm es und ging wieder an ihre Arbeit. In wenigen Augenblicken quoll die goldgelbe Butter oben aus dem Fasse, doch der Frau ward es unheimlich ums Herz, schaudernd trug sie Butter und Butterfaß in den Keller und legte sich halb krank zu Bett. Abends kam ihr Mann von Lauenburg zurück und erfuhr die Neuigkeit. Er holte die Butter aus dem Keller und formte sie auf Tellern, und gerade standen die Teller Reih an Reih auf dem Tisch, da

klopfte es, und herein trat ein vornehmer Fremdling. Der grüßte freundlich, legte ein Buch auf den Tisch und sagte höflich, aber sehr bestimmt, sie hätten heute seine Hilfe in Anspruch genommen, nun müsse er fordern, daß sie ihre Namen in dies Buch schrieben. Er wolle ihnen übrigens weiter helfen. Gut, der Fischer holte sein Tintenfaß aus der Fensterecke und wollte zuerst unterschreiben, aber der Fremde erklärte, Tinte sei unnötig, er solle sein eigen Blut nehmen, ein Tropfen aus dem Finger täte es schon. Das war den biederen Leuten denn doch ein bißchen zu arg, in seiner Angst griff der Fischer hinter dem Rücken des Unheimlichen nach der Bibel und las laut einen Vers aus der Leidensgeschichte des Herrn vor. Da sprang der Fremde hoch auf, Blitze sprühten aus seinen Augen, und donnernd fuhr er zum Fenster hinaus, daß Glas und Kreuzholz splitterten. Sogar sein Buch hatte er bei der eiligen Flucht vergessen. Das brachte der Fischer anderen Tags zu seinem Pfarrer, da fand man denn dareingeschrieben eine übergroße Anzahl Boitzenburger, die einen Tropfen Blut und ihre unsterbliche Seele dem Bösen geopfert hatten. Sonntag darauf hielt der Pfarrer eine gewaltige Bußpredigt, die machte solchen Eindruck auf die Zuhörer, daß sie alle Gott den Herrn baten, sie um ihrer großen Sünden willen zeitlich zu strafen. Und noch lagen sie im Gebete, als eine Feuersäule am Himmel emporloderte und blutrot von Dach zu Dach leckte, der Feuerruf gellte durch die Straßen, die Kirche erdröhnte vor dem Geläut der Sturmglocken. Die entsetzte Gemeinde stürzte aus der Kirche und sah die Stadt in Flammen aufgehen, fast alle Häuser brannten nieder, die Rettungsversuche waren vergebens und wurden obendrein mit unsicheren Herzen geführt, da wenige gegen Gottes Strafgericht ankämpfen mochten.

Jäger Wod / In der Schweriner Gegend kam ein Bauer nachts trunken von der Stadt nach Hause. Er mußte durch einen Wald und hörte plötzlich in der Luft das Gelärm der wilden Jagd, das Getümmel der Hunde und die Zurufe des wilden Jägers: „Mitten in den Weg! Mitten in den Weg!“ Wer nämlich mitten im Wege bleibt, dem tut Wod nichts. Jedoch der trunkene Bauer achtet der Warnung nicht, da stürzte aus den Wolken ein riesiger Mann auf einem Schimmel vor ihn hin. „Hast du Kraft?“ ruft er, „wohlan, so wollen wir uns versuchen! Nimm hier die Kette, wer am stärksten zieht!“ Der Bauer war nicht ohne Mut und Witz, faßte die Kette, und der Jäger schwang sich in die Luft, kam aber nicht weit, denn der Bauer hatte die Kette um eine mächtige Eiche geschlungen, die war auch für Wod zu stark. Er stürzte aus den Wolken herab, indes der völlig ernüchterte Bauer die Kette blitzschnell löste, und fragte: „Hast du sie um die Eiche geschlungen?“ „Nein, Herr, seht, ich halte sie in meinen Händen.“ „Nun, dann gehörst du mir!“ schrie Wod und schwang sich abermals in die Wolken, jedoch die Kette lag schon wieder um den Baumstamm, und der hielt stand. „Und wärest du schwerer als Blei!“ fluchte Wod, „es sollte mir doch gelingen!“ Damit versuchte er es ein drittes Mal, die Eiche stöhnte und krachte, die Hunde bellten, die

Rosse schnoben in den Lüften, aber Wod kam zu keinem Ziel und mußte wieder zur Erde fahren. „Hast dich brav gehalten", sagte er freimütig, „bist der erste Mann, der mir widersteht. Ich will dich belohnen." Weiter brauste die Jagd, der Bauer schlich sich still davon. Plötzlich stürzte aus der Höhe ein Hirsch todächzend vor ihn hin, Wod erschien auf seinem Schimmel und rief: „Blut sollst du haben und eine Keule dazu!" „Herr," erwiderte der Bauer, „ich habe weder Topf noch Eimer." „Zieh den Stiefel aus, füll ihn an und wandere mit deiner Last nach Haus!" rief der wilde Jäger schon in den Wolken. Der Bauer tats und trabte mit seinem Stiefel von dannen, aber der wurde immer schwerer, und schweißbedeckt kam er endlich gegen Morgen bei seinem Weibe an. Da war der Stiefel voll Gold und die Hirschkeule ein Ledersack voll Taler.

Pommern



Pumpfuß in Pommern / Auf Sudow bei Prenzlau wohnte ein Kammerherr, der fuhr einmal spätabends nach Haus zurück. Als er an einen Hohlweg kam, wollten die Pferde plötzlich nicht weiter und blieben vor einem dunklen Etwas, das quer über den Weg lag, stehen. Das war Pumpfuß, der hatte sich dort hingelegt und tat, als höre er weder Pferd noch Wagen. Der Kutscher glaubte, es sei ein Betrunkener, stieg vom Wagen und wollte ihm auf die Beine helfen. Aber Pumpfuß rückte und rührte sich nicht und machte sich steif wie ein Baumstamm. Da ward der alte Kammerherr zornig und befahl dem Kutscher, über den Kerl wegzufahren, wenn er nicht aufstehen wolle. Der Kutscher stieg auf. Aber so viel er auch auf die Pferde einschlug und so viel sie sich auch anstrengten, sie brachten den Wagen nicht von der Stelle. Der Kutscher mußte noch einmal absteigen und den Kerl fragen, wer er denn eigentlich sei. Als er nun erfuhr, daß es Pumpfuß sei, sagte der Kammerherr: „Dich habe ich schon längst haben wollen." Der Pumpfuß mußte sich sogleich zu ihm in den Wagen setzen und aufs Schloß nach Sudow mitfahren, um ihn alles zu lehren, was er nur konnte. Das tat Pumpfuß auch. Nach langer Zeit fragte der Kammerherr ihn, ob er auch alles, was er wisse, gezeigt habe. Das bejahte Pumpfuß. Sogleich ließ der Kammerherr den Scharfrichter kommen, der sollte Pumpfuß den Kopf abschlagen. Man hätte meinen sollen, der Pumpfuß werde sich gewaltig zur Wehr setzen, aber er tat gar nicht, als ob es seinen Kopf gelte, und legte ihn ruhig auf den Block. Indem nun der Scharfrichter zuhauen wollte, blieb ihm plötzlich der Arm mit dem Beil in der Luft stehen, und er konnte kein Glied rühren. Da fragte der Kammerherr Pumpfuß verwundert, was denn das sei. Der sagte ihm, das eine Stück habe er für sich behalten, und der Kammerherr hat ihn ruhig ziehen lassen und war zufrieden, daß er ihn glücklich los war.

Vineta / Eine halbe Meile von Stadt und Insel Usedom ist eine Stelle im Meer, da ist eine große, reiche Stadt versunken, die hieß Vineta. Ehmals war Vineta eine der größten und reichsten Städte der Alten Welt, der Handelsmittelpunkt zwischen dem germanischen Süden und den slawischen Völkern des Ostens. Der Reichtum der Einwohner wuchs von Jahr zu Jahr, und mit ihm Üppigkeit und Wohlleben. Die Stadttore waren aus Erz und mit reichen Schmiedearbeiten der besten und teuersten Meister geziert, in den Häusern herrschte ein Überfluß an Edelerzen, daß sie zu den gebräuchlichsten Dingen verwandt wurden. Aus all dem sprang endlich der Hochmut, und aus dem Hochmut Schwelgerei und Zügellosigkeit. Wo früher ein tatkräftiges Volk durch seiner Hände und Hirne Arbeit Segen gestiftet hatte, saßen lasterhafte, entnervte Nachkommen, denen die Ahnentugenden nichts galten. Eines Tages hob Gott das Meer und warf es über die Stadt. Wenn der Wind schweigt und die Wogen ruhig sind, kann man tief im Grunde die goldenen Türme und Giebel der versunkenen Wunderstadt sehen, und auch die zeilengeraden Straßen des mächtigen Weichbildes. An ganz stillen

Sonntagen tönen aus dem klaren Grunde die Glocken feierlich und voll Trauer herauf, und die Klänge schweben geisterhaft verhallend über die See.

Die Cholera / In Pommern glauben heut noch viele Leute, die Cholera vom Jahre 1831 sei absichtlich ins Land gebracht worden, und das hätten die Franzosen getan, die sich auf mancherlei Wegen und unter allerlei Gestalten ins Land geschlichen hätten. In Stettin erzählt man sich, durch das Berliner Tor sei eines Tages ein Mann in die Stadt gekommen, der habe eine große Kiste auf dem Rücken getragen und sich immer ängstlich umgesehen. Er habe sich an der Schildwache vorbeizudrücken versucht und sei dabei angehalten worden. Auf der Wache wurde ihm befohlen, die Kiste zu öffnen, und schließlich mußte er es nach vielem Weigern tun. Da fand man in der Kiste eine andere, in der wieder eine, und so fort, bis endlich eine ganz kleine Kiste übrigblieb. Als man die öffnete, war eine kleines, kleines Männlein darin, das war der Franzose, der die Cholera in das Land bringen wollte.

Christoph Boehm / Vor vielen Jahren studierte in Leipzig ein hübscher und anstelliger Theologe namens Christoph Boehm aus Annaberg in Sachsen. Dem ward von einem fortziehenden Freunde eine seltsame Hinterlassenschaft gemacht, so ihm den Tod eintragen sollte; nämlich ein feines, wildes Fräulein, das man Laureta rief. Anfangs war der Student nicht wenig entzückt von seiner Gefährtin; als er aber merkte, daß Laureta mit dem Teufel im Bunde war, ward ihm angst um sein Seelenheil, und er wollte sich von ihr zurückziehen. Doch ihre übergroße Schönheit und Lieblichkeit nahmen ihm die Kraft, sich von ihr zu trennen, und endlich führte er sie nach seinem Examen mit sich nach Greifswald, wo er sie heimlich unterbrachte, während er selbst als Informator bei den Kindern des Hauptmanns Champret in Eldena blieb und sogar in der Kirche zu Wieck öfters und mit vielem Beifall predigte. Von Laureta wußte niemand, und dem Christoph wäre es leicht gewesen, bei seinem gefälligen Wesen ein rechtes und tüchtiges Weib zu bekommen. Statt dessen ward er täglich trübsinniger und voller Schwermut, grübelte und zweifelte an den heiligen Dingen, mußte zwar die Schuld an all dem auf das Fräulein schieben, konnte aber von seiner Liebsten nicht lassen. Laureta besuchte ihn des öfteren zur Nacht, kam in einem Wetter, da die See draußen heulte und der Sturm die Läden gegen die Mauern warf, schlich nie durch die Tür, ob sie gleich niemand erspähen konnte, sondern schwang sich durch das Fenster wie ein dunkler Falter; solches alles vermöge ihrer höllischen Kunst. Spielte ihm auch manchen Schabernack, vornehmlich, wenn er ihr mit Ängsten wegen ihrer Sündigkeit in den Ohren lag; also daß ihm statt der Heiligen Schrift häufig ein Buch des unholden Zauberers Virgilius auf dem Altar lag, oder die Kinder, seine Zöglinge, lästerliche Verse Catulli aufsagten, während er vermeinte, ihnen ein sittiges Stücklein Horatii vor-

gelegt zu haben. Dem Kandidaten fraß sein innerer Zorn schier die Leber ab, konnte sich aber des Weibes Bosheit nicht erwehren und nahm die Folgen jeglicher Arglist tapfer auf sich. Nun geschah es, daß der älteste Sohn des Hauptmanns, so in Greifswald studierte, mit etlichen Freunden in Gegenwart des Informators nach der Scheibe schoß und alsbald zwei oder drei Gewehre ohne sichtlichen Grund versagten, als ob sie besprochen wären. Die Herren insgemein wußten keinen Rat, bis ihrer einer auf Christoph Boehm deutete, der, ein Bild peinvoller Furcht und bösen Gewissens, in das Rosengehölz starrte, allwo, nur ihm sichtbar, Laureta stand und ihm lächelnd Schweigen gebot. Und also stand der Kandidat unter ihrem Einfluß, daß er, dessen Maß voll und der schon längst unter dem Verdacht der Zauberei war, sich wortlos in Gefängnis und Eisen legen ließ, ja, in der Marter ein falsch Bekenntnis tat, mit dem Bösen verbündet zu sein, und seiner Liebe wegen heldenhaft, feige oder verblendet, wie man es nennen mag, auf dem Hofplatz zu Eldena den Tod durch Henkershand erlitt.

Der Erbdegen / Unweit des Greifswalder Boddens, beim Dorfe Gristow, liegt ein Teich im Felde, darin sollen große Schätze verborgen gewesen sein. Es lebte dort ehmals ein Bauer, zu dem kam ein fremder Knecht und wollte sich vermieten. Der Bauer fragte, welchen Lohn er begehre, und der Knecht anwortete, er verlange nur eine Kleinigkeit, die für den Bauern gar keinen Wert habe, er wisse nicht einmal, daß er sie besitze. Weil der Knecht nun ein schmucker, rühriger Mensch war, nahm der Bauer ihn auf, wenn er auch aus dem sonderbaren Lohn nicht klug werden konnte. Der Knecht diente treu und fleißig, alles geriet unter seinen Händen, der Bauer konnte mit ihm sehr zufrieden sein. Nach einem Jahr trat nun der Knecht vor den Bauern und verlangte seinen versprochenen Lohn. Der Bauer erwiderte: „Wie kann ich dir den geben, du sagst ja selbst, ich wisse nicht einmal, daß ich die Sache habe, die du begehrst." Drauf sprach der Knecht: „Oben auf deinem Boden hast du einen alten Erbdegen, den gib mir zum Lohn." Der Bauer wußte nichts davon, stieg aber mit auf den Boden, und der Knecht zeigte ihm einen alten, halb verrosteten Degen, der hinter einer Dachlatte steckte. „Das alte Ding hat ja nicht einmal eine Scheide," sprach der Bauer, „du kannst ihn dir ruhig nehmen." Der Knecht entgegnete: „Nein, wenn ich ihn mir nehme, kann er mir nichts helfen, du mußt ihn mir schon selbst herunterlangen." Und so geschah es. Am andern Morgen bat der Knecht den Bauern, mit ihm zu dem Teiche hinauszufahren, er wolle ihm zeigen, wozu der Erbdegen gut sei. Der Bauer war neugierig und ließ die Pferde anspannen; an dem Teiche angelangt, sprach der Knecht: „Nun paß auf, was geschehen wird. Ich werde, so wie ich bin, mit dem Degen in den Teich springen. Sogleich wird das Wasser schrecklich stürmen und brausen. Du brauchst keine Angst zu haben, nur mußt du gut aufpassen, ob das Wasser dann schwarz oder rot wird. Wird es schwarz, so ist alles vorbei und du siehst mich nie wieder, dann

jage nach Hause, so schnell du kannst, sonst kostet es dich den Hals. Wird es aber rot, dann habe ich gewonnen und du kannst ruhig warten, bis ich aus dem Wasser zurückkomme." Damit sprang er vom Wagen und in den Teich hinein, die Spitze des Erbdegens nach unten gekehrt. Eine Weile blieb alles ruhig, dann erhob sich im Teich ein dumpfes, wildes Tosen, das immer stärker wurde und weiter nach oben kam. Der ganze Teich geriet in schreckliche Bewegung. Die Wellen schlugen turmhoch und brausten fürchterlich. Der Bauer gedachte aber der Worte des Knechtes und sprach sich Mut ein, und hielt die Pferde fest, die davonjagen wollten. Nach einiger Zeit wurde wieder alles still, und der ganze Teich ward blutrot. Der Knecht stieg wohlbehalten aus dem Wasser und trug mit beiden Händen eine schwere Kiste. Die legte er dem Bauern in den Wagen und sprach: „Das soll dein Teil sein, weil du mich gut gehalten und mir den Degen gegeben hast. Fahre jetzt nach Hause, ich muß wieder in den Teich und mein Teil holen." Zu Hause fand der Bauer die ganze Kiste voll alter blanker Taler. Den Knecht hat er zeit seines Lebens nicht wiedergesehen.

General Bruse / Hat einmal wer ein Gespenst gesehen? Wohl, so merkt auf! Kommt ein alter Bekannter, dem ich mehr als dies Stücklein glauben muß, zur Nacht durch das Rosental gegangen, wird die Wegschenken nicht gemieden haben und gerät hart an die Sümpfe. Mit einem wandert ihm ein alter, dicker Mann im goldbetreßten Generalsrock von Anno Tobak zur Seite, murmelt höflich seinen Namen, und mein Freund, der denkt, es sei wo ein Fastnachtsscherz gewesen und der in seinen leider nicht häufigen nüchternen Stunden in der Geschichte des Landes kramte, griff den Namen auf und rief lachend, er sei wohl der alte Gauner Bruse oder Perusius, so zur Schwedenzeit an einem silbernen Knopfe gestorben. ~ Ja, der sei er, griff in seine Brust und holte den Knopf mit feierlichem Ernst hervor, was meinen Freund höchstlich belustigte: Der Herr General möge doch erzählen. Und jener, in zierlicher Wiener Mundart, erzählte, wie er kugelfest gewesen sei, also daß ihn nur ein geerbter Silberknopf hätte verwunden können, und daß ihn ein solcher bei einem Ausfall betroffen, wie man sagte, aus der Büchse eines schwedischen Soldaten. Er aber kenne den Knopf aufs bestimmteste wieder als zu der Uniform seines seligen Obristen v. Z. gehörig, dessen Sohn ihm seine Kommandantur geneidet; und er glaube, von diesem gemeuchelt zu sein. Nun aber mein Freund, der zufällig ein Nachkomme jenes erwähnten v. Z. war! „Hund, das lügst du in deinen Hals!" ruft mein Freund, vergißt, wen er vor sich hat, zieht seine Pistole und schießt ihn durch die Brust, daß durch das Loch der klare Himmel schien ~ bei seiner Seligkeit! schwört er ~ sieht den Kugelfesten stehen und hohnvoll grinsen, flammt vor Wut und schlägt ihn mit der flachen Hand auf den Dreispitz, daß der General knietief in den Schlamm sinkt. Aber der Österreicher sinnt im Augenblick eine entsetzliche Rache, reißt sich den Federhut nebst Perücke mit der Linken ab, sieht meinen



Freund starr wie ein Toter an, gibt sich selber mit der Rechten einen fürchterlichen Streich auf den blanken Schädel und versinkt wie ein Blitz, daß der Sumpf zittert. Bauern fanden meinen Freund andern Tags, vor Frost halb erstarrt, aber sonst wohlbehalten, eben an jener Stelle, da ihm diese merkwürdige Begebenheit geschehen.

Claus Hinze / Claus Hinze war ein bekannter Hofnarr des pommerschen Herzogs Johann Friedrich. Er war aus einem Dorfe bei Friedrichswalde gebürtig, das heute noch nach ihm Hinzendorf heißt. Der Herzog soll ihn bei einer Durchreise durchs Dorf als kleinen Bauernknaben getroffen haben, wie er singend und lachend durch die Dorfstraße ging, einen großen Strick um den Leib, daran er eine Menge junger toter Gänse gebunden hatte. Dem Herzog fiel der Knabe in dem wunderlichen Aufzug auf, er fragte, was das zu bedeuten habe, und der Schalk erzählte lachend, seine Mutter habe ihm befohlen, die Gänse hübsch beisammenzuhalten, damit sie der Fuchs nicht hole; nun habe er sie an dem Strick um den Leib gebunden, da käme ihm gewiß kein Fuchs dran. Dem Herzog gefiel Reden und Tun des Knaben so sehr, daß er ihn als Hofnarren mit sich nahm. Der arme lustige Claus Hinze hat aber ein trauriges Ende genommen. Der Herzog wurde von einem heftigen Fieber befallen, und die Ärzte sagten, er könne nur durch einen jähen Schreck geheilt werden. Claus Hinze übernahm es, ihn zu heilen und stieß ihn unversehens ins Wasser. Der Herzog genas wirklich, weil Claus aber mit dem derben Stoß ein Verbrechen gegen die Hoheit begangen, sollte er zum Schein hingerichtet werden. Er hielt die Sache für Ernst, und als der Scharfrichter anstatt mit dem Schwerte mit einer Rute ihm in den Nacken hieb, fiel er vor Schreck tot um. Sein Heimatsdorf Hinzendorf, früher hieß es Butterdorf, soll ihm der Herzog bei seinen Lebzeiten geschenkt haben. Auf dem Kirchhof neben einer Eiche befindet sich dort noch sein Grabmal. Auf einem langen viereckigen Stein steht Claus Hinze in Lebensgröße abgebildet, mit Schellen auf dem Kopf und einer Keule in der Hand, wie sie Gänsehirten zu tragen pflegen. Um den Leib hat er den Strick mit den Gänsen, zu seinen Füßen liegt eine Bierkanne.

Der Wettlauf ums Opfergeld / Vor Greifswald stand ehedem eine Kapelle, die war der heiligen Gertrud geweiht. Einst wurde das Fest der Heiligen gefeiert, und es waren viele und reiche Gaben von den Gläubigen eingekommen. Sie lagen auf dem Hochaltar ausgebreitet, und am Abend kam der Priester, um sie in den Gotteskasten abzuliefern. Doch beim Anblick der Schätze faßte den Priester der schnöde Geiz. Er trachtete, sich die Schätze anzueignen, nahm in frechem Übermut das Bild der Heiligen vom Altar und stellte es an den Eingang der Kapelle, dem Hochaltar gegenüber. Dann sprach er: „Nun wollen wir um die Wette laufen, wer von uns beiden zuerst bei dem Altar ist, dem sollen all die Gaben zu eigen sein.“ Er fing an zu

laufen, aber zugleich hob sich auch das Bild, lief an ihm vorüber und stand auf seinem Platz, bevor der Priester mitten in der Kapelle war. Den geizigen Menschen erschreckte das Wunder nicht, er nahm vielmehr zornig das Bild, stellte es wieder an den Eingang und lief noch einmal los. Das Bild war noch geschwinder auf dem Altar als beim ersten Lauf. Der schlechte Gesell nahm unter wüsten Reden das Bild zum drittenmal, und diesmal blieb er Sieger im Wettlauf. Das Bild der Heiligen hob sich nicht von der Stelle, in ihren Augen standen helle Tränen über die Bosheit der Menschen. Der Priester nahm nun alle Opfer, die dalagen, und trug sie nach seinem Hause. Doch in der nächsten Nacht erkrankte er und starb nach drei Tagen. Auf dem Gertrudenfriedhof dicht bei der Kapelle ward er begraben, fand aber keine Ruhe in der Erde. Um Mitternacht kam der Teufel auf den Kirchhof, klopfte an sein Grab und rief: „Steh auf, du Pfaff, wir wollen einen Wettlauf machen!“ Der Tote mußte herauskommen, und der böse Feind packte ihn mit glühenden Krallen und trug ihn in sein höllisches Reich. In seiner großen Herzensangst versuchte der Geistliche, die Tür zur Kapelle zu erfassen, doch es half ihm nichts, unter schrecklichem Sturm und Unwetter zerrte ihn der Teufel über die Kirchhofsmauer hinweg. Der Müller auf der benachbarten Mühle hat den Graus mit angesehen. Am andern Tag zeigte er die Sache dem Rat an, man untersuchte die Kapellentür und fand deutlich, wo der Unglückliche in die Türe der Kapelle und in die Kirchhofsmauer hineingegriffen hatte, die Spuren seiner Finger in Holz und Gestein abgedrückt. Auch die Fußtapfen des Teufels sah man in der Erde; wohin er getreten, war das Gras versengt und wuchs nie wieder.

Die Jungfrau am Waschstein /

Bei Stubbenkammer auf Rügen befindet sich am Meeresstrande der Waschstein. In einer Höhle unter ihm hatte vorzeiten der berüchtigte Räuber Störtebeck seine Niederlage und verbarg dort seine geraubten Schätze. Niemand außer ihm kannte die Höhle, er war hier vor aller Verfolgung sicher. In dieser Höhle ist es jetzt noch nicht geheuer. Oft sieht man eine trauernde Jungfrau mit einem blutigen Tuch in der Hand herauskommen. Sie geht damit an den Strand, um die Blutflecke herauszuwaschen. Das will ihr nicht gelingen, und sie geht seufzend in die dunkle Höhle zurück. Die Jungfrau soll ein vornehmes Fräulein aus Riga gewesen sein, die von Störtebeck bei einem Raubzug nach Livland gefangen und fortgeführt wurde, als sie gerade ihrem Bräutigam angetraut werden sollte. Der deutsche Ordensmeister hat den Räuber mit vielen Schiffen verfolgt, aber nicht einholen können. Der Räuber verbarg die Jungfrau in seiner Schatzhöhle, und als er wieder in See ging, schloß er die Jungfer mit allem geraubten Gut dort ein. Von diesem Zuge kam er nicht zurück. Die Hamburger fingen ihn, und er ward mit seinen Spießgesellen hingerichtet. Die Jungfrau mußte in der Höhle am Waschstein einen schrecklichen Tod sterben und hat bei den Schätzen, die sie bewachte, noch keine

Ruhe finden können. Vor vielen Jahren sah einmal ein Fischer, wie sie wieder vergeblich an dem blutigen Tuche wusch. Er faßte sich ein Herz, ruderte näher zu ihr und redete sie an: „Gott helf, schöne Jungfrau! Was machst du so spät hier allein?" Die Jungfrau verschwand sofort, aber der Fischer konnte nicht von der Stelle, so heftig er auch ruderte. Bis Mitternacht war er an den Platz gebannt, da trat die Jungfrau zwischen den Felsen hervor und sprach: „Weil du Gott helf zu mir gesprochen hast, so ist dein Glück gemacht, folge mir nach!" Der Fischer folgte ihr in eine weite Höhle, die er nie zuvor gesehen. Darin lagen unermeßliche Haufen Gold, Silber, Edelsteine und Kostbarkeiten aller Art. Plötzlich hörte man von der See Ruderschlag, ein großes schwarzes Schiff nahte, aus ihm stiegen an die tausend Männer, alle in dunkler alter Tracht, und alle das Haupt unterm Arm tragend. Lautlos schritten sie in die Höhle hinein und fingen an in den geraubten Schätzen zu wühlen. Es waren die Geister des geköpften Störtebeck und seiner Genossen; sie kommen jede Nacht und zählen ihren Raub. Nach einer Weile verschwanden sie wieder, die Jungfrau füllte dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er zeitlebens Reichtümer genug hatte, und geleitete ihn zu seinem Schiffe zurück. Er hat die Höhle öfters gesucht, aber nie mehr gefunden. Oben auf dem Waschstein kann man auch alle sieben Jahre ein Meerweibchen sehen, die dann aus der See steigt, um sich oben auf dem Stein in der Sonne zu waschen.

Die Steinprobe / In der Stubnitz auf Rügen, nicht weit von dem Herthasee, findet man einen Stein, in dem deutlich die Spuren eines großen Fußes und eines ganz kleinen Kinderfußes abgedrückt sieht. Davon erzählt man folgendes: Zur Zeit, als noch die Göttin Hertha auf der Insel verehrt wurde, war unter den Jungfrauen, die der Göttin zum Dienst geweiht waren, ein besonders schönes Mädchen. Sie hatte der Göttin ewige Jungfrauenschaft geloben müssen, liebte aber einen fremden jungen Ritter und traf ihn jede Nacht heimlich an den Ufern des heiligen Sees. Der Oberpriester der Göttin erhielt jedoch Kunde, daß eine der geweihten Jungfrauen strafbarer Liebe pflege. Er stellte alle Jungfrauen zur Rede, aber keine bekannte, auch die Schuldige nicht, spürte aber die Folgen des verbotenen Umgangs und fühlte sich Mutter. Der Priester rief die Göttin an, sie möge ihm die Schuldfrage durch ein Wunder entdecken. Er führte die Jungfrauen in den Wald an einen großen Opferstein und befahl einer jeden, mit nackten Füßen auf den Stein zu treten. Als die Schuldige den Stein betrat, drückte sich nicht nur ihr eigner Fuß in dem harten Stein ab, sondern auch der Fuß des Kindes, das sie unter dem Herzen trug. Der Priester soll darauf die Sünderin von der Stubbenkammer ins Meer gestürzt haben, aber die Leute sagen, ein Engel habe sie in seine Arme genommen und sanft hinuntergetragen. Unten habe ihr Geliebter schon auf sie gewartet und sie zu Schiffe in seine ferne Heimat genommen.

Das Waldhorn zu Gahlkow / Im Herrenhause des Hofes Gahlkow am Greifswalder Bodden spukt es schon seit langen Zeiten auf gar sonderbare Weise. Man hört oft in stillen Nächten ganz deutlich den Ton eines Waldhorns, das die Melodie des Bußliedes bläst: „Herr, an dir hab ich gesündigt!" Das Blasen geht manchmal durch das ganze Haus, meist hört man es aber vom Boden. Es geht die Sage, daß vor vielen Jahren ein Gutsherr zu Gahlkow ein sehr ausschweifendes Leben führte. Eines Abends kam er mit seinem Kutscher von Greifswald zurückgefahren und sah am Wege ein Frauenzimmer stehen, schön von Gliedern und Angesicht und mit schönen Kleidern angetan. Der Gutsherr ließ geschwinde halten und begann mit der Fremden ein Gespräch; er sagte ihr viel Schönes und Liebes, und sie war sehr freundlich gegen ihn, so daß er in heißem Verlangen zu ihr entbrannte. Was er aber in seiner Liebeshitze nicht merkte, ersah der Kutscher, nämlich daß das Frauenzimmer einen Pferdefuß und ein Hühnerbein hatte und der Teufel selbst war, der sich auf diese Weise den Herrn zu eigen machen wollte. Der Knecht kreuzte und segnete sich und rief in großer Angst seinem Herrn zu, was er gesehen. Darauf erkannte der auch den Teufel und entsetzte sich so, daß er vor Schreck kaum wieder in den Wagen zurückkonnte. Der Teufel lachte ihm höhnisch nach. Von der Zeit an hatte der Gutsherr keine Ruhe mehr. Sein einziger Trost war, auf seinem Waldhorn die Melodie des Liedes zu blasen: „Herr, an dir hab ich gesündigt!" Nach seinem Tode muß er nun umgehen und das Lied blasen.

Raubritter Vichow / An der Stelle des großen trüben Sumpfes bei Uchtenhagen in Hinterpommern hat früher ein hoher Berg gestanden, und darauf eine feste Burg. Der grausame Raubritter Vichow hauste darin, von allen Reisenden und Kaufleuten, ja von der ganzen Ritterschaft der Umgegend gefürchtet. Auf seiner starken, hohen Burg konnte ihm niemand beikommen, dazu hatte er einen Haufen wilder tapferer Leute um sich. Einer dieser Gesellen stand beständig Wacht auf der Zinne, und wenn jemand nahte, sei es Ritter oder Kaufmann oder sonst ein Reisender, gab er mit einem silbernen Glöcklein ein Zeichen, dann stürzte Vichow mit seiner Rotte über die Armen her. Wer sich ihm widersetzte, der wurde ohne Gnade niedergestoßen, wer aber sein Leben erhalten wollte, der mußte ihm fortan dienen. Den Rittern und Landleuten der Gegend ward der Druck unerträglich, es taten sich mehr denn zehntausend Mann zusammen und belagerten ihn in seiner Burg. Allein er verspottete und verhöhnte sie, und als sie sich den Mauern nahten, ließ er siedendes Wasser, Öl, Blei und Pech auf sie gießen; die Hälfte der Angreifer ward getötet, die andern ergriffen die Flucht. Hinter den Fliehenden setzte er her und nahm alle, die er erreichen konnte, gefangen. Er sperrte sie zusammen in einen großen Hundestall, den er ansteckte, so daß sie allesamt verbrannten. Danach ward er noch übermütiger als vorher und befahl

seinen Leuten, ihn als Herrgott zu verehren, denn auch er könne alles, was er wolle, wie der liebe Gott. Das war sein Verderben. Am selben Tage beim Tafeln und Zechen verzerrten sich mit einmal gräßlich seine Züge, seine roten Haare sträubten sich, und unter Donner und Blitz versanken Berg und Burg tief in die Erde. An der Stelle blieb nichts als der Sumpf, den man noch heute sieht. Wer an einem Johannistage um die Mittagszeit an dem Sumpf vorbeigeht, kann tief unten im Grunde noch das silberne Glöcklein läuten hören. Es wahrt sich aber jeder davor, denn man sagt, wer das Glöcklein höre, müsse noch im selben Jahre sterben, wenn er nicht mit dem Teufel im Bunde stehe.

Die gebannte Glocke / Bei Wrangelsburg im Kreise Greifswald liegen zwei Seen. Der eine hat gelbliches, der andere ganz schwarzes Wasser. In dem schwarzen See ist vor vielen Jahren eine Kirche mit drei Türmen versunken. Noch jetzt hört man alljährlich am Johannistag die Glocken aus dem Wasser läuten. Sie läuten wunderschön, aber so übermaßen traurig, daß niemand sie hören mag. Alle hundert Jahre dürfen zwei von ihnen eine Stuude lang oben auf dem Wasser schwimmen und ans Ufer kommen. An einem solchen Tag wuschen einmal zwei Kinder aus Wrangelsburg ihr Puppenzeug an dem See und breiteten es zum Trocknen auf einer der beiden Glocken aus, die gerade am Ufer lagen und sich sonnten. Dadurch wurde die Glocke gebannt und konnte nicht zurück. Die andere rief ihr zu: „Anne Susanne, komm mit mir geschwind!“ Aber sie anwortete ihr traurig: „Ich kann nicht, Geliebte, ich bin gebunden!“ Und die andere Glocke mußte allein in den See zurücksinken. Die reichen Gutsbesitzer der Umgegend kamen natürlich bald, um die schöne große Glocke fortzuholen, und wollten sie auf den Turm von Gützkow bringen, wo sie nur für sie geläutet werden sollte, aber sie konnten sie mit sechzehn Pferden nicht von der Stelle bringen. Da kam ein alter Bauer aus dem Dorf Zarnekow mit zwei Ochsen des Wegs, spannte die Tiere vor und rief: „Nun in Gottes Namen, für Reiche und Arme!“ Und die beiden Ochsen zogen die Glocke ohne Beschwerde nach Zarnekow, wo sie auf den Turm gehangen wurde. Die Glocken von Zarnekow sind noch jetzt die besten im Lande. Im schwarzen See leben neben vielen andern Fischen auch sehr große Hechte mit einem Krönlein auf dem Kopf, man hat aber noch nie einen gefangen.

Zwerg Doppeltürk / Ein vornehmer Zwerg in der Greifswalder Gegend hatte sich in ein schönes Mädchen verliebt und begehrte sie mit Gewalt zur Frau. Das Mädchen hatte zwar einen großen Widerwillen gegen ihn, weil er so klein und gewiß nicht schön war, er steckte sich aber hinter ihren Vater, und weil er ihm viel Geld und Gut versprach, so mußte sie ihm zuletzt ihre Hand zusagen. Doch sollte sie ihrer Zusage los und ledig sein, wenn es ihr gelänge, seinen Namen zu erfahren. Das Mädchen kundschaftete lange Zeit vergebens. Zuletzt half ihr der Zufall. Es fuhr in

der Nacht ein Fischhändler die Straße nach Greifswald. Wie der an einer Stelle viele Zwerge lustig im Mondenscheine tanzen sah, hielt er verwundert an und hörte, wie einer der Zwerge in seiner Freude laut rief: „Wenn meine Braut wüßte, daß ich der Doppeltürk heiße, sie nähme mich gewiß nicht!" Das erzählte der Fischhändler andern Tages in Greifswald im Wirtshaus, und von der Wirtstochter hörte es die Braut. Wie nun ihr Liebhaber wiederkam, rief sie ihn Doppeltürk an, der Zwerg verschwand in großem Ärger, und die Liebschaft hatte ein Ende.

Bogislav der Zehnte und Hans Lange / Herzog Erich von Pommern starb im Jahre 1474 vor Gram und Sorge auf dem Schlosse Wolgast. Sein Gemahl Sophie blieb mit acht Waislein allein, ihr jüngster Knabe hieß Bogislav. Er ist der berühmteste Herzog von Pommern geworden und hat so viel Gutes und Großes getan, daß die Leute ihn heute noch rühmen. In seiner Jugend aber ist es ihm schlecht und traurig ergangen, und ohne den guten Hans Lange wäre er wohl nicht ein so großer und berühmter Herr geworden. Sein Vater Herzog Erich hatte mit seiner Frau Sophie in unversöhnlichem Unfrieden gelebt, weil sie sich nicht betrug, wie es sich einer Ehefrau geziemt. Er hatte sie daher nach Rügenwalde geschickt, wo sie mit ihrem Buhlen, dem Hofmeister Hans Massow, eine fürstliche Hofhaltung hatte. Ihre beiden jüngsten Söhne Casimir und Bogislav hatte sie bei sich, allein sie kümmerte sich nicht um sie, ja sie war ihnen todfeind um ihres Vaters willen. Sie ließ sie mit den Bürgerskindern in Rügenwalde in die Schule gehen und gab ihnen nicht einmal die notdürftigste Kleidung, so daß die armen Herrlein in schlechteren Lumpen als die ärmsten Schüler gingen, im harten Winter zerrissene Schuhe trugen und jedermann meinte, die schlimme Mutter sähe es nicht ungern, wenn die Kinder umkämen. Damals wohnte nicht weit von Rügenwalde im Dorfe Lantzke oder Lanzig ein Bauer, Hans Lange mit Namen, ein verständiger und vermöglicher Mann. Er kam oft in die Stadt, und wie er die jungen Herzöge so zerlumpt und oft hungrig sah, erbarmte es ihn, er faßte eine sonderliche Neigung zu dem Herzog Bogislav als dem schönsten und freudigsten. Er sprach ihn darum auf sein Pommersch an: „Herzog Bogislav, wie gehst du so daher, als wenn du nirgends nach Hause gehörtest! Will dir deine Mutter nichts geben, daß du so schlecht dahergehst, oder willst du nicht wissen, daß du ein Fürst bist?" Der junge Herzog antwortete stolz: „Was liegt denn daran? Wenn ich nichts habe, so wird mir der Bauer nichts geben!" Der Bauer sagte: „Ja, Bogislav, mir liegt daran. Ich hätte dich gern als Herrn. Geh hin zu deiner Mutter und bitte sie, daß sie dir Hans Lange zu Latzkow übergibt, daß er dir seine Pacht und Zins gebe, damit du deine Notdurft kaufen kannst." Das gefiel dem jungen Herzog wohl, aber er getraute sich nicht, seine Mutter darum zu bitten. Der Bauer riet ihm, er solle nur den Hofmeister Hans Massow darum bitten, der könne es ihm wohl verschaffen. Das tat der Herzog, und

Hans Massow verschaffte ihm von der Herzogin die Hoheit über Hans Lange. Der Bauer freute sich darüber, ging alsbald mit dem jungen Herzog zu Schneider und Schuster und kleidete ihn von oben bis unten neu. Der junge Herzog hielt seine neue Kleidung so gut und vorsichtig wie ein goldenes Stück, und jedermann hatte seine Freude, wie er so aufrecht ging und wie ihm die neuen Sachen so gut zu Gesicht standen. Unterdes war Herzog Erich gestorben, und bald hernach auch Bogislavs ältester Bruder Wratislav, nicht lange darauf starb Casimir, wie man erzählt, an Gift, das ihm seine eigene Mutter gegeben. Die Herzogin Sophia gedachte nun, das Regiment als Vormund für ihren jüngsten Sohn Bogislav für sich zu behalten. Hans Lange jedoch riet dem jungen Herzog, seiner Mutter zu entfliehen und zu seinem Oheim zu ziehen. Er gab ihm auch ein Schwert, ein Pferd, Stiefel und Sporn und was dazugehört, und half ihm zur heimlichen Flucht. Auf seinem Ritt durch Vorpommern gesellten sich viele Adelige zu ihm, so daß er mit dreihundert Reitern zu seinem Oheim kam, der ihm riet, stracks nach Rügenwalde zu reiten und seiner Mutter mit Gewalt die Herrschaft zu nehmen. Wie der junge Herzog also gen Rügenwalde ritt, sammelten sich unterwegs immer mehr Menschen um ihn, und wo er zum Adel oder in Städte oder in Klöster kam, empfingen sie ihn mit großer Freude und wußten nicht, wie viele Ehren und Liebe sie ihm erzeigen sollten. Seine Mutter wartete nicht erst, bis er käme; sobald sie Kunde von seinem Anrücken erhielt, floh sie mit ihren Schätzen und Kleinodien nach Danzig und verbrachte in einigen Jahren ihr ganzes Gut mit ihrem Hofmeister. Herzog Bogislav übernahm die Herrschaft und bewies dem Bauern Hans Lange viel Ehre. Die Kinder Hans Langes wollte er an den Hof nehmen, aber Lange sagte, seine Kinder sollten Bauern bleiben; wenn sie fleißig wären und sich schickten, dann könnten sie keinen besseren Stand haben.

Fritz Schlagenteufel

/ Mancher ist schon reich und vornehm geworden, wenn es ihm gelang, von den unterirdischen Zwergen auf Rügen etwas in seine Gewalt zu bekommen. Vor vielen Jahren lebte Fritz Schlagenteufel als armer Schäferjunge zu Patzig, eine halbe Meile von der Stadt Bergen. Eines Morgens fand er zwischen den Hünengräbern dort auf der Haide ein kleines silbernes Glöckchen. Das war von der Mütze eines braunen Zwerges, der es beim Tanz im Mondenschein zu seinem großen Unglück verloren hatte, denn nächst ihrer Mütze oder ihrer Schuhe haben die Zwerge keinen schlimmeren Verlust als den des Glöckchens, das sie an der Mütze tragen, oder des Spängleins an ihrem Gürtel. Sie können nicht eher schlafen, als bis sie das Verlorene wieder herbeigeschafft haben. Zum Unglück durfte der arme Zwerg, der sein Glöcklein verloren hatte, in der ersten Zeit nicht aus seinem Berge heraus, denn die Zwerge dürfen nur wenige Tage im Jahr an die Oberwelt. Als er endlich herauskam, war sein erstes, nach dem verlorenen Glöckchen zu suchen. Er konnte es lange nicht finden,

denn Fritz Schlagenteufel war inzwischen von Patzig weg als Schäferknecht nach Unruh bei Gingst gezogen. Endlich kam der Zwerg auch hierher und sah, wie der Schäfer auf dem Felde bei den Schafen saß und mit seinem Glöcklein klingelte. Geschwind verwandelte er sich in eine arme alte Frau und suchte dem Schäfer das Glöckchen mit glatten Worten abzuschwatzen. Das wollte ihm aber nicht glücken, denn Fritz Schlagenteufel hatte das schöne hellklingende Glöckchen viel zu gern. Nach vielem Reden und Bitten zog der Zwerg ein weißes Zauberstäbchen hervor und bot es dem Schäfer zum Tausch an. Darauf ging Schlagenteufel ein, und der Zwerg bekam sein Glöcklein. Das weiße Stäbchen machte, daß alles Vieh, so damit getrieben wurde, vier Wochen früher fett ward und zwei Pfund Wolle mehr trug als anderes Vieh. Dadurch wurde Fritz Schlagenteufel in wenig Jahren der reichste Schäfer auf ganz Rügen und kaufte sich zuletzt das Rittergut Grabitz bei Rambin. Seine Nachkommen sind jetzt Edelleute.

Die Bauern zu Conerow / Im kleinen Dörfchen Conerow

im Kreise Greifswald wohnten nur drei Bauern, die hatten einst gehört, wie schlecht es ihrem König Karl dem Zwölften in Rußland ergangen war, und wie er zu den Türken geflüchtet und dort große Not und Elend erlitten habe. Das tat ihnen in der Seele weh, und sie brachten alles an Geld und Geldeswert zusammen, was sie eben notdürftig entbehren konnten. In Wolgast wechselten sie blankes Gold dagegen ein, einer von ihnen, namens Hans Müsebeck, nahm ein Pferd und ritt mit dem Pferde nach Bender hin, um es dem Könige zu bringen. Der König war wirklich in arger Not. Er hatte keinen Pfennig im Schatz und wußte nicht, wie er sich und die paar Getreuen, die um ihn waren, ernähren sollte. Seine und der Seinigen Pferde hatte er schon erschossen, um die Not zu erleichtern. Nur seinen besten Rappen, der ihn durch manche Lebensgefahr getragen, hatte er noch verschont. Doch auch der Rappe mußte eines Tages an die Reihe. Schweigend setzte der König selbst ihm sein Pistol hinters Ohr und schoß das treue Tier nieder. Dann setzte er sich auf den Bauch seines Rosses und überdachte sein Unglück. Da hörte er unweit von sich auf gut Pommersch die Worte: „Helf Gott, wo finde ich meinen König?“ Und wie er aufblickt, sieht er einen Bauern, der ganz allein dahergeritten kommt. Der wird zu ihm geführt. Er stieg von seinem Pferde, kniete vor dem Könige und zog aus seinen Stiefeln zwei große Rollen mit Gold hervor. Die hielt er dem Könige hin und bat ihn, sie anzunehmen, die Bauern aus Conerow gäben sie ihm gern. Er erzählte, wie sie von seinem Elend gehört, wie sie darauf das Geld zusammengebracht, und wie er allein den weiten Weg damit hergeritten sei, da sie sonst nicht gewußt hätten, wie es in seine Hände kommen möge. Da fing der wilde König Karl der Zwölfte an zu weinen, daß ihm die hellen Tränen das Gesicht herunterliefen. Er zog sein Schwert und sprach: „Solche Treue haben mir die Höchsten meines Adels nicht bewiesen. Du sollst fortan der erste unter meinen Edlen sein. Knie nieder, daß ich dich zum Ritter schlage!“

Dem Befehl gehorchte der Bauer und kniete von neuem nieder, aber nicht um den Ritterschlag zu empfangen, denn er bat den König herzlich, ihn nicht also vor seinesgleichen zu stellen und ihm den ehrlichen Namen zu lassen, den seine Vorfahren getragen; wolle ihm der König aber eine Gnade erzeigen, so bitte er, daß den drei Bauern zu Conerow auf ewige Zeiten ihre Pacht erlassen werde. Das beschwor der König und ließ sogleich eine Urkunde darüber ausfertigen. Als der Kanzler das Siegel aufdrücken wollte, riß sich der König aus seinem Bart drei Haare, die drückte er mit dem Knopfe seines Schwertes in das flüssige Siegelwachs, daß sie auf ewig von seinem königlichen Worte Zeugnis geben sollten. Hans Müsebeck ritt fröhlich nach Conerow zurück. Die Urkunde verwahren die drei Bauern von Conerow noch und sind auch jetzt noch frei von allen Abgaben.

Die hochmütige Edelfrau / Vor vielen Jahren lebte zu Wusseken eine sehr hochmütige Edelfrau. Eines Tages kam bei dem heiligen Abendmahl ein Schweinehirt neben ihr zu sitzen, also daß der Priester ihm eher denn ihr das Abendmahl hätte reichen müssen. Darüber wurde die Frau in ihrem Hochmut so wütend, daß sie den Schweinehirten mit solcher Gewalt zurückstieß, daß dem Priester die Hostie aus der Hand fiel. Der Zorn des Himmels offenbarte sich sogleich. Die hingefallene Hostie ward ganz blutig, und die Edelfrau sank bis an die Knie in den Boden hinein. Daraus konnte sie nicht eher befreit werden, als bis sie die Buße tat, die ihr auferlegt worden, und eine Pilgerfahrt nach Rom gelobte, um sich vom Papst selbst Ablaß für ihren Frevel zu holen. Die Hostie wurde in einer Monstranz öffentlich ausgestellt, weil sich ein Wunder des Himmels an ihr offenbart hatte, und lange Jahre ging dorthin eine große Wallfahrt.

Die sieben eingemauerten Bauern / Rund um das Schloß Turow im Kreise Grimmen läuft ein tiefer, breiter Graben. Der Schloßherr Bono ließ ihn vor etwa zweihundert Jahren durch die sieben Bauern, die zu dem Schlosse gehörten, ausheben. Er hatte den Bauern hohen Lohn versprochen, und die sieben Männer arbeiteten drei volle Jahre mit ihren Weibern und Kindern alle Tage daran, damit sie um so eher zu ihrem Lohne kämen. Als sie nun aber fertig waren, machte ihnen der Schloßherr so viele Gegenrechnungen für Essen und Trinken, für Schippen und Spaten, so sie ihm verdorben hatten, und für alles mögliche andere, daß die Bauern nicht mehr bekommen sollten, als ein jeder einen Schilling. Alles Bitten und Reden der Bauern half nichts. Anfangs drohte er ihnen, dann gab er ihnen gute Worte und versprach ihnen ihren vollen Lohn. Sie sollten nur in eine Stube hinten ins Schloß zum Auszahlen kommen. Als er alle sieben in der entlegenen Stube hatte, ließ er sie lebendig darin einmauern, und sie starben eines jämmerlichen Todes. Sobald das Winseln des letzten nicht mehr gehört wurde, fuhr der Teufel in den Schloßherrn und ließ ihm keine

Ruhe, bis er sich eine Kugel durch den Kopf schoß. Die mit seinem Blut befleckte Zimmerdecke kann man nicht wieder weiß bekommen. So oft man die Blutflecken auch übertüncht, sie kommen immer wieder zum Vorschein. Die Knochen der sieben eingemauerten Bauern liegen noch in der Stube, niemand darf sie dort fortnehmen. Den Schloßherrn und die Bauern sieht man jede Nacht herumspuken.

Napoleon und der Teufel / In Pommern erzählt man sich, der Kaiser Napoleon habe im Jahre 1815 den Teufel gebeten, ihm noch einmal beizustehen. Aber der Teufel hat geantwortet: „Recht gern, lieber Herr Bruder, aber solange die Kerls mit den Kreuzen vor den Köpfen da sind, habe ich keine Macht!" Damit hat er die preußische Landwehr gemeint.

Der Dubberworth / An der Südseite des Fleckens Sagard auf Rügen findet man ein ungeheures Riesengrab, der Dubberworth geheißen. Es hat einen Umkreis von hundertundsiebzig Schritten und ist sechzehn Ellen hoch. Oben ist es mit allerlei Strauchwerk und Dornen bewachsen. In den Büchern heißt es zwar, unter dem Dubberworth sei eine Riesin begraben, ein anderes Riesenweib habe ihr dies Grab errichtet und Erde und Steine dazu ganz allein von der Stubnitz hergetragen. Allein die Leute in Sagard wissen es besser: Es wohnte nämlich vor undenklichen Zeiten auf Jasmund ein mächtiges Riesenweib, unter dessen Befehl die ganze Halbinsel stand. Sie hatte sich in einen Fürsten von Rügen verliebt und wollte ihn zum Gemahl. Der Fürst wollte nichts von ihr wissen und gab ihr einen Korb. Darüber geriet die Riesin in einen schrecklichen Zorn, sie berief alle ihre Kriegsleute zusammen, um den Fürsten zur Heirat zu zwingen oder sein ganzes Land zu verwüsten. Weil sie aber befürchtete, über die Meerenge zwischen Jasmund und Rügen bei der Lietzower Fähre mit ihrem Kriegsvolk nicht geschwind genug hinüberkommen zu können, beschloß sie, sie auszufüllen, so daß sie einen breiten Übergangsweg hätte. Sie ging darum nach der Stubnitz und lud ihre ungeheure Schürze voll Erde und Steine. Damit kam sie glücklich bis in die Gegend von Sagard. Dort riß ein Loch in ihre Schürze und es fiel so viel an Erde und Steinen heraus, daß der Dubberworth entstand. Die Riesin ließ sich nicht verdrießen und ging bis zur Lietzower Fähre weiter, dieweil das Loch in der Schürze immer größer wurde. Von dem unterwegs Herausgefallenen entstanden die Hügel, die man in der Nähe der Fähre sieht, und ihre Schürze wurde ganz leer. Das sah sie für ein böses Zeichen an und stand nun von ihrem Vorhaben ab.

Der Hertha-See / Auf der Insel Rügen, nicht weit von der Stubbenkammer, findet man noch den Burgwall und einzelne Teile der zur Zeit des Heidentums dort gestandenen Herthaburg. In dieser Burg verehrten die heidnischen Rügener

ihr Götzenbild Hertha, ein Sinnbild der Mutter Erde. Nicht weit von der Herthaburg liegt ein tiefer schwarzer See, rund von Anhöhen und Wald eingeschlossen, der Hertha-See. Darin wurde die Göttin alljährlich einige Male gebadet. Sie fuhr in einem von Kühen gezogenen Wagen verschleiert dorthin. Nur ihr geweihter Priester durfte sie begleiten. Die Sklaven, die die Zugtiere leiten mußten, wurden im See ertränkt, sobald sie ihren Dienst verrichtet hatten; denn wessen ungeweihte Augen die Göttin gesehen hatten, der mußte sterben. Darum weiß man auch so wenig über den Dienst der Hertha. An ihrem See begeben sich heute noch allerlei Schredgeschichten, von denen einige zwar meinen, sie seien Gaukeleien des Teufels, der sich von den Heiden als Göttin Hertha habe verehren lassen, andere sagen, eine Königin oder Prinzessin sei hierher verbannt. Bei hellem Mondenscheine sieht man oft aus dem nahen Walde, wo die Herthaburg liegt, eine schöne Frau kommen. Mit ihr sind viele Dienerinnen, die sie zum Bade begleiten. Sie alle verschwinden im See, und man hört nur das Plätschern darin. Nach einer Weile kommen sie wieder heraus, und man sieht sie in ihren weißen Schleiern in den Wald zurückkehren. Dem Wanderer ist der Anblick gefährlich, es zieht ihn mit Gewalt an den See, in dem die weiße Frau badet, und wenn er das Wasser berührt, so ist es um ihn geschehen, der See verschlingt ihn. Man sagt, die weiße Frau müsse in jedem Jahr einen Menschen in die Flut locken. Auf dem See darf auch niemand rudern oder fischen. Vorzeiten hatten etliche Rügener gewagt, mit einem Kahn darauf zu fahren, den sie nachts auf dem Wasser ließen. Am folgenden Morgen war der Kahn fort, und sie fanden ihn erst nach langem Suchen oben auf einer Buche am Ufer wieder. Die Gespenster des Sees hatten ihn hinaufgebracht, denn wie die Leute ihn herunterholten, hörten sie eine spöttische Stimme tief aus dem See: „Ich und mein Bruder Nickel haben das getan."

Die tote Schlange / In der Barkowschen Haide nicht weit von dem Holzweg, der mitten durch die Haide geht, liegt ein einsames Bauernhaus. In dem Hause wohnten vor langen Jahren einmal Bauersleute, die nur ein einziges Kind hatten, ein Mädchen von vier Jahren. Im Sommer ließen sie das Kind vor dem Hause spielen und brachten ihm auch mittags seine Milch mit eingebrockter Semmel hinaus. Wenn nun das Kind aß, kam jeden Mittag eine große Schlange herbei, die sich zu ihm setzte und mit ihm von der Milch trank und von der Semmel aß. Das Kind fürchtete sich kein bißchen, wurde ganz vertraut mit der Schlange und klopfte ihr den Hals und sagte, sie solle ihm nicht zuviel abtrinken. Zu den Eltern sagte das Kind nichts davon. Als es aber eines mittags viermal nacheinander Milch forderte, fiel es der Mutter auf, und wie sie das letzte Mal die Milch hingebracht hatte, blieb sie hinter der Türe stehen, um zuzusehen, was das Kind mit der vielen Milch anfange. Auf einmal sah sie die Schlange herbeikommen, entsetzte sich und rief ihren Mann zur Hilfe, der mit einem Knittel herbei-

kam, das Tier totzuschlagen. Das Mädchen weinte gar sehr und bat den Vater um Gnade für die Schlange, er tötete sie aber doch. Von der Stunde an ward das Kind krank und starb nach wenigen Tagen.

Die schwarze Frau / In der Stubbenkammer auf Rügen ist eine große Höhle, die Höhle der schwarzen Frau genannt. Ein schmaler steiler Pfad führt tief in den Felsen hinein. In dieser Höhle sitzt die schwarze Frau schon seit vielen hundert Jahren und wird dort ewige Zeiten sitzen. Früher bewachte sie einen goldenen Becher, und eine weiße Taube hielt auf dem Felsen Wacht. Aber einst kam ein Schiff übers Meer, viele fremde, hohe Männer stiegen aus und fragten nach der Höhle der schwarzen Frau. Dort hinein schickten sie einen Missetäter, den sie mit sich führten, und dem der König seiner Heimat das Leben versprochen, wenn er den goldenen Becher aus der Höhle der schwarzen Frau hole. Der Sünder fand die ganze Höhle voll heißer, heller Flammen, mitten in dem Feuer saß unbeweglich die schwarze Frau, in schwarze Kleider gehüllt und den Kopf mit einem schwarzen Schleier bedeckt. Neben ihr stand der Becher von reinem Golde. Der Missetäter schritt eilig, um aus diesem Glutmeer herauszukommen, auf sie zu und langte nach dem Becher. Da bewegte sich die schwarze Frau und sprach mit klagender Stimme: „Wähle recht, fremder Mann, wenn du recht wählst, so bin ich auf ewig dein.“ Der Mann verstand die Worte nicht und wußte nicht, daß er sie selbst hätte nehmen und erlösen können, er ergriff den Becher und lief damit aus der Höhle. Er hörte sie tief seufzen und mit trauriger Stimme klagen: „Wehe mir, nun kann mich keiner mehr erlösen.“ Im Augenblick verschwand die Taube auf dem Felsen, an ihrer Stelle sah man einen Raben, der dort jetzt ewige Wacht hält. Die Männer vor der Höhle hörten die Frau so schauerlich jammern, daß sie den Becher entsetzt zur Kirche zu Bobbin trugen, wo man ihn zum ewigen Andenken jetzt noch sehen kann.

Prinzessin Swanvithe / Bei der Stadt Garz auf Rügen stand vorzeiten ein Schloß der heidnischen Könige. Der letzte Heidenkönig war sehr reich und so geizig, daß er Tag und Nacht in seinen Schätzen wühlte, die er in einem großen Saale tief unten im Schloß aufgespeichert hatte. Als nun das Schloß von den Christen zerstört wurde, ward er mit seinen Schätzen verschüttet und mußte elend verhungern. Weil seine Seele von dem irdischen Gut nicht scheiden konnte, wurde er in einen schwarzen Hund verwandelt, der nun immerfort den Goldhaufen bewachen muß. Zuweilen sieht man ihn auch in seiner menschlichen Gestalt, mit Helm und Panzer angetan, auf einem Schimmel über die Stadt und über den nahen See reiten, manchmal hat er eine goldene Krone auf. Andere haben ihn mit einer schwarzen Pudelmütze, auf einen weißen Stock gestützt, herumwandeln sehen. Vor vielen Jahren wurde er fast erlöst. Damals wohnte in Bergen ein König von Rügen mit seiner wunderschönen Tochter Swanvithe. Viele fremde

Prinzen kamen, um sie zu freien, aber sie wollte keinen als den Prinzen Peter von Dänemark. Der feine und stattliche Mann ward also ihr verlobter Bräutigam, und bald sollte die Hochzeit sein. Unter den Freiern war auch ein polnischer Prinz, der aus Neid und Bosheit unter die Leute brachte, die Prinzessin führe ein unzüchtiges Leben und habe ihm manche Nacht geschenkt. Er wußte es so glaubhaft zu machen, daß alle ihm trauten, und ein Freier nach dem andern zog sich zurück, auch der Prinz von Dänemark wollte nichts mehr von der Verlobung wissen. Der König selbst glaubte die Lügen und geriet so in Zorn, daß er seine Tochter schlug, ihr Haar zerriß und sie in einen finstern Turm sperren ließ. In dem Turm saß die Prinzessin über drei Jahre, und sie grämte und mühte sich vergebens, wie sie ihrem Vater ihre Unschuld beweisen sollte. Zuletzt fiel ihr ein, wie eine reine Jungfrau den Heidenkönig erlösen könnte. Sie mußte den Mut haben, in der Johannisnacht nackt und einsam den Schloßwall an dem Garzer See zu ersteigen und darauf rückwärts so lange hin und her gehen, bis sie auf den Platz über der verschütteten Schatzkammer gerät. Ohne Schaden wird sie hinuntergleiten und mit Gold beladen zurückkehren. Was sie selbst nicht tragen kann, wird der alte König selber ihr nachtragen, nur darf sie sich nie umsehen und kein einziges Wort sprechen, sonst gelingt es ihr nicht, und sie kommt elendiglich um. Die Prinzessin ließ ihrem Vater ihr Vorhaben anzeigen und hoffte ihm ihre Unschuld durch ihr Wagnis zu beweisen. Es ward ihr verstattet. In der Johannisnacht ging die Prinzessin allein von Bergen nach Garz, und wie es vom Garzer Kirchturm Mitternacht schlug, tat sie ihre Kleider von sich und betrat den Schloßwall, ging rückwärts auf und nieder, bis sich die Erde auftat, und glitt sanft und langsam tief hinunter bis in einen großen Saal, in dem über tausend Lichter brannten. Die Wände des Saales waren von Marmor mit Diamantspiegeln, der ganze Saal voll großer Haufen Goldes und schöner Steine. In einer Ecke saß der König, ein kleines graues Männchen, das ihr Mut zuwinkte. Sie fürchtete sich aber nicht und reichte dem König leise die Hand. Sogleich erschien eine große Menge herrlich gekleideter Diener und Dienerinnen. Sie füllten alle ihre Taschen und Hände mit Gold und Edelsteinen, und die Prinzessin half dabei. Dann wandte sie sich zum Rückweg, und alle Diener und Dienerinnen folgten ihr. Sie war schon viele Stufen hinaufgestiegen, aber auf einmal ward ihr bange, ob jene ihr auch mit den Schätzen folgten; zu ihrem Unglück wandte sie sich um und sah nur einen großen schwarzen Hund, der mit feurigem Rachen und großen glühenden Augen auf sie zusprang. Vor Angst und Entsetzen rief sie laut: „O herrje!" Die Tür über ihr schlug mit lautem Knall zu, die Treppe versank, sie selbst fiel in den großen Saal hinein, und da sitzt sie viele hundert Jahre und muß dem Heidenkönig helfen, seine Schätze zu bewachen. Sie kann nur erlöst werden, wenn ein reiner Junggesell es wagt, in der Johannisnacht wie sie auf den Garzer Schloßwall zu gehen und rückwärts in die Schatzkammer zu sinken. Er muß sich dreimal vor ihr neigen und sie still an der Hand hinausführen. Nur darf er kein Wörtlein sprechen. Wer sie so hinaus-

bringt, wird ihr Gemahl und erwirbt so viel Schätze, daß er sich ein Königreich dafür kaufen kann. Viele sollen das Wagestück versucht haben, keiner ist davon zurückgekehrt. Der schwarze Hund soll so schrecklich sein, daß alle vor Entsetzen laut schreien mußten, und dann ist alles vorbei. Zuletzt soll noch vor dreißig oder vierzig Jahren ein Schuhmachergesell verschwunden sein.

Der Königsstuhl auf Stubbenkammer / Die höchste Spitze des Vorgebirges Stubbenkammer auf der Insel Rügen heißt der Königsstuhl. Hier wurde in alten Zeiten den Königen gehuldigt. Man sagt, die Rügener hätten damals ihre Könige selber gewählt, zum Beweise der Kühnheit hätten sie verlangt, daß der König von der Uferseite her den Stuhl besteigen müsse. Das ist ein schweres Stück, denn der Kreidefels, auf dem sich der Königsstuhl befindet, ist nach der See hin mehrere hundert Fuß hoch und ganz jäh und schroff. Nach einer alten Sage soll künftig einer, der von der Seeseite her den Königsstuhl besteige, Herr des Landes werden. Kühne Männer haben in neueren Zeiten das Wagestück versucht, keinem hat es gelingen wollen. Am weitesten kam der Schiffer Paulsen von Bergen, ganz hat er es auch nicht geschafft. König Karl dem Zwölften von Schweden soll es geglückt sein, er soll oben auf der Spitze ganz ruhig sein Frühstück verzehrt haben.

Der leichte Pflug / Ein Bauer auf der Insel Rügen fand eines Morgens, als er ins Feld ging, auf einem Steinkreuz am Wege einen schönen blanken Wurm, der wie in großer Angst auf dem Kreuze hin und her lief. Der Bauer sah das eine Zeitlang an, dann fiel ihm ein, daß die kleinen Zwerge des Landes, wenn sie zufällig an etwas Geweihtes geraten, daran festgehalten werden und nicht von der Stelle können, es nehme sie denn ein Mensch weg. Der Bauer hoffte sein Glück zu machen, fing den Wurm vom Kreuz weg und hielt augenblicks einen kleinen schwarzen Kerl in der Hand. Der krümmte sich gewaltig und wäre dem Bauern gern entschlüpft, doch als er nicht loskam, gab er gute Worte und bat beweglich um seine Freiheit. Der Bauer war klug und sprach: „Nur still! Umsonst kommst du nicht los, kleiner Gesell. Ich lasse dich nicht eher los, bis du mir einen Pflug versprichst, den mir auch das kleinste Füllen ziehen kann." Die schwarzen Zwerge sind tückisch und gönnen den Menschen nichts. Der Gefangene antwortete dem Bauern gar nicht und dachte, dem Mann würde die Zeit schon lang werden, und endlich müsse er ihn doch freigeben. Es half nichts, daß der Bauer ihn prügelte und geißelte, daß das Blut von dem kleinen Körper floß. Der Zwerg schwieg tückisch und eigensinnig. Zuletzt hielt der Mann ihn in den Graben, bis dem Kleinen vor Kälte die Zähne klapperten, da versprach er den Pflug zu liefern. Die schwarzen Zwerge müssen alles halten, was sie versprochen haben. Und richtig, am andern Morgen, ehe die Sonne aufging, stand ein neuer eiserner Pflug auf dem Hof des Bauern, er spannte

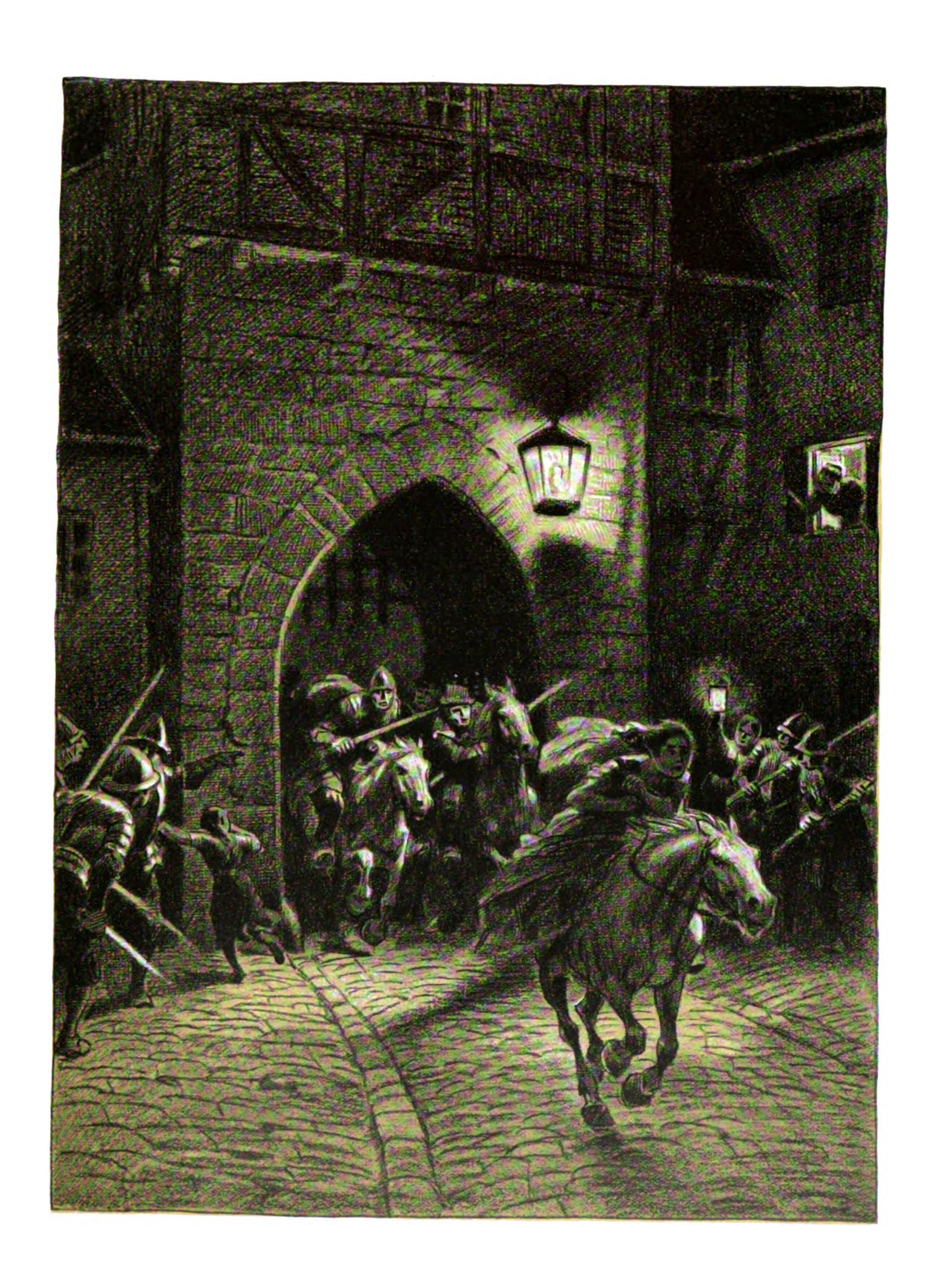
seinen Hund Wasser davor, und der Hund zog den Pflug durch das schwerste Kleiland und riß mächtige Furchen. Viele Jahre brauchte der Bauer den Pflug, das kleinste Füllen und das magerste Pferdchen konnte ihn durch den Acker ziehen und legte kein Haar dabei. Der Bauer wurde ein wohlhabender Mann und konnte ein lustiges Leben führen.

Matthes Pagels / Nicht weit vom Dorfe Lanken auf Rügen wohnte vorzeiten der Bauer Matthes Pagels, ein böser, betrügerischer Mensch. Einmal pflügte er seinem Nachbar das Land ab, und als der ihn verklagte, schwur Pagels, das Land gehöre ihm, so weit er gepflügt habe, ja noch zehn Schritte weiter bis zu der hohen Buche oben am Rain. Er brachte auch eine Urkunde über sein Recht bei, und der Nachbar verlor den Prozeß. Die Urkunde war so falsch wie sein Eid. Die schwarzen Zwerge, die Pagels als Hexenmeister beschwor, daß sie ihm Geld ins Haus tragen mußten, hatten sie gefälscht. Pagels hatte schon bei Lebzeiten wegen seiner Betrügereien keine Ruhe. Jede Nacht mußte er in Wind und Wetter aus dem Bette heraus und auf dem abgepflügten Lande umhergehen, zuletzt auf die hohe Buche klettern und dort oben zwei Stunden stille sitzen und frieren. Das muß er auch heut noch tun, trotzdem er viele hundert Jahre begraben ist. Man kann ihn alle Nacht in einem grauen Rocke mit einer weißen Mütze dort oben sehen. Oft sitzt er auch wie eine schneeweiße Eule auf der Buche und schreit jämmerlich. Kein Pferd mag an der Buche vorbeigehen, sie schnauben und bäumen sich und gehen mit dem besten Reiter durch. Früher sangen die Leute ein Lied auf den Matthes und seine Buche: „Pagels mit de witte Mütz / wo koold un hoch is din Sitz / up de hoge Bök / un up de kruse Eek / un achterm hollen Tuun / worüm kannst du nich ruhn?" / „Darüm kann ik nich rasten / dat Papier liggt im Kasten / un mine arme Seel / brennt in de lichte Höll!"

Die Insel Hiddensee / Nordwestlich von Rügen liegt die Insel Hiddensee. In alter Zeit hing sie mit Rügen zusammen. Man erzählt sich noch, wie beide getrennt wurden. Im grauen Altertum lebten auf der Insel Rügen zwei Frauen, die eine fromm und mildtätig, die andere böse und geizig. Eines stürmischen Abends kam zu der bösen Frau ein alter fremder Mann, zerlumpt und hungrig und fast erstarrt vor Frost und Regen. Er bat um ein Nachtquartier und ein Stückchen Brot, das geizige Weib aber schalt ihn und jagte ihn wieder in das Unwetter hinaus. Darauf kam er zu der frommen Frau, die ihn mildtätig aufnahm und ihr letztes Brot mit ihm teilte, denn sie war arm und hatte selbst nicht viel. Am andern Morgen dankte der Alte herzlich und sprach zu der Frau, das erste, das sie nun unternehmen werde, solle ihr den ganzen Tag wohl gelingen. Die Frau hielt den Mann für einen schlichten Bettler und dachte nicht weiter über seine Worte nach. Als er fort war, ging sie an ihren Koffer, darin sie ein

kleines Röllchen Leinwand liegen hatte, und wollte messen, ob es noch zu einem Hemdlein für ihr Kind reichte. Sie maß die nötigen drei Ellen ab, doch das Röllchen wollte kein Ende nehmen. Die Frau wunderte sich und wollte nun doch sehen, wieviel Leinwand sie eigentlich hätte; sie maß weitere drei Ellen, und noch einmal soviel, die Leinwand wollte nicht zu Ende gehen. Die Frau konnte gar nicht aufhören, wenn sie auch gewollt hätte, sie mußte den ganzen Tag stehen und messen. Sie entsann sich der Worte des alten Mannes, und maß lustig weiter, der Berg von Leinewand wurde immer größer, daß im Hause kein Platz mehr dafür war und sie endlich bis vor die Tür und weit hinaus ins Feld messen mußte, alles von dem einen Röllchen aus ihrem Koffer. Es währte bis die Sonne unterging, da war sie eine reiche Frau. Die Geschichte wurde bald bekannt, und auch die geizige Frau erfuhr sie. Neid und Geiz trieben sie, dem alten Bettler nachzulaufen, so böses Wetter es auch war. Sie fand ihn wirklich noch auf der Insel, denn bei dem Sturm hatte ihn keiner übersetzen mögen. Mit heuchlerischen Worten bat sie ihn um Verzeihung und lud ihn für die folgende Nacht in ihr Haus. Der alte Mann war des zufrieden und kehrte mit ihr heim, und sie gab ihm vom Besten, das sie hatte. Die ganze Nacht lag sie schlaflos und überlegte, was sie zuerst anfangen wollte, wenn der Bettler ihr auch Gelingen für den ganzen Tag dazu wünschen würde. Am andern Morgen dankte der Bettler ihr mit gleichen Worten wie der frommen Frau und wünschte ihr den ganzen Tag Gelingen zu ihrer ersten Arbeit. Das böse Weib freute sich übermaßen; sobald der Mann fort war, wollte sie das Geld in ihrem Spartopfe zählen und die reichste Frau der Welt werden. Damit sie aber nicht gestört werde und den ganzen Tag ruhig dabei bleiben könne, ging sie zuerst vor die Tür, um ein kleines Bedürfnis zu erledigen. Doch welch ein Wunder geschah! Wie sie sich niedergeduckt hatte, konnte sie nicht wieder aufstehen, und mußte den ganzen Tag in dem fortfahren, was sie begonnen hatte. Dadurch entstand ein See, der immer größer wurde, und zuletzt so groß, daß er alles Land überschwemmte und die jetzige Insel Hiddensee von Rügen abtrennte. Erst bei Sonnenuntergang konnte die geizige Frau zur Ruhe kommen ~ wahrlich, ein Tagewerk sondergleichen!

Der Kalfater / In Pommern erzählt man, sobald ein neues Schiff fertig ist und von der Mannschaft bezogen wird, zieht auch ein kleiner Geist darin ein. Die Schiffer nennen ihn Kalfater oder Klabautermann. Er ist ein guter Geist für das Schiff und auch für die Mannschaft. Gesehen haben ihn nur wenige, denn es ist ein Unglück für den, der ihn sieht. Die ihn gesehen haben, sagen, er sei kaum zwei Fuß hoch. Er soll eine rote Jacke, weite Schifferhosen und einen weiten Hut tragen. Je weniger man ihn sieht, desto öfter kann man ihn auf dem Schiff hören. Er sorgt und müht sich dafür ohne Unterlaß. Er hilft im Raum die Ballen nachstauen, er kalfatert das Schiff da, wo kein Mensch hinkommen kann, woher er auch den Namen hat. Ist der Schiffer ein-



geschlafen, das Schiff aber von Gefahr bedroht, dann fühlt er sich plötzlich vom Klabautermann angestoßen und erwacht zur rechten Zeit. Die Schiffsleute wissen recht gut, daß der kleine Kalfater ihnen Nutzen tut. Sie sagen auch nichts anderes als: „Hörst du wohl, da ist er wieder!" wenn sie ihn unten im Raum oder an den Planken arbeiten hören. Die Matrosen suchen sich mit ihm gut zu halten, denn den Fleißigen hilft er bei der Arbeit, daß sie ihnen frisch von der Hand geht. Er sorgt dafür, daß die Taue beim Einrahmen der Segel auch beim schärfsten Winde nicht schlenkern; er macht die halbe Arbeit beim Aufhissen der Anker. Und wenn ein flinker Bursch von einem Schiff zum andern übergeht, dann gibt ihm der Klabautermann ein Zeichen mit, woran ihn der Kalfater des andern Schiffes kennt und ihm hilft. Die faulen und trotzigen Matrosen quält und zwickt der Kleine und tut ihnen allerlei Schabernack an, bis sie zuletzt flink und fleißig werden. Wenn alles nichts hilft, so zeigt er sich ihnen und schneidet ihnen Gesichter. Dann ist es aber aus mit ihnen; wer den Klabautermann mit eigenen Augen gesehen hat, dessen letztes Stündlein hat geschlagen. Wenn ein Matrose ihm Essen hinsetzt, und er nimmt und ißt davon, so beweist er dem Spender seine besondere Liebe. Besonders laut und rührig ist der Kalfater in Sturm und Gefahr. Er weicht nicht vom Schiff, bis es zugrunde geht. Wenn er aber einsieht, daß trotz aller Mühe und Arbeit das Schiff nicht mehr zu retten ist, dann verläßt er es und zeigt auch hierbei noch seine Freundlichkeit für das Schiffsvolk, denn weil man ihn nicht sehen kann, steigt er, so hoch er kann, und stürzt sich mit großem Geräusch in das Wasser, damit man ihn höre. Wer ihn dabei sieht, mit dem ist es aus. Wenn er das Schiff verläßt, weiß das Schiffsvolk, daß es damit ein Ende hat. Ein jeder sucht sich nun zu retten, so schnell er kann. Manche sagen, nicht jedes Schiff habe einen Kalfater, solches Glück werde nur wenigen Schiffen zuteil. Die Klabautermännchen sollen die Seelen von Kindern sein, die totgeboren oder vor der Taufe gestorben sind. Wenn solche Kinder unter einem Baume begraben werden, und das Holz des Baumes wird beim Schiffsbau verwandt, so geht die Seele des Kindes mit ins Schiff hinein. Einige sagen, man kann den Kalfater auch ohne Gefahr sehen, man muß es nur richtig anfangen. Nachts zwischen zwölf und eins muß man allein zum Spilloch gehen und zwischen den eigenen Beinen durch ins Spilloch sehen, dann sieht man den kleinen Geist. Sieht man ihn nackt, so muß man sich hüten, ihm etwa aus Mitleid Kleider zuzuwerfen, über solch ein Mitleid wird er leicht böse und meint, man wolle sich dadurch mit ihm abfinden.

Die beiden Störche / Auf Usedom lag ehedem das große Kloster Grobe oder Grabow. Es war vom pommerschen Fürsten Ratibor gestiftet; der erste Abt war der fromme und gelehrte Sibrandt. Einst kam eine große Teuerung ins Land, auch den Mönchen in Grobe gingen die Lebensmittel aus. Da kamen zwei große Störe aus dem Haff bis an das Kloster geschwommen und warteten, bis einer von ihnen gefangen

war. Der andere schwamm eilends zurück, als hätte er den Gefangenen hergebracht. Der eingefangene Stör war so groß, daß die Mönche eine ganze Zeit davon leben konnten. Im nächsten Jahr kam der entkommene Fisch wieder bis ans Kloster und wartete wieder, bis die Mönche einen zweiten, den er mitgebracht, gefangen hatten. Das geschah viele Jahre, die Mönche bekamen stets einen großen fetten Stör, bis sie zu geizig wurden und alle beide fingen. Da hörte das Wunder auf, und kein Stör ist wieder nach Grobe gekommen.

Der Bettler auf der Insel Oie / Unfern der Peenemündung, etwa anderthalb Meilen in die Ostsee hinein, liegt die kleine Insel Oie. Früher gehörte sie zur Marienkirche in Greifswald, seit mehr als hundert Jahren ist sie zum Kirchspiel Kröslin eingepfarrt. Es stehen nur drei Häuser darauf, darin wohnen nicht mehr als dreißig Menschen. Bis vor drei Jahrzehnten kam nie ein Bettler auf die Insel, aber in einem gestrengen Winter, als die See von Peenemünde bis zur Insel zugefroren war, kam ein Bettler auf den Einfall, die Eisbahn zu benutzen und auf der Insel zu betteln. Der alte Mann kam unbemerkt auf die Insel, stellte sich sogleich in die offene Tür des ersten Hauses und fing an, nach Bettlerart ein kurzes Gebet herzusagen und dann ein frommes Lied zu singen. Auf solche Weise hatten die Oier das Wort Gottes noch niemals gehört. Alles, was in dem Hause war, stürzte zu dem armen Manne hinaus, sie holten ihn in die warme Stube, bewirteten und beschenkten ihn reichlich und führten ihn im Triumph zum nächsten Haus, wo er wieder singen und beten mußte. Sodann brachte man ihn zum dritten Haus, und hier war nun die ganze Insel, groß und klein, Herrschaft und Gesinde, um ihn versammelt. Die guten Leute überschütteten ihn mit Kleidern und Lebensmitteln, kaum konnte er alles forttragen. Geld bekam er dreimal mehr, als er je erwartet hätte. Die Dienstboten allein hatten über drei Taler für ihn aufgebracht. Die Leute waren ordentlich traurig, als er die Insel verließ, und er mußte versprechen, recht bald wiederzukommen.

Wallenstein vor Stralsund / Im ganzen nördlichen Deutschland war das Glück dem Friedländer und seinen großen Heeren günstig gewesen, in seinem Übermut faßte er den Plan, an der Ostsee ein eigenes Reich zu stiften und darin unabhängig von Kaiser und Reich als König zu regieren. Als Hauptstadt hatte er es auf das mächtige und reiche Stralsund abgesehen. Er verlangte von der Stadt, sie solle Soldaten von ihm einnehmen. Die Stralsunder verweigerten das, und der Herzog kam mit großer Heeresmacht vor die Stadt und schwur in seinem Zorne, daß von Stralsund nichts übrigbleiben solle, und wenn es ihn hunderttausend Mann und sein eigenes Leben koste. Er müsse Stralsund haben, und wenn es mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre. Am 27. Juni 1628 kam Wallenstein vor der Stadt an. Er legte sein

Hauptquartier ins Hainholz und ließ noch denselben Tag Sturm laufen. Die Stralsunder hatten Hilfe von den Dänen und Schweden bekommen und wehrten sich so tapfer, daß die Kaiserlichen nichts ausrichten konnten. Auf einen Tag verloren sie fünfhundert Mann, auf den nächsten gar fünfzehnhundert. Der Herzog ward immer zorniger und verschwor sich, daß er den König von Schweden mit Ruten aus dem deutschen Reiche jagen wollte, und wenn er die Stadt bekomme, so wolle er des Kindes im Mutterleibe nicht schonen. So wütete er in seinem Zelte. Um ihn saßen seine Generale und Offiziere, und er wollte gerade ein Glas Wein zum Munde führen, da kam eine Paßkugel aus der Stadt, die das Glas traf, daß es ihm vor dem Munde in tausend Stücke zersprang. Er nahm den Vorfall für ein Zeichen, daß er gegen Stralsund nichts ausrichten würde, brach strads sein Lager ab und zog sich nach Mecklenburg zurück, aber zwölftausend seiner Leute hatte er vor der Stadt verloren. Alljährlich am 24. Juli, an welchem Tage der Friedländer abzog, feiern die Stralsunder das Wallensteinfest, und die jungen Bürger und Jungfrauen der Stadt tanzen fröhlich um die Eiche, unter der Wallensteins Zelt stand.

Das Bozelgeld in Schlawe / Vor vielen hundert Jahren lag im Dorfe Altschlawe nahe an der Wipper die Burg eines boshaften Grafen und Raubritters. Alljährlich raubte er aus der Stadt Schlawe eine Anzahl Jungfrauen. Bekam er einmal seine Zahl nicht voll, so schlug er allen andern die Köpfe ab. Die armen Schlawer konnten gegen den Ritter nichts ausrichten und fanden keinen Rat, wie sie aus der Not und dem Elend herauskommen sollten. Endlich fand die kluge und brave Tochter des Schlawer Bürgermeisters eine List. In der Nähe von Altschlawe nach der Burg hin lag ein Nußwäldchen, dahin wollte die Jungfrau ganz allein gehen, als wollte sie Nüsse suchen. Der Ritter würde geschwind herbeikommen, um sie zu greifen. Dann sollten die Männer von Schlawe aus dem Gebüsch über ihn herfallen und ihn fangen. Der Bürgermeister wollte seine liebe Tochter nicht der Gefahr aussetzen, mußte indes nachgeben, und es ließ sich alles nach dem Plan der klugen Jungfrau an. Der Ritter kam mit nur geringer Mannschaft aus der Burg, und die Bürger konnten leicht seiner habhaft werden. Im Jubel ward er in die Stadt geführt, fest eingekerkert und zum Tode verurteilt. Zur Vollstreckung des Urteils über einen Adeligen bedurften die Schlawer aber der Unterschrift des Herzogs von Stettin, und es traf sich, daß der Herzog mit dem Raubgenossen gut Freund war. Er schrieb unter das Urteil: „Kop af nicht loat läwen." Doch schrieb ers ohne ein Zeichen zwischen den Worten, so daß es einen zweideutigen Sinn hatte und man daraus lesen konnte, was einem gefiel. Die Bürger deuteten es zu ihren Gunsten und hielten am Hinrichtungstag des Ritters ein großes Freudenfest, und kugelten mit dem abgeschlagenen Räuberkopf auf dem Markt herum. Der Herzog von Stettin war nicht schlecht ergrimmt, als er die Aus-

legung seiner Worte erfuhr, und belegte die Stadt für alle Zeit mit einer Geldabgabe an die Stadt Rügenwalde, wozu jeder Bürger sein Teil beitragen mußte. Von dem Kugeln, oder wie die Schlawer sagen Bozeln mit dem Kopf des Ritters heißt die Strafe das Bozelgeld.

Die Räuber im Gollenberge / Die Klüfte des Gollenbergs wurden früher durch große Räuberbanden unsicher gemacht. In einer Vertiefung mitten im Gollenberge, die heute noch die Räuberkule heißt, sollen sie ihr Hauptlager gehabt haben. Das Gesindel hatte sich so furchtbar gemacht, daß keiner es wagte, ihm entgegenzutreten, und sie konnten ohne Scheu rauben, plündern und morden, was ihnen unter die Hände fiel. Endlich wurden sie aber auf wunderbare Weise gefangen: In der Herberge zu Köslin langte eines Abends bei großem Unwetter ein fremder Reisender an, der hatte unter dem Gollenberge vorbeireiten müssen und oben auf dem Berge ein unheimliches Getümmel vernommen. Er hatte sich geeilt, die Stadt zu erreichen, und trat bleich und zitternd in das Gastzimmer. Darum neckten ihn einige Gesellen, die sich hinter dem warmen Ofen und dem Glase Wein wunders wie tapfer dünkten. Das verdroß den Reisenden, er bot ihnen eine große Summe Geldes an, wenn einer von ihnen oder auch sie alle es wagten, zur Stunde auf den Gollenberg zu gehen und zum Zeichen, daß sie dort gewesen, sein Tuch um die eiserne Fahne binden würden, die zum Merkzeichen der Schiffer auf der Bergspitze errichtet war. Da entfiel den Prahlern das Herz, und es hatte keiner Lust zu dem Abenteuer. Die Magd des Wirtshauses hörte das Gespräch mit an, sie war eine muntere beherzte Dirne, dabei arm wie eine Kirchenmaus, und ihr kam die Lust, sich das Geld zu verdienen. Der Fremde hatte nichts dagegen, die andern rieten ihr zwar ab, aber sie blieb fest bei ihrem Vorsatz. Sie nahm das Tuch des Reisenden und ging getrost ganz allein in dunkler Nacht und schrecklichem Unwetter aus der Stadt hinaus dem Berge zu. Anfangs ging alles gut. Sie kümmerte sich nicht um das Heulen des Sturmes und nicht um die Eulen, die sie umflatterten. Als sie aber an der Spitze des Berges so ganz allein in dem Sturm stand und auf einmal die alte eiserne Fahne anfing zu knarren, daß es ihr durch Mark und Bein fuhr, da klopfte ihr das Herz zum Zerspringen. Mit Mühe konnte sie zur Fahne gelangen und das Tuch herumwinden. Im selben Augenblick aber hörte sie nahebei das furchtbare Horn der Räuber, das den Kösliner nur zu gut bekannt war. Der armen Dirne vergingen fast die Sinne, sie wußte nicht, wie sie in der dunklen Nacht mit ihren vor Schreck gelähmten Gliedern würde fliehen können. Sie blickte entsetzt ins Dunkle, da schimmerte dicht neben ihr ein hohes schneeweißes Roß mit einem silbernen Zaum. Sie schwang sich hinauf und jagte vom Berg hinunter, was das Pferd laufen konnte. Hinter ihr drein sprengten die Räuber auf schnellen Rossen, die alle silberne Schellen trugen und immer näher kamen. In der größten Not, als die ersten schon dicht hinter ihr waren,

hatte sie das Stadttor erreicht, aber die Räuber waren wütend und verblendet und nahmen nicht einmal wahr, daß sie in die Stadt ritten. Das war ihr Untergang. Die mutigen Kösliner schlossen geschwind das Tor hinter ihnen und fingen sie alle. Am andern Tag zogen die Bürger auf den Gollenberg, zerstörten das Räuberlager und fanden viele Reichtümer. Unter der Beute war auch das große Horn der Räuber. Es war drei Fuß lang und von starkem Metall gegossen. Bis auf den heutigen Tag tut es der Stadt als Nachtwächterhorn gute Dienste.

Ritter Flemming / Vor vielen hundert Jahren lebte auf der Insel Wollin der tapfere Ritter Flemming, der nahm das Kreuz und zog mit Herzog Barnim von Pommern zum heiligen Grabe, indes seine Mutter Barbara allein mit einigen Knechten auf der Burg zurückblieb. Die Mutter betete täglich ohne Unterlaß für die glückliche Heimkehr ihres geliebten Sohnes und konnte sich derweil gar nicht um das Hauswesen kümmern. Die Knechte trieben allerlei Unwesen, legten sich aufs Wegelagern und plünderten und erschlugen jeden, der durch die Gegend zog. Eines Abends lagen sie wieder auf der Lauer und sahen einen einsamen Pilger des Weges kommen. Er ging langsam und müde und seufzte oft schwer. Daraus schlossen die Knechte, ihn müßten schwere Schätze drücken, die er aus fremden Landen mitgebracht. Sie überfielen und erschlugen ihn, fanden aber nichts bei ihm als einen goldenen Ring an seinem Finger. Weil der Ring ein sonderbares Wappen trug, zeigten sie ihn am andern Tag der Edelfrau, und die erkannte, daß er ihrem Sohn gehörte. Hastig fragte sie, wo der sei, der den Ring getragen. Die Knechte gestanden, daß sie ihn im Felde erschlagen hätten, und der Leichnam liege da noch. Die greise Frau rang verzweifelt die Hände. Jammernd lief sie zu der Mordstelle, und als sie ihren Sohn erkannte, stürzte sie sich in den nahen Sumpf. Der Ort, an dem Ritter Flemming erschlagen wurde, hieß früher der Freudenberg, weil die heidnischen Wolliner dort ihren Götzen opferten und Feste feierten; seit dem Tode des Ritters heißt er bis auf den heutigen Tag der Trauerberg.

Die arme reiche Frau / Vor vielen Jahren lebte in Stralsund ein Kaufmann und Ratsverwandter namens Wolf Wolflamm. Der war so reich, daß man seinesgleichen an der See nicht hatte. Er war aber auch ebenso hochmütig und verschwenderisch. An seinem Hochzeitstage ließ er von seinem Hause bis zur Kirche das feinste englische Tuch auf die Straße legen und ging mit den Hochzeitsgästen darauf. Seine Frau war aber noch verschwenderischer als er und hielt sich weit über ihren Stand prunkvoll und herrlich. Dafür traf sie der Zorn des Himmels. Als ihr Mann in einem Streit auf dem Kirchhofe zu Bergen in Rügen erschlagen war, wurde sie liederlich und ergab sich aller Art Völlerei und Verschwendung, daß sie alles durchbrachte bis auf eine Schale. Die behielt sie als letztes Stück von ihrem alten Glanze und ging damit betteln.

Sie bat vor den Türen, man solle der armen reichen Frau doch um Gottes willen ein Stück Brot geben. Darum nannte man sie überall die arme reiche Frau. In ihren guten Zeiten soll sie an dem alten Markt in dem Hause gewohnt haben, wo vor vielen Jahren noch ein gemalter Gang ans Haus gebaut war.

Der Mägdesprung / Der Junker auf dem Rugard bei Bergen war der frechste Mädchenjäger weit und breit. Keine Jungfrau war vor seiner Gewalt sicher. Einst traf er auf dem Rugard ein schönes, unschuldiges Mädchen und bestürmte sie, die ihm am Rande der steilen Kluft nicht entkommen konnte, bis sie keinen Ausweg mehr sah, und in ihrer Angst von dem Stein, darauf sie stand, in die Tiefe sprang. Die Jungfrau kam unversehrt im Tale an. Noch heute sieht man die Spur ihres Fußes in dem Stein, von dem sie sprang, und die Spur des Peitschenschlages, den der Junker in seinem Zorn nach ihr tat.

Der Ritter mit der goldenen Kette / Im Schlosse Mellenthin auf der Insel Usedom lebte ein Rittersmann, der hieß Nienkrake. Er trug immer eine schöne und große goldene Kette um den Hals, auf die er viel hielt, und die Leute nannten ihn darum den Ritter mit der goldenen Kette. Er hatte eine schöne Nonne im benachbarten Kloster Pudalga sehr lieb, und weil er sie weder im Guten noch mit Gewalt bekommen, ohne sie aber nicht leben konnte, grub er einen unterirdischen Gang von seiner Burg nach dem Kloster, eine ganze Meile lang. Durch den Gang entführte er die Nonne und ehelichte sie. Er hatte das alles so heimlich betrieben, daß kein Mensch wußte, wo die Nonne geblieben war. Ein Bauer aus Mellenthin verriet die Sache endlich, und der Bruder der Nonne kam mit großer Heeresmacht vor die Burg des Ritters mit der goldenen Kette, ihm sein Gemahl zu entreißen. Doch der Herzog von Stettin, dem die große Liebe des Ritters gefiel, stand ihm bei und befreite ihn von der Belagerung. Der Ritter Nienkrake hat darauf mit seiner Nonne noch viele vergnügte Jahre verlebt. Nach ihrem Tode wurden sie in der Kirche zu Mellenthin begraben, der Ritter mit seiner goldenen Kette, von der er sich nicht trennen konnte und die er noch im Tode festhielt. Vor etlichen Jahren trug einer Gelüste nach dem Gold und feilte täglich ein wenig an dem stark verlöteten Sarge. Er hatte aber erst ein Schildchen abgefeilt, da erschien der Frau des Diebes der Ritter mit der goldenen Kette, fuhr mit seinen hohen Helmfedern über ihr Gesicht und sah sie drohend an. Seitdem hat keiner mehr gewagt, nach der Kette zu streben.

Der verzweifelte Wucherer / Vor mehr als vierhundert Jahren war in Pommern eine große Kornteuerung. Damals lebte in der Stadt Damgard ein Bürger namens Pantlitz, der war reich genug, kaufte aber noch viel Korn

zusammen und wollte daran brav Geld verdienen, wenn es noch teurer würde. Für seinen Geiz traf ihn die Strafe des Himmels. Unser Herrgott gab im nächsten Jahr des Segens genug. Eines Tages fuhr Pantlitz mit einem Knechte selber Korn ein, als der Knecht mit lauter Stimme ein fröhliches Lied anfing. Pantlitz fragte ihn, warum er denn so fröhlich singe. Der Knecht antwortete, er freue sich, daß unser Herr wieder so gute Zeiten gegeben, daß die armen Leute wieder etwas zu essen hätten, und er sang immerzu. Pantlitz ärgerte sich in seinem geizigen Gemüt, weil ein so gutes Jahr gewesen war, in seinem Verdrusse nahm er das Seil, womit der Weichselbaum gebunden war, schnürte es sich um den Hals und sprang vom Wagen, also daß er sich jämmerlich erwürgte. Es war schrecklich anzusehen, wie der erwürgte Kornwucherer hinten an seinem eigenen Wagen hing, und vorn neben den Pferden ging der Knecht und sang fröhlich und laut, denn er sah seinen toten Herrn erst in der Stadt.

Die Maränen im Madüesee / Im Madüesee unweit Stargard fängt man viele Maränen oder Muränen, Fische, die es sonst nur in welschen Seen gibt. Sie sollen auf diese Weise dorthingekommen sein: Im Kloster Colbatz dicht am Madüesee lebte vorzeiten ein Abt, der war aus Italien hergekommen und trug immer großes Verlangen nach den Maränen, die ihm in der Heimat so wohl geschmeckt hatten. Einst trug er sein Verlangen im Klostergarten spazieren, da erschien der Teufel und versprach ihm einen ganzen Sack voll der ersehnten Fische, wenn er sich ihm zu eigen geben wolle. Der Abt geriet in großen Kummer und Streit mit sich selber. Zuletzt sagte er sich dem bösen Feinde zu, wenn er ihm noch vor Hahnenschrei die Fische bringen werde. Es war schon Mitternacht, und der Abt meinte, der Teufel werde den langen Weg von Pommern nach Welschland und zurück nicht in so kurzer Zeit machen können. Doch der Böse verschwand schneller als der Sturmwind in der Luft. Dem armen Mönche wurde angst und bange, er warf sich auf die Knie und betete zu Gott, daß er ihn doch aus den Krallen des Satans erretten möge. Aber schon hörte er ein lautes Brausen in der Luft von Süden her, und weil es noch ganz dunkel war, so glaubte er nicht anders, als daß es jetzt um ihn geschehen wäre. Das Brausen kam näher, es war wirklich der Teufel, der einen ganzen Sack voll der schönsten Maränen bei sich hatte, die er in größter Eile im welschen Meer gefangen hatte. Der Böse jubilierte schon laut, daß die Seele des frommen Paters sein eigen sei. Im nämlichen Augenblick krähte der Hahn, und der Glöckner im Kloster zog den Strang der Glocke, um die Brüder zur Hora zu rufen. Da warf der Teufel in seinem Zorn die Fische in den Madüesee hinein, über dem er sich gerade befand, und sie sind seither daringeblieben.

Ost- und Westpreußen

Der Heiligenbrunn / Die schöne Tochter eines reichen Kaufmanns traf das Unglück, daß sie nach einer schweren Krankheit erblindete, und keine Kunst der Ärzte vermochte ihr das verlorene Augenlicht wiederzugeben. Nach einem Jahr erging die Jungfrau sich mit ihren Eltern auf dem Johannisberg. Sie weinte bekümmert und erschöpft über ihr Unglück, und die Mutter netzte ihr Tüchlein in einer nahen Quelle, die Glut der Augen zu kühlen, aber kaum hatte sie mit dem Wasser die Lider gefeuchtet, so wurden ihre Augen aufgetan, und sie ward wieder sehend. Eltern und Tochter dankten Gott in heißem Gebet und rühmten überall der Quelle Wunderkraft, und das Land ward ihres Rufes voll. Viele Blinden wurden sehend, und die Quelle ward Heiligenbrunn genannt, ebenso der Ort, den man dort baute. Da kam ein Spötter und Wunderleugner auf einem alten blinden Gaul nach Heiligenbrunn und rief: „Ist euer Wasser so wunderwirkend, so muß es auch dem Vieh gedeihen. Wenn es meine Mähre sehend macht, will ich es glauben." Er ritt das blinde Tier nach der Heilquelle und ließ es trinken. Das Tier senkte sein ganzes Haupt in den Born, und als es den Kopf aus dem Wasser zog, sah der Reiter, daß es sehend geworden, weiter aber sah er hernach nichts mehr, denn seine Augen wurden zur selben Stunde mit Blindheit geschlagen. Das Wasser verlor von da an seine Heilkraft, wie andern wunderwirkenden Quellen durch frevle Spötter auch geschehen ist.

Die Marienkirche zu Danzig / Die Danziger Marienkirche enthält viel Wunderbares. Über der Kapelle der elftausend Jungfrauen ist ein Schnitzbild des gekreuzigten Heilands von unübertrefflicher Schönheit und grausenhafter Wahrheit. Ein schöner Jüngling liebte die Tochter des Künstlers, der dies Bild fertigte. Der Künstler versprach sie ihm zur Frau, der Jüngling ging wie ein Sohn im Hause aus und ein, aber als der Meister sich einst mit ihm allein wußte, lockte er ihn in seine Werkstatt, betäubte ihn und schlug ihn ans Kreuz. Während des jammervollen Sterbens jenes Jünglings hat er sein lebenswahres Werk vollendet. Da über den Tod des Geliebten auch seiner Tochter das Herz brach, erfaßte den Künstler Reue, und er endete durch Selbstmord. ~ Ein Tabernakelschrein in derselben Kirche schließt ein wundersam liebliches Tonbild der heiligen Jungfrau ein. Der Künstler saß auf den Tod gefangen, als er das Bild fertigte. Als er es vollendet hatte, sandte er es dem Rat der Stadt als ein Andenken für die Marienkirche. Wer das Bild sah, wurde von seiner Schönheit und dem jungfräulichen Liebreiz ergriffen. Die Väter der Stadt stellten es öffentlich zur Schau, und alles Volk meinte mit ihnen, einen Mann, der solches geschaffen, müsse ein hoher und frommer Geist beseelen und sein Vergehen müsse ihm verziehen werden. Der Meister ward freigelassen und lebte lange Jahre in Ehren in der Stadt. ~ Wie im Straßburger Münster ist auch in der Pfarrkirche zu Danzig ein treffliches Uhrwerk. Ein Meister aus Nürnberg namens Hans Düringer hat es gefertigt.

Zwei große Scheiben zeigen Sonnen-, Planeten und Mondeslauf, des Tierkreises Bilder und die heiligen Feste und Zeiten. Von Sonntag zu Sonntag zeigt die Uhr in sinnreichen Bildern die Evangelien. Die zwölf Apostel schritten die Tagesstunden bezeichnend im Kreise heraus; über ihnen schlugen Adam und Eva auf Glocken, die halben und Viertelstunden anzeigend. Selbst die Jahreszeiten waren künstlich dargestellt. Herrlich und zur Bewunderung der ganzen Welt war das Werk im Gange. Da geschah, was auch in Straßburg sich begab. In den Stadtvätern erwachte der Neid. Sie wollten den Künstler zwingen, kein zweites Kunstwerk gleicher Art zu schaffen, und um ihrer Sache sicher zu sein, stachen sie ihm die Augen aus. Der Künstler erbat sich als Gnade, sein Werk noch einmal zu berühren, da er es nicht mehr sehen könne; er ward hineingeführt und hemmte durch einen einzigen Griff den Gang des Werkes für immer. ~ Der höchste Stolz und schönste Schmuck der Marienkirche ist ein Gemälde des jüngsten Gerichts, von Georg und Johann van Eyck geschaffen. Das herrliche Bild hatte der Papst für Rom bestellt, aber der Himmel bestellte es für Danzig. Ein Seeräuber erbeutete das Schiff, mit dem es nach der heiligen Stadt befördert werden sollte. Ein Danziger Seefahrer nahm es dem Seeräuber wieder im Kampf und schenkte es seiner Vaterstadt. Der König von Frankreich hat vergebens eine Tonne Gold für das Bild geboten.

Der falsche König / König Olaus wollte nach Schweden segeln, kam aber bei einem Sturme um, doch retteten sich viele seiner Leute, und unter ihnen gab es welche, die sagten, der König sei auch davongekommen. Am Dreikönigstage zogen nun etliche Danziger nach Thorn und fanden zu Graudenz einen trunkenen Mann, der dem König Olaus an Sprache, Gestalt, Alter und allem ähnlich war. Die Danziger sahen ihn an, und einer sprach: „Guter Herr, ist Euch die Stadt Kopenhagen bekannt?" Er antwortete mit Seufzen: „O ja, den und den Bürger kenne ich sehr wohl, es ist gar nicht lange her, daß ich dort ganz lustig gewesen bin!" Die Danziger glaubten nun ihrer Sache sicher zu sein und sprachen: „Herr, Ihr seid der König Olaus, wollt Ihr es uns gestatten, so bringen wir Euch in Euer Reich." Er antwortete: „Ich bin, der ich bin, doch hoffe ich, Ihr werdet mich nicht verraten, tut Ihr mir etwas Gutes, so will ich es Euch mit dem Besten vergelten, doch schaut darauf, der Königin Herz ist nicht mit mir." Nun hielt ihn jedermann für den König, er ward hochgeehrt, und die Danziger schickten Botschaft nach Dänemark, und zu Pfingsten führten sie ihn mit großem Gepränge dorthin. Die Königin selbst hielt ihn drei Stunden lang für ihren Mann, endlich bekam sie Mißtrauen, bestellte ihn also abends wieder und befahl einigen Herren, sich bereitzuhalten. Der König ward zu Bett gebracht, und die Königin kam und befühlte seinen Nabel. Weil Olaus einen Nabel so groß wie ein Hühnerei gehabt hatte und nicht leiden konnte, daß man ihm dorthin griff, erkannte sie an dem seinigen, der ganz klein

war, daß es nicht der König sein konnte. Sie sagte es ihren Herren, und die nahmen die Danziger vor und forschten, wie sie zu dem König gekommen wären. Der vermeinte König ward gefangen, bekannte alles und wurde verbrannt, die Danziger ließ man aus Gnade heimziehen, sie hatten aber nur Spott zum Lohn.

Der Brotstein zu Oliva / In der Kirche des berühmten Klosters Oliva wird noch heutigentags ein Stein gezeigt, der vormals Brot gewesen. Mit ihm hat es folgende Bewandtnis: Unter dem Hochmeister Conrad Zölner bat ein Schuhknecht, aus Wehlau gebürtig, im Kloster um ein Almosen, bekam ein Brot, steckte es in den Busen und ging damit nach Danzig. Unterwegs trifft er ein armes Weib mit zwei Kindern, die bittet den Gesellen um ein Stücklein Brot, damit sie den Hunger der weinenden Kindlein stillen könne. Er aber sagt, er habe kein Brot. Die Frau sah das Brot und sagte ihm, er habe ja ein Brot im Busen, sie sehe es. Da schwur der Geselle, das sei nur ein Stein, sich der Hunde zu erwehren. Nachher will er sein Brot hervorlangen, da ist es zu Stein geworden, und er geht in sich, kehrt zurück zum Kloster, bekennt seine Sünde und hängt zum Gedächtnis den Stein in die Klosterkirche. Eine andere Sage berichtet, daß einige lutherische Soldaten bei der Plünderung des Klosters im Jahre 1617 ihre Hände an das heilige Brot legen und es verzehren wollten, aber es wurde vor ihren Augen zu Stein verwandelt, und die Spuren des Daumens, mit dem ein Soldat in das Brot gegriffen, sind in ihm noch kenntlich.

Der reiche Bauer aus Nickelswalde / Unter dem Hochmeister Konrad von Jüngingen hatte der Orden solche Macht und Reichtum erlangt wie sonst nie, und auch das ganze Land war reich und zufrieden. So lebte ein Bauer in Nickelswalde, der hernach durch seinen Reichtum weit berühmt geworden. Es trug sich nämlich zu, daß etliche Gäste aus Deutschland zum Hochmeister kamen. Diese sahen überall Überfluß und Reichtum und priesen den Hochmeister glücklich in seinem Regiment. Das hörte der Schatzmeister zu Marienburg, der Bruder Heinrich von Plauen, und sprach zu den fremden Herren, der größte Reichtum des Hochmeisters sei der Reichtum seiner Untertanen; er habe einen Bauern, der elf Tonnen Goldes besitze. Die Gäste nahmen das als Scherz auf, da sie in Deutschland nicht gewohnt waren, den Bauern die Federn so lang wachsen zu lassen. Der von Plauen aber führte die Gäste seines Herrn einige Tage später spazieren und brachte sie nach Nickelswalde, wo sie bei einem Bauern einkehren mußten. Dort hatte er das Mittagessen bestellt, und die Gäste fanden den Tisch schon gedeckt. Rund um ihn standen zwölf Tonnen, darauf waren die Bretter zum Sitzen für die Herren gelegt. Wie sie nun am Speisen waren, sagte der Herr von Plauen, dies sei der reiche Bauer, von dem er ihnen erzählt. Der Hochmeister ließ also den Bauern kommen und forderte ihn auf, seinen Reichtum zu

zeigen, dessen er sich nicht zu schämen brauchte. Der Bauer antwortete: „Ich weiß wohl, daß verleugnetes Gut dem Herrn gehört, darum habe ich nichts zurückbehalten, sondern euch alles hingesetzt, was mir gehört. Er ließ die Bretter von den Tonnen nehmen, darauf sie gesessen hatten, und es zeigte sich, daß elf von den Tonnen voll eitel Goldes waren, die zwölfte aber war noch leer. Die Gäste wunderten sich über den reichen Bauern, aber dem Hochmeister gefiel es so wohl, daß er dem Bauern auch die zwölfte Tonne aus dem Schatze füllen ließ, damit er in Zukunft sagen konnte, der Hochmeister habe einen Bauern, der zwölf Tonnen Goldes besäße. Allein der Bauer in Nickelswalde hatte von seinem Reichtum keinen Segen. Sein Herz wuchs an dem Golde fest, und er wurde der größte Geizhals im Lande. Hernach, als Heinrich von Plauen Hochmeister wurde, rupfte er dem Bauern die Federn dermaßen, daß er in seinem Alter noch betteln gehen mußte.

Die hochmütigen Bauern zu Lichtenau / Reichtum führt gar leicht zu Üppigkeit und Laster. Als zur Blütezeit des Ordens das Preußenland reich wurde, wurden auch die Bauern sehr hochmütig. Die üblen Taten der Bauern zu Lichtenau im großen Werder sind besonders berühmt geworden. Zu jener Zeit kam ein Dominikanermönch nach Lichtenau. Er bettelte sich durchs Dorf und kam auch in den Krug. Die Bauern empfingen ihn mit großer Ehrerbietung, setzten den Herrn obenan und tranken ihm der Reihe nach zu, was ihm sehr wohl gefiel. Da nun aber der Trunk über ihn kam, glaubte er Affenspäße mit ihnen treiben zu können, doch das wollten die Bauern nicht leiden; er gab ihnen in der Trunkenheit unnütze Worte, schmähte sie und verfluchte sie und tat sie zuletzt kraft seines heiligen Ordens in den Bann. Das verdroß die Bauern sehr, und sie beschlossen, ihm kein Wort zu schenken. Schlagen durften sie sein geweihtes Haupt nicht, so nahmen sie einen weiten Hopfensack, spannten ihn außen um die Stubentür, huben dann unter sich einen falschen Streit an, löschten die Lichter in der Stube und machten einen Höllenlärm. Der Mönch, der für seine Haut fürchtete, hielt es für zeitig, sich aus dem Staub zu machen, lief mit gebücktem Kopf durch die Stubentür und recht in den Sack der Bauern hinein. Die banden schnell zu und hängten ihn über den Herd, machten von allerlei stinkenden Sachen ein Feuer an, das den Mönch von allen Seiten beräucherte, so daß er fast den Atem verlor. Als er nun um Gottes willen bat, sie sollten ihn aus dem Sacke lassen, da reichten sie ihm zwei Eier zu, die sie mit allerlei eklen Sachen gekocht hatten, die mußte er im Sacke essen. Darauf ließen sie ihn los. Aber der Mönch hatte einige Tage darauf von der Mißhandlung den Tod. Ein andermal kam ein Pilgersmann in den Krug, als die Bauern wieder beim Zechen waren. Der trank auch mehr als nötig auf Kosten der Bauern und fing sodann an, von sich selbst zu rühmen, was er für weite Reisen gemacht, wie er zu Compostella und beim finstern Stern gewesen und großen

Ablaß verdient habe. „Ja," sagte er, „aber ich habe an keinem Ort ärgere und gottlosere Leute gefunden als die verfluchten Bauern hier, die einem fremden Pilger nicht das kleinste Almosen geben." Die Bauern wollten es nicht gern mit ihm verderben und setzten ihm zu dem Trunk nun auch Fleisch vor, das teils getrocknet und teils gekocht war. Das war dem Jakobsbruder nicht genug, und er sagte: „Mit solchem Fleisch könnt ihr bei Sankt Jakob, meinem Herrn, keine Gnade erlangen, etwas Gebratenes muß es schon sein." Da dachten die Bauern ihn zu strafen, banden ihm Hände und Füße, steckten ihm einen Knebel in den Mund und sagten: „Jetzt sollst du Gebratenes haben." Sie schnürten ihn nackend auf einen Bratspieß, legten ihn an das Feuer und beträufelten ihn mit Butter. Sie wollten ihn nur etwas heiß machen, aber in dem Augenblick lief der Teufel, dem an der Seele des Pilgers wie der Bauern etwas gelegen war, in Gestalt eines Hasen durch den Krug. Die Bauern alle folgten dem Hasen mit großem Geschrei, und als sie zurückkamen, war der Jakobsbruder am Spieße verschmachtet und gestorben. Ihr Pfarrherr war eine Zeitlang Wolfgang Lindau, ein gelehrter und gottesfürchtiger Mann, der strafte sie öfters wegen ihres üppigen und bösen Lebens von der Kanzel herab und bedrohte sie mit Gottes Zorn und Strafe. Das mißfiel den hochmütigen Bauern, sie warteten auf eine Gelegenheit, sich an dem Pfarrer zu rächen. Der Pfarrer merkte ihre Absicht wohl und wich ihnen überall aus. An einem Pfingstfeiertage aber hatten sie von früh bis spät im Kruge Bier gesoffen, daß des Krügers große Sau, die über den Abflußtrog unter dem Hahn des Bierfasses gekommen war, sich zu Tode soff. Die andern vollen Säue nahmen nun die tote Sau, legten sie in einer finstern Kammer zu Bett, deckten sie zu und schickten zum Pfarrer mit der Botschaft, einer von ihnen sei plötzlich krank geworden und liege in den letzten Zügen. Der Pfarrer meinte, es sei Ernst, und kam gelaufen. Er begann mit dem Kranken zu reden, merkte aber sogleich die Büberei und sagte den Bauern, um den Kranken stehe es schlecht, er habe schon die Sprache verloren, das heilige Sakrament könne ihm daher nichts mehr nützen, er wolle ihm aber das heilige Öl holen, das ihm auch zur Seligkeit dienen werde. Die Bauern glaubten, sie könnten ihren Scherz noch weiter treiben und blieben. Er aber setzte sich eilends auf ein Pferd und ritt zum neuen Teich, wo der Pfleger des Schlosses Marienburg war, dem erzählt er, was geschehen, und mit seinen gerüsteten Mannen macht sich der Ordensbruder sofort auf, die gottlosen Bauern zu bestrafen. Die hatten unterdes, als der Pfarrer ihnen zu lange ausblieb, die von ihm zurückgelassene Monstranz genommen, und als sie darin keine Hostie fanden, sich eine solche geschnitten. Einer von ihnen hielt des Pfarrers Amt, der andere diente ihm mit einer Kuhglocke, die übrigen saßen im Kreise, als wenn sie Seelenmesse sängen. Dabei soffen sie einander in Halben und Ganzen zu. Darüber kam der Pfleger mit seinen Leuten und hieb wacker auf die Bauern ein. Doch die Bauern waren weit mehr an der Zahl, jagten sein Gesinde hinaus und nahmen den Pfleger gefangen. Sie steckten seinen großen dicken Bart in ein

Loch über der Türe und schlugen einen Keil dicht hinein, daß er halb an dem Barte hängend stand, und trieben allerlei Gespött mit ihm. Sein Gesinde war nach Marienburg gelaufen, und alsbald kam eine große Macht des Ordens, die den Pfleger befreite und die Bauern nach Marienburg führte, wo sie in die tiefsten Gefängnisse gesperrt wurden. Zur Strafe mußten sie die ganze Landstraße vom Kruge in Lichtenau bis in das Schloß in Marienburg mit Groschen belegen, sodann mit eigenem Gelde und eigenen Händen einen Turm an der Nogat bauen und ein ganzes Jahr lang bei Wasser und Brot darin gefangenliegen. Der Mörtel zum Bau des Turmes war nicht, wie sonst, mit Wasser, sondern mit Buttermilch bereitet, die die Bauern herbeischaffen mußten. Davon heißt der Turm bis auf den heutigen Tag der Buttermilchturm. Eine andere Sage will den Namen daher leiten, daß der Woiwode Stanislaus Kostka einst zu den Bauern nach etwas Buttermilch schickte, die aber verspotteten den Boten und sandten andern Tags ein ganzes Faß mit Buttermilch auf das Schloß. Da habe der Meister sie greifen und so lange in den Turm setzen lassen, bis sie sämtliche Milch aus dem Fasse ausgetrunken.

Das Wunder der Marienburg / Als die Kreuzherren von ihrem Zuge ins heilige Land nach Deutschland zurückkehrten, brachten sie einen Stein aus dem Hause mit, darin der Heiland mit seinen Jüngern zuletzt geweilt und das Abendmahl eingesetzt hatte. Den Stein weihten sie zum Grundstein des Ordenshaupthauses Marienburg. Darum segnete der Herr diesen Bau, daß er so groß und fest und herrlich wurde und in all seiner Pracht und Schönheit noch steht bis auf den heutigen Tag, während tausend und aber tausend Schlösser in Trümmer sanken. Wie die Sage erzählt, haben sich im Schlosse Marienburg viele Wunder begeben. Das riesighohe Marienbild, das weithin sichtbar von der Mauer der Schloßkirche leuchtet, hat ein frommer Meister geschaffen, als er es aber vollendet hatte und an seine Stelle bringen sollte, tat es dem Meister weh, sich von dem lieben Bilde zu trennen, er zündete geweihte Kerzen davor an und weinte bitterlich. Da war ihm, als sehe die Mutter aller Gnaden ihn strahlend an, als hebe das Bild winkend die Hand, und er sank entseelt davor zu Boden. Nach der Schlacht bei Tannenberg, die die Kraft des Ordens brach, war Marienburg der Ritter letzte Stütze, wurde aber von den Polen hart belagert. Einen Polenfürsten ärgerte das herrliche, im Glanz seiner Goldmosaik strahlende Marienbild, das gleichsam wie ein Bild des ewigen Sieges des Christentums gegen das Heidentum sich hoch über dem wilden Toben erhob, und er wollte es verhöhnen und schänden. „Schieße nach der Maria! Schieße ihr die Augen aus!" befahl er einem seiner Söhne, und der Sohn spannte seine Armbrust, legte den schweren Bolzen auf und zielte nach des Bildes Augen. Aber plötzlich senkt er die Armbrust und ruft: „Vater, wo ist denn das Bild, ich sehe es ja gar nicht mehr! Mir wird so schwarz vor den Augen!" Der junge

Polenfürst war erblindet. Ergrimmt spannt der Fürst selbst die Armbrust, zielt gut und schießt ab, aber vor dem Bilde wendet sich der Pfeil und fährt dem Fürsten mitten durchs Herz. ~ Einst waren auf der Marienburg zwei Liebende. Da aber das Haus des Ordens ein Haus der Entsagung von irdischer Lust sein sollte, so duldete es nicht derlei Gefühle, und die Liebenden wurden in Steine verwandelt. Lange hat man auf der Marienburg diese Steine gezeigt und wahrgenommen, daß sie aus Schmerz noch salzige Tränen weinten.

Der Remter zu Marienburg / Ein großes Wunder begab sich zu Marienburg während der Belagerung durch die Polen. Die Polen hatten einen Troßbuben gefangen und fragten ihn nach der Burg aus, wo die größte Schwäche der Mauern sei und wo das Geschütz den größten Schaden anrichten könne. Sie versprachen ihm Freiheit und hohen Lohn, und der Bube, der einen Haß gegen den Hochmeister hatte, beschrieb dem Feiud, daß das ganze weite und kühne Bogengewölbe des Remter auf einem einzigen gewaltigen Pfeiler mitten im Remter laste. Bräche eine Kugel den Pfeiler, so müsse das ganze Gewölbe zusammenstürzen. Das dünkte den Polen eine gute Kunde und eine leichte Sache, den Rest des Ordens mit einem einzigen Schlage zu vernichten. Es ward daher mit dem verräterischen Knecht ein Zeichen verabredet, das er geben sollte, wann der Ordenskonvent im Remter beim Mahle sitze. Das größte und stärkste Geschütz wurde nach dem Pfeiler gerichtet, der Bube aber freigelassen. Bald darauf, als der Troßknecht die Zeit für gekommen hielt, hing er einen roten Hut am Remter aus, wie verabredet war, und die im Polenlager brannten ihr großes Stück los, im Remter geschah ein Donnergeprassel, aber der Pfeiler stand ruhig ~ die Kugel hatte ihn gar nicht getroffen, sie war oben durch die Mauer gefallen und hatte über dem Kamin ein Loch geschlagen, wo sie heute noch eingemauert ist.

Die Frauen zu Culm / Im Pommernlande und Cassuben herrschte ein Herzog namens Swentipol, der hatte sich taufen lassen, aber in seinem Herzen war er Heide geblieben, hielt heimliche Freundschaft mit den heidnischen Preußen und zeigte sich schließlich durch offnen Abfall als Feind des Christentums und des Deutschen Ordens. Er befestigte seine Burgen an der Weichsel und führte offen Krieg gegen den Orden, verschmähte aber auch die List nicht, wenn es galt, das Leben vieler Christen in seine Gewalt zu bekommen und sie hinzuschlachten. Mit großer Kriegsmacht rückte er vor Culm, und hätte die Stadt gern in seine Gewalt gebracht, konnte aber mit Stürmen nichts ausrichten. So machte er einen scheinbaren Rückzug und legte sich mit seinem Volk in einen morastigen Bruch, den Ronsen, in den Hinterhalt, und rechnete, daß die Belagerten bald herauskommen würden, um von den Dörfern neue

Mundvorräte einzutreiben. Das geschah auch wie erwartet. Swentipol brach mit seinem Volk hervor und erschlug alle Ritter und Knechte und meinte, nun sei es ein leichtes, die Stadt einzunehmen. Doch er hatte nicht mit den Culmer Frauen gerechnet. Kaum brachte ein Flüchling die Kunde von des Feindes Überfall, so scharten sich die Frauen und Jungfrauen zusammen, warfen sich in Männertracht und Rüstung und besetzten entschlossen die Mauern, die Stadt auf Leben und Tod zu verteidigen. Wie nun Swentipol die stattliche und wohlgerüstete Heerschar von weitem sah, dachte er, daß er Culm schwerlich ohne großen Verlust von den Seinen gewinnen werde, und er trat wirklich den Rückzug an. Es hat den Frauen und Jungfrauen von Culm viel Ehre gebracht, daß sie so mutig und tapfer den Feind abwehren wollten, und es ist der Nachwelt unvergessen geblieben.

Die Bekehrung der Poggesaner / Die Ordensburg zu Elbing ward wegen ihrer Festigkeit den Poggesanern in der Nachbarschaft sehr zum Verdruß. Sie zogen mit starker Heeresmacht davor sie zu zerstören, doch es gelang ihnen nicht. Sie raubten und plünderten in der ganzen Gegend, so viel sie nur konnten, dann wollten sie sich mit ihrem Raub auf den Rückweg machen. Die Ritter dachten, die Räuber würden mit so vielen geraubten Sachen beladen, sich ihnen nicht so recht zur Wehr setzen können, sie machten sich daher auf, so wenige ihrer nur waren, und verfolgten sie. Da geschah ein großes Wunder: Den Heiden schien es auf einmal, als ob ein unzählbar großes Heer heranrückte, jeder Ordensbruder kam ihnen wie zehn vor, und sie ließen eilig ihren Raub im Stich und liefen davon. Nachher wurden sie gewahr, wie wenige ihrer Verfolger gewesen, sie erkannten, daß Gott mit den Brüdern des Ordens halte, boten ihnen Frieden an und unterwarfen sich dem Christentum.

Swentipols Scherz / Zu der Zeit, als Herzog Swentipol gegen den Deutschen Orden aufgestanden war, lagerte er in Pommesanien an einem lustigen Ort an der Weichsel zwischen Culm und Thorn und war guter Dinge. An seinem Hof war ein Mann, der fürchtete sich vor den Deutschrittern schier mehr als vor dem Teufel, und Swentipol hatte mit ihm stets seinen Spott ob seiner Zagheit. So dachte der Herzog sich einmal einen Scherz aus, ein vertrauter Diener sollte während der Tafel hastig kommen und schreien: „Die Ritter, die Ritter sind da!" Swentipol sagte seinen Heerführern, sie sollten sich, wenn der Diener schreie, nur ganz ruhig verhalten, er wollte sich nur recht an des Hofmanns furchtsamem Wesen ergötzen. Da nun alles beim Mahle saß und der Diener seines Herrn Befehl zur rechten Zeit vollziehen wollte, sah er von ungefähr in das Feld und erblickte die Ordensritter wirklich gegen das Lager heranreiten. Voll Angst und Schrecken eilte er in den Tafelsaal und schrie: „Die Kreuzherren kommen! Sie kommen! Wiß und wahrhaftig! Rettet euch!" Kaum hörte der furchtsame

Hofmann das Geschrei, als er vom besten Bissen aufstand und eiligst das Weite suchte. Die Flucht gelang ihm vortrefflich, er erreichte einen nahen Busch und rettete sein Leben. Swentipol und seine Hauptleute lachten allzumal über den Feigling, der Diener aber schrie immerfort: „Auf, auf, die Ritter kommen!“ Swentipol sprach ärgerlich: „Halte nun endlich dein Maul, dummer Narr! Siehst du denn nicht, daß es genug ist?“ „Sie kommen aber doch, die Ritter, sie kommen!“ schrie der Diener in einem fort, und schrie gar nicht lange mehr, da waren die Ritter wirklich da und schlugen auf ihre Feinde, die sich eines Überfalls nicht versahen, grimmig los. Und alle bis auf Swentipol wurden erschlagen. Er rettete sich mit Not und Gefahr durch Schwimmen über die Weichsel.

Der Irrgarten / Die Brüder und Kreuzherren hatten sich durch ihre Ordensregel dem Deutschen Ritterorden eidlich verpflichtet, die heilige Stadt Jerusalem gegen die Feinde der Christenheit zu verteidigen und sie wieder einzunehmen, wenn sie verlorengegangen war. Um sich von diesem Eide loszumachen und ihr Gewissen zu beruhigen, ließen die Ritter in Preußen bei fast allen Schlössern im Felde die Erde aufgraben und ein Festungswerk mit vielen Gängen und Laufgräben aufwerfen, das einem Labyrinth sehr ähnlich sah und von ihnen Jerusalem genannt wurde. Anfangs hatten sie hierbei ihre gottseligen Gedanken gehabt; hernach aber trieben sie nur ihren Spott damit, denn wenn sie bei ihren Gelagen recht lustig sein wollten, dann mußten sich die Knechte in dies After-Jerusalem begeben, und die Ritter jagten sie wieder heraus und meinten im Scherz, sie hätten nun Jerusalem befreit. Für ihre Frechheit ist die Strafe nicht ausgeblieben. Der größte Irrgarten war im Felde der Riesenburg, fünfundfünfzig Fuß lang und sechzig Fuß breit, und darin war ein Kreuz eingegraben, vierundfünfzig Fuß lang und breit. In dem Kreuze war es ruhig, aber in allen andern Gängen hörte man nach dem Tode der Ritter nachts ein gewaltiges Treiben und Rumoren. Die Ritter mußten zu ihrer Qual das Spiel treiben, das sie früher so übermütig gespielt hatten. Nur wurden die Rollen umgekehrt, die Ritter wurden von den Knechten gejagt, und die Knechte wieder von dem Teufel und seinem Anhang.

Williger von Korneburg / Zur Zeit des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen kam der Ritter Williger von Korneburg nach Preußen. Er hatte früher ein ruchloses Leben geführt, ward aber auf wunderbare Weise zur Buße gebracht. Er war ein Raubritter im Thüringer Walde gewesen und hatte den umliegenden Städten vielen Schaden getan. Einst ritt er allein auf die Jagd, da wurden ihn etliche Knechte aus Jena gewahr und verfolgten ihn. Sie waren ihm schon auf den Fersen, und er sah ein, daß er ihnen nicht mehr entkommen könne. Da gelobte er der heiligen Maria, wenn sie ihm diesmal helfen würde, nach Preußen zu ziehen und in

ihren Orden zu treten. Und es geschah. Seine Verfolger jagten an ihm vorüber, ohne ihn gewahr zu werden. Williger kam gesund heim und erzählte seiner jungen, adligen Gattin, die er erst vor zwölf Wochen heimgeführt hatte, was sich zugetragen. Sie wollte aber nicht in die Scheidung willigen und sagte: „Wenn Ihr ein Mönch werden wolltet, so hättet Ihr mich nicht nehmen sollen, ich hätte wohl andere meinesgleichen gefunden." Nun kämpfte Williger mit sich, welches Gelübde er erfüllen sollte, das seinem Ehgemahl oder das der heiligen Jungfrau gegebene; da erschien ihm eines Nachts der Teufel in königlichen Kleidern und von einem großen Heerhaufen begleitet und sprach: „Williger, diesen Staat und ein würdiges Schloß und noch weit mehr will ich dir verleihen, so du mir dienst." Williger dachte bei sich, daß es wohl herrlich sei, einem so freigebigen Gebieter zu dienen, da erschien Jesus Christus mit seinen fünf Wunden und sprach: „Williger, ich gebe dir mehr denn jener, und diesen Staat," damit zeigte er auf die Wunde an der Seite, „will ich dir gewähren, welcher besser ist als alles, was der Verführer dir verspricht." Auch dieses Gesicht vermochte die Gattin nicht dahin zu bringen, ihn freizulassen. Nun hörte man allnächtlich einen schrecklichen Ton, wie wenn mit einem Hammer an die Wand geschlagen würde, und eine Stimme, die rief: „Williger, stehe auf zum Gebete, deine Brüder haben sich schon erhoben." Durch diese Töne und Worte erschreckt willigte die Gattin endlich ein, daß ihr Gemahl sein Gelübde erfülle, und wie er nun gen Preußen gezogen und in den Orden eingetreten war, da zeichnete er sich durch seine Frömmigkeit und seine Tugenden ebenso aus, wie er es vorher durch Laster und böse Taten getan hatte.

Die Hilfe der heiligen Barbara / Unweit der Stadt Schwetz an der Weichsel steht das Dorf Sartowitz. Dort hatte vor vielen hundert Jahren der Pommernherzog Swentipol sein bestes Schloß, das er stark besetzt hielt und von wo aus er dem Orden viel Schaden tat. Im Jahre 1245, am Sankt Barbaratage, rückte der Marschall Diedrich von Bernheim vor dies Schloß. Er hatte nur vier Brüder des Ordens und vierundzwanzig Knechte mit sich, weil ihm im Geiste die heilige Barbara erschienen war und es ihn also geheißen hatte. Um Mitternacht kam er in aller Stille vor dem Schlosse an; geräuschlos wurden die Leitern angesetzt und die Mauern erstiegen. Die im Schlosse wurden es nicht eher gewahr, bis sie unter den Streichen ihrer Gegner fielen. Die Sieger machten hundertundfünfzig Frauen und Jungfrauen zu Gefangenen, dann wurde die ganze Burg nach Schätzen durchsucht, und dabei kam man an ein großes Gewölbe, das sehr fest mit eisernen Schlössern und Riegeln verwahrt war. Sie glaubten große Schätze darin, fanden aber nur ein silbernes Kästchen, das in dem dunklen Gewölbe einen gar wundervollen Schein von sich gab. Sie öffneten es und fanden den Kopf der heiligen Barbara darin, was ein Zettel mit ihrem Namen auswies. Die Brüder knieten nieder, denn sie wußten nun, wem sie den wunderbaren

Sieg zu verdanken hatten. Das Haupt hatte der Papst Innocenz der Vierte dem König von Dänemark zum Geschenk bestimmt und schickte es ihm seinerzeit durch einen gelehrten Mann zu. In Pommern wurde der Gesandte von Swentipol überfallen, der ihm alles, auch das Haupt der Heiligen, raubte. Der Heide schickte es nach Sarowitz, aber die Heilige wollte dort nicht länger im Gewölbe liegen und hatte den Marschall Diedrich von Bernheim zu ihrem Befreier auserkoren.

Die Sonntagsgespenster / Während der Blütezeit des Ordens häufte sich in vielen Gegenden Preußens großer Reichtum an und verkehrte die einfachen Sitten der Bewohner in Üppigkeit und Schlemmerei. Besonders war des Essens und Trinkens kein Ende, und es war selbst Sitte geworden, die Sonn- und Festtage von früh bis spät den Trinkgelagen zu widmen. Gott ward des Greuels müde, und zur Strafe sandte er gräßliche Gespenster, die an Sonn- und Festtagen am hellen Tage in die Schlösser, Burgen und Wohnungen kamen, die Leute beim Essen aufielen und so peinigten, daß viele während der Mahlzeit nach Art der Hunde toll wurden, auf den Straßen herumliefen und irre redeten, ja, etliche stürzten sich in Flüsse und Brunnen oder ins Feuer und verbrannten bei lebendigem Leibe. Die Gespenster verbreiteten ein solches Entsetzen, daß an Sonn- und Feiertagen überhaupt niemand mehr zu essen wagte. Um diesem Leiden ein Ende zu machen, ordneten die preußischen Bischöfe bei strenger Strafe an, daß vor verrichtetem Gottesdienst weder Bier noch Branntwein noch Wein verkauft werden sollte. Von der Zeit an verschwanden die Gespenster wieder.

Die Christburg / Wo jetzt das Städtlein Christburg liegt, hatten die alten Preußen eine Festung. Die Ordensbrüder belagerten sie lange vergeblich. Endlich eroberten sie die Burg und erschlugen alles, was darinnen war. Das geschah in der heiligen Christnacht, und die Festung hieß von da an Christburg. Sie wurde ein starker und wichtiger Ort für den Orden und blieb es wohl an die zweihundert Jahre lang, bis sie im Jahre des Herrn 1410 ganz verwüstet wurde. Damals war Albrecht von Schwarzburg, andere sagen Otto von Sangerwitz, Komtur auf der Christburg, der hatte alle Zeit dem Kriege mit König Jagello von Polen widerraten; aber die Chorherren wollten den Krieg. Der Komtur mußte mit zur Tannenbergischen Schlacht ausrücken, und als ihn der oberste Chorherr fragte, wem er das Schloß anvertrauen wolle, antwortete er ungeduldig: „Dir und den bösen Geistern, so zum Kriege geraten haben!" Der Chorherr erschrak über diese Rede so sehr, daß er in ein hitziges Fieber fiel und andern Tags starb. Sein Geist mußte in dem Schlosse herumspuken, dazu fand sich der Geist manches Chorherrn, der auch zu dem Polenkriege geraten, so daß es kein Mensch mehr unter den vielen Gespenstern aushalten konnte. Es war ein fürchterlich Unwesen. Wenn die Knechte in den Stall gehen wollten, so kamen sie in den Keller und soffen sich

so voll, daß sie nicht wußten, was sie taten. Wollte der Koch und sein Gesinde in die Kirche gehen, so fanden sie darin Pferde stehen, und es war ein Stall daraus geworden. Wollte der Kellermeister etwas im Keller verrichten, so fand er Wassertröge und dergleichen darin; wenn die Ordensbrüder im Schlosse essen wollten, so waren die Schüsseln voll Blut. Dem neuen Komtur, der von Frauenburg auf die Christburg kam, erging es am allerschlechtesten, denn einmal ward er mit seinem Bart am Schloßbrunnen hängend aufgefunden, daß er nur mit Mühe wieder ins Leben kam; ein andermal fand man ihn auf dem obersten Dache des Schlosses. Als man ihn glücklich herunter hatte, fing sein Bart von selbst an zu brennen, und es half kein Wasser, bis er aus dem Schlosse lief. Das Schloß ward verlassen und blieb öde und zerfiel in Trümmer. Die Ruinen stehen jetzt noch, und die Seelen der Ritter, die zum unglücklichen Krieg geraten, hausen immer noch darin.

Die verklärten deutschen Ordensritter / Auf dem Schlosse Rheden war ein Ordensbruder genannt Kunibert von Dagken. Der machte sich viele Sorgen darum, ob seine Brüder auch zu Gott kämen, weil sie gerne Menschenblut vergossen, und die Regeln seines Ordens minder streng wären als die anderer, und er beschloß, in einen strengeren Orden überzutreten. Doch in der Nacht hatte er ein Gesicht. Es war ihm, als ob er sich im Himmel befinde und dort Brüder von allen geistlichen Orden sähe, aber niemand von den seinen. Er ward darüber tief betrübt. Da kam ein Engel zu ihm und fragte, weshalb er weine. Er klagte dem Engel seine Not und ward zur Jungfrau Maria geführt, die herrlich in einem weißen Gewande saß, und um sie herum standen die Brüder des deutschen Hauses. Sie sprach: „Wenn auch die Regeln deines Ordens minder streng sind als die der andern, so ist er doch um nichts geringer, denn sieh her!" Und damit hob sie die Mäntel der einzelnen und zeigte die Wunden, die sie von den Heiden litten. „Erkennst du nun, daß diese deine Brüder für den Namen Jesu Christi das ihre getan haben?" Bei diesen Worten entschwand das Gesicht. Bruder Kunibert bekannte am andern Morgen, welche Vorsätze er gehegt, wie herrlich jedoch der Orden vor seinen Augen verklärt worden sei. Nicht lange danach ward auch ihm in der Schlacht gegen die heidnischen Preußen die Märtyrerkrone zuteil.

Der Schmied von Christburg / Zwei Jahre nach der Schlacht bei Tannenberg kehrte ein Schmied aus Christburg von einer Wallfahrt gen Rom heim; um zu erfahren, was es mit den Gespenstern auf dem Schlosse für eine Bewandtnis habe, ging er eines Mittags dorthin und fand auf der Brücke den Bruder des Komturs stehen, der in der Schlacht totgeblieben war. Der Schmied erkannte ihn sogleich, denn er hatte ihm ein Söhnlein aus der Taufe gehoben, glaubte, er habe einen

lebendigen Menschen vor sich und sprach: „Ei, Herr Gevatter, ich bin erfreut, Euch frisch und gesund zu sehen, man hat mich überreden wollen, Ihr wäret erschlagen worden, ich bin froh, daß es besser ist, als ich meinte. Wie stehts denn mit dem Schlosse, davon man so wunderliche Dinge redet?" Das Gespenst antwortete: „Komm mit mir, so wirst du sehen, wie man allhier haushält." Der Schmied folgte ihm die Wendeltreppen hinauf. Im ersten Gemach sah er einen Haufen Volks, die mit Würfel und Karten spielten, etliche lachend, etliche fluchend. Die im andern Gemache vergnügten sich mit Essen und Trinken. Von da gingen sie in den großen Saal, wo sie Männer, Weiber, Jungfrauen und etliche junge Gesellen fanden; man hörte nichts als Saitenspiel und Singen, und sah nichts als Unzucht und Schande. Dann gingen sie in die Kirche, dort stand vorm Altar ein Pfaff, als ob er Messe halten wollte, die Chorherren aber saßen ringsherum in den Stühlen und schliefen. Als sie hinausgingen, hörte man aus dem Schlosse so jämmerlich weinen und heulen, daß dem Schmied angst und bange wurde, und er dachte, es könne in der Hölle nicht schlimmer sein. Sein Gevatter hieß ihn heimgehen und sprach: „Zeige dem neuen Hochmeister an, was du gesehen und gehört hast, denn so ist unser Leben gewesen, wie du drinnen gesehen; und was du hier außen gehört hast, ist der darauf erfolgte Jammer." Der Schmied erschrak sehr, dennoch wollte er den Befehl ausrichten, ging zum neuen Hochmeister und erzählte ihm alles. Der aber ward zornig, sagte, es wären erdichtete Dinge, seinen hochwürdigen Orden in Schmach zu bringen; und ließ den Schmied fangen und ersäufen.

Der getreue Macko / Als der Deutsche Orden nach Preußen kam, wohnte im Lande Pommesanien der vornehme Häuptling Pipin, der den Brüdern lange vielen Schaden tat, zuletzt aber durch Verrat seines Schwagers, des Hauptmanns auf Rogau, in die Hand des Ordens fiel und eines jämmerlichen Todes starb. Der Sohn jenes Pipin wandte sich zur christlichen Lehre und ließ sich taufen. Über diesen Abfall war der Teufel so erbost, daß er ihm gleich nach der Taufhandlung erschien und ihn erwürgen wollte. Zugleich aber ward dem Neubekehrten von unsichtbarer Hand ein Kreuz gereicht, vor dem der Teufel zurückwich und ihm nichts anhaben konnte. Das Kreuz zeigte Macko nachher seinen Freunden und erwarb viele Anhänger für den christlichen Glauben. Er selbst blieb der Kirche stets getreu, er allein verließ sie nicht, als alle andern pommesanischen Häuptlinge beim Kriege wider Swantopolk, den Pommernherzog, abfielen, und hinterließ alle seine Güter dem Orden.

Hans von Tieffen / Der zweiunddreißigste und vorletzte Hochmeister des Deutschen Ordens war Hans von Tieffen, ein Edelmann aus der Schweiz, der letzte eines ehrlichen, hohen Geschlechts. Von Jugend auf hatte er streng auf seinen Orden gehalten, nie in einem Bette geschlafen und auch kein leinenes Hemde

getragen, und war immer fromm und gottesfürchtig. Wie treu er es mit Land und Leuten meinte, beweist folgende Geschichte: Eines Tages ritt er von Brandenburg nach Königsberg, und wie er auf den Haberberg kam, sah er die Stadt Königsberg an und seufzte heftig. Da ritt einer seiner Räte zu ihm und fragte ihn, warum er so bekümmert sei. Er antwortete: „Über die Torheiten meiner Vorfahren, die das schöne Land verloren und so viele Schulden gemacht haben, die wir unser Leben lang nicht zu zahlen wissen." Darauf antwortete der Rat: „Gnädiger Herr, es sind jetzt herrliche Jahre gewesen und es weiß vor großem Überfluß schier niemand, wie er sich kleiden soll. Da ist keine Dienstmagd, die nicht ihre silbernen Spangen und Knöpfe hat; da ist keine Handwerkerfrau, sie hat eine Menge von Kleidern, Gürteln, Beuteln; silberne Becher, Paternoster, Silberlöffel und anderes. Und bei dem Adel ist des Prunkens kein Maß. Diese Dinge sollten Euer Gnaden angreifen und eine Schatzung darauf legen, dann kommen Euer Gnaden zu Gelde und können die Schulden bezahlen." Hans von Tieffen sprach: „Nein, da behüte uns Gott vor, sollen wir unsern getreuen Untertanen nehmen, was ihnen Gott gab? Nein, aber wir wollen so regieren, daß man sagen möge: der Hochmeister ist ein reicher Fürst, denn alle seine Untertanen sind reich und haben Geld genug!" Der Rat schämte sich, schwieg stille und ritt beiseite.

Die zwölf Ritter und die zwölf Nonnen zu Kreuzburg

Als in der Stadt Kreuzburg noch der alte Markt und das uralte Rathaus stand, hat sich an jedem Neumonde eine seltsame Erscheinung wiederholt. Sobald die zwölfte Stunde schlug, kamen aus der nach den Trümmern des alten Ordenshauses auf dem Schloßberg führenden Kirchstraße vier Wagen, in denen man die Fahrenden deutlich erkennen konnte. Die beiden ersten Wagen waren mit je vier weißen Pferden, die beiden letzten mit Rappen bespannt. In den beiden ersten Wagen saßen je sechs Nonnen im weißen Ordenskleide mit Kreuz und Rosenkranz, aber ohne Haupt; in den beiden letzten Wagen befanden sich je sechs Ritter, die ihren Kopf mit dem Helm unterm Arme hielten. Der Zug fuhr dreimal um den Marktplatz, aber man vernahm kein Rollen der Räder. Statt des Kutschers saß auf den Nonnenwagen ein weißes Lamm, auf denen der Ritter zwei schwarze Ziegenböcke. Im alten Rathause verschwand der Zug, und man hörte bald darauf eine wilde Musik vermischt mit rauhen Männerstimmen und feinem Frauengesang, dazwischen Orgeltöne und Choral. Mit dem Ende der Mitternachtsstunde verschwand der Zug der Wagen nach dreimaligem Umfahren des Marktes. Dann hatten aber die Ritter verschleierte Nonnenköpfe auf, und die Nonnen waren mit Helmbusch und geschlossenem Visier angetan. Am ersten Neumond nach dem Brande, durch den Markt und Rathaus zerstört wurden, erschienen Nonnen und Ritter wieder, nun aber mit ihren eigenen Köpfen, machten neunmal die Runde um den

rauchenden Markt und fuhren in das einzige noch stehengebliebene Haus, in dem sich der Spuk aus dem Rathaus wiederholte. Doch klang die Musik sanfter und Orgelton und Choralgesang schallten lauter als die wilde Musik. Als nun auch jenes Haus in Trümmer zerfallen und abgetragen war, sind Ritter und Nonnen nicht mehr erschienen, aber am ersten Neumond nachher hat man eine gar liebliche sanfte Musik auf dem Platz gehört, die Ritter und Nonnen waren zur ewigen Ruhe gegangen.

Slomspetters / Im Algawischker Teiche im Kreise Niederung konnte in alten Zeiten niemand vorbeigehen, ohne mit Wasser und Schlamm bespritzt, ja, mit lebenden Fischen beworfen zu werden; man wußte nie, wer diesen Schabernack ausführte. Ein in der Nähe wohnender Wirt, der beim Vorbeigehen wie gewöhnlich mit Wasser begossen war, faßte sich endlich ein Herz und sprach: „Wer ist da?" „Ich," antwortete es aus dem Teiche. „Wer bist du?" „Der Wassermann." „Wie heißt du?" „Slomspetters!" „Nun, Slomspetters, was sind das für Streiche, weswegen läßt du die Leute nicht in Ruhe?" „Aus Langerweile. Ladet mich zu euren Gastereien ein, und ich halte Ruhe!" „Das soll geschehen, aber du mußt uns dann auch gehen lassen!" „Sicher, haltet Ihr nur Euer Wort!" Des Wirtes Abenteuer ward bald in der ganzen Gegend ruchbar, und jedermann ward gespannt, den Wassermann kennenzulernen. Nun wollte ein Nachbar einen Kindtaufschmaus geben und ging an den Teich. „Slomspetters!" rief er. „Ja." „Morgen feiere ich Kindtauf und lade dich zu Gast!" „Schön, ich werde kommen!" Am andern Tag, als die kirchliche Handlung vorüber war, trat in der Dämmerstunde ein etwas seemännisch, aber feingekleideter breitschulteriger brauner Mann mit einem Korb voll lebender Fische am Arm in das Haus des Kindtaufvaters. „Hier ist mein Patengeschenk," sagte er. Dann wandte er sich zu dem Säugling, küßte ihn zärtlich auf die Stirn und sprach: „Jüngelchen, ein Fischer sollst du werden wie wenige. Immer viel Fische, viel Fische im Netz!" Und nun ging er zu der übrigen Gesellschaft. Seine Späße waren etwas derb, aber voll sprudelnder Laune, und wer nicht wußte, daß er der Wassermann Slomspetters war, hielt ihn ganz gewiß für einen lustigen Steuermann. Lange war in der ganzen Gegend keine so fidele Kindtaufe gewesen. Viele Jahre war Slomspetters bei allen Hochzeiten und Kindtaufen ein gern gesehener Gast, hat nie ein Fest verdorben oder jemand zum besten gehabt, aber eines Tages, als er wieder eingeladen ward, antwortete er nicht, kam auch nicht zum Feste, spritzte auch nicht Wasser, und niemand hat ihn seitdem gemerkt oder gesehen.

Der Gotteslästerer / Vorzeiten wohnte in der Schwetzer Altstadt ein Fischer, der bekümmerte sich nicht um Gott noch Teufel. Er hatte wenig Glück in der Weichsel und verdiente kaum so viel, um seine Familie zu ernähren. An einem stürmischen Abend kam ein alter Jude vor sein Haus und bat um Herberge. Dem

Fischer kam es sofort in den Sinn, den Juden während der Nacht zu erschlagen und zu berauben, und er nahm ihn willig auf. Der Jude mußte dergleichen wohl in dem Gesicht seines Gastfreundes gelesen haben, ward mißtrauisch und wachte. Als nun der Fischer sein Vorhaben ausführen wollte, flehte der Alte kläglich um Gnade, er wollte dem Fischer ein Geheimnis verraten, wie er leicht zu Reichtum gelangen könnte. Drauf ward ihm das Leben geschenkt. Am folgenden Tag ging der Fischer zum Abendmahl, das hatte er seit langer Zeit nimmer getan. Als der Priester ihm den Leib des Herrn reichte, schluckte er die Hostie nicht hinunter, sondern behielt sie im Munde, nahm sie nach der Kirche heraus und heftete sie an sein Netz. Seit der Zeit fing er mehr Fische, als er verkaufen konnte, und ward in kurzer Zeit ein reicher Mann. Etliche Jahre darnach wurde der Jude wegen Betrugs eingetürmt und bekannte unter anderm auch, was für einen bösen Rat er dem Fischer gegeben habe. Der erfuhr das Geständnis noch rechtzeitig, verbarg sein Geld in seinem Kahn und entrann, bevor man sich seiner bemächtigen konnte. Der Jude starb am Galgen, denn Rat und Tat war nach dem früheren guten Recht einerlei.

Die Pfarrkirche zu Culm / Beim Bau der schönen und ehrwürdigen Pfarrkirche zu Culm gedachte der Baumeister sie nach dem Stile seiner Zeit mit zwei nebeneinanderstehenden Türmen zu versehen. Er war aber verpflichtet worden, zu einer bestimmten Zeit den Bau ganz vollendet zu haben. Allein beim Bauen geht es, wie jedermann weiß, nie so geschwind, wie die Leute meinen, die nichts davon verstehen; und so erging es auch beim Kirchenbau zu Culm. Als die für die Vollendung bestimmte Zeit herannahte, war wohl die Kirche und der eine Turm fertig, der zweite aber kaum bis zur Hälfte. Der Meister wollte sein Wort halten und es zwingen, nahm mehr Arbeiter an und ließ sie Werktag und Sonntag und Feiertag ohne Unterschied und Aufhören arbeiten. Wirklich wurde der Turm zur rechten Zeit fertig, und das Weihefest sollte begangen werden. Doch da umdüsterte sich der Himmel, ein Wetter zog mit grauenvollem Gewölk schnell heran, und aus dem Gewölk heraus zuckte der Engel des Herrn mit flammendem Schwert und traf des Turmes Krone, da brannte der Turm bis auf den Grund aus, sonst blieb das Gebäude unversehrt. Hernach ist der Turm wieder aufgebaut worden, allein kaum war er vollendet, so traf ihn das Feuer des Himmels aufs neue; er mußte für alle Zeiten unvollendet stehenbleiben.

Die feindlichen Brüder / An einem großen See im Culmerlande stehen die Ruinen zweier alter Ritterburgen einander gegenüber; Papovo heißt die eine und Lippinken die andere. In beiden sieht man noch unterirdische Gänge, die nach dem See zu führen. Sie sollen bis ganz unter den See gehen und dort zusammentreffen, so daß man unter dem Wasser her von einer Burg in die andere kommen kann; schon seit

vielen Jahren aber sind sie unter dem See verschüttet. Auf den Burgen wohnten vorzeiten zwei Brüder, die hatten einander sehr lieb. Einstmals aber erzürnten sie sich und taten beide den Schwur, daß sie auf Erden einander nicht mehr ansehen wollten. Sie hielten den Eid lange, als sie aber alt wurden, da kehrte die alte Bruderliebe in ihre Herzen zurück. Sie sehnten sich beide nach einander und ließen unter dem See her von ihren Burgen den Gang bauen und sahen sich nun unter der Erde, da sie sich auf ihr nicht sehen durften.

Die goldene Wiege / Die schöne alte Ordensburg Schlochau war einst nach dem Haupthause das bedeutendste Schloß der deutschen Ritter, eine Vormauer zugleich gegen Polen und Pommern. Noch heute zeugen mächtige Trümmer von ihrer Herrlichkeit und Stärke. Während der Polenherrschaft war das Schloß der Sitz eines Starosten. Einst ward in der Nähe ein Baum gefällt, der inwendig ganz hohl gefunden wurde; in seiner Mitte lag ein Pergament. Der Schloßverwalter erhielt davon Kunde und entzifferte mit vieler Mühe die fast verblichene Schrift. Sie lautete: „Kommst du zur ersten Bruck, so sollst du gehen rechts, kommst du zur zweiten Bruck, so sollst du gehen links, und wo drei Stein aufrechtstahn, da liegt der Schatz vergraben." Er verfolgte den Weg und fand wirklich eine Stelle in der Mauer, wo drei Steine statt wagerecht lotrecht eingemauert waren. Als er nun die Mauer hier fortbrach, kam er an ein Gewölbe, wo er einen mächtigen Schatz an Gold, Edelsteinen und Perlen und unter ihm eine Wiege aus purem Gold fand. Um den Fund für sich zu behalten, schwieg er still davon. Einstmals beging der Fürst das Wiegenfest eines Neugeborenen, da machte sich der Verwalter mit zwei Reisigen auf und überbrachte die goldene Wiege als Angebinde, um sich recht in die Gunst des Herrn zu setzen. Der Fürst kam sogleich auf den Verdacht, der Verwalter habe einen Schatz gefunden, er ließ ihn fangen und sandte Leute aus, das Schloß Schlochau genau zu untersuchen. Dem Verwalter glückte es jedoch, einen seiner Begleiter zu benachrichtigen. Der ritt Tag und Nacht, kam den Abgesandten des Fürsten zuvor und versenkte den ganzen Schatz in den Schloßsee. Da liegt er heute noch, sein Finder mußte das ungenossene Glück mit dem Leben bezahlen.

Ein Dieb rettet Thoru / Im Dreißigjährigen Kriege rückte der schwedische Obrist Helmold Wrangel, insgemein der tolle Helm genannt, in Eile vor Thorn und wollte in seiner tollen Art die Stadt überrumpeln und einnehmen. Es wäre ihm auch fast geglückt, aber er hatte keinen guten Tag gewählt, denn es traf sich zufällig, daß die Thorner einen Dieb hängen wollten, und wie der Dieb schon auf der Leiter stand und ihm die Schlinge um den Hals gelegt werden sollte, schaute er in das weite Feld hinaus und sah die feindlichen Heerhaufen anziehen. Da schrie er überlaut: „Der Feind, der Feind!" Und alle Leute liefen nach der Stadt, und das Amt lief, und die

14*

Schergen liefen, und der Henker ließ den Dieb von der Leiter fallen und lief, und der Dieb lief auch, und drinnen in Thorn stürmten sie mit den Glocken und griffen zu den Waffen, den Feind abzuwehren. Wie der tolle Helm ans Tor kam, da war es geschlossen, und von der Mauer herab knallte ihm ein böser Gruß entgegen. So mußte der Obrist Helmold von Wrangel umkehren und der Stadt Thorn den Rücken zeigen. Dem armen Dieb, der vor dem Tore keinen Schutz gewußt und auch mit in die Stadt hineingelaufen war, wurde gern das Leben geschenkt.

Das Kruzifix zu Königsberg / Noch im Jahre 1526 befand sich neben dem Schlosse in Königsberg ein Kruzifix, das durch seine wundertätige Kraft weit berühmt war. Von ihm geht folgende Sage: Unter den Ordensrittern war zur Zeit Konrads von Feuchtwangen ein sehr frommer Ritter namens Michael Rimpitz. Der war ein so großer Verehrer der Jungfrau Maria, daß er nie etwas abschlagen konnte, wenn er in ihrem Namen darum gebeten wurde. Das benutzten die Bettler und Kranken und bestürmten ihn ständig im Namen der heiligen Jungfrau mit ihren Bitten. Einst ging er über Land. Da traf er auf dem Felde einen Krüppel, der ihn bei der heiligen Jungfrau um Hilfe bat. Der Ritter neigte sich mitleidig zu dem Bettler nieder; er sah wohl, daß er voll Aussatz und Beulen war, hob ihn aber auf, lud ihn auf seine Schultern und trug ihn in seine Wohnung, legte ihn in sein eignes Bett und machte sich selbst ein Lager auf der harten Erde. Dann betete er laut sein Nachtgebet, der Bettler betete mit, und beide schliefen ein. Allein nach einer kleinen Weile weckte der Bettler den Ritter und bat ihn bei der heiligen Jungfrau um einen Trunk Wassers, weil er so sehr dürste. Bereitwillig sprang der Ritter auf und stillte des Bettlers Durst. Kaum hatte er sich wieder hingelegt, so wiederholte der Bettler sein Begehren. Und so ging es die ganze Nacht hindurch, so daß der gute Ritter, der unverdrossen die Befehle des Bettlers erfüllte, erst gegen Morgen in einen tiefen Schlaf sank. Als er erwachte, war er ärgerlich, daß er sich also von der Müdigkeit hatte übermannen lassen und seinem Gaste vielleicht an etwas gemangelt hätte. Er schaute sich nach ihm um, aber das Bett war leer, darüber stand ein Kruzifix, auf dem das Bild des Erlösers in wunderbarem Schimmer glänzte. Der Ritter sah nun wohl, wen er beherbergt hatte, wurde freudig im Herzen und bewahrte das Kruzifix als eine heilige Gabe.

Die Schnabelschuhe / Zu der Zeit, als sich in Königsberg die Teufelsbeschwörung durch die zwölf Johannesse zutrug, hatte der Modenteufel ein tolles Tragen spitzer Schuhschnäbel aufgebracht. Erst wurden sie einen Finger lang getragen, dann eine Spanne lang, endlich trug sie mancher eine halbe Elle lang und meinte damit so vielen Staat zu machen, wie nachmals die Kriegsleute mit Pluderhosen und in neuer Zeit die Vornehmen mit chinesischen Fingernägeln. Da trugs sich zu, daß eines Haupt-

manns Sohn aus Marienburg vom Teufel besessen ward, und dieser Teufel wurde beschworen, auszufahren. Der Teufel sträubte sich und redete aus dem Junker heraus: „Ausfahren will ich wohl, aber ich muß erst wissen, wo ich denn hineinfahren soll. Wollt ihr mir nicht vergönnen in die Schnabelschuhe zu fahren? Ich vermeine, es sei für zehntausend Teufel Platz in ihnen, und da man dem Teufel so viel in die Schuhe schiebt, kann er sich einmal selbst in die Schuhe schieben." Das wurde dem Teufel vergönnt, und er fuhr in die Schnabelschuhe. Bald wurde die Sache im Lande Preußen ruchbar, kein Mensch wollte mehr Schnabelschuhe tragen, und die Mode hörte ganz auf. Wo der Teufel aus den Schnabelschuhen hingefahren ist, als es keine mehr gab, davon ist keine genaue Kunde mehr erhalten, er müßte denn in das Kreuztor zu Königsberg gefahren sein, das am Ende der Burgfreiheit stand, wo der Roßgarten anfängt. Früher war das Tor stets verschlossen. Als aber die Mönche aus dem Kloster dicht dabei vertrieben wurden, fuhr der Teufel in das Tor und machte, daß es immer offen stand, wie sorgsam man es auch verschlossen halten mochte.

Des Jodokus Eiche / Nicht weit von Königsberg liegt die Stadt Labiau, dort stand vorzeiten hart am Wasser eine gewaltige Eiche, die war dem heiligen Jodokus geweiht, dem Schirmvogt der Gewässer. Die Eiche hatte eine Höhlung, dahinein warfen die Schiffer, die auf der Deine fuhren, im Vorbeifahren einen Opferpfennig, und wer das tat, den sicherte und schirmte der Heilige vor Stürmen, und die Schiffer opferten gern ihren Pfennig. Da ließ eines Tages ein Bösewicht sich gelüsten, die Hand nach dem Schatze auszustrecken. Er raubte alles, was er fand, nahe an vierzig Mark. Von Stund an verdorrte die Eiche, aber zugleich verdorrte des Räubers Hand. Die Schiffer wissen noch die Stelle wo sie stand, und die noch fromm sind unter ihnen, werfen an jener Stelle noch immer ihren Opferpfennig in den Fluß, obschon seit langen Zeiten in jener Gegend kaum noch jemand des heiligen Jodokus gedenkt. Der Heilige wird abgebildet, wie er mit einem Stabe in die Erde stößt, aus der eine Quelle entspringt.

Der heilige Adalbert / Als erster Christenpriester kam der heilige Adalbert nach dem alten Preußenlande. Er hatte in Polen die Lehre Christi gepredigt, zog von dort ins heutige Culmerland, und von dort nach Danzig und Samland. In der Nähe des Bernsteinortes Fischhausen, wo am Strande noch die Ruinen der St.-Adalbert-Kapelle stehen, überfielen ihn die Heidenpriester und töteten ihn mit sieben Wunden. Der Polenkönig Boleslaus Gorvin wünschte den Leichnam des heiligen Märtyrers, aber die Heidenpriester heischten so viel Goldes dafür, wie der Leichnam schwer sei. Der König sandte vieles Gold, aber es wog den Körper nicht auf, die Abgesandten warfen ihr eigenes Gold dazu, aber die Schale mit dem heiligen Leichnam bewegte sich nicht. Weiter kamen preußische von Adalbert getaufte Christen und

gaben all ihr Gold, vergebens. Da kam ein armes altes Weib, die sah, daß die Leute Gold auf die Wagschale legten, und wollte ihr Scherflein auch darbringen. Sie hatte aber nur zwei Pfennige, die warf sie zu dem Golde, und siehe, sogleich sank die Schale mit Gewalt und der Leichnam stieg in die Höhe. Es mußte auch alles hinzugelegte Gold wieder weggenommen werden, und als nichts mehr auf der Schale war als die zwei Pfennige der Frau, da traten die beiden Schalen ins Gleichgewicht. Eine andere Sage berichtet über den Tod des heiligen Adalbert: Nachdem ihn die heidnischen Preußen am Strande der Ostsee erschlagen hatten, zerhackten sie den Körper in unzählige Stücke und ließen die Stücke unbeerdigt am Ufer liegen. Ein Preuße hieb ihm einen Finger ab, an dem der Heilige einen Ring trug. Den Finger warf er ins Meer, den Ring aber steckte er zu sich. Ein Sperber hat nachher den Finger aufgenommen und, während er übers Meer flog, ins Wasser fallen lassen, wo ihn ein Hecht verschluckte. Dieser Hecht gab nun überall, wo er auch immer schwamm, ein sonderbares Licht von sich, das die Fischer bemerkten. Sie fingen den Fisch und fanden den Finger des Heiligen unversehrt in seinem Bauche. Die Fischer waren Getaufte und erkannten bald, daß der Finger einem heiligen Manne gehören müsse; sie suchten am Ufer hin und fanden die Leiche, deren zerhauene Stücke sich auf wundersame Weise von selbst wieder zusammengefügt hatten, so daß bloß noch der Finger am Körper fehlte. Die Fischer setzten ihn an, und er wuchs sogleich fest. Der Leib hatte ganze dreißig Tage so gelegen, ein Adler hatte ihn die Zeit über bewacht, und kein Vogel oder sonst ein Tier hatte dazu kommen können.

Das Bernsteinrecht / Das Gestade des Frischen Haffs war vorzeiten überaus reich an Bernstein. Aber der Menschen Habgier schmälert gar oft den Gottessegen. Sonst konnte jeder den Bernstein auflesen, den die See an den Strand warf, doch als der Marienorden nach Samland kam, eignete er sich den Alleinbesitz des Bernsteins zu, und Bruder Anselmus von Losenberg, der Vogt auf Samland, machte ein neues Gesetz, das jedem Sammler, der ohne Auftrag und Erlaubnis des Ordens Bernstein auflese, die Strafe des Stranges treffen sollte. Das ging dem Volk schwer ein, daß es nicht aufheben sollte, was verstreut am Boden lag, und keines Menschen Eigen war, besonders den Fischern, denen leicht eine Meereswelle ein Stück oder etliche in den Nachen warf. Aber der Vogt hielt unerbittlich auf sein Gesetz, und wer zur Anzeige kam und geständig war, daß er Bernstein aufgehoben, ward ohne Gnade an den nächsten Baum gehenkt. Um die Seelenruhe des Vogts Anselmus hat es aber nach seinem Tode nicht gut gestanden. Man hat seinen Geist in Sturmnächten am Strande irren sehen und ihn rufen hören: „Mein Gott! Bernstein frei! Bernstein frei!“ Und seit so viele Menschen um des Bernsteins willen gequält und hingemordet sind, ist des Bernsteins viel weniger geworden, und die See wirft nicht den tausendsten Teil soviel aus wie früher. Es war eine Zeit, da bildete man aus Bernstein Altäre, Heiligenbilder,

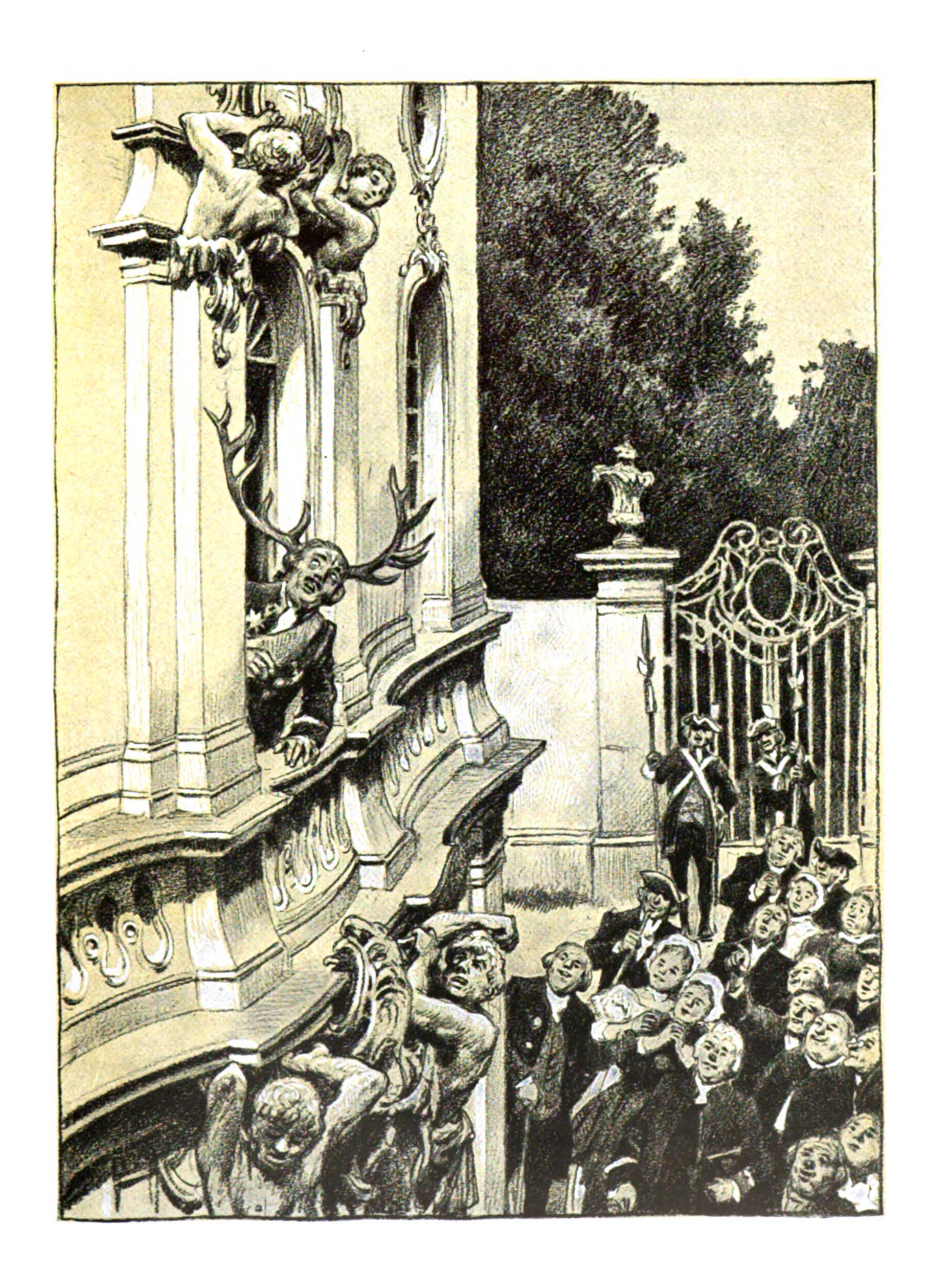
große Prunkschreine und kostbare Gefäße, hoch und weit und voll köstlicher Zier, heut kann man nur noch allerlei kleines Gerät und Tand daraus fertigen. Bisweilen sehen die beutesüchtigen Strandreiter herrliche große Stücke in Ufernähe schwimmen, wenn aber die Mannschaft hinrudert und sie einfischen will, ists ein Blendwerk und Schaum.

Heiligenlinde / Der heidnische Opferplatz in der Nähe von Rastenburg war zerstört, aber das zum Christentum bekehrte Volk behielt die Stelle lieb und pflanzte auf jenem Hügel eine junge Linde. Nun erschien vor vielen hundert Jahren einem zu Rastenburg gefangenen Missetäter, weil er reuig war, am Tage vor seiner Hinrichtung die heilige Jungfrau, gab ihm ein Messer und ein Stück Holz und sprach freundlich: „Schnitze aus dem Holz, wozu du Lust hast, und setze das Bild dann auf eine Linde.“ Der Sünder begann zu schnitzen, und am andern Morgen hatte er ein treffliches Marienbild gefertigt. Er erzählte von der wunderbaren Erscheinung, und der Rat zu Rastenburg gab ihn frei, damit er Mariens Befehl vollziehe. Der Mann ging gen Rössel, irrte vier Tage herum, bis er an eine Linde kam, die stand auf dem alten Götterhügel. Darauf stellte er das Bild, und die Linde blieb Sommer und Winter grün. Das Bild hat viele Wunder geübt, wie jenes wundertätige Marienbild mit dem Kinde unter der Linde zu Grimmental, die noch heute steht. Die Augen eines Blinden wurden aufgetan als er die Linde berührte, das vorbeigetriebene Vieh beugte die Knie vor dem Bilde. Die Rastenburger wollten das Bild für sich haben, stellten eine große Prozession an und holten das Bild. Doch am andern Morgen war es fort und wieder an der alten Stelle. Sie holten es mit noch größeren Ehren, das Bild kehrte immer wieder zu seiner Linde zurück, wo es stehen wollte. Nun wurde eine Kapelle an dem Ort errichtet, und ein Dorf baute sich an, das wurde Heilige Linde genannt. Alle Bäume der Gegend zwischen den vier Dörfern Pötschendorf, Beeslack, Kattmedien und Rabowen, deren genauen Mittelpunkt Heiligenlinde bildet, neigen ihre Wipfel jener Kapelle zu.

Der Hungerkerker von Tapiau / Tief unterm Schlosse zu Tapiau ist ein Gewölbe, das stieß früher an die Krypta der Ordenskirche. Es gehen schauerliche Sagen, was die Ordensritter Grauenvolles in dem Gewölbe vollbracht. Zu Zeiten des Hochmeisters Heinrich von Richtenberg lebte ein frommer und gelehrter Mann Dietrich von Cuba, ein Doktor beider Rechte. Papst Sixtus ernannte ihn zum Bischof von Samland, doch gegen den Willen des Deutschmeisterordens und seines Kapitels, und der Doktor ward ihnen verhaßt, denn der Orden wollte keinen Römling und Papstgünstling und wollte mehr ritterlich leben denn geistlich. Der Bischof gedachte aber in seinem Sinne unter des Papstes Schutz den Orden zu bessern. Wer mit Glück die Welt verbessern will, der muß eine eiserne Faust, eine eherne Stirne und ein feuriges Herz haben, sonst wird es nimmer gelingen. Und des Bischofs Dietrich von Cuba

Eigenschaften reichten nicht aus, einer zahlreichen ritterlichen, stolzen und mutvollen Klerisei allein gegenüberzustehen. Die Ordensgebieter nahmen ihn gefangen und ließen ihn in das Schloß gen Tapiau führen, wo er in ehrlicher, standesgemäßer Haft gehalten wurde. Doch ward der Bischof durch schnöden Verrat zu einem Fluchtversuch beredet, sein Vorhaben entdeckt, und der Hochmeister und das Ordenskapitel verdammten ihn zum Hungertode. Er ward in das Gewölbe gebracht, dort an die Mauer angeschmiedet und fortan ohne Speise und Trank gelassen. Acht Tage lang schmachtete er hier in unendlicher Qual. Am achten Tage hörte das Volk in der Kirche aus der Tiefe eine heisere Stimme wimmernd rufen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Mein Gott, mein Gott, erbarme dich meiner!" Die Stimme ward noch oft gehört, als des Bischofs Leiche längst in Königsberg beigesetzt war. Die Untat ward ruchbar, der Papst ergrimmte gegen den Orden, aber der Orden schwur sich rein. Eine Zeit darauf erkrankte der Hochmeister heftig. Er war jedoch schon wieder auf dem Wege der Genesung, als er mit einem Male auffuhr und rief: „Meinen Harnisch! Mein Roß! Der Bischof! Ich muß fort, der Bischof ladet mich vor Gottes Gericht! Herr, mein Gott! Erbarme dich meiner!" Und sank um und war tot.

Die Einladung vor Gottes Gericht / Zu Leuneburg in Preußen war ein sehr behender Dieb, der einem ein Pferd stehlen konnte, wie vorsichtig man auch war. Nun hatte ein Dorfpfarrer ein schönes Pferd, das er dem Fischmeister zu Angerburg verkauft, aber noch nicht übergeben hatte. Da wettete der Dieb, er wolle dieses auch stehlen und danach aufhören; aber der Pfarrer erfuhr es und ließ es so verwahren und verschließen, daß er nicht dazu kommen konnte. Einmal aber ritt der Pfarrer mit dem Pferd in die Stadt, da machte sich der Dieb in Bettlerkleidern mit zwei Krücken auf und ging ihm den halben Weg entgegen, warf die Krücken auf einen Baum, legte sich darunter und erwartete den Pfarrer. Der kam auch, wohl bezecht, sah den Bettler da liegen und sprach: „Bruder, auf, auf! Es kommt die Nacht herbei! Geh zu Leuten, die Wölfe möchten dich sonst zerreißen!" Der Dieb antwortete: „Ach, lieber Herr, es waren eben böse Buben hier, die haben mir meine Krücken auf den Baum geworfen, nun muß ich allhier verderben und sterben, denn ohne Krücken kann ich nirgend hinkommen." Der Pfarrer erbarmte sich seiner, sprang vom Pferde, gab es dem Schalk am Zügel zu halten, zog seinen Reitrock aus, legte ihn aufs Pferd, und stieg dann mühsam nach den Krücken auf den Baum. Geschwind sprang der Dieb aufs Pferd, jagte davon, warf die Bettlerkleider fort und ließ den Pfarrer zu Fuß nach Hause gehen. Des Pfarrers Pferd war aber zu gut bekannt, der Dieb ward ergriffen und an den Galgen gehenkt. Noch lange danach wußte jedermann von seiner List und Behendigkeit zu erzählen. Als der Dieb noch am Galgen hing, ritten etliche bezechte Edelleute vorbei, redeten von des Diebes Verschlagenheit und lachten darüber. Einer von ihnen, ein wüster und spöttischer



Gesell, rief hinauf: „O du behender und kluger Dieb, du mußt ja viel wissen! Komm auf den Donnerstag mit deinen Gesellen zu mir zu Gaste und lehre mich deine Listen!" Auf den Donnerstag nun, als der Edelmann die Nacht über getrunken hatte, lag er lange schlafend, da kamen die Diebe Glocke neun des Morgens mit ihren Ketten in den Hof, gingen zur Frau, grüßten sie und sagten, der Junker habe sie zu Gast gebeten, sie solle ihn aufwecken. Der stand mit großem Schrecken auf, hieß sie willkommen und ließ Essen vortragen, so viel er in Eile vermochte, und alles Essen verschwand. Beim Essen sprach der Roßdieb: „Du willst wissen, wie ich zu meiner Behendigkeit komme. Nun, der Satan kann einen leicht behende machen, wenn er sieht, daß ein Mensch Gottes Wort verläßt." Nach dem Essen standen sie auf, dankten dem Edelmann und sprachen: „So bitten wir Euch auch zu Gottes himmlischem Gericht an das Holz, da wir um unserer Missetat willen getötet worden, da sollt Ihr mit uns das Gericht zeitlicher Schmach aufnehmen, und das soll heut über vier Wochen sein." Und schieden von ihm. Der Edelmann erschrak sehr und ward heftig betrübt. Er sagte es vielen Leuten; der eine sprach dies, der andere das dazu. Er aber tröstete sich damit, daß er niemandem etwas genommen und daß jener Tag auf Allerheiligentag fiel, auf welchen man des Festes wegen nicht zu richten pflegt. Doch blieb er zu Hause und lud Gäste zu sich, damit er, so etwas geschähe, ein Zeugnis hätte, wie er daheim gesessen. Denn damals war die Räuberei im Lande, und einer der herumstreifenden Ränber hatte den Hauskomtur Eberhard von Emden erstochen. Deshalb war der Befehl ergangen, wo solche Reiter und Kumpane zu finden wären, sollte man sie fangen und henken ohne langes Gericht. Am Allerheiligenfest dachte nun jener Edelmann, da es doch der letzte Tag der vier Wochen wär, er wäre jetzt frei und wollte sich gegen Abend vom langen Einsitzen etwas erlustigen, und ritt ins Feld. Indessen wurden des Komturs Leute seiner gewahr, hielten sein Pferd und Kleid für des Mörders und ritten flugs auf ihn zu. Der Edelmann stellte sich zur Wehr und erstach dabei einen jungen Edelmann, des Komturs Freund, ward überwältigt und gefangen nach Leuneburg gebracht. Dort hing er noch gleichen Tages bei seinen Gästen am Galgen, und es wollte ihm nicht helfen, daß er sagte, er käme eben erst aus seiner Behausung geritten, sondern er mußte hören: „Fort mit ihm, eh andere kommen und sich seiner annehmen, denn er will sich nur also ausreden!"

König Widewutos Ende

/ König Widewuto war alt geworden und konnte nicht mehr wie früher seine Heere zum Siege führen. Das wußten des Landes feindliche Nachbarn und schlossen ein Bündnis, die Brutener mit Heeresmacht zu überfallen. Widewuto hörte von den großen Rüstungen seiner Feinde und wußte keinen andern Rat, denn daß er sich selbst den Göttern opfere; das mußte die Seinen anfeuern, seinen Tod zu rächen. Er berief seinen ältesten Sohn, wies ihn auf die Vorbereitungen der Feinde und kündete ihm seinen Entschluß, sein nunmehr unnützes

Leben im Feuer zu opfern und von den Göttern Hilfe zu diesem Kriege zu erbitten. Er befahl dem Jüngling, wenn sein Begängnis gehalten und seine Asche verwahrt sei, den Kampf zu beginnen. Vor der großen Eiche zu Romove ward ein hoher Holzstoß errichtet, auf den das Volk brennende Fackeln warf, so daß die Flamme mit großem Geprassel in die Luft stieg. Sie brachten den Göttern Opfer an kleinem und großem Vieh, sonderlich Ochsen mit vergoldeten Hörnern, deren Eingeweide sie in die Glut warfen. Der König Widewuto selbst stand herrlich gekleidet, eine Schale mit Met haltend, den er einer großen schwarzen Kuh zwischen die Hörner goß. In feierlichem Gebet rief er die Götter an: „Ihr Götter des Meeres und der Erde, ihr Götter der Nacht und Finsternis, die ihr in Wäldern uud an diesem geheiligten Ort Tempel und Wohnung habt, schauet an dies Opfer, schauet mich an, der ich mich selbst zum Opfer in dieser heiligen Flamme weihe, nehmet mich gnädig an, als den König, der sich für sein Volk dem Flammentode dargibt. Sendet Schrecken, Flucht, Furcht und Kraftlosigkeit unter unsere Feinde! Verleiht meinen Brutenern Sieg, so will ich mich freiwillig für mein Land opfern!" Damit stürzte er sich ohne Zagen in die Flammen. Mit klagendem Geschrei führten die Obristen und Jünglinge des Volkes einen Kriegsreigen um den Scheiterhaufen, schlugen ihre Waffen aneinander, daß die Wälder weit und breit erschallten, und ihre Herzen entbrannten, daß sie kühn wurden und durch ihres Königs Opfer und der Götter Hilfe Mut bekamen, gegen die zahlreichen Feinde zu ziehen.

Die Erfindung des Bratens / In Litauen erzählt man, das Braten des Fleisches sei auf folgende Art erfunden: Ein reicher Mann machte einst eine Reise und verirrte sich. Er mußte die Nacht in einem unwirtlichen Walde zubringen, und auch am folgenden Tage irrte er stundenlang wegelos umher. Endlich gelangte er in eine Höhle, die ein Waldbruder bewohnte, der in stiller Beschaulichkeit im Dienste der Götter sein Leben hinbrachte. Der Einsiedler nahm den müden, hungrigen Wanderer gastlich auf und setzte ihm seine beste Kost vor, aber die Wurzeln und Kräuter mundeten dem Reisenden wenig. Der Waldbruder nahm das wahr und dachte nach, wie er seinem Gaste eine Speise bereiten könne, die seinem Geschmack zusagte. In der Höhle hatte der Einsiedler ein Kaninchen und würde, so lieb ihm das Tier auch war, es gern dargebracht haben, wenn er einen Topf zum Kochen gehabt hätte. Doch sein Wunsch, den Wanderer gut zu bewirten, machte ihn erfinderisch; er schlachtete das Kaninchen, steckte es auf einen Baumast und machte es am Feuer gar. Der hungernde Reisende fand diese Speise so lecker, daß er nach seiner Heimkehr das Fleisch auf ähnliche Weise bereiten ließ und auch seinen Freunden das neu erfundene Gericht mitteilte, die es, weil es auf der Tafel eines reichen Mannes stand, sehr schmackhaft fanden und die Zubereitungsart allenthalben priesen, wodurch denn bald der Braten das Hauptgericht auf jeder gut besetzten Tafel wurde.

Rettung der jungfräulichen Ehre / Die Litauer brachen in Preußen ein, dabei raubte ein Bojar eine schöne Jungfrau aus dem Kloster, die konnte er weder mit Bitten noch mit Drohungen dahin bringen, ihm zu Willen zu sein, weshalb er sie mit Gewalt nötigen wollte. Da die Jungfrau sah, daß ihre Kraft auf die Dauer nicht zum Widerstande ausreichen würde, so bat sie ihn mit Tränen, er wolle ihrer schonen, sie verheiße ihm eine Gnade, die ihn zum glückseligsten aller Menschen machen würde. Er fragte, welche das sei, und sie antwortete, das wäre eine bewährte Kunst, wenn sie ihn diese lehrte, so sei er unverwundbar. Er meinte, die Kunst könne er noch lernen, bevor er sie zwinge, und die Jungfrau sprach: „Es sind wenige Zauberworte, die kannst du selber alsbald an mir erproben.“ Damit kniete sie nieder, segnete sich mit dem Kreuz und betete: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist.“ Der Bojar verstand die Worte nicht und glaubte, das seien die Zauberworte, auf denen die ganze Kunst beruhe. Die Jungfrau streckte den Hals aus und sagte, er solle nur getrost versuchen, ihr den Kopf abzuschlagen, so werde er die Bewährung der Kunst finden. Er schwang seinen Säbel, und mit einem Hieb flog das Haupt der Jungfrau vom Rumpfe. Da erst erkannte er, daß sie die Ehre höher gehalten als das Leben.

Die fliegenden Toten / In Ragnit sind zwei Kirchhöfe, einer für die deutsche, einer für die litauische Gemeinde, einer östlich, der andere südwestlich der Stadt, doch liegen sie so, daß zwischen ihnen weder Haus noch Hecke, weder Baum noch Zaun noch Mauer steht. In Sturmnächten besuchen sich die Toten beider Gemeinden, die sich im Leben gut kannten, und fliegen zu Hunderten, ja zu Tausenden durch die Nacht von einem Kirchhof zum andern, gar nicht hoch über der Erde. Nicht jeder kann sie sehen, aber die in der Mitternachtsstunde eines Sonntags Geborenen schauen den grauenhaften Totenflug. Nichts kann den Fliegenden widerstehen. Ein Fremder, der nach Ragnit zog, baute sich dort ein hübsches festes Haus am südlichen Stadtende, aber die erste Sturmnacht warf es über den Haufen. Der Fremde ließ das Haus wieder aufrichten. Der Sturm warf es um, während andere halb zerfallene, die aber seitwärts standen, fest blieben. Da sagte ihm ein Mann, der die Toten sehen konnte, daß sein Haus ihnen gerade im Wege stehe, und zeigte ihm eine Scheune, deren Dachspitze in diesen Weg hineinragte und bei jedem Sturm eingerissen würde, so oft man sie erneuere. Darauf rückte der Fremde sein Haus zur Seite, da steht es noch heute, ohne jemals wieder Schaden genommen zu haben.

Strafe der Lieblosigkeit / Die Litauer wissen, warum das Pferd selbst auf der fettesten Weide ununterbrochen frißt, das Rind aber bald gesättigt mit Gemächlichkeit wiederkäut und die Verdauung abwartet. Zu der Zeit, als die Tiere noch reden konnten, wandelte der Gott Perkunos in der Gestalt eines Reisenden auf der

Erde umher. Er traf zuerst auf das stolze Pferd und bat es, ihm den Weg zu einem Flusse zu zeigen. Das Pferd antwortete hochmütig: „Ich habe keine Zeit, dir den Weg zu zeigen, ich muß fressen." In der Nähe des Pferdes weidete aber ein Rind. Das hatte das Begehr des Wanderers vernommen und rief ihm zu: „Komm, Fremdling, ich will dir den Weg nach dem Flusse weisen." Da sprach der Gott zu dem Pferde: „Weil du des Fressens wegen dir nicht Zeit nahmst, mir einen Liebesdienst zu erweisen, so sollst du zur Strafe nimmer satt werden." Zum Rinde aber: „Du gutmütiges Tier sollst gemächlich deinen Hunger stillen und dann der Ruhe pflegen können, weil du bereit warst, mir zu dienen."

Der Alte Dessauer in Litauen / König Friedrich Wilhelm schickte einmal seinen General, den alten Fürsten von Dessau, nach Litauen, um dort große Leute für die Garde zu suchen. Bei der Gelegenheit lernte der Alte Dessauer das Land näher kennen, und als einige Zeit darauf der König einmal sagte, er habe doch viele Provinzen, mit denen er nichts anfangen könne, wie zum Beispiel Litauen, meinte der Alte Dessauer, das hieße dem Lande Unrecht tun, und er beschrieb allerlei Schönes und Treffliches in Litauen. Dadurch wurde der König auf das Land aufmerksam und tat viel Gutes dafür. Dem Alten Dessauer schenkte er die Herrschaft Norkitten in Litauen. Dort war der Alte ein guter Wirt und machte in seiner Herrschaft allerlei neue vorteilhafte Einrichtungen. So ließ er in dem Dorfe Bubeinen eine neue Mühle bauen. Als sie bald fertig war, kam eines Tages ein litauischer Müllergeselle herbei und bat, in der Mühle arbeiten zu dürfen. Das wurde ihm aber abgeschlagen, weil der Fürst nur Dessauer Leute arbeiten ließ und glaubte, daß die Litauer nichts könnten. Der Müllergeselle aber verstand die Zauberei und schwur, sich zu rächen. Er machte, daß die Arbeit in der Mühle gar nicht mehr vorangehen wollte und die Mühle nicht fertig werden konnte, mochten die Arbeiter auch schwitzen von früh bis spät. Der Mühlenmeister sah endlich ein, wem er das zu verdanken hatte, und rief den litauischen Gesellen zurück, und bald wurde die Mühle ohne besondere Mühe fertig. Jetzt forderte der Gesell eine artige Bezahlung, aber der Alte Dessauer warf ihn aus dem Schloß, denn er war selbst ein tüchtiger Zauberer und der Gesell konnte ihm nichts anhaben. Daß der Alte Dessauer ein Zauberer war, ist ganz gewiß, keine Kugel konnte ihm etwas anhaben, und es ist bekannt, daß er einmal, als er tief im Sommer von Memel nach Königsberg reiste, mit Wagen und sechs Pferden übers Wasser fuhr, als wenn es im strengsten Winter wäre. Der Gesell war aber doch ein größerer Zauberer als der Fürst, denn als der einmal wieder nach Königsberg mußte, reiste der Gesell ihm nach. Dort ging er am königlichen Schlosse auf und ab, bis der Fürst sich mit seiner großen Tabakspfeife ins Fenster legte. Da stellte er sich hin und forderte seinen Lohn für den Bau der Mühle. Der Alte Dessauer lachte ihn aus. Sogleich zauberte der Gesell ihm ein Elengeweih auf den Kopf, das mit jedem

Augenblick größer und immer größer wurde. Anfangs merkte der Fürst nichts davon, als aber die Leute auf der Straße verwundert stehenblieben und ihn ansahen, faßte er sich an den Kopf und fühlte das große Geweih. Erschreckt wollte er in die Stube zurückgehen, aber das Geweih war zu groß und er konnte den Kopf nicht aus dem Fenster ziehen. Da war das Lachen an dem litauischen Gesellen, bis der Fürst ihm durch einen Offizier das Geld auszahlen ließ, so viel der Gesell forderte, worauf denn das Geweih verschwand. Seitdem hat der Alte Dessauer sich mit keinem Litauer mehr in Zauberkünste eingelassen.

Die Nixe zu Nidden / Beim Ort Nidden am Kurischen Haff, mitten auf der Kurischen Nehrung, ist es nicht geheuer. Mancher, der abends einsam am glatten Spiegel des Kurischen Haffs wandelte, hat nicht weit vom Uferrand ein kleines grünes Eiland gesehen, von dem wehte Blumenduft zu ihm herüber, und er sah auf dem Eiland eine weiße Jungfrau, die mit ihrem Schleier winkte und so wonnesam sang wie die Lurlei am fernen Rheinstrom. Sie sang, welch ein Glück es wäre, mit ihr auf der glückseligen Insel traut beisammen zu weilen, doch wenn ein Jüngling, vom Gesang hingerissen und von der Schönheit der Jungfrau betört, zu ihr hinüberschwimmen wollte, so floh die Insel, die selber auf dem Wasser schwamm, immer wieder vor dem Schwimmer, so daß er nie mehr den Strand erreichte. Endlich sah er Jungfrau und Insel versinken, und in dem Wellenstrudel, der dadurch entstand, ward auch er hinabgerissen. Keiner von allen, die dieses treulose Glück versucht haben, ist je wiedergekehrt, und nicht einmal einen Leichnam hat die Fei zurückgegeben.

Schlesien

Der eiserne Tisch / Als Libussa eine Zeitlang Königin über Böhmen war, wünschte ihr Volk, daß sie sich einen Gemahl wähle. Lange widerstand sie dem Begehren, aber das Volk blieb bei seinem Willen, und auch die Edeln begehrten einen König. Libussa besaß die Gabe der Weissagung und sprach endlich zu ihren Rittern: „Wohlan, geht ans Ufer der Bila, dort werdet ihr beim Dorfe Stadicz auf einem Acker einen Mann mit zwei scheckigen Ochsen pflügen sehen; der wird euer König sein!" Die Gesandten wollten weitere Kennzeichen des Mannes wissen; Libussa sprach: „Nehmt einen königlichen Rock, einen reichen Mantel und mein weißes Roß mit euch; laßt das Pferd frei vor euch herlaufen, es wird den Mann erspähen und euch durch Wiehern verkünden, daß es der Rechte ist. Ihr werdet euren König auf einem eisernen Tische speisend finden." Dreißig Ritter zogen von dannen und ließen Libussas Roß vorangehen, und am dritten Tage fanden sie einen Mann auf dem Felde pflügend mit zwei gescheckten Ochsen, dem nahten sie mit ehrerbietigem Gruß, der aber nicht erwidert wurde. Das Roß begann zu wiehern und zu schreien und fiel vor dem Bauern nieder. Die Boten Libussens zeigten ihm nun das fürstliche Gewand und richteten ihre Sendung aus; da stieß Przemisl, so war sein Name, die Haselgerte, die er in der Hand trug, in den Boden, spannte die Ochsen aus dem Pfluge und sprach: „Gehet hin, woher ihr gekommen seid!" Die Ochsen erhoben sich in die Luft und schwebten in der Wolkennähe, senkten sich dann wieder und fuhren gegen einen Felsen, der sich auftat; in die geöffnete Kluft fuhren sie, und der Fels schloß sich alsbald, nur ein Ritz blieb offen, daraus rieselte ein Wässerlein hervor wie aus einem Stalle und auch von solchem Geruch. Die Haselgerte, die Przemisl in den Boden gesteckt, trieb sogleich grüne Blättlein und drei Zweige mit Nüssen. Mit Staunen sahen die Boten der Königin das alles, noch mehr wuchs ihr Verwundern, als der Bauer den Pflug umstürzte und auf die Schar ein schimmlig Stück Brot und ein Stück Käse legte, sein Mittagsmahl zu halten. Da sahen sie den eisernen Tisch, davon Libussa gesprochen. Von den Zweigen der Haselrute verdorrten zwei, und nur der dritte grünte aufwärts. Przemisl fragte die Sendboten: „Was wundert ihr euch? Eure Herrin hätte nicht solche Eile vonnöten gehabt. Wäret ihr später gekommen, daß ich dieses Stück Acker ganz umgepflügt, dann hätte dieses Land immer und ewig vollauf Brot gehabt, und diese Zweige wären nicht verdorrt. Nun wird bisweilen Hungersnot ins Land fallen." Die Boten fragten, warum er vom Eisen esse, und er erwiderte: „Mein Geschlecht wird euch mit Ruten von Eisen züchtigen." Nach der Mahlzeit taten sie ihm die langen schönen Kleider und neue Schuhe an. Seine alten Schuhe, die er selbst aus Lindenrinde gefertigt und mit Lindenbast genäht hatte, nahm er mit sich, zum Gedächtnis seiner bäuerlichen Abkunft. Dem Kommenden zog Libussa herrlich geschmückt entgegen, ihre Hochzeit wurde mit aller Pracht gefeiert. Von diesem ersten Könige Böhmens schreibt sich der Brauch her, daß bei jeder Königskrönung vor dem zu Krönenden eine Metze Haselnüsse ausgeschüttet wurde, welche die Bewohner des Dorfes

Stadicz, die sonst von allen Abgaben befreit waren, liefern mußten; dann zeigte man auch jedesmal dem Fürsten die Bauernschuhe von Rinde, um ihm anzudeuten, er möge in die Fußtapfen seines Urahnherrn treten. Im Hussitenkriege kamen sie abhanden. Die Haselgerte aber grünte fort und fort, ihr Stamm wird noch heute als ein Wahrzeichen im Dorfe Stadicz gezeigt.

Hans Heilings Felsen

In der Nähe von Karlsbad, am Fluß gleichen Namens, lebte Hans Heiling. Er hatte viel Geld und Gut, aber nicht von Gott, sondern durch ein Bündnis mit dem bösen Feind; der mußte ihm lange Jahre dienen, und Hans Heiling plagte ihn nicht weniger als Doktor Faust seinen Teufel, so daß der Teufel seines Dienstes überdrüssig wurde und ihn aus Verdruß mit dem Dampf aus seinem Rachen anstänkerte wo er nur konnte, so daß Hans Heiling fast so stank wie ein Tabaksraucher, der den ganzen Tag raucht. Heiling verliebte sich heftig in ein schönes Mägdlein, das auch ihn gern sah, aber aus der Verbindung wurde doch nichts, weil er gar so anrüchig war. Das Mägdlein erkor sich einen andern Bräutigam, der nicht stank wie der Teufel oder sonst ein Stinkbock; darüber ergrimmte Hans Heiling gewaltig, wartete die Hochzeit ab und befahl seinem Teufel, die ganze Hochzeitsgesellschaft zu vernichten, und sollte es auf der Stelle seine eigene Seele kosten. „Freut mich, hör ich gern!“ schrie der Teufel, qualmte noch einmal wie ein Bäckerschornstein und rief: „Nun bist du mein!“ verwandelte alle Hochzeitsgäste samt dem Brautpaar in Felsgestein, gab Hans Heiling einen Tritt ins Genick und stieß ihn hinab in die Eger. Niemals sah ein Auge ihn wieder, aber die Steinverwandelten stehen noch, das Brautpaar, das sich umarmt, die Brauteltern und die Hochzeitsgäste. Nach einer andern Sage soll Hans Heiling noch in dem Heilingsfelsen hausen, der mit andern zwischen dem Schlosse Aicha und dem Hofe Wildenau im Flußtale der Eger liegt. Eine Frau aus Trabnitz ging in den Wald unter Aicha Beeren zu suchen, und der Abend überraschte sie. Sie kam an ein schönes Haus, trat ein und sah einen alten Mann an einem Tisch gar emsig schreiben. Die Frau fragte: „Kann ich hier bleiben?“ und der Mann sagte: „Ja, das kannst du!“ „Wo bin ich denn?“ fragte sie weiter. „In Hans Heilings Hause,“ antwortete der Mann. „Bist du es nicht, der die Zwerge in Stein verwünscht hat, daß man die Steinfelsen noch heute die verwünschte Zwergenhochzeit nennt?“ forschte die Frau. „Schweige und schlafe!“ gebot Heiling, „mein Bann ist gelöst, ich werde hier nicht mehr lange weilen.“ Die Frau gehorchte zitternd, sie kroch in einen Winkel und schlief. Als sie am Morgen erwachte, fand sie sich in einer Felskluft liegen, von einem Hause sah sie keine Spur. Sie eilte rasch nach ihrem Dorfe zurück, aber da war alles verändert, andere Häuser und andere Menschen, und ihr widerfuhr, was andern Bergentrückten auch widerfahren: im Kirchenbuche stand ihr Name als der einer vor hundert Jahren Verschollenen. Doch war sie in den hundert Jahren nicht alt geworden, sondern lebte ihre andern Jahre ruhig dahin und

schickte sich gut in die andersgewordene Zeit, was nicht jedem gegeben ist. ~ An einem Johannistage sind auch zwei Hirtenknaben, die Vögel fangen wollten, an den Heilingsfelsen gekommen und haben unten an ihm ein Türlein gefunden. Sie gingen hinein und sahen Truhen stehen, eine offen und voll Geld, die andere leer; schnell sackten sie ihre Schubsäcke voll, aber es wurde ihnen grauslich zumute. Sie eilten hinaus, und hinter dem zweiten schmetterte die Tür so heftig zu, daß ihm ein Stück vom Absatz seines Schuhes wegschlug. Sonst kamen sie heil davon und brachten das viele Geld ihren Eltern glücklich nach Hause.

Die drei Bergleute im Kuttenberg / In Böhmen liegt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten ehrlich das Brot für Frau und Kind. Wenn sie morgens in den Berg fuhren, so nahmen sie ihr Gebetbuch, ihr Licht mit Öl und ein bißchen Brot für einen Tag mit. Ehe sie ihre Arbeit anfingen, beteten sie zu Gott, daß er sie im Berge bewahren möchte, und danach fingen sie getrost und fleißig ihr Tagwerk an. Als sie eben nach schwerer Tagesarbeit ihr Gerät zusammenstellen wollten, fiel mit gewaltigem Krach der Berg vorne ein, und der Eingang wurde verschüttet. Die Bergleute meinten begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott, nun müssen wir Hungers sterben! Wir haben nur einen Tag Brot zu essen und nur einen Tag Öl auf dem Licht!" Sie befahlen sich Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten dabei unaufhörlich. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre brannte, und ihr kleines Brot, von dem sie täglich aßen, ward auch nicht all, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Nur waren ihnen Bart und Haare ellenlang geworden. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für tot, meinten, sie würden sie nimmermehr wiedersehen, und dachten daran, andere zu heiraten. Einmal wünschte einer von dreien unter der Erde so recht aus Herzensgrund: „Ach, könnt ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollt ich gerne sterben." Der zweite sprach: „Ach, könnt ich nur noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollt ich gerne sterben." Da sprach auch der dritte: „Ach, könnt ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt ich gerne sterben!" Wie sie das gesprochen hatten, krachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang voneinander, da ging der erste hin zu dem Ritz und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und wie er sich an dem Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich tot nieder. Der Berg aber tat sich immer mehr voneinander, der Ritz ward größer, und die beiden hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich hinaus. Sie gingen fort in ihr Dorf und in ihre Häuser und suchten ihre Weiber, aber die erkannten sie nicht. Die Bergleute sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?" „Ja," antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre tot und liegen im Kuttenberg begraben." Der zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein

Mann," aber sie wollte es nicht glauben, weil der Bart ihn ganz unkenntlich machte. Da holte er sein Bartmesser her, wo ers zu finden gewöhnt war, dazu ein Stückchen Seife, nahm sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, erkannte ihn die Frau, freute sich von Herzen, holte Essen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt miteinander. Aber beim letzten Bissen Brot fiel der Mann um und war tot. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen; als es herum war, zur selben Stunde, da er aus dem Berg gekommen war, fiel er, und mit ihm seine Frau, tot hin. Also hatte Gott die Wünsche der Knappen ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

Der Jungfernsprung auf dem Oybin / Auf dem steilen, mit Klüften und Schluchten umgebenen Oybin zeigt man noch jetzt dem Wanderer eine Felsenschlucht, der Jungfernsprung genannt, und erzählt davon mancherlei Geschichten, die der Schlucht den Namen gegeben haben sollen. So soll einst, als auf dem Gipfel des Oybin noch das Kloster stand, eine Jungfrau den Berg hinangestiegen sein, um die Geistlichen zu besuchen. Einer der Brüder zeigte der Jungfrau die Schönheiten des Berges und führte sie zu den merkwürdigsten Plätzen. Aber die Schönheit der Jungfrau erweckte in dem einsam mit ihr wandelnden Klosterbruder sündliche Lust, und in sträflicher Begierde streckte er die Arme nach ihr aus. Die keusche Jungfrau entfloh ihm, eilte die verschlungenen Wege entlang, verfolgt von dem sich selbst nicht mehr kennenden Mönch. Plötzlich stand die Jungfrau vor einer ungeheuren Kluft, und um ihre Tugend zu retten sprang sie mutig in den Abgrund. Die Engel des Herrn ergriffen sie und trugen sie sacht und ohne Schaden hinab. ~ Andere sagen von einem Jäger, der durch die labyrinthischen Gänge des Oybin wandelte. Er begegnete einem Mägdlein, das aus dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe heraufgestiegen war, und in Sinnenlust eilte er auf sie zu. Wie ein gejagtes Reh stürzte sie durch die Felsenpfade, drohend öffnete sich der Abgrund vor ihr, sie sprang hinab und kam unversehrt auf den Boden nieder. ~ An einem Johannistage besuchte nach der Gewohnheit eine große Menschenmenge aus Zittau und den benachbarten Dörfern den Oybin. Darunter war ein rasches Mädchen mit seinen Gespielinnen. Man scherzte, und das Mädchen wagt eine Wette, über die Kluft hinwegzusetzen. Nun trugen damals die meisten Frauen Pantoffeln; im Springen glitschte ihr der Fuß aus dem glatten Pantoffel, und sie fiel hinunter. Da sie aber nach damaliger Sitte einen weiten Reifrock trug, der sie vor dem schnellen Fall schützte, glitt sie langsam hinunter und kam ohne Nachteil in der Tiefe an.

Das Veilchen von Tschernebog / Zur Heidenzeit verehrten die Sorben im Wendenland einen Götzen Tschernebog, der auf dem Berg seines Namens ein prächtiges Schloß bewohnte. Er hatte ein liebliches Töchterlein, das er

mehr liebte als alle seine Schätze. Wie nun aber das Christentum sein Licht auch in diese Gegend trug, war es mit seinem Reich zu Ende, und als das erste Kreuz von frommen Männern auf den Berg getragen ward, wurde der Götze zu Fels und mit ihm sein stolzes Schloß; sein reizendes Töchterlein aber ward in ein bescheidenes Veilchen verwandelt. Alle hundert Jahre einmal in der Walpurgisnacht erwacht die Jungfrau zum Leben, und wem es beschieden ist, das Veilchen in diesem Augenblick zu pflücken, der erhält die Holde mit allen Schätzen ihres Vaters.

Jakob Böhme / Die Gelehrten haben sich in ihren Büchern und Schriften gestritten und die Köpfe zerbrochen, wie aus dem armen Hirtenknaben und einfältigen Schuster Jakob Böhme in Görlitz ein so erleuchteter Weiser und weltberühmter Gottesmann hat werden können. Habens alle nicht ergründet, aber das einfältige Volk in Görlitz und Umgegend, das seine Schriften nie gelesen, weiß dennoch wohl, wie es zugegangen ist, und erzählt es weiter von Kind zu Kindeskind: Als Jakob Böhme noch ein kleiner Knabe war und das Vieh hütete, kam er auch eines Tages mit seinen Kühen auf die Landeskrone, wo der große Schatz begraben liegt. Es war um die Mittagsstunde, und Jakob ging ganz in Gedanken am Berge hin. Da öffnete sich plötzlich der Berg, und er sah ein Tor von schönem rotem Gemäuer, und aus dem dunklen Gewölbe funkelte es wie lauter Gold und Silber. Er lief erschrocken fort ohne die Herrlichkeiten zu berühren. Später hat er mit andern Knaben den offenen Berg gesucht, hat ihn aber nimmer finden können. Das war das erste Zeichen, daß Jakob Böhme berufen war, den Eingang in die verborgenen Schatzkammern Gottes und der Natur zu finden. Sein Vater gab ihn zu einem Schuster in Seidenberg in die Lehre, dort kam eines Tages ein fremder, ganz unbekannter und schlicht gekleideter, aber feiner und ehrbarer Mann in den Laden und wollte ein Paar Schuhe kaufen. Der Lehrling war ganz allein im Hause und hat sich nicht getraut, den Handel allein einzugehen, und als der Fremde dringlich wurde, hat er, um ihn abzuschrecken, einen übermäßigen Preis verlangt. Der Fremde gibt ihm ruhig und ohne Widerrede das Geld, nimmt die Schuhe und geht fort. Aber nicht weit vom Laden steht er still und ruft mit lauter und ernster Stimme: „Jakob, komm heraus!" Jakob erschrickt, wie ihn der Fremde bei seinem Taufnamen anredet, steht auf und geht zu ihm auf die Gasse. Ernst aber freundlich und mit lichtfunkelnden Augen schaut ihm der Mann ins Angesicht, faßt ihn bei der rechten Hand und spricht zu ihm: „Jakob, du bist klein, aber du wirst ein großer Mann werden, daß sich die Welt über dich verwundern wird. Du wirst viel Not, Armut und Verfolgung leiden, aber sei getrost und fürchte dich nicht, fürchte nur Gott und ehre sein Wort und bleibe in allen Dingen treu, denn du bist Gott lieb, und er ist dir gnädig." Damit drückte der Mann dem Knaben die Hand, sah ihm noch einmal stark in die Angen und ging seines Weges. Jakob hat die Worte wohl in acht genommen und das Bild des Fremden nimmer aus seinem Gedächtnis ver-

loren. Im fünfundzwanzigsten Jahre seines Lebens, als Jakob sich schon mehr mit geistlichen Dingen als mit seinem Handwerk befaßte und fein fleißig in der Schrift forschte, ward er beim Anblick eines zinnernen Gefäßes, darin sich ein Stücklein Himmel und Erde spiegelte, so vom göttlichen Lichte ergriffen, daß er fortan allen Dingen, Tieren und Bäumen, Gräsern und Steinen ins innerste Wesen schauen konnte, also daß ihm von Stund an die ganze Welt verändert schien und die Natur ihm war wie ein geheimnisvolles Buch, darinnen er allein lesen durfte. Und also ward der Schuster ein Weiser und Seher.

Der Denkstein am Weinberge bei Görlitz / Das alte Steinkreuz am Weinberge bei Görlitz, das beim Bau der Straße nach Leschwitz entfernt wurde, sollte an die folgende Begebenheit erinnern: Ein wohlhabender Schlosser zu Görlitz nahm zu seinem einzigen Sohn zwei arme Waislein in sein Haus, einen Knaben und ein Mädchen. Der Knabe erlernte mit seinem eigenen Sohn das Schlosserhandwerk, und als sie zu Gesellen gesprochen waren, zogen sie beide in die Fremde, das Waisenkind nach Frankreich, der Meisterssohn durch Deutschland. Beim Abschied machten sie unter sich aus, nach drei Jahren in einer Schenke zwischen Zittau und Ostritz zusammenzutreffen und selbander in Görlitz einzuwandern. Beide Burschen liebten die zurückgebliebene Pflegeschwester, und jeder hoffte sie nach der Rückkehr zu gewinnen. Drei Jahre vergingen, beide arbeiteten fleißig, nur daß der Meisterssohn seinen Lohn für die zukünftige Wirtschaft zusammensparte, indes sein Pflegebruder sich in Paris auf die lockere Seite gelegt hatte und alles, was er die Woche über erarbeitete, Sonntags wieder durchbrachte. Am bestimmten Tage trafen sie wieder zusammen und erzählten einander ihre Erlebnisse. Als aber der Meisterssohn ausmalte, wie sein Vater ihm nun die Werkstätte übergeben und die Pflegeschwester ihm die Hand reichen werde, zogen Eifersucht und Mißgunst in das Herz seines Pflegebruders, er erschlug den Ahnungslosen gerade um die zwölfte Stunde am Weinberge mit seinem eisenbeschlagenen Wanderstock, begrub ihn in dem lockeren Sandboden, häufte Steine auf den Ort und tilgte mit Sand alle Spuren des Mordes. Hierauf wanderte er in Görlitz ein, als wenn nichts geschehen wäre. Die Eltern und die bekümmerte Braut warteten etliche Jahre auf den ermordeten Sohn, glaubten endlich, er müsse verunglückt sein, und der Mörder ward wirklich an Kindesstatt angenommen, die Braut des Ermordeten reichte ihm ihre Hand. Dreißig Jahre lebte er als angesehener und geachteter Bürger zu Görlitz, da erwachte er in einer Dezembernacht, dachte, es sei schon sechs Uhr früh und machte sich zur Frühmesse nach der Peterskirche auf. Er war gerade an der Kirchentür, da schlug die Turmglocke Mitternacht, und während er darüber nachsann, wie er sich so in der Zeit habe irren können, fiel ihm ein, daß er gerade vor dreißig Jahren zur selben Stunde seinen Bruder ermordet habe. Wie gejagt eilte er nach Hause und legte sich wieder

schlafen. In derselben Nacht ward ein frecher Diebstahl an den heiligen Gerätschaften der Peterskirche verübt, und weil Fußtapfen in dem frischgefallenen Schnee nach dem Hause des Schlossers führten, kam er in den Verdacht des Diebstahls; am frühen Morgen kamen die Scharwächter und nahmen ihn gefangen. Vor Gericht erklärte er sich unschuldig, bekannte aber den vor dreißig Jahren begangenen Mord. Er ward zum Tode verurteilt und am gleichen Platze hingerichtet, an dem er seinen Bruder verscharrt hatte. Ein Steinkreuz bezeichnete noch lange die grausige Stelle und bezeugte die Wahrheit des alten Worts, daß kein Sünder dem Auge Gottes entgehen kann.

Das böse Ufer bei Muskau / Bei Muskau ist im Neißtale eine tiefe unterwühlte Stelle, die heißt das böse Ufer. Dort hat sich einst folgendes zugetragen: Ein Mann aus einem Nachbardorfe hatte den ganzen Tag im Walde Holz gefällt; gegen Abend ging er seiner Hütte zu und sah auf der Haide, wie ein langer weißer Nebelstreifen gerade auf ihn loszog. Den Landmann graute. Er lief, so schnell er konnte, aber der Nebelstreifen war schneller als er, holte ihn ein und legte sich gleich einer langen weißgekleideten Menschengestalt auf die Schultern des armen Mannes. Der Mann erkannte, daß es die Pest sei. Zentnerschwer lag es auf seinem Haupte, seinen Schultern, drückte seine Brust, daß er vor Angst nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Er eilte vom Tale zum Hügel, vom Hügel auf das Feld, aber der entsetzliche Druck ließ nicht nach. Es schlug eben Mitternacht, als er seine Hütte vor sich liegen sah. Dort durfte er nicht hin, er wußte, daß er seinem blühenden Weib, seinen Kindern und dem ganzen Dorf die entsetzliche Pest brächte. Er stürzte zurück und kam an die Neiße, an das böse Ufer. Verzweifelt wollte er sich in den Fluß stürzen, sich und seine Last zu begraben. Da endlich ließ das Gespenst von ihm ab, die Brust wurde freier, er atmete auf, und wieder zog ein Nebelstreifen über die Haide, aber von dem Manne fort. Frisch und gesund kam der Mann bei den ersten Strahlen der Sonne zu den Seinigen.

Die Schlangenkönigin / Einst ritt der Junker von Klingewalde auf die Jagd, und als er müde war, legte er sich am Rande eines Baches unter einen Eibenbaum. Da war ihm, als käme aus dem Wasser eine wunderschöne grüne Schlange herausgekrochen, die ringelte und züngelte im Sonnenschein an dem jenseitigen Ufer des Baches. Auf ihrem Kopfe trug sie eine glänzende Krone mit einem herrlichen Rubin, und ihre Augen blitzten so munter wie die Augen einer Jungfrau, sie schaute ihn so feurig an, daß er sich an ihr nicht satt sehen konnte und sich in die Schlangenkönigin verliebte. Sobald er aber aufsprang und die Arme nach ihr ausbreitete, verschwand sie blitzschnell in den Wellen des Baches. Den Junker zog es täglich zu derselben Stelle am Bache, unverwandt sah er der Schlange zu, wie sie in der Sonne spielte. Weil er aber immer so sehnsüchtig nach ihr sah, fühlte die Schlangenkönigin Mitleid mit ihm und

rief ihm zu, es gebe ein Mittel, sie zu gewinnen: Er solle auf einem schneeweißen Rosse, ein weißes Tuch in der Hand, mit einem Satz über den Bach springen, dann werde sie samt dem unschätzbaren Edelstein auf ihrem Haupt sein eigen. Am andern Tage ließ der Junker sein milchweißes Pferd satteln, nahm ein weißes Tuch in die Hand und ritt durch den Wald zum Bach, am andern Ufer stand wirklich die Schlangenkönigin, aber heute als eine herrliche Jungfrau, die funkelnde Krone auf dem Haupte. Er drückte dem Rosse die Sporen in den Leib, um einen Anlauf zu dem gefährlichen Sprunge zu nehmen, da erhob sich von allen Seiten her ein schreckliches Zischen und Pfeifen, aus allen Sträuchern und Büschen kamen Tausende von Schlangen hervorgeschossen und stürzten sich mit Blitzesschnelle hinter dem Reiter her. Endlich kam er von Angst und Schrecken gehetzt am Ufer des Baches an, da hatten sie ihn aber erreicht und umringelten Roß und Mann. Mit seiner letzten Kraft setzte das Pferd ins Wasser, um seinen Herrn auf das andere Ufer zu tragen, allein im Springen ward es von den Schlangen übermannt, es brach zusammen, und Roß und Reiter versanken im Wasser, zugleich verschwand die Königin mit einem lauten Schrei. Der Diener des Junkers hat das Schreckliche von weitem angesehen.

Die Nixe im Liskateich / Im Liskateich bei der Burg Czeschhaus ließen sich bisweilen gespenstige Weiber sehen, die darin badeten, ihre Kleider wuschen und sie auf den Gebüschen um den Teich zum Trocknen aufhingen. Es durfte aber ja niemand hinzutreten, denn dem, der ein solches Wesen nackt sah, stand ein großes Unglück bevor. Gewöhnlich kommt die schöne Liska allein aus dem Wasser, eine heidnische Jungfrau, die in den Weiher verwünscht ist. Einst hat sie ein Besitzer des Zeiskenschlosses in der Nähe des Teiches gesehen, mit ihr gesprochen und gebuhlt. Sie hat ihm aber streng verboten, ihr nachzugehen oder sie gar im Bade zu belauschen, so er sein Leben liebhabe. Der verliebte Ritter hat sich dennoch eines Abends in einem Busch versteckt und die Nixe nackt gesehen. Darauf hat sie ihn traurig angesehen und gesagt, er werde seine Neugier mit dem Leben büßen, und sein Geschlecht werde mit untergehen. So ist es auch gekommen. Die schöne Liska aber soll noch oft am Strande jenes Weihers zu sehen sein.

Der Teufelsgraben / Nahe Rappersdorf zwischen Strehlen und Wansen in Schlesien ist ein tiefer Graben, der sich nach dem Krühnwasser zieht, den nennt man den Teufelsgraben. Ein Bauer, dessen Felder oft überschwemmt wurden und fast immer unter Wasser standen, sah eines Abends verzweifelnd über seine Gemarkung und wußte in seinem Leiden keinen Rat. Da trat im Dämmerlicht ein dunkler Fremder zu ihm und sprach: „Was seufzest du? Über das allzuviele Wasser? Andere wären froh, wenn sie deinen Überfluß hätten. Überlasse mir sieben deiner Knechte, so

will ich dir das Wasser ableiten, ehe der Tag graut." Das war der Bauer wohl zufrieden. Er gebot alsbald sieben Knechten dem Fremden zu Diensten zu sein, aber der Fremde wählte sich selbst sieben aus, die ihm nicht unbekannt waren, die ärgsten Flucher, die schlimmsten Spieler, die größten Schlemmer. Sie murrten und wollten in der Nacht nicht arbeiten, doch der Bauer sprach: „Wollt ihr nicht arbeiten, so geht zum Teufel!" Und da gingen sie. Am andern Morgen war der Graben fertig, groß und breit und lang, und die Felder waren wasserfrei. Aber die Arbeiter kehrten nicht wieder heim. Bis Köchendorf und Bankau fand man auf den Feldern ihre zerstückelten Glieder. Sie waren zum Teufel gegangen.

Des Teufels Dudelsack / Im Dorfe Liatkowo bei Militsch wohnte ein alter Musikus, der wegen seiner Fertigkeit auf dem Dudelsack auf allen Tanzböden, bei allen Hochzeiten und Kindtaufen gesucht war. Er verdiente schönes Geld, allein je mehr er zusammenhäufte, desto habgieriger wurde er, und seine Frau stachelte ihn noch immer mehr zum Geize an; denn sie war womöglich noch habgieriger als er. Dazu wurde er hochmütig und auf seine Geschicklichkeit als Musikus eingebildet und behauptete sogar, der Teufel selbst könne keinen besseren Dudelsack blasen als er. Einst hatte er sich bei einer fröhlichen Hochzeit im Dorfe Breslawitz wichtig gemacht und begab sich gegen Mitternacht mit vollen Taschen auf den Heimweg. Vor seinem Dorf führte ihn der Weg durch die Liatkower Haide und einen großen Wald, und aus Langerweile nahm er seinen Dudelsack zur Hand und fing an, darauf einige lustige Stücklein zu blasen. Es währte aber nicht lange, so kam es ihm vor, als wenn von der andern Seite des Waldes ein anderer Dudelsack ihm entgegenkäme, und bald überzeugte er sich, daß wirklich ein anderer Musikant ihm entgegenkäme und mit ihm wetteiferte; er fing also an, das schönste Stücklein, das er konnte, zu blasen, um jenen zu übertäuben. Allein es gelang ihm nicht, er mußte sich selbst gestehen, daß das Instrument seines Nebenbuhlers viel besser als das seinige sei und auch die Melodien, die jener spielte, die seinigen weit übertrafen. An einer vom Mondlicht überstrahlten Lichtung trafen die Spieler zusammen. Der fremde Musikus war ein langer Mann mit einer Habichtsnase und großen blitzenden und stechenden Augen, sein Hut war mit einer roten Hahnenfeder geschmückt, und unter dem Arme trug er einen neuen Dudelsack mit silbernem Mundstück. Sie grüßten einander, und Jobst, der Spieler aus Liatkowo, fragte den Fremden, wo er herkomme und wo er hinwolle. Der sagte, er komme aus Polen und sei hierhergekommen, um Geschäfte zu machen, er fertige solche Instrumente und habe zu Hause noch eine Menge davon, die sogar noch besser seien. Den Jobst packte eine rechte Gier nach dem schönen Dudelsack, und er begann darum zu handeln. Der Fremde meinte, Jobst möge ihn erst einmal versuchen, damit er auch wisse, was er kaufe. Freudig setzte er das Instrument an und blies die

wundervollsten Weisen, die ihm gleichsam von selbst auf die Zunge kamen. Er fragte nach dem Preise, und der Fremde meinte, er wolle nicht alles in bar haben, er solle ihm seinen eigenen Dudelsack geben und seinen heutigen Verdienst, einen schlesischen Kuhtaler. Jobst gab eilig das Verlangte her und zog seines Wegs. Dabei blies er sich ein Stücklein nach dem andern vor, zu Hause hing er den Dudelsack über sein Bett und legte sich überglücklich nieder. Kaum graute der Morgen, da weckte er seine Frau, um ihr das Abenteuer zu erzählen und ihr den guten Kauf zu zeigen; als sie aber in die Höhe schauten, hing statt des Dudelsackes ein alter Schinderknochen an der Wand. Jobst erschrak fürchterlich, bekreuzte und segnete sich, denn jetzt wußte er, wer ihm begegnet war, und daß ihm der Gottseibeiuns selber etwas vorgeblasen. Seine Frau machte ihm noch die bittersten Vorwürfe, daß er sich hätte anführen lassen. Jobst vergrub den Knochen im Garten, doch am andern Morgen hing er wieder an der Wand über seinem Bett. Und immer wieder hing er morgens dort, so oft der Musikus ihn vergrub, in den See warf oder verbranute, bis ein alter Schäfer den Knochen in einen Wald bannte.

Der Kutschenstein bei Fischbach / Der Kutschenstein bei Fischbach soll seinen Namen folgender Begebenheit verdanken. Dem Ritter auf Bolzenstein im Schönauer Kreise war von seiner Hausfrau ein Söhnlein geboren; als Pate lud er die Burgfrau von Falkenstein mit ihren Töchtern Uda und Gisela ein. In den benachbarten Gauen war Ruhe, man hatte lange nichts von den herumstreifenden Hussiten gehört; so kam die ganze umwohnende Ritterschaft sorglos zum Kindtaufschmause. Als die heilige Taufhandlung vorüber war, begann ein prächtiges Gelage, und als die Gäste mit edlem Wein manches Heil auf die Kindtaufseltern und den Täufling ausgebracht hatten, erhub einer der Ritter seinen Humpen auch und rief, er leere ihn auf das Wohl der schönsten Jungfrau. Damit meinte er Uda von Falkenstein, der alle Anwesenden den Preis der Schönheit zuerkannten. Ihr gegenüber saß ihr heimlicher Liebhaber, Otto von Zedlitz auf Maiwalde; der durfte freilich seine Liebe nicht öffentlich bekennen, da sein Vater und der Falkensteiner miteinander in schwerer Fehde lagen. Dieweil der Vater bei dem Taufschmause nicht zugegen war, nahmen die Liebenden sich weniger in acht, und die Gäste tranken schließlich frischweg auf das Wohl des jungen Brautpaares. Bis zum dritten Tage blieben die Gäste ruhig znsammen, da kam unvermutet die Nachricht, daß Hussitenschwärme in der Umgegend sich zeigten; alles brach auf, auch die Burgfrau von Falkenstein mit ihren Töchtern. Otto von Zedlitz und ein anderer Ritter begleiteten sie, sie kamen auch ziemlich ungefährdet bis an das Falkensteiner Gebiet und, indes der Mond anfgegangen war, bis an den Fuß der Burg. Hier sahen die Ritter eine Schar Hussiten und forderten den Kutscher, der die Frauen fuhr, dringend auf, so schnell als möglich zu fahren, derweil sie zurückbleiben und die Hussiten aufhalten wollten. Dieser Aufforderung hätte es nicht bedurft, der Kntscher trieb schon

ohnehin die Rosse so heftig an, daß sie alle ihre Kräfte aufboten und den steilen Weg hinanjagten, als ob es eine Ebene sei. Doch das Waldesdunkel und die Angst ließen den Kutscher den rechten Weg verfehlen, er geriet rechts an die steile Felswand, von der Wagen, Menschen und Rosse hinab in den Abgrund stürzten und zerschmetterten. Seit der Zeit heißt jene Felsenklippe der Kutschenstein.

Der Prinzessinstuhl / In den Falkenbergen hütete manches Jahr ein Schäfer, ein Jüngling mit blauen Augen und treuem Herzen und frohem Mut. Er kannte in den Bergen Weg und Steg, aber einst im Frühling, als Hügel und Täler grünten und blühten und das Schlesierland sich der grünen Lust freute, als der Schäfer wieder mit seiner Herde in den dichten Wald nach dem Falkenstein zog, da kam er auf einen Fußweg, den er nie vorher gesehen hatte und der ihn immer dichter zwischen Gestrüpp und Granit führte. Am Ende des Pfades sah der Schäfer ein Tal vor sich, wie er hier noch nie eins gesehen; ein rauschendes Wasser floß durch eine blumenbesäte Wiese, ihm gegenüber auf einem Gestein des Falkenberges saß eine herrliche Maid mit lichten Locken und blassem Antlitz, strahlend gekleidet, die spann emsig an einem silbernen Rocken zarte Fäden. Die Jungfrau war so schön anzusehen wie die Sterne am Himmel, der Hirt konnte kein Auge von ihr wenden. Er starrte und staunte auf das schöne Bild, bis die Glocke im Dorf zu Mittag läutete. Da seufzte die Jungfrau tief und war vor seinen Blicken verschwunden. Der Jüngling trieb still nach Hause und ging träumend umher, und als die nächste Morgensonne den Falkenstein vergoldete, stand er wieder am Felsen, und droben saß die blasse schöne Jungfrau und spann wieder emsig bis zur Mittagszeit. Der Hirt schaute sich ihr Bild tief ins Herz hinein, alle Tage, alle Morgen, bis die Glocke im Tale läutete, aber anzureden wagte er sie nicht. So trieb ers bis zum Johannistag. Am Morgen des Johannistages aber trat die Jungfrau von ihrem Sitz herab zu ihm und redete ihn selbst mit wunderklarer Stimme an. Sie sprach: „Hildegard heiße ich, die Fürsten der Piasten sind meine Ahnen. Als jene Burg noch mit stolzen Zinnen prangte, war ich Herrin darin, und mein Herz war stolz und hart wie jene Felsenmassen. Viele Ritter und Helden kamen mich zu freien und weihten mir ihre Taten, ich aber spottete ihrer. Da kam ein gewaltiger Held aus dem Mohrenlande, der brannte für mich in heißer Liebe und verrichtete mir zu Ehren Großes. Doch meinen Stolz und mein Herz konnte er nicht beugen, und nun begann er mich zu hassen. Er war ein Heide und verstand höllisches Blendwerk, vernichtete die Burg und bannte mich zu grausigen Gestalten, bis ein Mann mutig durch die Greuel bis zu mir dringen und mich befreien wird. Nur zur Frühlingszeit bis zum Johannistag darf ich nach einem Befreier ausschauen und mein Leid beweinen. Hast du Mut, mich zu retten, so will ich dich herrlich belohnen.“ Darauf zeigte sie ihm den Weg zur Höhle, reichte ihm einen Dolch und war verschwunden. Den Schäfer ergriff tiefe Sehnsucht, ohne Zaudern begann er

den Weg in den dunklen Felsen, das Bild der Jungfrau vor seinen trunkenen Augen. Doch je weiter er kam, desto dunkler wurde sein Weg. Unsichtbare Wasser rauschten, dämonische Gestalten umtanzten ihn, wirrer Spuk umnebelte seine Sinne. Vergebens faßte er sich ein Herz, vergebens dachte er an das geliebte Bild der verzauberten Maid, immer ärger tobte der Höllenspuk um ihn, und verzweifelnd und verwirrt rief er endlich aus: „Prinzessin, ich kann dich nicht erretten!" Da, wie mit einem Zauberschlage, verschwand der Spuk um ihn her, vor ihm stand die Jungfrau, schaute ihn traurig an und sprach: „Ich danke dir, auch wenn du mich nicht erlösen konntest, doch wirst du mich hinfort nie mehr wiedersehen." Wie der Hirte aus der Höhle gekommen, wußte er nicht zu sagen. Das Lachen hatte er für immer verlernt. Ein bleicher Schatten wandelte er unter seinen Genossen und erzählte traurig, wie er selbst sein Liebesglück verscherzt. Vom ersten Sonnenstrahle bis zur Mittagsglocke saß er vor dem Felsen und schaute mit Sehnsucht nach dem leeren Sitz der Jungfrau und rief ihren Namen. Die Jungfrau sah er nimmer wieder. Bald ist er in seinem Grame gestorben. Das Volk aber nannte das Gestein den Prinzessinstuhl, und noch oft soll später die bleiche Jungfrau dort oben gesessen haben, bis auch sie wohl Ruhe gefunden hat.

Der böhmische Vielfraß zu Breslau / In der Maria-Magdalenischen Bibliothek zu Breslau nahe bei dem einen Fenster an der Wand im ersten Vordersaale ist ein in Kupfer gestochenes Bildnis des sogenannten böhmischen Vielfraßes oder Katzenfressers zu sehen. Der Kerl kam im Jahre 1708 aus Böhmen nach Breslau, blieb einige Tage in der Stadt, dann aber vor dem Ohlauischen Tore und legte für wenig Geld allerlei Proben seiner Unarten ab. Er gab vor, er sei aus Böhmen gebürtig und eines Hirten Sohn, dessen Mutter, als sie mit ihm schwanger gegangen, aus Lüsternheit das rohe Fleisch eines vom Wolfe zerrissenen Schafes mit großer Begier in sich gefressen und damit ihr Kind verwahrlost habe. Dieser Kerl fraß mit der größten Begierde lebendige Katzen, Hunde, rohes Fleisch, alte Hüte, Strümpfe, Pelzflicken und Steine, die er in Werg wickelte, und viele hundert glaubwürdige Zeugen haben dies mit ihren eigenen Augen gesehen. Sein Trunk bestand in Wasser oder etwas Branntwein, und er war fähig, das rohe Fleisch zu verdauen. Einen Teil der Steine hat er oftmals wieder von sich gebrochen, die andern sind auf dem ordentlichen Wege von ihm weggegangen, aber im Magen wegen seines grausam hitzigen Gemüts halb verzehrt und sehr leicht geworden. Er konnte auch einen Speziesgulden ganz gemächlich verschlingen und brachte ihn auf natürlichem Wege wieder zum Vorschein. Weil aber seine Unfläterei den wenigsten Zuschauern anständig war, hat die Obrigkeit ihn bald weggeschafft, und man hat ihn zu Leipzig etliche Tage ins Zuchthaus gesetzt, dann ist er durch Sachsen, Brandenburg und die Lausitz wieder nach Böhmen zurückgekehrt, und man hat ihn nie wiedergesehen.

Das Rüttelweibchen / In der Nähe des Kynast zieht der wilde Jäger mit all seinem Gefolge und Getose umher und wird von den Leuten schlechthin nur der Nachtjäger genannt. Dort glauben die Leute, daß er, wie im Vogtlande, die Moosleute und Waldwichtel jagt und plagt. Sie nennen die kleinen Moosweibchen Rüttelweiber; für die Kleinen gibt es nur eine Rettung vor des Nachtjägers Gewalt und schnellem Griff, wenn sie nämlich an einen abgehauenen Baumstamm kommen, zu dem beim Fällen der Holzmann gesprochen: „Gott walts!“ Da finden sie Ruhe, und man hat sie wie Vöglein in langer Reihe auf solchen Stämmen sitzen sehen. Hat der Holzhauer aber gesprochen: „Walts Gott!“, so schirmt ein solcher Stamm die Weibchen nicht, sie müssen weiter und immer weiter vor dem Nachtjäger fliehen. Wenn die kleinen Kinder dortherum unartig sind und schreien, so bringt man sie mit den Worten zum Schweigen: „Sei still! Hörst du den Nachtjäger? Jetzt holt er das Kind, wenn es nicht stille ist.“

Die Tataren vor Breslau / Im Frühling des Jahres 1241 brach der mächtige Tataren-Chan Peta mit seinen unermeßlichen Horden in Schlesien ein, um den Mord seiner Gemahlin in Neumarkt zu rächen. Der tapfere Polenherzog, der sich ihm zuerst bei Krakau entgegengestellt hatte, lag erschlagen, und Miezislaus, der Herzog von Ratibor, hatte das Oderufer und seine Krieger feig verlassen und war gen Liegnitz geflohen. Unaufhaltsam ergoß sich der Strom der Barbaren in die Fluren Schlesiens, alles verwüstend, mordend und verheerend, und nichts konnte dem gewaltigen Zorn ihres Heerführers widerstehen. Am ersten April erschienen die Vorläufer ihrer Züge vor den Toren Breslaus, denn hierher wandte sich der ganze Schwarm, um die alte Stadt zu verwüsten und zu plündern, in der Gewißheit, von dort reiche Beute heimzutragen. Die erschreckten Bürger wußten nicht, was sie beginnen sollten. Es lebte unter ihnen der Prior Czeslaus von den Dominikanern, ein frommer, Gott und Menschen wohlgefälliger Mann, der riet ihnen, die Stadt der Wut der Heiden zu überlassen und sich mit all ihrer Habe in die feste Kreuzburg auf der Dominsel zu flüchten. Als sie nun dem Rat gefolgt und die Letzten die Stadt selbst in Brand gesteckt hatten, brachen die Heiden herein und ergrimmten gewaltig, als sie nichts für ihre Habgier und Mordsucht fanden. Chan Peta zog vor die Dominsel, fand aber die Brücke abgebrochen und die Christen am andern Ufer bereit, ihr Leben und ihre Habe männlich zu verteidigen. Da trieb er sein Roß selbst in den Strom, und all die Seinen folgten ihm, und er schwur, kein Leben zu schonen. Den Christen wurde bange, aber der heilige Czeslaus befahl, ein Lied zur Ehre Gottes anzustimmen, fiel auf die Knie und betete, daß Christus seine Kinder beschützen und ihnen Rettung senden möge. Alsbald tat sich der heitere Himmel voneinander und ein schreckliches Feuer fiel auf die Heiden hernieder, das tötete viele und jagte die andern mit ihren Führern davon. Sie hielten

nicht eher an, als bis sie Breslau weit im Rücken hatten, die geretteten Bürger aber priesen Gott und dankten ihm und seinen Engeln. Viele der Tataren hatten die Macht des wahren Gottes erkannt, kehrten heimlich um und ließen sich taufen. Auf einem alten Gemälde in der Martinskirche ist das Wunder abgebildet.

Die eiserne Jungfrau / In der ehemaligen ehrwürdigen Kaiserburg Breslau soll früher in einem unterirdischen Raume eine eiserne Jungfrau gestanden haben, darunter verstand man eine eiserne, im hohlen Innern mit spitzigen Nägeln ausgeschlagene Gestalt, die beim Tritt eines Menschen auf ein verborgenes Räderwerk den Unglücklichen umschlang und an sich drückte oder einschloß und zermalmte. Von einem dazu Verurteilten sagte man spöttisch, er müsse die eiserne Jungfrau küssen. Aus dem unterirdischen Raum des Breslauer Schlosses hörte man nachts oft ein dumpfes Geräusch wie von Mühlrädern, und jeder vermied ängstlich diese Gegend des Schlosses. Zu jener Zeit war Werner von Bruneck Verwalter der Burg; er hatte eine Tochter namens Maria, die leiblich und geistig schönste Jungfrau von Breslau. Damals war der Tempelbund aufgehoben, und seine Güter sollten verteilt werden. Das veranlaßte einen jungen Ritter des Deutschen Ordens, Konrad von Salza, den späteren berühmten Hochmeister, in der Breslauer Burg auf längere Zeit Wohnung zu nehmen. Er sah Maria und blieb für ihr hohes Weibtum nicht unempfänglich, und auch Maria sah den stattlichen Ritter nicht ungern. Hätte er des Mädchens Liebe genährt, so wäre es von ihm unedel gewesen, da er sie des Ordens wegen nicht ehelichen konnte; er würde sie nur unglücklich gemacht haben. Das konnte und wollte der wackere Konrad nicht und dachte daran, die Burg ehestens zu verlassen. Am Abend vor seiner Abreise schrieb er noch einen Brief an Werner und einen an seine Tochter und ging dann hinaus ins Freie. Bei seiner Rückkehr hatte er das Mißgeschick, sich in der weitläufigen Burg zu verirren, und kam statt in sein Gemach auf einen Gang, an dessen Ende Licht schimmerte. Er ging darauf zu und kam ganz unerwartet in eine Halle mit steinernem Fußboden, links und rechts mit Türen. An der Decke hing eine Lampe, die ein trübes Licht verbreitete. Ringsum herrschte tiefste Stille. Der Ritter erinnerte sich nicht, jemals in dieser Halle gewesen zu sein, und wollte eben wieder umkehren, als die Burgglocke Mitternacht schlug. Plötzlich schien im und ums Gemach Leben zu werden. Die Mauern bebten, Türen krachten auf und zu, der Fußboden geriet in zitternde Bewegung und unter ihm rauschte ein Räderwerk in gewaltigem Betriebe. Darauf pfiff ein Windstoß durch das Gemach, der die Lampe abwechselnd verdunkelte und stärker entflammte und zu seinem lauschenden Ohre das klägliche Wehgeschrei einer weiblichen und einer männlichen Stimme führte. Die Jammerlaute kamen näher, und mit ihnen eilig ein Weib mit blutigem Gewande und fliegenden Haaren; ihr folgte auf dem Fuße ein Ritter, dem durch den zerquetschten Harnisch das Blut strömte. Beide Gestalten eilten hastig durch

die Halle und zur aufspringenden Türe hinaus. Kaum war die Erscheinung entschwunden, als Konrad ein dumpfes Räderrauschen und Wimmern hörte, das nach einigen Sekunden schwächer wurde und endlich schwieg. Aber mit dem Verhallen des letzten Jammerlautes traten die Gestalten wieder durch die erste Tür herein und schienen den ganzen Spuk wiederholen zu wollen. Da zog Konrad sein Schwert und stellte sich mit dem Rufe: „Wer seid ihr?" ihnen entgegen. Die Gestalten blieben stehen, hefteten ihre Blicke besonders auf das Kreuz seines Mantels und schwiegen. Konrad wiederholte die Frage, und statt der Antwort deutete das starre Totengesicht des Mannes ihm an, daß er ihnen folgen solle. Das schien dem Ritter etwas bedenklich, doch der Blick des gespenstigen Ritters wurde immer flehender, Konrad hüllte sich tiefer in seinen Mantel und folgte den beiden. Plötzlich sah er sich am Rande einer erleuchteten Tiefe, in der er die Riesengestalt der eisernen Jungfrau erblickte. Wie ein wild Verzweifelnder jagte die männliche Spukgestalt die weibliche hinab und stürzte sich selbst ihr nach, worauf sich das schreckliche Rauschen der Räder, das Wimmern und Röcheln wiederholte. Von einem unnennbaren Entsetzen gefaßt trat Konrad in die Halle zurück und fand die beiden Jammergestalten dort wieder vor sich stehen, die von ihm ein Urteil zu erbitten schienen. Konrad gewann Geistesgegenwart genug, zu fragen, ob er sie retten könne und wodurch. Da zeigte die männliche Gestalt mit einem Arme auf eine Schrift über der Tür zu dem Ort der eisernen Jungfrau. Konrad folgte dem Winke und las: „Entsagung bringt Erlösung." „Ihr seid erlöst," rief Konrad mit fester Stimme. Da trat der Mann mit heiterer Miene auf ihn zu und gab ihm ein Buch, das er unter der blutigen Rüstung hervorzog, und als ihn die kalte Totenhand berührte, geschah ein gewaltiger Knall, daß die Lampe erlosch, die Mauern wankten, das ganze Gebäude zusammenstürzte und Konrad das Bewußtsein verlor. Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in seinem von innen verriegelten Gemache, und es war heller Tag. Er hätte die ganze Erscheinung für ein lebhaftes Traumbild gehalten, wenn er nicht das seltsam geformte Buch vor sich gesehen. Er wußte nicht, ob er öffnen sollte oder nicht, und indem er noch stand und nachdachte, meldete ihm sein Knappe, daß das Seitengebäude der Burg, wo die eiserne Jungfrau gestanden, in der letzten Nacht in Schutt und Trümmer zusammengestürzt sei. Dies neue wunderbare Ereignis bestimmte ihn nun, das Buch zu öffnen, das in lateinischer Handschrift die Lebensgeschichte eines früheren Besitzers des eben zusammengestürzten Gebäudes enthielt. Er las: „Sterblicher, den der Himmel zum Retter erkoren, es gibt ein höheres Gut, als Liebe und Besitz eines geliebten Weibes verloren zu sehen! Wehe den Männern, die Pflicht und Beruf dem Undank eines Weibes opfern." Weiter vermochte er nicht zu lesen, denn er gedachte an seine Liebe zu Marien und rief, das Buch zuschlagend: „Hast recht, Unglücklicher, es gibt noch einen höheren Männerberuf, als ein Weib zu lieben!" Und in wenigen Tagen verließ er Breslau.

Scheitnicht / Nahe bei Breslau an den Ufern der Oder liegt das Dorf Scheitnicht. Zur Zeit der Kreuzzüge wollte ein Ritter aus der Nachbarschaft gleichfalls zum heiligen Grabe ziehen, er war von dem Burgpfaffen dazu überredet worden. Der hatte nämlich ein Auge auf die junge und züchtige Hausfrau des Burgherrn geworfen und wollte ihn aus dem Wege schaffen. Die Frau jedoch liebte ihren Ehgemahl treu und von ganzem Herzen und bat ihn flehentlich, doch nicht von ihr zu gehen. Am Tage vor dem Auszuge des Eheherrn lustwandelten sie noch einmal zusammen durch Busch und Wald, und die Frau ließ nicht ab mit Bitten und Tränen, bis sie das Herz des Ritters erweichte und er einwilligte, es dem Spruch des Zufalls zu überlassen, ob er in den Krieg ziehen solle oder nicht. Drauf gingen sie Hand in Hand durch Busch und Wald weiter, wußten bald nicht mehr wo sie waren und kamen erst aus dem Walde heraus, als die Sonne hoch im Mittag stand. Sie begegneten einem Ackersmann, den fragte der Ritter, wie der Ort heiße, den sie vor sich sähen. „Scheitnicht!" erwiderte der Bauer. Da blickten die Gatten froh überrascht einander an, und der Ritter erkannte in dem Namen einen Wink des Schicksals. Den Ort baute er nachher aus und setzte Lehnsknechte darüber, den betrügerischen Pfaffen aber verjagte er mit Schimpf aus der Burg.

Der Hahnenschrei / Vor dem Nikolaitor in Breslau steht noch heute eine steinerne Säule, mit der hat es folgendes Bewandtnis: Vor vielen vielen Jahren arbeitete ein junger Stellmachergesell in Breslau. Der war aus dem nahen Lissa gebürtig und hatte dort eine Braut, aber sie konnten sich wegen ihrer Armut noch nicht heiraten. Der Gesell schnürte nun sein Bündel, nahm seiner Trauten das Wort ab, seiner in Liebe zu harren, und zog auf Wanderschaft, um in der Fremde sein Glück zu versuchen. Er zog nach Polen und Rußland, geriet unschuldig in Gefangenschaft und wurde weit in die Schneewüsten Sibiriens verschleppt, wo er zwanzig Jahre lang schwer in den Bergwerken arbeiten mußte. Gar oft dachte er seiner Liebe in der Heimat. Nach zwanzig Jahren zerbrach der Fingerring, den sie ihm mit den Worten gegeben, solange der Ring halte, solange dürfe er auf ihre Treue bauen. Das betrübte den armen Gesellen gar sehr, und in der Verzweiflung verschwor er sich, dem Teufel seine Seele zu übergeben, wenn er nur noch einmal sein Mädchen wiedersehen könne. Alsbald erschien ihm der höllische Geist und zeigte ihm, wie die Geliebte am andern Morgen Hochzeit halten werde, weil sie ihn längst tot geglaubt. Da schloß der Gesell einen Pakt mit dem Bösen und schrieb ihm seine Seele unter der Bedingung, daß der Teufel ihn in der Zeit von Mitternacht bis daß der Hahn das erstemal krähe, nach seiner Heimat trage. Um Mitternacht lud der Teufel ihn auf seine Schultern und fuhr mit ihm dahin wie ein sausender Sturmwind, über Länder und Städte und Wälder. Dem Gesellen wurde bei dem rasenden Fluge immer bänger, je näher sie der Heimat kamen. Der Teufel war seinem Ziele nahe, sie waren schon über Breslau hinaus, horch, da krähte ein Hahn, und



der Pakt war zerrissen. Ergrimmt warf der Böse seine Last unsanft zur Erde und entwich tobend in seine Hölle. Der Gerettete aber raffte sich auf und lief ohne Rast und Ruh eilig nach seiner Heimat, und als er ins Dorf kam, siehe, da zogen geputzte Leute vor ihm hochzeitlich zur Kirche. Er stürzte ins Gotteshaus und zwischen das Brautpaar, das eben vor dem Altare stand, und gebot Einhalt. Niemand erkannte ihn, er war alt geworden und sein Bart hing eine Elle lang ungeschoren herab, als er der Braut aber ihren Fingerring wies und sein Schicksal erzählte, da verließ sie ihren zweiten Bräutigam und fiel ihm weinend um den Hals, und alle freuten sich seiner wunderbaren Rettung. Der fromme Geistliche erkannte darin die Macht des Herrn, vor der keine Seele verloren ist, und als der Gerettete die für sein frevelhaftes Beginnen auferlegte kirchliche Buße reuig gelöst hatte, legte der Priester die Hände des Paares ineinander und vereinigte die so lange Getrennten. Der Gesell wurde Meister und ein braver und gottesfürchtiger Hausvater. Zum Andenken aber und zur Warnung errichtete er an der Stelle, wo der Allmächtige durch einen Hahnenruf seine Seele aus den Klauen des Bösen rettete, jene Säule, die noch heute steht.

Das geschlagene Wechselkind / Ums Jahr 1580 wohnte nahe bei Breslau ein reicher Edelmann, der hatte jeden Sommer viel Heu und Grummet zu ernten, wobei ihm seine Untertanen fronen mußten. Unter den dazu berufenen Leuten war einmal eine Kindbetterin, die vor kaum acht Tagen geboren hatte. Wie sie nun sieht, daß es der Junker haben will und sie sich nicht weigern kann, nimmt sie ihr Kind mit hinaus, legt es auf ein Häuflein Gras, geht von ihm und arbeitet beim Heumachen mit. Nach einer Weile will sie ihr Kindlein säugen, geht zu ihm, sieht es an und schlägt heftig schreiend die Hände überm Kopf zusammen und klagt so laut sie kann, dies sei nicht ihr Kind, das da so unmenschlich heule. Es half nichts, sie mußte es schon den Tag über behalten, aber es führte sich so ungebührlich auf, daß die arme Frau schier zugrunde gegangen wäre. Am Abend kommt der Junker übers Feld geritten, sie klagt ihm ihre Not, und er sagt: „Frau, wenn es Euch bedünket, daß dies nicht Euer Kind ist, so tragt es auf die Wiese dorthin, wo es vertauscht ist, und streicht es heftig mit der Rute, so werdet Ihr Wunder sehen.“ Die Frau folgt dem Junker, strich das Wechselkind mit der Rute, daß es sehr geschrien hat, da brachte der Teufel selbst ihr gestohlen Kind und sprach: „Da hasts!“ Und mit dem nahm er sein eigenes plärrendes Kind weg.

Der Schweidnitzer Keller / In der Südseite des großen Rathauses zu Breslau führt eine Treppe in den Schweidnitzer Keller, in dem seit alten Zeiten ein gutes und besonderes Bier verschenkt wird. Seinen Namen hat er davon, daß außer allerlei fremden Bieren, wie Prager, Frankfurter, Zerbster, Stringauer und Goldberger, insbesonders Schweidnitzer Bier dort verkauft und getrunken wird. Der Keller

ist im Jahre 1356 erbaut worden und eins von den Wahrzeichen der Stadt. Zuerst schenkte man Wein darin, das Viertel zu ein und einem halben Silbergroschen. Als die Zeiten aber schlechter wurden, begnügte man sich mit Bier. Zum Andenken an die Weinzeit sind noch silberne Kannen vorhanden. In dem Keller war nach alter Gerechtsame alles Fluchen, Schwören, Kartenspiel und Tabakrauchen verboten und Musik nur bei Festlichkeiten erlaubt. Wer ein Glas zerbrach, mußte vier Silbergroschen erlegen, wer es aber mutwillig oder zur Meßzeit tat, das Doppelte. Wenn einer sich mit den Armen aufstützte und lümmelte, wurde ihm mit einem besonderen Glöcklein, das Lümmelglöcklein genannt, dreimal ausgeläutet, woher auch das schlesische Sprichwort kommt: „Ich will dir den Lümmel ausläuten!" In dem Keller befinden sich viele Altertümer, darunter die sogenannte Igelkeule das Berühmteste ist. Es geht nämlich im ganzen Schlesierlande davon die scherzhafte Sage, daß, wer zum erstenmal nach Breslau käme, sie küssen müsse. Mit dieser Drohung ängstigen die Eltern noch oft ihre Kinder. Auch mancher schöne Spruch steht in dem Keller geschrieben, der berühmteste lautet also: „Wenn mancher Manu wüßte, wer mancher Mann wäre, mancher Mann täte mauchem Mann größere Ehre!" Ein alter Breslauer Volkswitz erzählt, daß die unterirdischen Kellergänge bis zum Galgen führten. Ein in der Nähe gelegenes Haus hieß früher zum Galgen oder Rade. Und es heißt eine alte Frage: „Wo fahren in Breslau zwei geladene Wagen übereinander?" Und die Antwort: „Auf dem Ringe vor dem Schweidnitzer Keller."

Der Schweidnitzer Ratsmann / Es lebte vorzeiten ein Ratsherr zu Schweidnitz, der mehr das Gold liebte als Gott. Er hatte eine Dohle abgerichtet, durch eine ausgebrochene Glasscheibe des vergitterten Fensters in die seinem Hause gerad gegenüberliegende Ratskämmerei einzufliegen und ihm Geldstücke daraus zu holen. Das geschah jeden Abend, und sie brachte ihm eine der goldenen oder silbernen Münzen, die gerade von der Stadt Einkünften auf dem Tische lagen, im Schnabel getragen. Die andern Ratsbedienten gewahrten endlich die Verminderung des Schatzes, beschlossen, dem Dieb aufzulauern, und fanden bald, daß die Dohle nach Sonnenuntergang geflogen kam und ein Goldstück wegpickte. Sie zeichneten einige Stücke und legten sie hin, und die Dohle nahm sie nach und nach mit. Nun saß der ganze Rat zusammen und beschloß nach vielem Hinundher, falls man den Dieb herausbringen würde, so sollte er oben auf den Kranz des hohen Rathausturms gesetzt und verurteilt werden, entweder oben zu verhungern oder bis auf den Erdboden herabzusteigen. Bald wurden in des verdächtigen Ratsherrn Wohnung nicht nur der fliegende Bote, sondern auch die gezeichneten Goldstücke gefunden. Der Missetäter bekannte sein Verbrechen, unterwarf sich willig dem Spruch, den man, angesichts seines hohen Alters, lindern wollte, und stieg vor aller Leute Augen mit Angst und Zittern auf den Kranz des Turmes. Beim Absteigen unterwärts kam er aber bald auf ein steinern Geländer, konnte weder vor noch

hinter sich und mußte stehenbleiben. Zehn Tage und Nächte stand der alte, arme Greis da zur Schau, daß es einen erbarmte, ohne Speis und Trank, bis er endlich vor großem Hunger sein eigen Fleisch von den Händen und Armen abnagte und reu- und bußfertig durch solchen grausamen, unerhörten Tod sein Leben endete. In der Folge wurde sein steinernes Bild nebst dem der Dohle auf jenes Turmgeländer gesetzt. 1642 wehte es ein Sturmwind herunter, aber der Kopf soll noch auf dem Rathaus vorhanden sein.

Der Glockenguß zu Breslau / Als die Glocke zu Sankt Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte und alles dazu fast fertig war, ging der Gießer zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Hahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt wußte sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagte ers doch und ging weinend in die Stube und bekannte es seinem Meister und bat ihn um Gottes willen um Verzeihung. Der Meister aber ward derart vom Zorn ergriffen, daß er das Schwert zog und den Jungen auf der Stelle erstach. Dann eilte er hinaus, um zu sehen, was noch vom Werk zu retten sei, und räumte nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was er Übles getan hatte. Der Lehrjunge war tot, der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurteilt. Da bat der Meister sich als letzte Gnade aus, daß vor seinem Ende die Glocke geläutet werde. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern geläutet, wenn sie vom Rathaus herunterkommen. Die Glocke ist so schwer, daß, wenn man fünfzig Schläge gezogen hat, sie andere fünfzig von selbst läutet, und ihr Klang ist makelfrei und rein.

Die Brotschuhe / Einer Mutter in Böhmen starb ihr einziges und herzliebstes Kind; sie schmückte es im Sarg aufs allerschönste und tat ihm das beste Kleidchen an und setzte ihm das feinste Kränzlein auf und zog ihm Strümpflein an, so weiß wie Schnee, und neue rote Schühlein; aber die Schühlein, die waren doch zu hart, die deuchten ihr nicht zart genug für des Kindes Füßchen, und sie wußte etwas Weicheres. Vom feinsten Brotmehl machte sie einen Teig und formte Schuhe daraus und buk sie, doch nicht zu hart, und da hatte das tote Kindlein neue braune Schuhe an statt der roten, darin ward es begraben. Aber um Mitternacht kam das bleiche Kind in seinem Kränzlein und weißen Kleidchen und sah so jammerig aus und hielt der Mutter das Füßchen hin, daß sie den einen Schuh ausziehen sollte und dann den andern; sie verstand es aber nicht, und das Kind verschwand wieder. So kam es zum zweiten- und drittenmal

16*

und deutete auf die Schuhe und ließ der Mutter keine Ruhe, und da verstand die endlich, was es wollte, ließ das Särglein ausgraben, zog dem Kinde die Brotschuhe aus und die roten Schuhe an und ließ es wieder einsenken. Von da an hatte sie Ruhe, soviel eine Mutter Ruhe haben kann, der das einzige und herzliebste Kind im Sarge liegt.

Das Glogauer Bügeleisen / Zu Glogau lebte einst ein gottloser Schneider, der war zwar äußerst geschickt und fleißig, dabei aber auch ein arger Flucher und Gotteslästerer. Er kam das ganze Jahr in keine Kirche und war auf seinen Beinamen Fluchgottfried geradezu stolz. Seine Frau war so fromm, wie er gottlos war, sie ermahnte ihn oft, er solle von seinem gottlosen Wesen ablassen und sich bekehren, allein umsonst, der böse Mensch hörte nicht auf sie, beten und in die Kirche gehen ließ er sie auch nicht, und sie mußte sich die Gelegenheit abstehlen, sich mit ihrem Gotte zu versöhnen. Als sie eines Tages in der Küche ein Bügeleisen heiß machen sollte und sich allein und unbemerkt glaubte, kniete sie am Herde nieder und betete recht innig zu Gott. Ihr gottloser Mann war indes heimlich von seinem Werktisch aufgestanden und sah durch die Tür, wie sie betete. „Warte, warte, ich will dir das Beten schon anstreichen!" rief er jähzornig und eilte in die Werkstatt, um die Elle zu holen. Doch die Frau sprang schon die Treppe hinunter und mit ängstlichem Hilfegeschrei hinaus auf die Gasse. Wütend riß der Schneider das Bügeleisen aus den Kohlen und stürmte seiner Frau nach, um es ihr an den Kopf zu werfen. Die Vorübergehenden sahen wohl die Not der Frau, aber keiner wagte, den rasenden Menschen aufzuhalten. So ging die Hetzjagd über alle Gassen, die von Todesangst getriebene Frau voran, hinter ihr mit dem glühenden hochgeschwungenen Bügeleisen der Fluchgottfried. Endlich stürzte sie atemlos auf der Schwelle der Kirche nieder, aber gleichzeitig warf der Mann das Bügeleisen nach ihr und hätte ihr sicher den Kopf zerschmettert, da rettete sie ein Wunder. Das Eisen war nur noch wenige Spannen von dem Kopfe der am Boden Liegenden entfernt, da wendete es sich plötzlich um, schwebte wie von einem lichten Schein umflossen an der Kirchtür bis zum Fenster darüber und blieb dort in der Mauer stecken, wo man es noch im Anfang dieses Jahrhunderts gesehen hat. Vernichtet und gerührt sank der böse Schneider neben seiner ohnmächtigen Frau nieder, betete inbrünstig zu Gott, er möge ihm verzeihen und seine Frau wieder erwecken, trug sie sacht nach Hause und war von Stund an ein anderer Mensch, hat auch niemals wieder geflucht, sondern ging in die Kirche, betete früh und abends und nahm regelmäßig das Abendmahl.

Wallenstein zu Goldberg / Wallenstein bekam seine erste Schulbildung auf dem berühmten Gymnasium zu Goldberg. Schon als Knabe zeigte er sich von stolzem, herrischem Gemüt, daß seine Mitschüler ihn mieden und von allen Lehrern insbesonders der Kantor Fechner nicht viel auf ihn hielt und ihn mehrfach gar derb

züchtigte. Darob gelobte der Knabe oft, sich hart zu rächen. Eines Tages war Fechner mit seinen Schülern ins Freie gegangen, und während die andern sich mit heiteren Spielen belustigten, schlief Wallenstein unter einer Weide und erzählte nach seinem Erwachen, er habe geträumt, die Bäume hätten sich vor ihm bis zur Erde geneigt. Seine Gespielen verlachten ihn, der Kantor aber schalt ihn ernstlich einen hochmütigen Träumer und meinte, wenn aus ihm ein großer Mann würde, wolle er sein Hofnarr werden. Viele Jahre zogen ins Land, und was der Knabe geträumt, das hatte sich längst erfüllt. Im Oktober 1633 verwüsteten die Wallensteinschen Scharen den Goldberg auf gar schreckliche Weise, und als nun der Herzog selbst in der Stadt seinen Einzug hielt, da gedachte er seiner Jugendzeit und erkundigte sich, ob einer seiner einstigen Lehrer noch lebte. Man nannte ihm den Kantor Fechner, einen jetzt hochbejahrten Greis, und Wallenstein befahl ihn vorzuführen. Zitternd kam Fechner herbei, denn er erwartete mit Gewißheit sein Todesurteil, und mit schwerem Herzen gedachte er all der Hiebe, die er dem Knaben Wallenstein erteilt. Der Herzog ließ ihn anfangs auch mit harten Worten an, erinnerte ihn an die alten Zeiten und an sein getanes Versprechen. Als der Greis ihm aber zu Füßen fiel und ihn um Verzeihung bat, hob er ihn lachend auf, hieß ihn guten Muts sein, denn ein harter Kopf müsse auch harte Zucht haben, und ließ ihm zweihundert Taler mit seinem Bildnis geprägt reichen und sein Haus mit einer Sicherheitswache bewahren. Der geängstigte Kantor aber wußte kaum, wie ihm geschehen war.

Die Braut von Kynast / Auf der Burg Kynast über Hermsdorf unweit Warmbrunn saß eine grimme Männerfeindin, das Ritterfräulein Kunigunde. Allen Bewerbern um ihre Hand legte sie eine Mutprobe auf, die so gefahrvoller Art war, daß ein Bestehen unmöglich schien. Sie sollten auf der hohen und schmalen Burgmauer rund um die Burg reiten; wenn sie es versuchten und es noch so gut ging ~ sobald sie an die Stelle der Mauer kamen, die man noch heute die Hölle nennt, wo der Abgrund sich jäh hinabsenkt, da schwindelten Roß und Mann und fielen zerschmettert in die Tiefe. Kunigunde wollte auch nichts anderes als diesen schrecklichen Tod ihrer Freier. Viele Ritter hatten schon auf der grausamen Reise ihr Leben verloren, doch hatte das Gerücht noch nicht alle Freier abgeschreckt, angezogen von Kunigundes kalter Schönheit und vielleicht noch mehr vom kalten Golde in ihren Kisten und Kästen mehrte sich die Zahl ihrer Opfer. Da geschah es, daß ein Landgraf von Thüringen, einige sagen Albert, andere nennen seinen Sohn Friedrich den Freudigen, daheim auf seinem Wartburgschloß ein gefährliches Kunststück übte; er umritt die Mauer seines Schlosses täglich einmal und gewöhnte sein treues Roß an sicheren Blick und Tritt. Denn der Wartburg alter geweihter Bau erhebt sich hoch über Felsabgründen. Endlich ritt der Landgraf mit einem reisigen Zuge gen Schlesien zum hohen Kynast und ließ sich als ein Ritter aus Thüringen melden. Als Kunigunde den herrlichen Mann sah, ward ihr wundersam zu-

mute, die Kälte fiel von ihr ab, sie fühlte, daß sie den noch jugendlichen Ritter liebte, und bat ihn flehentlich, den gefährlichen Ritt nicht zu versuchen. Allein er ließ sich nicht davon abbringen, er wagte den Ritt und bestand glücklich das gefährliche Abenteuer. Jubelnd flog ihm Kunigunde entgegen, all ihr Sehnen war gestillt, ihm allein wollte sie angehören, gern und freudig, ihm wollte sie ein liebendes Weib sein. Ernst und streng wehrte der Landgraf sie von sich ab; mit harten Worten hielt er ihr ihre arge Grausamkeit vor und sagte ihr, und das war ihr das härteste Wort, daß er schon vermählt sei. Als Rächer so vieler Opfer ritt er stolz von dannen. Kunigunde sah ihm von der Mauer nach, so lange es nur möglich war, dann stürzte sie sich freiwillig in die Hölle hinab. Andere haben die ernste Sage scherzhaft gewendet und sagen, Kunigunde habe sich vor Schreck in das häßliche Holzbild verwandelt, das heute noch als „Braut von Kynast" den Reisenden zum Kusse dargeboten wird, wer es aber nicht küssen will, dieweil es statt der Haare und Augenbrauen die Haut eines Stacheligels trägt, der muß sich mit kleinem Gelde lösen.

Der treue Hund / Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts saß ein Freiherr von Eben auf der Kynsburg. Er hatte einen Sohn, einen raschen, munteren Knaben, der täglich auf einem kleinen Pferd, begleitet von einem großen dänischen Hunde, nach Schweidnitz in die Schule ritt und regelmäßig zu einer bestimmten Stunde nach der Burg zurückkehrte. Der Pfad führte durch das Schlesiertal und über den Karetenweg, einen schmalen, durch Felsen gehauenen Fuhrweg, der an einem gähnenden Abhang zur Burg leitete und nur von ihren Bewohnern benutzt wurde. Der Pfad war gefährlich, das geringste Abweichen nach rechts oder links konnte Absturz und Tod bringen; aber der Knabe und sein Pferd waren vorsichtig und an den Weg gewöhnt. Eines Tages jedoch blieb der junge Freiherr länger als gewöhnlich aus, ohne daß es zunächst auffiel, weil irgendein Zufall ihn in der Stadt zurückgehalten haben konnte. Als aber Stunde um Stunde verstrich, ohne daß er kam, erfaßte Vater und Mutter bange Sorge, daß ihm ein Unglück widerfahren sei. Eilig sandte der Freiherr einen Boten den Weg entlang, die Angst aber ließ die Eltern sogleich dem Boten folgen. Schon von ferne sahen sie mit Schrecken auf dem Felsenwege das Rößlein des Knaben dicht am schroffsten Abhang reiterlos und unbeweglich stehen. Der treue Hund saß daneben und hielt es fest am Zügel, und der Knabe hing herabgestürzt mit dem Fuß im Steigbügel kopfunter weit über den Abhang. Jeder Schritt des Pferdes hätte ihn herabstürzen oder sein Haupt an dem Felsen zerschellen können. Behutsam machten ihn die Herbeigeeilten los und gaben ihn dem Leben wieder. Groß war die Freude über die Rettung des Kindes und die Treue und Klugheit des Hundes. Der Knabe war wie gewöhnlich zur bestimmten Zeit heimwärts geritten; da machte etwas das Pferd scheuen, daß es einen Seitensprung tat und der Knabe herabstürzte, mit dem Fuße aber im Bügel hängenblieb. Im nämlichen Augenblick faßte der kluge Hund die Zügel des Rosses und hielt es unbeweglich fest, bis

fremde Hilfe herbeikam. Dem Gestürzten waren vom Andrang des Blutes die Sinne vergangen. Dankbar hielten die Eltern den Retter ihres Kindes bis an seinen Tod und stellten sein und des Knaben Bildnis nebeneinander in Lebensgröße gemalt zum steten Angedenken in der Burg auf.

Die Heidenjungfrau zu Glatz / Alte und junge Leute zu Glatz erzählten, in der heidnischen Zeit habe da eine gottlose, zauberhafte Jungfrau das Land beherrscht, die habe mit ihrem Bruder gewettet, wer einen Pfeil am weitesten schießen könnte, und habe mit ihrem Bogen vom Schloß herab bis zur großen Eisersdorfer Linde geschossen. Des Bruders Pfeil reichte kaum auf den halben Weg, und die Jungfrau gewann. Zum Zeichen, daß die Jungfrau ihren Bruder mit dem Bogen übertroffen, setzte man nahe bei der Linde zwei spitzige Steine. Weil sie aber mit ihrem eigenen Bruder unerlaubte Liebe gepflogen, war sie vom Volk verabscheut, und es wurde ihr nach dem Leben getrachtet; allein sie wußte durch ihre Zauberkunst und Stärke, mit der sie oftmals aus Kurzweile ein ganzes Hufeisen zerriß, stets zu entrinnen. Zuletzt jedoch ward sie gefangen und in einem großen Saal nahe bei dem Tor vom unteren ins obere Schloß vermauert. Da kam sie ums Leben; zum Andenken steht ihr Bildnis links von dem Tor an der Mauer über dem tiefen Graben in Stein ausgehauen und wird bis auf den heutigen Tag allen fremden Leuten gezeigt. Außerdem hängt ihr Gemälde im grünen Schloßsaal, und in der Schloßkirche an einem eisernen Nagel aufgeflochtenes, schön gelbes Haar, das nennen die Leute allgemein das Haar der Heidenjungfrau. Sie soll in der Gestalt und Kleidung, wie das Gemälde sie zeigt, öfters im Schloß erscheinen, beleidigt aber niemand, der sie nicht höhnt und spottet oder ihre Haarflechte aus der Kirche wegnehmen will. Zu einem Soldaten, der sie verspottete, kam sie auf die Schildwache und gab ihm mit kalter Hand einen Backenstreich. Einem andern, der das Haar entwendete, erschien sie nachts und hätte ihn schier zu Tode gekratzt und gewürgt, wenn er nicht schnell durch seinen Rottgesellen das Haar wieder an den alten Ort hätte tragen lassen.

Der Astrologe Thime / Auf dem Kynast wurde vorzeiten ein gezähmter Wolf gehalten, der wie ein Hund frei umherlief und zu allerlei kleinen Kunststücken abgerichtet worden war. Es war im Jahre 1635, da beging der Herr der Burg und Grafschaft, Johann Ulrich von Schaafgotsch, sein Geburtstagsfest inmitten zahlreicher Freunde und Diener, darunter der Pfarrer von Giersdorf, der Astrolog Johann Andreas Thieme. Das Gespräch der Gäste lenkte sich durch des berühmten Propheten Anwesenheit auf seine Kunst, und der Geburtstag des Grafen legte den Wunsch nahe, ihm das Horoskop zu stellen. Thieme tat es, seine Mienen wurden immer bekümmerter, und endlich verkündete er den Spruch: „Unser Herr Graf wird eines gewaltsamen Todes durch kaltes Eisen sterben.“ Alle Anwesenden waren entsetzt, und der Graf selber

dachte bei sich, er wolle dem unholden Pfaffen einen derben Streich spielen. Er ließ ein Lamm in den Saal bringen und verlangte, Thieme solle dem Lamm das Horoskop stellen. Der Prediger weigerte sich lange, sagte, seine Kunst käme von Gott und dürfe nicht zum Menschenspott werden, mußte aber schließlich dem Drängen und dem Befehl folgen und weissagte, das Lamm würde von einem Wolf gefressen werden. Sprach der Graf mit Lachen, der Wolf wolle er selber sein, und befahl, das Lamm alsogleich zur Tafel zuzurichten. Es wurde geschlachtet und an den Spieß getan, als aber der Küchenmeister auf eine Weile aus der Küche ging und, wie es seine Gewohnheit war, dem zahmen Wolf den Bratspieß zu drehen gab, überfiel den, der über dem Fest vergessen worden war, ein so wolfsmäßiger Hunger, daß er das Lamm mitsamt den Knochen verzehrte. Der Braten wurde ihm zwar mit ungeheuren Prügeln versalzen, aber der Koch ging leichtsinnig darüber hinweg, da er nichts von der Weissagung wußte, und sorgte für einen anderen Braten. Die Tafel war reich besetzt, indessen wartete der Graf mit einiger Unruhe auf den Lammbraten und erkundigte sich in der Küche. Er wurde bleich auf den Tod, als er von dem zitternden Koch das Begebnis erfuhr, legte Messer und Gabel hin und zog sich in seine Gemächer zurück. Wirklich ward er fünf Monde später auf kaiserlichen Befehl in Regensburg enthauptet.

Der Knabe mit dem Brettspiel / Ein Seiler aus Torgau kam von einem Wege über Land heim und traf auf dem Felde einen Knaben, der hatte ein Brettspiel vor sich und schob die Steine. Unachtsam stieß der Seiler daran und verschob das Spiel, worauf der Knabe schalt und rief: „Wartet, mein Vater wird es Euch gedenken!" Nicht lange, so sah der Seiler ein alt eisgrau Männlein auf dem Wege, das schleppte sich kaum vorwärts und bat, der Seiler möge es doch auf den Rücken nehmen und nach der Stadt tragen. Der Seiler lachte über die Maßen, fragte, ob ihn das Männlein für ein Kamel halte, und bedankte sich für die Zumutung. „Mußt doch tragen, du Tropf!" schrie das Männlein, „hast meinem Sohn das Spiel verrückt!" Und sprang einfach dem Seiler auf den Rücken, war nicht abzuschütteln und wurde so schwer, daß der Seiler vor Angst und Arbeit fast zusammenbrach. Er schleppte es gehetzt bis vor das Tor von Torgau, da fiel das Männlein ab wie ein Nußsack. Zu Tode krank kam der Seiler nach Hause, sprach kaum noch und starb binnen zehn Tagen. Sein Söhnlein schrie laut über seinen Tod, da trat der Knabe mit dem Brettspiel an ihn heran und sagte: „Brauchst nicht zu weinen, deinem Vater ist recht geschehen, und du und deine Mutter werdet ihm bald nachfolgen, und das ist euer Glück. Wißt, es brechen schlechte Zeiten an für Preußen, Meißen und Reußen, und den Toten wird es am wohlsten sein." Das geschah im Jahre 1669, und bald schrillten und dröhnten die Kriegstrommeln durch die Länder, der Kurfürst von Brandenburg zog mit zweiundzwanzigtausend Mann gegen die Franzosen, und der Tod war noch das Mildeste im Lande.

Königreich Sachsen

Die Perlenschoten / In dem Bergstädtlein Neustadt-Wiesenthal wohnte ein um seines Glaubens willen aus Böhmen vertriebener Bauer namens Michel Rohdörfer mit Frau und sieben Kinderlein. Eines seiner Mädel hatte in einem verschütteten Keller etliche Kohlstrünklein aufgelesen und in des Vaters Garten gepflanzt, wo sie aufgingen, reiften und Schötlein trugen. Da nun die Schötlein reif waren, pflückte das Kind sie und klopfte sie aus, da kullerten kleine, silbrige Körnlein heraus, wie Perlen. Es zeigte sie dem Vater und lachte über die hellen Paternosterküglein, und der Vater sah mit Staunen, daß es echte Perlen waren, und sammelte ein ganzes Käsnäpfchen voll. Alle Welt wunderte sich, von Annaberg kam eine Gräfin Hauenstein eigens hergefahren, stieg an Rohrdörfers Hause ab, ließ sich von dem Mägdlein etliche Schoten aufbrechen und fand das Gerücht wundersam bestätigt. Als sie es aber selbst mit dem Aufbrechen versuchte, zerrannen ihr die Perlen in den Händen wie Tropfen Taus. Da ward die seltsame Begabung dieses Kindes offenbar, die Gräfin erreichte von den Eltern, daß sie ihr das Kind zu eigen gaben, und sie ließ es aufziehen und lehren, als sei es ihr eigenes.

Pumphut / In der Pausaer Gegend trieb sich vorzeiten ein Kobold herum, der den Mühlknappen machte und wegen seines eigentümlich geformten Hütleins der Pumphut genannt wurde. Er war ungeheuer fleißig, hielt es aber in keiner Stellung aus, sondern triebs mit seinen Neckereien so arg, daß man ihm überall Feierabend bot. Eines Tages trat er in ein Bauernhaus zu Wallengrün, da die Familie just beim Mittagsmahl über den Klößen saß. Freundlich wurde er bewillkommt und durfte mitessen. Er setzte das Messer auf den Kloß und wollte ihn zerteilen, da erwies sich der als so eisenhart, daß er dem Pumphut unterm Messer davonsprang, durch die Stubentür, die Stalltür flog und sich im Stall auf das Horn des nächsten Ochsen spickte. Die Wirtsleute sperrten vor Verwunderung Maul und Nase auf, Pumphut aber aß vergnüglich weiter, einen Kloß nach dem andern, und brummte nur wegen der vielen Fliegen, die ihn arg belästigten. Man solle sie doch hinausjagen oder wenigstens an eine Stelle bannen, riet er. Ja, wenn man das könnte, wurde ihm zur Antwort, er möge es doch selber schaffen, er sei doch ein Hexenmeister. Da nahm er sein Pumphütchen, gebot den Fliegen, sich dahineinzubegeben, und eine nach der andern kam anmarschiert und geflogen, und sie füllten den Hut bis über den Rand. Pumphut wischte sich über das Maul, bedankte sich für das Essen, nahm den Fliegenschwarm im Hut und ging vor die Tür. Da stülpte er das Ziefer über die Milchzuber und schritt lachend von dannen. ~ Eines andern Tages kam Pumphut an die Burkhardsmühle, wo eben ein neues Rad gehoben wurde, ein Fest, zu dem viel Volks gekommen war. Pumphut sah die lederen Würste und Schinken in der Mühle hängen und ging hinein und grüßte das Handwerk. Der Müller ließ ihm, wie er es bei den fahrenden Gesellen gewohnt war, Brot und Branntwein reichen

und zeigte sich kurz angebunden. Pumphut aß und verließ ohne Gruß die Stube. Alsbald sollte das Rad gehoben werden, aber, o Schreck, die Welle war zu kurz und paßte nicht in die Lager! Die Zimmerleute schwuren, sie hätten genau gemessen, der Müller fluchte und tobte, und endlich kam einer auf den Gedanken, der fremde Müllersbursch sei am Ende der Pumphut gewesen und hätte dem geizigen Müller einen Schabernack gespielt. Nun liefen sie ihn einzuholen, sahen ihn auch in der Ferne langsam seines Wegs fürbaß ziehen, aber so sehr sie auch schwitzten, sie konnten die Entfernung zwischen sich und dem Pumphut nicht verringern. Schließlich ließ er sich einholen und in die Mühle zurückführen. Da wurde er diesmal mit aller Achtung aufgenommen und zeigte sofort, daß er noch mehr konnte als Brot essen, nämlich Würste und Schinken und Kuchen in ungeheuren Mengen. Danach ging er zum Rad, klopfte mit dem Hütchen ein paarmal an die Gestelle, bis die beiden Lager ganz sachte an die Welle rückten und den Zapfen aufnahmen. Das Volk jubelte ihm zu, und Pumphut ging schmunzelnd seines Wegs.

Die ruhlosen Stiefel / Nach Lübben in der Lausitz kam im Dreißigjährigen Krieg ein Regiment Buttlerscher Dragoner von Görlitz her anmarschiert, und mit ihnen ein baumlanger Kerl, der in das Haus eines Lübbener Schusters trat und ein paar neue Reiterschuhe verlangte. Fand auch schließlich etwas Passendes und fragte nach der Rechnung. Der Schuhmacher nannte den Preis, und der Baumlange zog vom Leder und zählte dem unglücklichen Meister so viel blanke Hiebe auf, als er silberne Schreckenstaler verlangt hatte. Der konnte sich vor Wut und Schmerz nicht bergen und schrie endlich, der Reiter möge in diesen Stiefeln niemals Ruh finden, weder lebendig noch tot. Der Kerl lachte dem Schuster ins Gesicht und klirrte über das Lübbener Steinpflaster zu seinem Regiment. Als hermals die Schlacht bei Lützen geschlagen ward, traf diesen Reiter eine Kanonenkugel und riß ihm beide Beine ab. Er verblutete auf dem Schlachtfelde, aber die Stiefel mit den blutigen Stummeln erhoben sich und marschierten allein von Lützen über Rippach nach Leipzig, von da nach Dresden und ohne Rast und Ruh nach Görlitz und endlich nach Lübben, just an dem Hause des Schusters vorbei, damit der recht die Wirkung seines Fluchs sehen könnte, und weiter in die Steinberge. Der Schuster ist erst hinterdreingelaufen und wollte sein Eigentum haben, aber die Stiefel hatten ihm einen Tritt versetzt, als stecke auf den Stummeln noch der Leib des Baumlangen, und wer es sonst noch versuchte, die seltsamen Wandersleute aufzuhalten, dem ging es nicht besser. Sie werden wohl geradeswegs in die Hölle marschiert sein, mitten in den Kessel, da ihr Herr in den Gluten schmoren mußte.

Zwergenstücke / Im Breitenberg bei Zittau hausten gutartige Zwerge, die waren den Menschen hilfreich und nahmen gern, wenn auch unsichtbar, an deren Freuden und Leiden teil. Eines Tages hörten sie von einer Menschenhochzeit in der

Nähe und berieten sich, wie sie auch daran teilhaben möchten. Diese Zwergenberatung hörte ein Bauer, der am Breitenberge arbeitete, und rief den Zwergen launig zu, sie sollten ihn auch mitnehmen. Sie tatens, setzten ihm eine Nebelkappe auf und verpflichteten ihn nur, nichts von der Hochzeitstafel einzustecken. Im übrigen könne er so viel essen, wie ihm beliebe. Dann drängten sich die Zwerglein unsichtbar zwischen die Gäste, griffen tapfer zu und gaben auch dem Peterbauer einen guten Platz, wo er unter dem Schutz seiner Nebelkappe sein Bestes an Essen und Trinken tat. Dem gutherzigen Mann war es nun sehr leid, daß er allein es so gut haben sollte, indes sein Weib zu Haus schwarzes Brot in die Milch brockte, heimlich steckte er sich ein gut Stück Bratens zu und dachte, niemand würde es gewahren, da er ja unsichtbar sei. Aber die Zwerge sahen ihn sehr wohl, rissen ihm, ohne daß er es merkte, die Nebelkappe vom Kopf und verschwanden. Da sahen die Hochzeitsgäste mit einemmal den fressenden Fremdling in seinem schmutzigen Arbeitszeug am Tisch sitzen, wie er mit beiden Backen kaute und vergnüglich im Gefühl seiner Sicherheit die Äuglein umherschweifen ließ, und zu dem Gastmahl wurde ihm nachträglich eine Prügelsuppe verabreicht, von der er seiner Frau gewiß nichts mitgebracht hat.

Erdmännlein und Schäferjung / Im Jahre 1664 hütete unsern Dresden ein Junge die Herde des Dorfes. Auf einmal sah er neben sich einen Stein von mäßiger Größe von selbst sich in die Höhe heben und etliche Sprünge tun. Erstaunt trat er näher zu und besah den Stein, endlich hob er ihn auf. Und indem er ihn aufnahm, hüpfte ein jung Erdmännchen aus der Erde, stellte sich kurz vor den Schäferjungen hin und sprach: „Ich war dahin verbannt, du hast mich erlöst, und ich will dir dienen; gib mir Arbeit, daß ich etwas zu tun habe." Bestürzt antwortete der Junge: „Nun gut, du sollst mir helfen Schafe hüten." Das verrichtete das Männchen sorgsam, bis der Abend kam. Da fing es an und sagte: „Ich will mit dir gehen, wo du hingehst." Der Junge versetzte aber sogleich: „In mein Haus kann ich dich nicht gut mitnehmen, ich habe einen Stiefvater und noch andre Geschwister mehr, der Vater würde mich übel schlagen, wollte ich ihm noch jemand zubringen, der ihm das Haus kleiner machte." „Ja, du hast mich nun einmal angenommen," sprach der Geist, „willst du mich selber nicht, mußt du mir anderswo Herberg schaffen." Da wies ihn der Junge ins Nachbars Haus, der keine Kinder hatte. Bei diesem kehrte nun das Erdmännchen richtig ein, und der Nachbar konnte es nicht wieder loswerden.

Meerane / Die Stadt Meerane stand ehemals in üblem Ruf. Sie war dreierlei Gerichten untertan, und die Strolche konnten sich leicht aus einer Gerichtsbarkeit in die andere zurückziehen. So entstand nach und nach die Sitte, einen liederlichen Menschen einen Meeraner zu nennen. Einst reiste der Meeraner Pastor Sigis-

mund Stolze zur Leipziger Messe; als er nun mit seinem Wagen in Leipzig an das Tor kam, wurde er gefragt, woher er käme und wer er wäre. Als er antwortete: „Der Paster aus Meerane," mußte er wieder umkehren, weil man von einer so übelbeleumundeten Stadt niemand einlassen wollte. Der gute Mann mußte also mit seiner Kutsche wieder umkehren und half sich nur dadurch, daß er unter einem anderen Namen zu einem andern Tor hereinfuhr. Bei seiner Rückkehr erzählte er die ihm widerfahrene Begebenheit unter Tränen auf der Kanzel und ließ nicht eher mit Bitten und Vorstellungen nach, bis es ihm gelungen war, seine Gemeinde zu bessern.

Der ewige Jud im Vogtlande / Im Schilbacher Wald hat sich einst an einem trüben Herbstabende der ewige Jude sehen lassen. Es war eine lange unheimliche Gestalt mit langem, eisgrauem Barte und Haar, eingewickelt in einen graubraunen zerrissenen Mantel, von dem auch das unheimlich zerfetzte Gesicht fast bedeckt war. In rauher, fremdklingender Stimme fragte er einen alten Vogelsteller nach diesem und jenem, nach einigen Familien und Dörfern, die aber nicht mehr vorhanden waren, aber der Sage nach einst dort gestanden haben sollten. Dann zeigte er ihm einige heilende und giftige Kräuter. Dem alten Vogelsteller wurde der Gast unheimlich, er fragte, ob ein guter Christ all diese Dinge wissen könne, da stand der Alte plötzlich auf und ging ohue Gruß davon. Der Vogelsteller sah dem Davongehenden nach und bemerkte an seiner Spur, daß fünf großköpfige Nägel in Gestalt eines Kreuzes in seine Sohle geschlagen waren, die bei jedem Schritte des Wanderers dieses heilige Zeichen dem Boden einprägten. Da sah er, wer der Wanderer gewesen, der so genau wußte, wie vor vielen hundert Jahren die Gegend hier beschaffen gewesen sei.

Götzentaufe / In der obern Mühle zu Plauen steht schon viele, viele Jahre ein Götzenbild, wer weiß wie alt, das wohl aus der heidnischen Zeit herstammen mag und vor langen Jahren auf dem Mühlgraben schwimmend von den Mühlknappen aufgefangen wurde. Man nennt es den Mühlgötzen, niemand wagt ihn von seinem Platz zu nehmen, und wenn der Müller an ihm vorübergeht, so nimmt er bedächtig sein Käppchen ab, weil er den Mühlgötzen für den Schutzpatron des Gewerks hält. Einst kam ein lustiger Müllerbursche, der dem Wasser nachging und womöglich in jeder Mühle das Gastrecht in Anspruch nahm, auch in die obere Mühle zu Plauen. Sein heiteres Wesen verschaffte ihm leicht eine Nachtherberge, und er hatte sich schon reichlich an Speise und Trank gütlich getan, bevor er in die Mühle trat, um sie anzuschauen. Bald blieb er vor dem Götzenbilde stehen, das grinste ihn mit herausgestreckter Zunge an. „Zum Teufel, was ist denn das für ein Ding?" fragte er den Müllerburschen, „es ist wohl gar euer Schutzpatron?" „Ach bewahre," sagte der Bursch, „es ist ein Stück aus dem Heidentume, der Mühlgötz, der einst wie ein Gott verehrt wurde und auch jetzt noch

von uns in Ehren gehalten wird. Versuchs nur einer, ihn von dem Platze zu bringen, ich mag die Prügel nicht mit ihm teilen. Er läßt nicht ab, bis er wieder an seinem Ort ist." Der lustige Müllerbursche lachte laut auf über diese Mär, im stillen dachte er: „Warte nur, Götz, mit dir ists aus." Um Mitternacht, da alles schlief, erhob er sich leise, schlich in die Mühle und sprach zu dem Götzen: „Herunter mit dir, Bursche, mach keinen Lärm, daß die Müllermädel nicht erschrecken. Ich will dich im Namen Gottes taufen, du blinder Heide." Mit den Worten warf er ihn in den Mühlgraben. Auf einmal erhob sich ein pfeifender Sturmwind, daß das ganze Haus erbebte und die Flut hoch aufschäumte und die Räder sich wie toll im Kreise herumdrehten. Totenbleich vor Schreck lief der Mühlbursche schnell in die Mühle zurück, aber da gingen ihm erst die Augen über. Was nur in der Mühle war, Kübel, Säcke, Kästen, Beutel, ja selbst Müller und Knappe tanzten wie toll in der Mühle herum, darin erscholl der grelle Ton des Glöckchens. Alles krachte und donnerte, als wäre der Jüngste Tag gekommen. Noch hatte der vorwitzige Bursche sich nicht vom ersten Schreck erholt, da kam ein Kübel gerade auf ihn losgeflogen und drohte ihm den Kopf zu zerschmettern, und wie mit unsichtbarer Hand zog es ihn zum Mühlgraben hin, wo er das Götzenbild hineingeworfen. Er nahm es auf den Arm und trug es auf seinen Platz zurück. Da standen die Räder wieder still, Säcke, Kübel, Beutel, alles blieb an seinem Orte. In der Mühle ward es wieder still wie in der Kirche. Der Müller aber prügelte den leichtfertigen Burschen zur Türe hinaus, und es ist bis heute kein anderer wieder gekommen, der den Mühlgötzen hätte taufen wollen.

Liebe macht stark / Vor vielen hundert Jahren hauste im Walde bei Syrau ein scheußliches Ungeheuer, das hatte einen Leib wie eine Schlange und war mit starken Schilden gepanzert, und wenn es mit seinen Drachenflügeln daraufschlug, machte es ein Getöse wie zehn Mahlgänge. Den ganzen Tag lag es im Walde; wen es sah, den zermalmte es mit seinen fürchterlichen Zähnen und briet ihn an dem Höllenfeuer, das aus seinem Rachen fuhr. Weder Mensch noch Tier war vor ihm sicher. Da die Bauern es nicht bezwingen konnten, schlossen sie einen gütlichen Vergleich mit ihm: Es solle alle Wanderer, die diese Straße zögen, auffressen, die Syrauer aber ungeschoren lassen. Das ward im ganzen Land ruchbar, und niemand betrat mehr die gefürchtete Straße. Hunger tut aber weh, und so wagte sich das Ungeheuer wieder an die Syrauer. Kein Ritter Georg zeigte sich, den Lindwurm zu töten, soviel sie auch Messen lesen ließen. So mußten sie sich einstweilen drein ergeben und dem fürchterlichen Ungeheuer jeden Tag einen Menschen vorwerfen. Der kranke Gürge opferte sich freiwillig dem Tode. Da es ihm aber keiner nachtun wollte, mußten die Bauern den nächsten Unglücklichen durchs Los bestimmen. Einige waren schon dem grausen Schicksal verfallen, als auch die schöne Elsbeth, die Tochter des reichsten Bauern, das Los traf; schon am

nächsten Morgen vor Sonnenaufgang sollte sie dem Drachen vorgeworfen werden. Als man ihr dies ansagte, ward sie totenbleich, denn sie und der schmucke Hans hatten sich zärtlich ins Herz geschlossen. Hans sagte kein Wort, ging fort, nahm eine Heugabel, schliff und pfiff bis in die Nacht hinein. Und als nach dem dritten Hahnenschrei das Mägdlein herausgeführt ward und alles weinte, da kam ihnen einen Mann entgegen, die Heugabel auf der Schulter, und darauf den Kopf des Ungeheuers. Ein Freudenschrei zerriß die kühle Morgenluft, da man den Hans erkannte. Elsbeth ward die glücklichste Braut unter der Sonne, und die Syrauer bauten zum Gedächtnis der Tat eine Kapelle „Unserer lieben Frauen".

Seltsame Träume / Im Dorfe Steltzen im Voigtsberger Amt träumte einem Bauer, er solle nach Regensburg reisen, auf der Brücke dort werde er reich werden. Der Mann ging denn auch wirklich nach Regensburg, spazierte einige Tage auf der Brücke hin und her, es meldete sich aber kein Reichtum, er suchte immer vergebens auf der Erde nach einem Beutel voll Dukaten, sah jeden mit betrübten Augen an und beschloß endlich, nach Hause zurückzukehren. Ehe er sich nun zum Heimgehen wandte, begegnete ihm ein Mann auf der Brücke, der ihn fragte, was er für Grillen habe. Der Bauer erzählte ihm seinen Traum und seine große Armut, er habe kaum noch einen Kreuzer zur Heimreise. Der Mann versetzte, das sei recht wunderlich gehandelt, daß er sich auf einen bloßen Traum unterfangen habe, so weit zu reisen, und erzählte ihm, wie ihm auch geträumt, er solle nach Steltzen ins Vogtland reisen, da werde er vor dem Tore eine große Kiefer stehen sehen, unter der solle er nachgraben und werde viel Geld finden. „Wär ich dem Traum gefolgt," schloß er, „es wäre mir sicher ergangen wie Euch!" Gab ihm dann aus Erbarmen einen Gulden als Zehrpfennig auf den Rückweg, und der Bauer ging davon. Weil aber die beschriebene Kiefer auf seinem eigenen Grund und Boden stand, machte er sich über des Mannes Rede wunderliche Gedanken. Ob er nun schon mit leeren Händen nach Hause gelangte, auch von seinem Weibe scheele Augen erhielt, so nahm er doch heimlich Haue und Schaufel und wanderte damit zu dem Baume. Nach kurzem Nachgraben fand er einen großen kupfernen Kessel mit dem schönsten alten Golde. Er steckte ein, was er in Hosen und Wams bringen konnte, machte das Loch zu und ging zu seiner Frau, die half ihm dann, den Rest heimzubringen. Die Kiefer stand noch bis auf die letzte Zeit und ward so hoch und schön, daß man sie fünf Meilen weit sehen konnte.

Deutsch / In die Pfarre zu Brambach fuhr einst um Mitternacht der Teufel durch den Schlot und fragte nach dem Pfarrherrn. Die alte treue Magd meldete dem Pfarrer die Kunde, und der befahl, den Teufel nur zu ihm hereinzuführen. Der Schwarze setzte sich mir nichts dir nichts an sein Bett, wie wenn er in seinem alten Groß-

vaterstuhl in der Hölle säße, und begann mit dem Pfarrer ein langes Examen. Der aber hatte das Herz auf dem rechten Fleck und wußte dem Teufel trefflich zu antworten. Zuletzt fragte der Böse: „Wie lehrt man in Deutschland am besten das Christentum?" Diese Frage machte dem Pfarrer doch einige Bedenken, er sann hin und her, und der Böse freute sich schon seines Sieges. „Kannst du mir auf diese Frage nicht Rede stehen, so ist diese Kammer mein Eigentum, und kein Mensch soll sie ohne Zagen betreten." Die Gedanken des Pfarrers verwirrten sich immer mehr, und es litt ihn nicht mehr am Orte; er mußte sein Schlafgemach verlassen und konnte bis an sein Ende nie wieder darin schlafen. Die Geschichte ward bald im Lande ruchbar, und es wollte sich nach des Pfarrers Tode niemand zur Verwaltung seines Pfarramts finden lassen, als zu Wittenberg Luther mit seinen fünfundneunzig Thesen auftrat und viele deutschen Stämme seiner Lehre zufielen. Auch die Bewohner von Brambach, die unterdessen einen jugendlichen Seelenhirten gefunden hatten, neigten sich der neuen Lehre zu, die ihr rüstiger Pfarrer ihnen willig erklärte. Der junge Pfarrer hatte natürlich auch von dem Teufelsspuk gehört, und voll von Begeisterung für seinen Glauben, wollte er dem Teufel, wenn er käme, auf jegliche Frage Bescheid tun. Er ließ daher sein Bett in die Teufelskammer bringen und schlief darin. Schon in der ersten Nacht erschien der verrufene Besuch, und das Examen begann wie bei dem seligen Herrn Pastor. Wiederum fragte der Teufel zuletzt: „Wie lehrt man in Deutschland am besten das Christentum?" „Deutsch!" rief der junge Pfarrer, so laut und kräftig, daß der Teufel vor diesem einzigen Worte jäh zusammenfuhr. Er bot dem Pfarrer Versöhnung an, er solle ihm nur verstatten, die Schlafkammer mit zu bewohnen, aber der Pfarrer wollte von ihm nichts wissen. „Hebe dich weg, Satan!" rief er mit gottesfreudigem Munde, griff nach seiner Bibel und wollte den Teufel daniederstrecken. Der aber fuhr, da er die Kammertür verschlossen fand, durch die Mauer und floh von dannen. Die Lücke, durch die er hinausfuhr, und die Stellen im Kalk, wo er seine Krallen eingedrückt hatte, sollen noch vor ganz kurzer Zeit zu sehen gewesen sein. So siegte Gotteskraft über Teufelsmut!

Arger Irrtum / In Brambach ertönte eines Morgens früh das Armsünderglöcklein. Ein junges Mädchen mit schwarzen Schleifen in den Haaren und schwarzen Schleifen an dem grauen Sünderhemdlein saß auf dem Karren und sollte zum Richtplatz gebracht werden. Viel Volks begleitete den Zug; doch als man am Galgenberge ankam, fehlte noch das letzte Entscheidungswort, vor dessen Eintreffen die Hinrichtung nicht stattfinden durfte. Endlich sah man am Waldrande den Reiter, der danach ausgeritten war. Wenn er mit dem Tuche winkte, sollte der Urteilsspruch vollzogen werden, so war es verabredet, und siehe, er nahm das Tuch heraus und fuhr damit über die Stirn, indes er sein Roß zu immer größerer Eile anspornte. Man glaubte, er gebe das Zeichen, und der Kopf des Mädchens fiel auf die Späne, als der Reiter in

atemloser Hast heransprengte und dem Henker entgegenrief: „Warum habt ihr ein unschuldiges Mädchen gerichtet? Sie war freigesprochen!" „Ich habe recht gerichtet," sprach der Henker, „ists ein Mord, so ists die Schuld des Richters." „Euer ist die Schuld," sprach der Richter zu dem Boten, „ihr winktet mit dem Tuche, wie es verabredet war." Da löste sich das grauenvolle Mißverständnis: Der Reiter hatte das Tuch nur entfaltet, um sich den Schweiß von der erhitzten Stirn zu wischen, denn er hatte sich und sein Roß in Angst und Schweiß geritten, um nicht zu spät zu kommen. „Ich bitte nicht um Gnade," sprach der Bote, „laßt mich die Strafe des Mordes tragen." Tiefe Stille ringsum. Der Henker schlug dreimal ans Becken, das einen grellen Ton gab, und der Richter sprach zu dem Unglücklichen: „Du bist des Schwertes schuldig." Nicht der Bote, aber die versammelte Menge und selbst der Henker erschrak vor diesem harten Spruche. Der Bote zog sein Schwert, hieb seinem Pferde mit einem kräftigen Schlage den Kopf ab und bat den Richter, ihn auch so zu treffen. Das Sünderglöcklein läutete von neuem, und ein rascher Hieb trennte seinen Kopf von den Schultern. „Hab ich recht gerichtet?" rief der Henker. „Recht!" sprach der Richter. „Aber zum letzten Male," entgegnete der Henker, „kein unschuldig Blut soll fürder dies Schwert beflecken!" Mit den Worten brach er sein Schwert mitten entzwei und begrub es mit dem armen Sünder. Dieser aber fand keine Ruhe im Grabe und macht noch jetzt in der Geisterstunde mit seinem Roß die Runde um den Galgenberg, beide ohne Kopf, wie manches Sonntagskind erzählt, das sie gesehen hat.

Die Grausamkeit der alten Wenden / Die lausitzer Wenden in der Gegend von Zinniz hatten außerordentlich strenge Ehegesetze. Am Markte dieser Stadt war eine Brücke, dort wurde jeder, der sich durch Untreue an seinem Weibe versündigt hatte, mit dem Teile, mit dem er gesündigt hatte, an die Brücke genagelt. Neben ihm lag ein Schermesser, und es ward ihm freie Wahl gelassen, entweder auf dieser Stelle zu sterben oder sich selber loszuschneiden. ~ Die Sorben in der Lausitz hatten manche barbarische Sitte aus dem fernen Asien mitgebracht. Wenn ein Ehemann starb und eine Witwe hinterließ, wurde sie bei lebendigem Leibe auf den Scheiterhaufen gelegt und mit dem Leichnam ihres Ehemannes verbrannt. Das geschah aber nicht etwa mit Zwang, sondern freiwillig und unter großem Freudengeschrei. Bei den Sorbenwenden der Lausitz herrschte in der Heidenzeit der schändliche Brauch, daß man sich der alten Leute, die zu nichts mehr tauglich waren, auf eine grausame Weise entledigte. Der eigene Sohn schlug seinen Vater tot, wenn er alt und unfähig wurde. Herr Lewin von Schulenberg, Oberamtshauptmann in der Altmark, ist ums Jahr 1580 einem Zug Wenden begegnet, die einen alten Mann gebunden mit sich führten. Er fragte: „Wohin mit dem Alten?" „Zu Gott!" antworteten sie und meinten, sie wollten ihn Gott opfern, weil er mit Arbeiten nicht mehr seine Nahrung gewinnen könne. Als

der Hauptmann das verstanden, hat er den Alten mit Gewalt frei gemacht, ihn mit sich heimgenommen und zum Torwächter gemacht, und er hat noch zwanzig Jahre gelebt und seinen Dienst getan. Ein anderer Chronist erzählt, im Jahre 1297 habe eine Gräfin von Mannsfeld, die durch die von Wenden bewohnte Lüneburger Haide reiste, einen Bauer getroffen, der ein Grab gegraben hatte, darin er seinen danebenstehenden jammernden Vater legen wollte.

Das gefrorene Bier / Zu Brambach am Markte stand einst ein Brauhaus und davor ein großer Wasserbottich. Einst sprach dort ein Braubursche ein, das Handwerk zu begrüßen und einen Trunk zu begehren, da ihn sehr dürstete. Der Meister aber, der eben die Maische rührte, rief hohnlachend: „Ein klopfender Stromer muß etwas vertragen können!“ Das verdroß den Wanderer sehr, und er sann auf Rache. Scheinbar ruhig sagte er: „Kann schon eine Weile warten,“ legte Bündel und Rock im Brauhaus nieder und ging in den Garten, um ein Kraut zu pflücken, das dem Braumeister das Bier verderben sollte. Dann kam er wieder ins Brauhaus und erbot sich, die Maische weiter zu rühren. Dem Meister war es eben recht, denn er hatte etwas im Dorfe zu besorgen und übergab dem Burschen sofort den Rührpfahl. Ehe ihm die Frau Meisterin das Frühstück brachte, hatte er bereits seinen Zauber getan und das Kraut unter die Maische gerührt, und der Meisterin rief er lachend entgegen: „Das Bier wird gewiß recht steigen, denkt an mich!“ Er aß, dankte fürs Frühstück und ging davon. Der Meister ließ nach seiner Rückkehr das Bier unbedenklich aus den Kufen heraus und ging zu Bette. Als er aber am andern Morgen an die Kufen trat, sah er mit Grausen, daß das Bier gänzlich verschwunden war, nein, daß es über ihm in langen braunen Eiszapfen von Balken und Dach herabhing, mitten in der Sonnenhitze. Das währte drei Monate lang, bis ein kluger Mann den bösen Zauber bannte.

Das Bibersteiner Wappen / Die Herren von Tschammer leiten ihren Ursprung von dem Geschlechte der Herren von Biberstein ab. Wie diese führten sie von alters in ihrem Wappen ein Hirschgeweih, dem später ein Büffelhorn zugefügt wurde. Als nämlich der Polenkönig Boleslav Chrobri nach einem Siege über die Preußen und Pommern in sein Land zurückgekommen war, ließ er einst den bei ihm anwesenden Großen und vornehmen Gästen seinen Tiergarten öffnen und zeigte ihnen die vielen Bestien darin. Da wurde der Herr von Biberstein von einem Büffelochsen angerannt, fürchtete sich aber nicht, sondern trat dem wütenden Tier keck entgegen, ergriff es an den Hörnern und brach ihm eins ab. Der König und alle Anwesenden erstaunten aber über die Beherztheit und Körperkraft des Biberstein, und es wurde ihm zum Gedächtnis dieser Tat ein weißes Büffelhorn ins Wappen gesetzt.

Zweimal gehangen / Um die Mitte des 16. Jahrhunderts lebte ein polnischer Student eine Weile in Bautzen. Er war melancholisch und tat mitunter wahnwitzige Dinge, darum nannte man ihn allgemein den tollen Bartholomäus. Wie es nun so tiefsinnigen Menschen manchmal geht, wurde er von groben Leuten häufig verspottet, so einmal von einem Schuster an der Seydauer Brücke, der ihm großen Schimpf antat und mit Ungestüm für ein Paar ihm gefertigte Schuhe Bezahlung verlangte. Der Student fragt im Eifer, ob er nicht dürres Leder zur Bezahlung nehmen wolle. Der Schuster geht darauf ein. Was tut nun der tolle Bartel? Er ersteigt um Mitternacht den vor dem Lauentore errichteten Galgen, nimmt zwei daran baumelnde Diebe, die fast drei Jahre im Winde gehangen haben, davon ab, und, groß und stark wie er ist, trägt er einen auf der Achsel und den andern unterm Arm im Dunkeln über die Viehweide und die Seydauer Brücke. Den einen Körper lehnt er an des Schusters Haustüre, den andern aber schiebt er einem Drahtzieher, dessen Tochter ihn auch verspottet, zum Fenster hinein. Am Morgen wird der Schuster seine dürre Bezahlung, der Drahtzieher seine Beschimpfung gewahr. Sie laufen geschwind zum Gericht, und der Barthel wird zur Nacht samt einer großen Bürde Bücher, die er beständig bei sich trug, aus der Stadt weg und über die Grenze geführt, der Scharfrichter aber mußte die beiden Körper wieder an den Galgen hängen und bekam noch einmal seinen gebräuchlichen Lohn dafür. Seit der Zeit sagt man: „Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal."

Der Feuersegen von Budissin / Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam eine wandernde Zigeunerfamilie nach Budissin. Sie waren alle krank und suchten ein Obdach für einige Tage. Die Mutter mit ihren zwei kranken Kindern ging von Haus zu Haus, um die Herzen der Einwohner zu bewegen, und der Vater lag auf einer Steinbank am Tore. Die Armen erhielten kaum einige geringe Gaben, niemand zeigte Lust, sie aufzunehmen, und sie mußten wohl die feuchte Herbstnacht im Freien verbringen. Traurig, vor Kälte zitternd, saßen sie am Tore, da schritt ein Mann vorüber, der selbst arm und dürftig aussah. Er fragte, warum sie so klagten, und als sie ihm ihre Not gestanden, führte er sie in seine schlichte Wohnung in der Goschwitz, unfern der äußern Ringmauer der Stadt. Er gab ihnen eine Kammer, reichte den Durchfrorenen einen wärmenden Trank, teilte sein Abendbrot mit den Unglücklichen und bereitete ihnen ein Lager aus frischem Stroh. Nach etlichen Tagen waren sie so weit gesundet, um ihren Weg in die ungarische Heimat fortzusetzen. Beim Abschied sprach der Zigeuner: „Wir wollen nicht undankbar von dieser Stätte gehen. Von Stund an wird dieses Haus nie ein Raub der Flammen werden, und wenn auch die ganze Stadt zu Schutt und Asche brennen sollte, so wird doch kein Feuer dies Haus anfassen!" Damit murmelte er den Feuersegen und zog von dannen. Zwar glaubte der Besitzer des Hauses anfangs den Worten des Zigeuners nicht. Nach wenigen Jahren aber ward

Budissin von Wallenstein erobert und mit kaiserlichen Truppen besetzt. Dann zog der Friedländer nach Böhmen und ließ den Oberst von Goltz als Stadtkommandanten zurück. Der ließ, als die Sachsen vor die Stadt rückten, die Vorstädte in Brand stecken, ein widriger Wind jagte das Feuer in die innere Stadt und bald stand sie in hellen Flammen, nur die ärmliche Zigeunerherberge in Goschwitz blieb unversehrt. Die Soldaten legten mehrmals Pechkränze an, konnten aber das Dach nicht in Brand bringen. Noch vor wenigen Jahren war es bewohnt, um 1840 ward es wegen Baufälligkeit niedergerissen, der Platz geebnet und als Garten benutzt.

Der Malzmönch zu Zittau / Die alte Stadt Zittau ist von jeher durch ihr Bier weit und breit berühmt gewesen und war reich an Brauereien. Gleichwohl ist das allenthalben geschätzte Bier einmal den Franziskanermönchen in Zittau nicht gut genug gewesen, sie brachten es durch den Abt dahin, daß ihnen der Stadtrat ein besonderes Brauhaus einräumte, stellten darin eigens vereidigte Brauer an, und die Brauknechte wurden mit besonderer Kleidung und besonderen Anweisungen versehen. Als Aufseher des Brauhauses ward der dicke Mönch Laurentius eingesetzt, der zwar in allen Dingen einfältig bis zur Dummheit war, allein einen so feinen Geschmack besaß, daß niemand zu diesem Amte geschickter war als er. Er besuchte die Malzböden der Klosterbrauerei jeden Tag dreimal, und jedesmal schöpfte er mit einem mäßig großen Becher von schönpoliertem Rosenholz, dessen Entstehung niemand kannte, eine Handvoll Malzkörner von jedem Haufen, die er langsam über die Gänge wandelnd bedächtig verzehrte. Schmeckte ihm das Malz nicht, so mußte es noch länger liegen oder mit solchem, das er vortrefflich fand, so lange gemischt werden, bis es ihm mundete, und erst wenn alles Malz seinem Geschmack genügte, durfte es in die Pfanne geschüttet und zum Brauen verwendet werden. Wie mit dem Malze verfuhr er auch mit dem gebrauten Bier selbst, erst wenn es ihm zusagte, durfte es aufgefüllt werden. So geschah es, daß das Klosterbier bald das beste in der Stadt ward und jedermann es haben wollte, und die Stadtbrauereien fanden keine Abnehmer mehr. Die andern Brauer brachten auf, die Mönche müßten verstehen, durch geheime Künste ihrem Biere den guten Geschmack zu geben. Nun hatte aber die Tochter des Klosterbrauers einmal ihrem Geliebten, einem Brauerssohn aus der Stadt, vertraut, daß der Pater Laurentius oft in stiller Mitternacht die Malzböden durchwandele und dann zum Kühlstock hinabsteige, den Segen über das brodelnde Getränk spreche und etliche Male von dem Inhalt koste. Der Brauer brachte es dahin, daß das Mädchen ihn und einige Kameraden im Klosterbrauhaus versteckte, und als der Mönch wieder seine Runde machte, fielen sie über ihn her, banden ihn und schleppten ihn davon. Von der Gewalttat ward der Abt durch ein eigenhändiges Schreiben des Bürgermeisters in Kenntnis gesetzt, und die Stadt verlangte, er möge dem Bruder Laurentius den Befehl erteilen, seinen so wirksamen Zaubersegen auch über das

Kühlbier der übrigen Brauer zu sprechen. Es blieb dem Abt nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und der arme Laurentius wurde von Brauhaus zu Brauhaus geschleppt, bis er nach und nach alle Kühlstöcke in der Stadt gesegnet hatte. Allein ein unglücklicher Zufall wollte es, daß, als die durstigen Kehlen nach dem gesegneten Bier verlangten, es sich fand, daß das ganze Bier essigsauer war. Über diese ganz entgegengesetzte Wirkung gerieten die Stadtherren sehr in Schrecken und hielten sie für eine gerechte Strafe wegen ihres Frevels an der Heiligkeit des Klosters, ein Teil eilte dorthin, um für seine Sünden Vergebung zu erlangen, die andern sannen auf Rache. Zu den Rachsüchtigen gehörte auch jener Brauerssohn, der Bräutigam der Brauerstochter vom Kloster. Sie hatte ihm geraten, er möge sehen, wie er sich den Rosenholzbecher des Paters verschaffen und ihm seine Beschwörungsformel ablauschen könne, und beide beschlossen, den umherwandernden Mönch abzulauern und ihm mit Gewalt sein Geheimnis zu entreißen. Wie gedacht, so geschehen, der Brauer versteckte sich mit seinem Mädchen in der Nähe des Kühlstocks im Klosterbrauhause, und als Pater Laurentius wiederum in der Mitternachtsstunde angewackelt kam, aus dem Kühlstocke zu kosten und seinen geheimen Spruch zu tun, da entriß ihm das Mädchen mit gewandter Hand den Becher, und ihr Bräutigam, ein starker Bursch, hob ihn hoch empor, hielt ihn über die brodelnde Flüssigkeit und vermaß sich hoch und teuer, ihn hineinfallen zu lassen, wenn er ihn nicht den Segen lehre. Der von Todesangst ergriffene Pater vermochte nur unverständliche Töne zu lallen, und als der junge Mann, dem seine Last zu schwer ward, seine Braut aufforderte, zuzugreifen und ihm zu helfen, den Mönch wieder heraufzuheben, da packte der Pater krampfhaft das Mädchen, sie bekam das Übergewicht und stürzte kopfüber in den Kühlstock. Vor Schrecken ließ der Bräutigam auch den Mönch untersinken, und als er nach einigen Augenblicken gesehen, was er angerichtet hatte, folgte er freiwillig den beiden Opfern in die Tiefe. Die Brauknechte wunderten sich am nächsten Morgen nicht wenig, daß der Rosenholzbecher des Mönchs auf dem Gebräu schwamm, allein sie dachten nichts dabei, kosteten das Bier, und es schmeckte ihnen herrlicher denn je. Bald verbreitete sich der Ruf von dem prächtigen Gebräu in der ganzen Stadt, jedermann wollte davon haben, und man konnte nicht genug ausschenken. Plötzlich erblickten sie in der Öffnung die drei Leichname. Freilich schüttete jeder weg, was er noch im Kruge hatte, und alles eilte bestürzt von dannen, allein fast alle, die von dem Jungfernbiere getrunken hatten, bekamen eine schwere Krankheit, und wer daran starb, von dem sagte man, er sei an des Malzmönchs Nachttrunk gestorben. Von diesem Tage an holte aber kein Mensch mehr Bier aus dem Klosterbrauhause, die städtischen Brauereien kamen wieder in Aufnahme, und das Volk erzählt sich, der Malzmönch in seiner Kutte ziehe, von dem ertrunkenen Brautpaar und einer Schar Zwerglein begleitet, jeglichen Monat einmal zur Zeit des ersten Mondviertels, um Mitternacht über die Malzböden aller Brauereien, koste mit seinem Becher

von dem Malze und begebe sich dann zum Kühlstocke hinab, wo er seinen Segen spreche, und wo er dies tue, da gerate das Bier, und wer es koste, könne nicht genug davon bekommen; bleibe er aber aus, und das tue er zuweilen aus Bosheit, da verderbe das Bier, und wer es dennoch trinkt, der spürt es viele Tage in seinem Leibe.

Die gestohlene Kutte / Als die Johanniskirche zu Zittau stand, ließ sich zuweilen ein Franziskanermönch im Glockenstuhl des Turmes sehen, griff an den Strick, als wolle er die Bürgerglocke, die abends um neun Uhr geläutet ward, ziehen, legte aber vorher jedesmal seine Kutte ab, als hindere sie ihn bei seinem Geschäft. Die Gelegenheit paßte einmal der wirkliche Läutemann ab. Während er den Mönch mit dem Stricke beschäftigt sah, nahm er ihm seine abgelegte, braune, etwas schadhaft gewordene Mönchskutte, knöpfte sie unter seinen Rock und ging höhnisch lachend nach Hause, dieweil der halbnackte Mönch mit wahrer Seelenangst danach suchte. Am nächsten Abend knüpfte er die Kutte wieder unter seinen Rock und ging wohlgemut, nur etwas früher als sonst, nach der Kirche. Schon von weitem sah er die dürre Gestalt des Mönchs, der die Hände rang und die leidenschaftlichsten Gebärden machte. Froh, daß ihn der Weg nicht gerade an dem kuttenlosen Geist vorbeiführte, eilte der Glöckner in den Turm, läutete und schlich wieder nach Hause, ohne daß ihn die Gestalt verfolgte; es schien, als sei sie in bestimmte Grenzen gebannt, die sie nicht überschreiten dürfte. Seit diesem Abend sah der Läutemann den Mönch alle Tage immer dieselben flehenden, heftigen Gebärden gegen ihn machen, doch so unwohl ihm bei diesem Anblick wurde, er wagte nicht die Kutte zurückzugeben, aus Furcht, der geneckte Geist möge keinen Spaß verstehen und ihm vielleicht den Hals brechen. Die geisterhafte Mönchskutte blieb im Besitz des Läutemanns bis zu dessen Tode, und er starb genau am Jahrestage des Kuttenraubes mit dem letzten Glockenschlage. Sein Nachfolger konnte sein Amt ungestört verrichten, nur am Jahrestage des verübten Frevels erschien fortan der kuttenlose Mönch und flehte unter Händeringen um Rückgabe des dürftigen Gewandes. Trotz des Suchens konnte man die geraubte Kutte nicht auffinden, so verschaffte man sich eine andere und legte sie dem flehenden Geist an den Ort, wo er regelmäßig erschien. Die Gestalt hob das Gewand auf und besah es von allen Seiten, da sie aber merkte, daß es nur ein untergeschobenes sei, legte sie es wieder hin und ging unter den kläglichsten Gebärden von dannen; sie kehrte immer wieder, bis im Siebenjährigen Kriege der Turm in Trümmer sank.

Die beiden Zauberer / Geht man auf dem geraden Wege von Budissin nach Neschwitz, so gelangt man hinter dem Gasthaus zum Posthorn in ein kleines Birkenwäldchen. Als dies Wäldchen noch ein großer Wald war, voll von Bären und Wölfen, wohnte dort ein alter heidnischer Zauberer, dem die Erd- und Feuergeister dienstbar waren. Er benutzte seine Macht, Schätze über Schätze aufzuhäufen. Zu

gleicher Zeit lebte nicht weit davon ein anderer, jüngerer Schwarzkünstler, dessen Befehlen die Wassergeister gehorchten, und dem der Meister der Gnomen und Feuergeister spinnefeind war. In seinem bösen Herzen beschloß er den Untergang des jungen Zauberers. Der trat einmal gleich einem Flußgotte in des Alten Wohnung, und wider Erwarten wurde er freundlich aufgenommen. Ein Mahl, von den Erd- und Feuergeistern bereitet, wurde aufgetragen, die weiblichen Geister kredenzten die Becher. Beim Trunk entspann sich zwischen den beiden Magiern ein Streit über ihre Wissenschaft. Die Gastfreundschaft vergessend ward der Alte bös und unfreundlich gegen den Jüngeren, der, kalt wie sein Element, sich vergebens bemühte, ihn zu beschwichtigen. Endlich warf der Alte seinen Gast zur Tür hinaus, schleuderte ihm irdene Gefäße nach und hetzte seine Feuergeister wie eine Koppel Jagdhunde hinterdrein. Dem Jüngeren lief die Galle über. Er beschloß augenblicklich Rache zu nehmen. Er befahl den Brunnen der Erde und den Fenstern des Himmels, sich zu ergießen. Von oben und unten, von allen Seiten strömten die Wasserwogen, Teiche und Seen durchbrachen ihre Dämme, und unbezähmbar tosten die wilden Wogen. Da erbebte, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, der sonst furchtlose Alte. Donnernd herrschte er seine Geister an, sie taten ihr Möglichstes, aber sein drohender, beschwörender Ruf vermochte nicht, die heranflutenden Wogen, die der Erdwälle und Feuerbrände spotteten, zu bändigen. Ertränkt wurde er, verschlämmt seine Schätze, und da, wo sie sich befinden, bildete sich die große Steinwacke, die man jetzt am Wäldchen sieht, und die unermeßliche Reichtümer birgt.

Der falsche Schwur / In der Oberlausitz lebte vor hundert Jahren ein Mann, den man im Verdacht arger Betrügereien hatte. Besonders sagte man ihm falsches Messen der Feld- und Gartenfrüchte, mit denen er Handel trieb, nach. Auch seine anfangs ehrliche Frau verleitete er zum Betruge, und sie ward nach und nach in dergleichen Künsten fast geübter als ihr Mann. Einst wurde es entdeckt, daß sie das Gespinst, mit dem sie handelte, zu kurz schnitt, es kam zu einem Streit, den die Gerichte enden sollten. Die Frau mußte schwören, und sie schwur mit den Worten: „Gott strafe mich und meine Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied, wenn ich falsch gemessen habe und das kurze Gespinst mein ist!“ Sie ward freigesprochen. Nach Jahresfrist klagte sie über heftige Schmerzen in der rechten Hand. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter; beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man des Eides, und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder heirateten, bekamen Kinder, und wieder fehlte ihnen an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Die Großmutter starb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, denen auch an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Dem Urenkel dieser betrügerischen Frau, der über seine übelgestalteten und zu wenig Arbeit fähigen Hände sehr niedergeschlagen war, ward endlich ein Sohn mit ganz wohlgebildeten Händen geboren.



Sonderbare Stiftung / Während des Dreißigjährigen Krieges saß Kurfürst Johann Georg I. zumeist auf seinem Hoflößnitzer Weinberge und trank erheblich. Seiner Gemahlin war dies Treiben zuwider, da sie sich aber selbst nicht getraute, ihrem Mann Vorstellungen zu machen, ersuchte sie den Kötzschenbrodaer Pastor Augustin Prescher darum, öffentlich von der Kanzel aus den trunkfesten Kurfürsten zu mahnen. Der Pfarrer fand das zwar bedenklich, ließ sich aber endlich doch bereden und predigte eines Sonntags über die traurigen Folgen der Schwelgerei und Trunksucht, und schloß seine Predigt mit den Worten: „Unser gnädigster Herr trinkt zwar auch, aber er hat es dazu und es bekömmt ihm! Amen!“ Nach der Kirche ward der Pastor zur fürstlichen Tafel geladen, ihm und seiner Frau ward dabei nicht geheuer zumute. Aber erst am Schluß der Tafel ließ der Kurfürst ein Wort über die Predigt fallen und rief dem Pastor zu: „Herr Pastor, heut hat er mir auch eins auf den Pelz gebrannt!“ „Ei,“ rief der wackere Gottesmann, „das sollte mir leid tun, wenn ich nur den Pelz und nicht das Herz getroffen hätte!“ Dies offene Wort ging dem Kurfürsten nahe, er entgegnete gerührt: „Er ist ein ehrlicher Mann, Pastor, ich wollte, alle Geistlichen meines Landes wären von der Art; bitt Er sich eine Gnade aus!“ Und indes der Pastor überlegte, fuhr der Kurfürst fort: „Seine Dienstnachfolger sollen jährlich neunundvierzigdreiviertel Kannen Wein aus meiner Kellerei erhalten; fünfzig Kannen werden zu viel sein!“ Bei diesem Worte bliebs bis in die letzte Zeit; Pfarrer Trautschgold wenigstens hat den Wein noch um Mitte des letzten Jahrhunderts erhalten.

Das Trompeterschlößchen / Auf dem Dippoldiswaldaer Platz zu Dresden liegt der Gasthof zum Trompeterschlößchen, in der abgeschnittenen Ecke am zweiten Stock ist ein vergoldeter Trompeter zu Pferde abgebildet, dessen Geschichte ist die: Vorzeiten hatte ein Dresdener Schankwirt das Haus als ein altes Jagdschlößchen der Grafen Dohna zu seinem Besitztum zugekauft, um Platz für seine Gäste zu haben. Er hat es auch billig genug bekommen, erfuhr aber den Grund der Billigkeit erst nachher: es sollte in dem Hause spuken. Indes focht das den neuen Besitzer nicht besonders an, er hielt seinen Einzugsschmaus und belegte das Haus mit Gästen. Lange Zeit hörte und sah man nichts von einem Spuk, da verlangte eines Tages ein Ritter mit seinem Knappen Herberge, aber beide Häuser waren schon überfüllt; der Wirt wies dem Ritter schließlich einen alten Saal an, der voll Gerümpel stand und zugleich als Getreideboden benutzt wurde. Der Ritter warf sich auf das bereitete Lager und schlief ermüdet ein. Bei währender Nacht wurde er von einem dumpfen Poltern geweckt und sah plötzlich ein Gerippe in einem Leichentuch vor sich, das fragte ihn mit hohler Stimme, ob er etwa zum Tanz aufspielen könne. Der Ritter griff zornig an sein Schwert, da berührte ihn die Erscheinung mit eiskalter, schwerer Totenhand und lähmte ihm die Glieder; fragte dann noch ein zweites und drittes Mal, worauf der Ritter sich

endlich zu einer verneinenden Antwort bequemte, und der Geist ging traurig fort. Lärm und Poltern verloren sich allmählich, aber den Ritter hielt es nicht mehr in dem Saal, er eilte die Stiege hinab, rief den Wirt und die schlafenden Gäste wach und erzählte sein Abenteuer. Da erging es dem Wirt schlecht, alle Gäste verließen mit dem grauenden Morgen sein Haus, niemand wollte mehr in dem verwünschten Hause schlafen; der Wirt mußte froh sein, daß ihm wenigstens in seinem alten Hause der lebhafte Verkehr blieb. Er versuchte das Haus zu verkaufen, aber die Sache war überall ruchbar, es fand sich kein Käufer und kein Pächter. Endlich nahte ihm Hilfe. Eines Abends kam ein Trompeter angeritten und verlangte Herberge. Es war alles besetzt, der Wirt deutete spöttisch auf das Spukhaus und sagte, dort könne er noch unterkommen und hätte dann gleich ein ganzes Haus für sich allein. Nur mit den Geistern müsse er sich abfinden. Kaltblütig antwortete der Trompeter, wenns weiter nichts wäre, das wolle er sich schon getrauen; der Wirt möge ihm nur ein Fäßchen seines besten Bieres geben, ihm ein Lager bereiten und ein Licht mitgeben. Der Wirt tat es, geleitete den wackeren Gast in das Spukhaus und schloß die Tür gut hinter ihm zu, damit er nicht mitten in der Nacht angelaufen käme und die anderen Gäste seines alten Hauses verstöre. Der Trompeter ließ sich das Bier schmecken und versuchte dann zu schlafen; aber der Schlaf wollte nicht kommen. Er warf sich von einer Seite zur andern, nichts half. Da stand er endlich auf und griff nach seiner Trompete und blies sich selber zur Beruhigung ein lustiges Liedel. So kam die Mitternacht, und mit dem Glockenschlage ging ein Poltern an, als liefen hundert Menschen durch das Haus, die Tür sprang auf, und zwölf Paare von Totengerippen, Leintücher um das nackte Gebein, erschienen im Saale. Sie bewegten sich mehrmals in einem gewissen Takt auf und ab, und der Trompeter wußte sich in ausbrechender Angst nicht anders zu helfen, er nahm seine Trompete und blies wiederum ein lustiges Stücklein. Das schien den Geistern zu gefallen, sie nickten ihm zu und drehten sich nach der Musik, und je schneller er blies, um so rasender wurde der Wirbel der tanzenden Paare. Der Trompeter ermüdete und wollte aufhören, aber die sonderbare Versammlung machte ihm so drohende Zeichen, daß er verängstigt nochmals zur Trompete griff und blies, bis ihm fast der Atem verging. Da hörten die Gespenster von selber zu tanzen auf, einer der Knochenmänner trat auf ihn zu und sprach zu ihm: „Hab Dank, Fremdling, du hast uns zur ewigen Ruhe geblasen; fortan wird dies Haus vor uns sicher sein!“ Mit diesen Worten schlug es eins, und die Knöchler fielen alle in Staub. Der Trompeter verlor das Bewußtsein, erst das Sonnenlicht des hellen Morgens weckte ihn aus der Betäubung. Der Wirrwarr der Nacht stand lebendig vor seinen Augen, er riß die Fenster auf und sandte aus voller Brust ein schmetterndes Danklied zum Himmel auf. Das metallene Loblied Gottes weckte Wirt und Gäste des alten Hauses, sie kamen verwundert angerannt, um den schon totgeglaubten Geisterverächter zu sehen, ließen sich das Geschehene berichten und das Häuflein Asche zeigen, so von den tanzenden Paaren

übriggeblieben war. Der Wirt war überglücklich und bot dem Trompeter vor Zeugen an, er dürfe zum Dank für die Geistervertreibung immer bei ihm bleiben und auf seine Kosten leben. Der Trompeter nahm das jedoch nicht an, er sei mit dem Fäßlein Bier zufrieden, das habe er allerdings auch sauer genug verdient. Der Wirt ruhte nicht, bis er dem Wackeren eine gute Summe aufgedrängt hatte, damit er in der Heimat ein sorgenfreies Schicksal habe, und zum Andenken an die Begebenheit ließ er das Bild des Trompeters in Stein hauen und an sein Haus setzen.

Der Hase zu Großenhayn / In der St. Jakobs-Kapelle zu Großenhayn ist auf einem Altargemälde ein großer Hahn abgebildet, der ist zugleich das Wahrzeichen der Stadt, die früher Großenhahn geheißen haben soll. Es geht die Sage, ein junger Bauer sei wegen Diebstahl trotz aller Beteuerungen seiner Unschuld an den Galgen gehängt worden, seine Mutter, die über sein langes Ausbleiben unruhig geworden sei, habe ihn gesucht und dort hängend, aber noch am Leben, gefunden und aus seinem Munde sein Schicksal erfahren. Darauf sei sie geschwind zum Bürgermeister gelaufen, der habe eben am Tisch gesessen und mit einem Amtsgenossen einen gebratenen Hahn verzehren wollen. Der Bürgermeister habe sich über die wunderbare Begebenheit nicht wenig entsetzt, habe sie nicht glauben wollen und gerufen: „Sowenig dieser gebratene Hahn wieder lebendig werden und Federn bekommen kann, ebensowenig kann Euer vor drei Tagen gehängter Sohn noch leben!" Da sei ein Wunder geschehen, der Hahn habe Federn bekommen und sei krähend in der Stube umhergeflattert, habe sich dann wieder entfedert und gebraten und friedlich in der Schüssel gelegen. Voller Schrecken seien alle zum Hochgericht gelaufen, der Gerichtete sei vom Galgen genommen worden und wirklich noch am Leben gewesen, und auf die dringenden Fragen habe er erklärt, der heilige Jakob sei ihm erschienen und habe ihn gerettet. Da Gott so herrlich die Unschuld beschützte, hat man an dieser Stelle eine Kapelle erbaut, eben die Jakobskapelle, darinnen das Hahnenbild den Altar schmückt.

Bärenstein fängt Wittgen / Noch vor nicht allzu langer Zeit war der Böhmische Wald wegen seiner Räuberbanden berüchtigt, allein viel schlimmer war es zur Zeit des Faustrechts, da eine Unzahl von Raubschlössern im Böhmischen Gebirge standen. Das verrufenste hatte der Ritter Wittgen auf einem starken Felsen in der Nähe des heutigen Glashütte stehn; die größten Bösewichter des Landes waren um ihn versammelt und machten das Land Meißen derart unsicher, daß die Markgrafen öffentlich verkünden ließen, jede nur mögliche Bitte sei dem erfüllt, der den Räuber tot oder lebendig einliefere. Wittgen war wegen der übermäßen hohen Belohnung in keiner geringen Lebensgefahr und willens, Schrecken um sich zu verbreiten. Am nächsten wohnte ihm Weingold III. von Bärenstein auf Lochau, schon wegen seiner

Rechtschaffenheit war ihm der verhaßt, er wollte ihn durch Hinterlist aus dem Leben räumen und die andern in Furcht setzen, daß sich keiner mehr an ihm zu vergreifen wagte. Er ritt in der Frühe mit etlichen Begleitern vor Schloß Lochau und begehrte den Ritter von Bärenstein zu sprechen. Als der nichtsahnend vor das Gatter trat, beschoß ihn der Bösewicht zu dreien Malen mit der Armbrust, traf ihn aber nicht. Der Bärenstein raffte in der Eile von seinen Leuten so viel er konnte, jagte dem Wittgen nach, holte ihn ein und hielt ihm seine Untreue vor. Es kam zum Kampf, und Wittgen fiel, so tapfer und stark er auch war. Sein Schloß wurde von dem Bärensteiner gebrochen, seine Leute aus dem Lande verjagt oder getötet. Die Tat ward ruchbar und kam vor den Markgrafen, der forderte den Bärensteiner auf, sich eine Gnade zu erbitten, wie es ausgeschrieben war. Jener aber war ein Ritter von wahrhaft adeligem Gemüt, er sagte, er habe seine Tat nicht um Lohn getan, sondern um sich und sein Vaterland zu schützen. Wenn der Markgraf ihn irgend belohnen wolle, so möge er ihm gestatten, jedes Wild, das er auf seinem Boden hetze, so weit zu verfolgen wie er wolle, und sei es bis auf die steinerne Elbbrücke in Dresden. Das haben die Markgrafen auch gewährt bis in die jüngste Zeit.

Der trunkfeste Bürgermeister / Christoph Koswig, um Mitte des 17. Jahrhunderts Bürgermeister von Finsterwalde, war weit und breit als Trinker bekannt. Einst hat ihn Kurfürst Johann Georg I. in einem Staatswagen nach Dresden holen lassen, da sich an seinem Hof ein kaiserlicher Gesandter aufhielt, der einen äußerst trunkfesten Adeligen bei sich hatte und sich rühmte, der Kurfürst habe im ganzen Lande keinen, der dem Bescheid tun könne. Koswig kam in Dresden an, und der Kurfürst fragte ihn, ob er sich unterfinge, auf zweiundzwanzig Maß Bier Bescheid zu trinken, es stünde eine große Wette darauf. Dem Koswig war es recht, das Trinken ging an, und der Kaiserliche trank dem Koswig zweiundzwanzig vor. Der aber trank ihm nicht nur Bescheid, sondern trank dem Fremden gleich hinterdrein abermals zweiundzwanzig vor, von denen der nicht einmal die Hälfte einbringen konnte und sich für überwunden erklärt hat, da er mit so einem Saufteufel nicht standhalten könne. Mit dem Koswig hat bald niemand mehr anbinden wollen, aus dem riesengroßen Standbottich trank er auf einmal so viel, daß man es erkennen konnte; trunken aber hat ihn nie ein Mensch gesehen.

Barbier und Erzbischof / Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wohnte in Pirna am Markt ein Barbier namens Peter Bucher, den hat sein Vater immer fleißig zur Schule angehalten und ihn was Rechtes lernen lassen, also daß er Leibarzt zweier Kaiser gewesen ist und nachmals gar Erzbischof von Mainz wurde. Daß er es wurde, verdankte er einer glücklichen Stunde, da er den damaligen Papst von einer schweren Krankheit befreite und der ihm sagte: „Wohlan, Peter, weil du so glücklich mein Leibarzt gewesen bist, will ich dich nunmehr zum Seelenarzt machen!" Und

hat ihn zum Erzbischof von Mainz bestellt. Peter Bucher war derart geschickt in seiner Kunst, daß er nur einen Menschen anzusehen oder anzuhören brauchte, um zu wissen, was ihm fehle. Als er eines Tages mit Kaiser Albrecht am Rhein lustwandelte, sangen zwei Jungfern aus einem Hause wunderschön, daß der Kaiser stehenblieb und sie mit Freuden anhörte. Peter Bucher sagte nebenbei, die eine werde noch in demselben Jahr sterben, das höre er aus der Stimme. Da hat der Kaiser seine Kunst prüfen wollen und hat die beiden Jüngferlein miteinander bewachen lassen, ihnen das gleiche Essen geben lassen und allen Kummer von ihnen ferngehalten. Hat aber nicht verhindern können, daß die eine starb, ehe das Jahr zu Ende ging. Wie dem Kaiser das berichtet wurde, ist er dem Peter noch holder gewesen denn zuvor und hat mehr von ihm gehalten als von all seinen hochgelahrten Ärzten am Hofe. Denn auch zu dieser Kunst muß man geboren sein und kann von ihr nur das Handwerkliche erlernen.

Das Pagenbett / Auf der weitberühmten Feste Königstein befindet sich hinter der jetzt so genannten Friedrichsburg auf einem schmalen, kaum ellenbreiten Gesims der äußeren Festungsmauer das Pagenbett. Es hat seinen Namen bei dieser Begebenheit bekommen: Carl Heinrich von Grunau, Leibpage des Kurfürsten Johann Georg II., stieg eines Nachts mit trunkenem Kopf zu einer Schießscharte hinter der Friedrichsburg hinaus, legte sich auf den genannten schmalen Absatz, schlief ein und ward am anderen Morgen dort schlafend aufgefunden. Sogleich wurden Seile um ihn geworfen, um ihn vor dem Hinabstürzen zu bewahren, dann wurde er auf Befehl des anwesenden Kurfürsten mit Trompetengeschmetter aus dem Schlaf gestört. Dieser Grunau scheint ein Liebling des Lebens gewesen zu sein, denn er starb erst im Jahre 1744 zu Schmölln bei Bautzen im Alter von einhundertundsechs Jahren, nachdem ihn Gott noch einmal wunderbar vor dem Tode behütet hat, als sein scheuendes Pferd mit ihm von der Elbbrücke zu Dresden über das Geländer in die hochgehenden Wasser sprang.

Der Pesthändler zu Pirna / Ausgangs Mai des Jahres 1669 kam ein Mann mit drei Säcken zu einem Pirnaer Schiffer und begehrte, über die Elbe gesetzt zu werden. Der Schiffer faßte einen der Säcke an, um sie in den Kahn zu legen, konnte ihn aber wegen seiner Schwere nicht bewältigen. Da hat sie der Fremde alle drei auf einmal auf den Buckel genommen und seine Säcke selber in den Kahn geladen. Der Schiffer stieß vom Lande und kam glücklich bis in die Strommitte, da wollte der Nachen schier fortsinken; der Fährmann verlangte in seiner Angst, ein Sack solle über Bord geworfen werden, aber der Fremde beruhigte ihn und meinte, er solle nur weiterrudern, es könne nichts geschehen. Mit solchen Worten kamen sie an das andere Ufer; der Fremde begehrte, der Fährmann solle den Kahn eine Strecke am Ufer hinschieben, das geschah denn auch, aber immer und immer nicht genug für den Gast, bis

der Schiffer ernstlich zornig ward und meinte, nun für sein Geld gerade genug getan zu haben, außerdem möge der Teufel wissen, was in den Säcken stecke. Sprach der Fremde höhnisch, der Teufel wisse es allerdings, denn er habe sie selber gepackt, in dem einen sei das hitzige, in dem andern das kalte Fieber, in dem dritten aber die Pest, und davon solle der trotzige Fährmann seinen Anteil am ersten haben. Nach Johannis werde eine solche Hitze werden, daß die Leute auf den Feldern verschmachteten und umfielen. Damit hat er seine Säcke auf den Rücken genommen und ist ausgestiegen und fortgewandert.

Der entführte Sarg / In der Nähe von Lauenstein liegt der Flecken Neudörfel, dort hatte vor Jahren ein gewisser Pessel eine Mühle und ein Hammerwerk. Pessel war zwar sehr reich, aber so geizig, daß ihm jedes Mittel zu Erlangung weiterer Reichtümer recht war. Einst ging er in die Liebenauer Kirche zur Kommunion und sah den Lauensteiner Schösser ein funkelnagelneues Goldstück als Opferpfennig auf den Altar legen. Da gab ihm der Teufel den Gedanken ein, sich dieses Goldstücks zu bemächtigen, er wartete, bis alle Kommunikanten an den Altar getreten waren und griff mit schnellen Fingern, indes er die Hostie empfing, nach dem Golde. Aber der Geistliche hatte es bemerkt, und als Pessel an der anderen Seite des Altars den Kelch empfangen sollte, verweigerte es der Pfarrer und verkündete Pessels Schandtat öffentlich. Pessel wankte nach Hause, Schreck und Reue warfen ihn auf ein Krankenbett, von dem er nimmer aufstand. Als seine Hammerknechte einige Tage darauf den Toten nach Liebenau zu Grabe trugen, wurden sie am Eingang des Trebnitzgrundes von einem furchtbaren Unwetter überrascht, stellten den Sarg an den Feldrain und flüchteten in die Mühle am Grunde. Mit einem entsetzlichen Donnerschlag verzog sich schließlich das Gewitter, aber als die Träger den Sarg wieder aufnehmen wollten, konnten sie ihn nirgend mehr finden und glaubten, der Teufel habe ihn samt seinem Inhalt entführt. Seit dieser Zeit erblickt man jede Mitternacht den Schatten des alten Pessel, der irrt nach der Mühle zu umher, sucht mit gräßlichem Geheul seine Leichenträger und bittet sie, ihn doch zur Ruhe zu bringen. Der Spuk brachte die Mühle in Verruf, niemand wollte fortan dort mahlen lassen und noch weniger hatten ihre Bewohner Ruhe. So ward sie verlassen, und ihre Trümmer geben der Nachwelt traurige Kunde von der schaurigen Geschichte von Pessel und seinem Ende.

Der Teufelsgraben bei Coßlitz / Der Teufelsgraben hebt etwa eine Viertelstunde von den Katschhäusern bei Fichtenberg an, läuft nach dem Vorwerk Gohrisch und dann Tiefenau zu, bis er endlich nach zweistündigem Lauf bei Coßlitz aufzuhören scheint. Er ist acht bis zwölf Ellen breit und kaum halb so tief, wird ein uralter Grenzgraben sein und nicht etwa, wie angenommen ward, eine Wasserleitung der Sorbenwenden. Die Sage schreibt ihm folgenden Ursprung zu: Im Dorf

Coßlitz bei Großenhayn war einst eine Mühle, der es öfters an Wasser fehlte. Bei dem Müller sprach eines Abends ein fremder Mühlknecht vor und begehrte Arbeit. Der Müller hatte aber kaum für sich und seinen Gesellen zu tun und fertigte den Fremden mit einem Groschen ab. Der ging aber nicht, sondern erklärte, er wisse ein Mittel gegen den Wassermangel, und wenn ihm der Müller seine Tochter zur Frau gebe, so wolle er das Nötige schon diese Nacht vollenden. Der Müller hat unbedenklich diesen Vertrag geschlossen, und der Knecht ging seines Wegs. Die Tochter und der Geselle sahen ihn gehen und freuten sich, denn sie liebten einander und brauchten keinen Zuschauer. Von der seltsamen Abmachung wußten sie nichts und schliefen ruhig ein. Mitten in der Nacht wurden sie durch ein Tosen und Brausen geweckt, standen auf und fanden ihren Vater händeringend am Fenster. Der schüttete sein Herz der Tochter und dem getreuen Knappen aus, erzählte von dem Müllerburschen, der sich jetzt als der Teufel herausstelle und der mit seinen Gesellen einen ungeheuren Graben von der Elbe her zur Mühle führe. Sei er vor dem ersten Hahnenschrei fertig, so seien sie alle drei unglücklich. Sie sannen in ihrer Angst hin und her, endlich fiel dem Knappen, den seine große Liebe erfinderisch machte, ein Mittel ein. Er lief in den Hof und ahmte den Hahnenschrei so lange nach, bis der Haushahn erwachte und in sein Rufen einstimmte. Mit fürchterlichem Gebrüll erschien der überlistete Teufel über der Mühle, konnte aber den Bewohnern nichts anhaben und begnügte sich damit, seine unfertige Wasserleitung vollends zu zerstören. Der Müller gab nun seine Tochter dem wackeren Knappen, und sonderbarerweise hatte seit der Zeit die Mühle immer Wasser und gewann eine neue Blüte.

Der Teufel im Mantel / Eine Besessene sollte in der Kirche besprochen werden, als sie plötzlich auffuhr und rief: „Er kommt! Er kommt!" Jedermann fragte sie, wer denn käme, jedoch sie sprach nur: „Ihr werdet ihn schon sehen." Als nun bald darauf ein durch seine Waffenstärke weit berühmter Ritter in die Kirche trat, jubelte sie: „Da ist ja mein Freund, da ist er!" Der Ritter erschrak darob und sprach: „Was sagst du, ich bin dein Freund?" „Ja, gewiß," antwortete der Böse aus des Mädchens Munde, „mein allerbester, denn du tust stets meinen Willen." „Ei, du bist ein dummer Teufel," sprach der Ritter lächelnd, „wenn du klüger wärest, dann zögst du mit uns aufs Turnier, wo die Männer sinken wie Schneeflocken. Da sitzest du aber hier und quälst das arme, unschuldige Mädchen." „Bist du zufrieden?" fragte der Teufel alsdann, „ich gehe mit dir; laß mich nur in dich fahren." Das wollte der Ritter aber keineswegs und sprach kurz: „Nein, das geht nicht." „Dann laß mich zu dir auf den Sattel sitzen," bat der Teufel; doch auch das wollte der Ritter nicht, ebensowenig, daß er sich anderswo aufs Pferd oder auf den Zaum setze. Da sprach der Böse endlich: „Zu Fuße kann ich nicht laufen, du mußt mir irgendein Plätzchen geben." Den Ritter jammerte das Mädchen zu sehr, als daß er dem Teufel die Bitte hätte abschlagen können,

und er wies ihm ein Eckchen in seinem Mantel an, aber unter der Bedingung, daß der Böse ihm nichts zuleide tue und so lange bei ihm bleibe, als die Turniere dauerten. Des war der Satan zufrieden und sprach: „Ich tue dir nichts, im Gegenteil, ich werde dir nur zum Vorteile sein." „Und du willst von mir weichen, sobald ich will?" fragte der Ritter weiter, und das gelobte der Böse auch und schwang sich husch in des Kämpen Mantel. Seit dem Augenblicke war dessen Lanze unwiderstehlich, und wer vor sie kam, sank; wen er gefangennehmen wollte, der mußte sich ergeben. Wo der Ritter von dem Augenblick an stand und ging, da war der Teufel bei ihm, sprach und unterhielt sich mit ihm. Betete der Ritter in einer Kirche zu innig, dann raunte ihm der Böse zu: „Brumm nicht wieder so viel," und sprengte er sich mit Weihwasser, dann hieß es: „Nimm dich in acht, daß du mir nicht zu nahe kommst." So dauerte es fort bis zu der Zeit, wo die Kreuzprediger das Land durchzogen und die Gläubigen zum Zuge gegen die Ungläubigen aufriefen. Da wollte denn der Ritter auch in eine Kirche gehen und sich mit dem Kreuze zeichnen lassen, aber der Teufel hielt ihn zurück und sprach: „Was willst du da tun?" „Gott dienen und dir entsagen," antwortete der Ritter, „weiche darum von mir." Das gefiel dem Bösen aber nicht, und er sagte: „Was mißfällt dir denn an mir so sehr. Ich habe dir doch nie Übles getan, sondern bin dir immer zu Nutz gewesen; mir verdankst du deinen glorreichen Namen. Willst du es aber durchaus, dann muß ich dich lassen, denn ich habe es dir versprochen und zugeschworen!" „Ich nehme das Kreuz," sprach der Ritter, „und darum gehe von mir; ich beschwöre dich in Christi Namen." Da wich Satan. Der Ritter zog aber zum heiligen Lande und kämpfte dort zwei Jahre gegen die Ungläubigen, und als er zurückkehrte, baute er ein großes Hospital für Kranke und Pilger, zog sich endlich selbst mit seiner Frau dorthin zurück und weihte seine noch übrigen Tage dem Dienste des Herrn.

Thüringen

Die Nonne zu Gehofen / Eine Frau von Eberstein wollte in ihrem Schlosse Gehofen im Amte Altstätt aus einer kleinen Küche und Kammer eine schöne große Küche machen lassen. Während nun die alten Mauern abgerissen wurden, ließ sich eine schöne Nonne mit einem roten Kreuz auf der Stirn vor ihr sehen, die dankte der Edelfrau dafür, daß sie die Küche vergrößern lasse, und fügte hinzu: „Viele reiche Leute haben vor Euch in diesem Schlosse gewohnt, doch keiner hat so weit gedacht; dafür sollt Ihr auch einen Schatz bekommen, der unaussprechlich groß ist." Die Edelfrau entsetzte sich über die Erscheinung und sprach: „Behaltet Euren Schatz nur für Euch; ich trage kein Begehren danach." Da kniff die Nonne sie bunt und blau, daß sie den Schatz nehme, ging ihr vier volle Wochen lang nach, fuhr mit ihr in die Kirche und wieder heraus, sprach ihr selbst dann ins Ohr, wenn sie neben jemand saß. Niemand aber sah die Nonne, ausgenommen die Edelfrau, eine Dienstmagd und ein Knecht. Immer plagte der Spuk die Frau mit allerlei Reden, was sie mit dem Schatze tun solle, nämlich zwei Rosenkränze drauflegen und die dann in ein Kloster senden; die Kirche zu Gehofen, worin der Leib der Nonne begraben läge, müsse neu davon aufgebaut werden; sie nannte der Edelfrau auch die Stelle, wo das Grab sich befände, sprach, darauf müsse ein großer Grabstein gelegt werden und drüber ihr Bildnis aufgehangen, auch die Verslein, die sie aussprach, auf dem Steine ausgehauen werden. Die Frau von Eberstein schickte einen Boten nach der Kirche, um alles zu untersuchen, und alles fand sich ganz so, wie es die Nonne gesagt. Lange Zeit quälte sie die Edelfrau noch, damit sie zu dem Schatz ginge, sprach, sie könne ihren Prediger mitnehmen, müsse aber am Tage gehen und zwei Schürzen vortun. Sobald sie zur Stelle gekommen, solle sie eine Schürze abnehmen und auf den Schatz werfen; es würde zwar ein schwarzer Hund daraufliegen, doch der tue ihr nichts zuleide, denn sie werde neben ihr stehen und sie in die Arme nehmen. Sonder Zweifel hätte die Edelfrau sich endlich dem Willen der Nonne gefügt, nur um sie loszusein, doch meinte sie, zuvor ihren Beichtiger darüber sprechen zu müssen; der fand das aber nicht für gut, sondern mahnte die Frau zum Gebete an. Eines Tages nun betete sie sehr fleißig; da trat die Nonne zu ihr und sprach: „Betet nur zu, ich bete auch gern und bin gern, wo man betet, denn ich bin kein Teufel; dafür haltet mich nicht. Gerade weil Ihr so fleißig betet, ist Euch der große Schatz beschert, und den bekommt Ihr auch, selbst gegen Euren Willen." Dies ewige Quälen schwächte die Edelfrau dergestalt, daß ihr Mann einen berühmten Arzt holte, um ihn über ihren Zustand zu Rate zu ziehen. Just als er ankam, sprach sie mit der Nonne, die neben ihrem Bette auf einem Stuhl saß, doch nur ihr sichtbar war. Als der Arzt auf den Stuhl zuging, stand sie auf und trat vors Bett. Der Arzt konnte natürlich wenig bei der Sache helfen und wandte sich an die theologische Fakultät der Universität Jena; dort kam man überein, es müsse ein Teufelsgespenst sein und wollte ihm tüchtig mit Weihrauch zu Leibe gehen, doch es blieb schon von selbst fort.

Gekrönter Geist / Anno 1666 in der Woche vor Ostern hat im Dorfe Schweikershausen ein seltsames Schauspiel angefangen. Unter einem Bette in Heinrich Kegels Haus ließ sich ein Geist sehen in Gestalt eines Kindes, mit einer güldenen Krone auf dem Kopf, der klopfte und machte sonst allerhand Geräusch. Er zeigte sich den zulaufenden Leuten und gab sich als die Seele einer verstorbenen Weibsperson aus. Seine Hand war ganz kalt, und wer von den Zukommenden ihm die Rechte reichen würde, dem hat er einen Schatz von neunzigtausend Gulden versprochen. Bald darauf fing es an, in Heinrich Kegels Haus erschrecklich zu poltern, so daß die Bauern furchtsam ins Amt nach Heldburg liefen und klagten, sie müßten das Dorf verlassen, wenn nicht Rat und Hilfe wider den Geist geschafft würde. Darauf begab sich der Pfarrer Johann Hasen nach Schweikershausen und hielt den Leuten eine große Predigt, dieser Geldgeist wäre kein guter, sondern ein böser Engel, und dem hätten sie sich durch das Handreichen zu eigen gegeben. Unterdessen dauerte das Klopfen in Kegels Hause unter dem Bette noch stets fort. Einmal rief der Geist: „Gebt mir ein Kind, so will ich weichen." Einem Geistlichen drohte er den Hals zu brechen, warf nach dem Licht in der Stube, und einmal rief er gar spottweise: „Ich glaube an Jesum Christum." Da haben die Herren Geistlichen mit Beten und Singen begonnen und angehalten bis in der Montagnacht nach dem Feste Trinitatis. Von der Zeit an hat sich der Geist nicht mehr merken lassen.

Major Eckart / Vor einigen Jahren ist der Herzoglich Gothaische Major Eckart selig verstorben. Als er noch Hofverwalter auf dem Schloß Friedenstein war, trug es sich öfters zu, daß er bei Festlichkeiten bis in die späte Nacht bei Hofe bleiben mußte, und er hat sich dann manchmal so recht müde in einer Hofstube auf die harte Bank gelegt und darauf geschlafen. Einmal stößt ihn etwas an, daß er davon erwacht. Er erblickt vor sich einen Geist, der ihm durch Winken und allerhand Zeichen zu verstehen gibt, er solle ihm nachfolgen. Der Herr Hofverwalter Eckart, ein beherzter Mann, wagt es, nimmt das Licht vom Tische und geht dem Geiste nach. Der führt ihn durch verschiedene Gänge in ein finsteres Gewölbe, darin nichts als ein großer Kessel voll Goldstücke steht, und der Geist spricht, er solle nur zugreifen und den Schatz heben. Den Major kommt aber plötzlich ein Grauen an, er entweicht so schnell er kann. Der Geist geht ihm nach bis in die Hofstube und ermahnt ihn mit sehr beweglichen Gebärden, er solle wieder mit ihm zurückkehren und den Schatz heben. Zwei Teile davon solle er seiner fürstlichen Herrschaft zustellen, den dritten Teil aber für sich behalten, daran würde er sein Lebetage genug haben. Er will aber durchaus nicht wieder mitgehen. Endlich verläßt ihn der Geist ganz wehmütig. Den Tag darauf meldet der Major die Geschichte seinem gnädigen Fürsten, dem Herzog Friedrich II., und bittet um einen Verhaltungsbefehl, wenn der Geist etwa wiederkommen und ihn zum Mitgehen anhalten sollte. Der

Herzog spricht, er wolle es ihm nicht befehlen, aber wenn er aus eigenem Triebe mitgehen wolle, so möge er es auf seine Gefahr tun. Nach einiger Zeit trägt es sich zu, daß der Major wieder über der Nacht in der Hofstube bleibt. Des Morgens findet man die Tür fest verschlossen. Die Hofbedienten klopfen an, aber niemand will es hören. Als es schon hoch am Tage ist, klopfen sie noch stärker an, sie rufen so laut sie nur können, aber kein Herr Hofverwalter öffnet. Endlich kommt es dahin, daß die Tür aufgebrochen werden muß. Da sie nun hineinkommen, finden sie Eckart mit dem Kopf auf dem Tisch liegend. Sie richten ihn in die Höhe und spüren, daß er noch lebe, und reiben ihn mit starkem Spiritus ein, daß er sich endlich wieder ermuntert; es kann aber niemand aus ihm bringen, was ihm begegnet ist. Viel später hat er einem geistlichen Herrn in Gotha erzählt, der Geist wäre wieder zu ihm gekommen und habe sehr wehmütig angehalten, er solle doch mitgehen und den Schatz heben, er wäre ihm beschert, und der Schatz müßte von ihm gehoben werden. Er solle sich vor nichts fürchten. Es würde sich dabei nur ein Geist zeigen, wie ein welscher Hahn gestaltet, der würde ihm zwischen den Beinen hinfahren, aber keinen Schaden tun. Hierauf würde er den Schatz ungehindert fortschaffen können und um vierzigtausend Taler reicher sein. Als er sich nun durchaus nicht zum Mitgehen bequemen wollte, habe der Geist solche wehmütigen und entsetzlichen Gebärden gemacht, daß er, Major Eckart, darüber in Ohnmacht gefallen sei und weiter nicht wisse, was mit ihm vorgegangen, bis man ihn wieder zu sich gebracht habe. Nachdem ist er niemals mehr in der Hofstube geblieben, sondern allezeit, wenn es auch noch so spät in der Nacht gewesen, nach Hause gegangen.

Die zerschlagene Hand / Im Jahre 1080 ward bei Crossen an der Elster die letzte Schlacht geschlagen, in der es mit dem Reiche und dem Leben des Gegenkaisers ein trauriges Ende nahm. Der Herzog von Bouillon hatte lange vergeblich den Vermittler gespielt und es nun in seinem Groll besonders auf Rudolf von Schwaben abgesehen. Er gedachte ihn zu fangen und damit nach so langer Blutfehde den Thüringern den Frieden zu geben. Er fand ihn endlich, fast allein, nur zwei seiner Edelleute hielten in einiger Entfernung. Da sprengte er wild auf ihn zu, der sich tapfer zur Wehre setzte, holte aus und traf des Kaisers Schwerthand zuschanden, daß jenem die Waffe entsank und er mit Mühe entrann. Mit dem Kaiserschwert kehrte der Herzog frohlockend zu Kaiser Heinrich zurück, indes Rudolf von Schwaben arg zugerichtet Zuflucht im Stifte Merseburg fand. Kurz vor seinem Tode ließ er den Urheber des ganzen unglückseligen Streits, den Bischof Siegfried von Mainz, nebst vielen anderen Bischöfen an sein Sterbelager kommen und sagte: „Seht, liebe Herren, mit dieser zerschlagenen Hand habe ich meinem Kaiser Heinrich, meinem lieben Schwager und Wohltäter, der mich vom geringen Grafen zum Herzog machte, Treu und Glauben geschworen. Ach, wie ist sie um ihrer gebrochenen Treue willen gerecht bestraft! Ihr Priester und

Fürsten mögt sehen, wie ihr es einst vor Gott verantworten wollt, daß ihr mich wider den Kaiser verführt habt!" ~ Als Kaiser Heinrich einst nach Merseburg in den Dom kam, fragten ihn die Höflinge unwillig, wie er es leiden könne, daß sein ärgster Feind, eben jener Rudolf von Schwaben, ein so schönes Grabmal habe. Sprach der Kaiser: „Laßt ihn liegen, ich wollte, alle meine Feinde lägen so herrlich begraben!"

Der Püsterich / Auf dem Rotenberge in der güldenen Au hat man den Püsterich gefunden, das war ein heidnischer Götze. Die Heidenpriester sollen vordem durch siedendes Wasser aus diesem Bilde einen Donner hervorgebracht und die erschreckte Menschheit in knechtischem Gehorsam erhalten haben. Die Grafen von Schwarzburg haben diesen Püsterich zum Andenken an die Vergangenheit lange auf ihrem Schloß zu Sondershausen aufbewahrt. Ein gräflicher Diener versuchte einst in sträflicher Neugier, des Götzen Wirkung über dem Feuer zu erfahren, und wollte die hellen Flammen in voller Größe sehen. Fast hätte er mit seinem törichten Beginnen Schloß und Stadt in Asche gelegt. ~ Der Püsterich hält die rechte Hand über dem Kopf, die linke auf dem linken knienden Bein; er ist von Erz und hat einen unförmlichen Bauch, darin kann er einen großen Eimer Wasser halten. Inwendig hat der Leib einen Umfang von anderthalb Ellen, und heut noch heißt im thüringschen Sprichwort ein dicker fetter Mensch ein Püsterich.

Schlangensuppe / Im Silberborn, einem hellen Brunnen des Wartberges, rastete am Sonntag Trinitatis der Schmerbacher Hirte und sah vom Wald herkommend einen Mann in fremdländischer Tracht mit allerlei seltsamen Geräten auf die grüne Trift zuschreiten. Gleichzeitig sah er am nahen Felsen eine Höhlung, die er nie zuvor geschaut hatte. Der Fremdling grüßte, packte seinen Kram ab und bat den Hirten zu sich, er möge ihm behilflich sein, es solle ihn nicht gereuen. Er hieß ihn ein Feuerchen machen und schnitt sich derweil eine Gabelgerte vom Haselstrauch. Dann breitete er ein Tuch auf den Rasen, zog mit einem weißen Stabe drei Kreise, langte ein Pfeiflein hervor und pfiff darauf eine seltsame Weise. Drauf kamen Schlangen und Würmer in Mengen aus den Felsenklüften und Büschen, endlich auch ein großer Lindwurm, der greulich den Rachen aufriß und sich gerade vor den Venezianer hinsetzte. Der Schlangenbeschwörer zitterte, blies aber unentwegt weiter. Schließlich schlängelte sich von einer hohen Ulme eine silberweiße Schlange herab, die trug eine goldene Krone auf ihrem Köpflein. Als sie nun über die Trift kroch und über des Venezianers Tuch, sprang der Beschwörer hinzu, schlug das Tuch über der Otterkönigin zusammen, spießte den Lindwurm und vertrieb die übrigen Schlangen. Dann nahm er die Krone, zerhackte die weiße Schlangenkönigin und kochte von ihr in einem Kesselchen eine kräftige Suppe, hielt seine Mahlzeit und lud den Hirten gastlich ein. Der weigerte sich lange, ließ sich

endlich zureden und aß einen Löffel von der Brühe, aber von den Brocken wollte er trotz aller Überwindung nicht genießen. Aber schon von der Suppe wurden ihm die Augen hell, er sah in der aufgetanen Berghöhle alles voll Gold und Silber, und die beiden gingen und nahmen davon, soviel sie tragen konnten. Dann verschwand alles wieder. „Hättest du auch von den Brocken gegessen," sagte der Venezianer, „so hättest du die Höhle immerfort offen gesehen und dir nehmen können, wann du wolltest; so ist es vorbei. Hier hast du ein Wunschtüchlein, binds dir um den Kopf und dann wünsche dich, wohin du willst, und besuche mich einmal in Venedig." Drauf ging er, und der Hirte hat danach ein feines Leben geführt, sich hier- und dorthin gewünscht und auch einmal den seltsamen Fremden in Venedig besucht und ihn als einen reichen Herrn vom hohen Adel wiedergefunden. Der hat ihn herrlich aufgenommen und beschenkt.

Der Graf von Gleichen / Graf Ludwig von Gleichen zog im Jahre 1227 mit gegen die Ungläubigen, wurde aber gefangen und in die Knechtschaft geführt. Da er seinen Stand verbarg, mußte er gleich den übrigen Sklaven die schwersten Arbeiten tun; bis er endlich der schönen Tochter des Sultans wegen seiner besonderen Geschicklichkeit und Anmut auffiel, so daß ihr Herz in Liebe entbrannte. Durch seinen mitgefangenen Diener erfuhr sie seinen wahren Stand, und nachdem sie mehrere Jahre vertraulich mit ihm gelebt, verhieß sie, ihn frei zu machen und mit großen Schätzen zu begaben, wenn er sie zur Ehe nehmen wolle. Graf Ludwig hatte eine Gemahlin mit zwei Kindern zu Haus gelassen; doch siegte die Liebe zur Freiheit, und er sagte ihr alles zu, indem er des Papstes und seiner Gemahlin Einwilligung zu erwirken hoffte. Glücklich entflohen sie beide, langten in christlichen Landen an, und der Papst willfahrte der gewünschten Vermählung, da sich die schöne Heidin taufen ließ. Beide reisten nach Thüringen, wo sie im Jahr 1249 ankamen. Der Ort bei Gleichen, da die beiden Frauen des Grafen zuerst zusammentrafen, wurde das Freudental genannt, und noch steht dabei ein Haus dieses Namens. Man zeigt noch das dreischläfrige Bett mit rundgewölbtem Himmel, grün angestrichen; zu Tonna zeigt man noch das goldene Kreuz der Sarazenin. Die Burggrafen von Kirchberg besitzen auf Farrenrode, ihrer Burg bei Eisenach, alte Tapeten, worauf die Geschichte eingewebt ist. Auf dem Petersberge zu Erfurt liegen die drei Gemahle begraben, und ihre Bilder sind auf dem Grabsteine ausgehauen.

Da liegt der Hund begraben / Am Fuß des Inselberges liegt das Dorf Winterstein ~ da liegt der Hund begraben. Dort waren Berggruben, und die Herren von Wangenheim hatten dort ein Bergschloß. Ihrer einer war, wie seine Vorfahren zumeist, Jägermeister eines Herzogs von Gotha. Er hatte einen sehr gescheiten und treuen Hund namens Stutzel, und als er gestorben war, hatte seine Witwe das Tier noch lange nach ihm. Der Stutzel war so klug, daß er mit Briefen am

Halsband ganz allein auf den Friedenstein nach Gotha zur Herrschaft ging und also auch zurück, es fehlte ihm nichts als die Sprache. Die Frau von Wangenheim war dem Stutzel übermaßen gut, und als er endlich starb, ließ sie ihm einen Sarg machen und beweinte ihn mit ihrem ganzen Gesinde. Nur eine alte Köchin fand keine Tränen, da ging sie dem Zorn der Herrin aus dem Weg und in die Küche, wo sie Zwiebeln schälte, bis auch ihr die Tränen rannen und sie ein Trauerkleid erhielt so gut wie die andern. Nun sollte der Stutzel feierlich beerdigt werden, die Frau von Wangenheim ließ den Pfarrer rufen und stellte ihm vor, der kluge Hund müsse christlich beerdigt werden. Das ginge nicht an, auf dem Gottesacker dürfe nicht einmal ein Jude begraben sein, meinte der Priester, aber die Frau von Wangenheim rief, Stutzel sei gar kein Hund gewesen, habe rechten Menschenverstand gehabt und sogar ein Testament gemacht, darin der Kirche hundert Taler und dem Pfarrer fünfzig vermacht worden seien ~ natürlich gegen ein christliches Begräbnis. Dem Pfarrer ging die Armut seines Kirchleins zu Herzen, er sprach auf einmal von einem verzauberten Menschen und hatte schließlich ein Eckchen auf dem Gottesacker für den Stutzel übrig. Und alles Gesinde und die Gemeinde mußten nun in Trauerkleidern hinter dem Hundesarg hergehen. Die Gemeinde hat das nachträglich gewurmt, es kam im Lande aus und gab eine Menge Spott, bis die Landesherrschaft eingriff und den Pfarrer zwang, den Hund ausgraben zu lassen. Da nahm ihn die Witwe des von Wangenheim in ihren eigenen Garten und ließ ihm einen besonders schönen Stein mit einer rührenden Inschrift setzen. Noch heutigentags geht das Sprichwort: In Winterstein ~ da liegt der Hund begraben!

Die gläserne Kugel / Ein Förster zu Gräfenrode hatte seinen Vetter Caspar zum Jägerburschen, lebte aber mit ihm in Unfrieden und ließ ihn seine Strenge fühlen. Im Schneekopfwald ließ sich häufig ein großer feister Vielender sehen, und der Förster gab dem Caspar den Auftrag, diesen Hirsch abzuschießen. Caspar, sonst ein trefflicher Jäger, fehlte ihn stets, auch wenn er ihn dicht vor dem Lauf hatte, und mußte allen Spott und Hohn des Försters und seiner Gesellschaft einstecken. Einem alten Weidgenossen und Freunde Caspars tat das leid, er meinte, die Sache ginge nicht mit rechten Dingen zu, und riet dem Burschen, sich in der Glashütte zu Gehlberg eine gläserne Kugel machen zu lassen und mit der sein Heil zu versuchen. Der Caspar tats und traf selben Abend den Hirsch im Wald, legte an und schoß und sah, wie die gläserne Kugel wie ein Feuerpfeil in das Tier zischte. Aber wie er hineilte, dem Tier den Genickfang zu geben, da wars kein Hirsch, sondern sein Meister und Vetter, der da in seinem Blute lag und sich mit seinen bösen Künsten immer in den Hirsch verwandelt hatte. Caspar erschrak sehr, aber das Unheil war geschehen. Er zeigte es an, es ward ihm geglaubt, und noch heute steht im Kirchenbuch zu Gräfenrode: „A. 1690 den 16. Sept. ist der Fürst. Sächs. Forstknecht Herr Joh. Valentin Grahner, Abends nach 4 Uhr von

seinem Vetter Caspar, der ein Jägerbursch war, im Walde am Schneekopf, in Verblendung einer Hirschgestalt, an den Schlaf durch den Kopf geschossen worden, da Knall und Fall eins gewesen ist."

Der Wassermann / Gegen das Jahr 1630 erzählte in der Pfarrei zu Breulieb, eine halbe Meile von Saalfeld, in Gegenwart eines Priesters eine alte Wehmutter folgendes, das ihrer Mutter, ebenfalls Kinderfrau in Breulieb, begegnet sei: Diese wurde in einer Nacht gerufen, schnell sich anzuziehen und mitzukommen. Es war finster, doch machte sie sich auf und fand unten einen Mann warten, zu dem sagte sie, er möchte nur verziehen, bis sie sich eine Leuchte genommen, dann wolle sie nachfolgen; er aber drang auf Eile, den Weg würde er schon ohne Licht zeigen, sie würden nicht irren. Ja, er verband ihr dazu noch die Augen, so daß die Frau erschrak und schreien wollte, allein der Mann sprach ihr Trost ein, Leid werde ihr gar nicht widerfahren, sondern sie könne furchtlos mitgehen. Also gingen sie miteinander; die Frau merkte darauf, daß er mit einer Rute ins Wasser schlug, und sie immer tiefer hinuntergingen, bis sie in eine Stube kamen. In der Stube war niemand als die Schwangere. Der Gefährte tat ihr nunmehr das Band von den Augen, führte sie vors Bett und ging, nachdem er sie seiner Frau anbefohlen, selber hinaus. Hierauf half sie das Kindlein zur Welt befördern, brachte die Kindbetterin zu Bett, badete das Kindlein und verrichtete alle notwendigen Sachen. Aus heimlicher Dankbarkeit warnte die Wöchnerin die Wehmutter leise: „Ich bin sowohl als Ihr ein Christenmensch und entführt worden von einem Wassermann, der mich ausgetauscht hat. Wenn ich nun ein Kind zur Welt bringe, frißt er mirs allemal den dritten Tag; kommet nur am dritten Tag zu Eurem Teich, da werdet ihr Wasser in Blut verwandelt sehen. Wenn mein Mann jetzt hereinkommt und Euch Geld bietet, so nehmt ja nicht mehr Geld von ihm, als Ihr sonst zu kriegen pflegt, sonst dreht er Euch den Hals um, nehmt Euch ja in acht." Indem kam der Mann, zornig und bös aussehend, sah um sich und befand, daß alles hübsch abgelaufen, lobte darum die Wehmutter und warf einen großen Haufen Geld auf den Tisch, mit den Worten: „Da nehmt Euch, soviel Ihr wollt." Sie aber, gescheit, antwortete etlichemal: „Ich begehre von Euch nichts mehr, denn von andern, das ist ein geringes Geld, gebt mir das, so hab ich genug daran; oder ist Euch auch das zuviel, so verlange ich gar nichts, außer daß Ihr mich nach Haus bringt." Er hub an: „Das hieß dich Gott sprechen," zahlte ihr das verlangte Geld und geleitete sie richtig nach Haus. Am dritten Tage an den Teich zu gehen wagte sie aber nicht.

Das Moosweibchen / Ein Bauer aus der Gegend von Saalfeld hatte ums Jahr 1635 Holz auf der Haide gehauen, und zwar nachmittags; da trat ein klein Moosweibchen herzu und sagte zu ihm: „Vater, wenn Ihr hernach aufhört



und Feierabend macht, haut doch beim Umfällen des letzten Baumes ja drei Kreuze in den Stamm, es wird Euch gut sein." Nach diesen Worten ging es weg. Der Bauer, ein grober und roher Kerl, dachte: „Zu was hilft mir die Quackelei, und was kehr ich mich an ein solch Gespenste!" Unterließ also das Einhauen der Kreuze und ging abends nach Haus. Den folgenden Tag um die nämliche Zeit kehrte er wieder in den Wald, um weiterzuhauen; trat ihn wieder das Moosweibchen an und sprach: „Ach, Ihr Mann, was habt Ihr gestern die drei Kreuze nicht eingehauen? Es sollte Euch und mir geholfen haben, denn uns jagt der wilde Jäger nachmittags und nachts ohn Unterlaß und tötet uns jämmerlich, haben auch anders keinen Frieden vor ihm, wenn wir uns nicht auf solche behauene Baumstämme setzen können, davon kann er uns nicht bringen, da sind wir sicher." Der Bauer sprach: „Hoho, was sollten dabei die Kreuze helfen; dir zu Gefallen mach ich noch keine dahin!" Hierauf aber fiel das Moosweibchen den Bauern an und drückte ihn dergestalt, daß er, ein starker Mann, krank und elend wurde. Seit der Zeit folgte er der empfangenen Lehre besser, unterließ das Kreuzeinhauen niemals, und es begegnete ihm nichts Widerliches mehr.

Der Buhle Tod

/ Zu Saalfeld in Thüringen war eine Steuereinnehmerin, die sich heimlich in ihren Schreiber verliebte. Durch Zauberei wollte sie ihn gewinnen, ließ ein frisches Brot backen und steckte mitten in der heiligen Christnacht kreuzweise zwei Messer hinein, indem sie etliche Worte dazu murmelte. Darauf kam der Schreiber aus dem Schlafe ganz nackt zur Stube hereingesprungen, setzte sich am Tisch nieder und sah sie scharf an. Sie stand auf und lief davon, da zog er beide Messer aus dem Brot und warf sie hinter ihr drein und hätte sie bald sehr verletzt. Hernach ging er wieder zurück; eine Muhme, die in der Stube zugegen war, erschrak so heftig, daß sie etliche Wochen krank niederliegen mußte. Der Schreiber soll den folgenden Tag zu den Hausleuten gesagt haben, er möchte nur gern wissen, welche Frau ihn verwichene Nacht so geängstet habe; er wäre so abgemattet, daß er es kaum sagen könne, denn er hätte sollen mit fortkommen und sich ihrer nicht erwehren können; er hätte auch beten mögen, was er gewollt, es hätte nichts genützt. Die alte Frau, die diese Geschichte erzählte, fügte hinzu, auch zu Koburg haben einmal einige Edeljungfrauen von neunerlei Essen etwas aufgehoben und um Mitternacht aufgestellt und sich dabei zu Tisch gesetzt. Darauf kamen ihre Liebsten alle, jeder brachte ein Messer mit, und wollten sich zu ihnen niederlassen. Darüber entsetzten sich die Jungfrauen und flohen; einer aber nahm das Messer und warf es hinterher; die letzte schaute sich um, blickte ihn an und hob das Messer auf. Ein anderes Mal soll statt des eingeladenen Buhlen der leibhaftige Tod in die Stube gekommen sein und sein Stundenglas bei einer niedergesetzt haben, die denn auch in dem Jahr verstarb. ~ In Schlesien haben sich drei Hoffräulein in einer heiligen Nacht an einen gedeckten Tisch gesetzt und ihre zukünftigen Liebhaber erwartet, deren

jedem ein Teller hingestellt war. Sie sind auch auf diese Einladung erschienen, aber nur zwei, die sich zu zwei Jungfrauen gesetzt; der dritte ist ausgeblieben. Als nun die Verlassene darüber traurig und ungeduldig geworden, endlich nach langem vergeblichem Warten aufgestanden und sich ans Fenster gestellt, hat sie gegenüber einen Sarg erblickt, darin eine Jungfrau gelegen, die ihr ganz gleich gestaltet war. Über dies Gesicht erkrankte sie und starb bald darauf.

Der Tannhäuser / Der edle Tannhäuser, ein deutscher Ritter, hatte viele Länder durchfahren und war auch in Frau Venus Berg zu den schönen Frauen geraten. Und als er eine Weile darin gehaust hatte, fröhlich und guter Dinge, trieb ihn endlich sein Gewissen, wieder in die Welt hinauszugehen, und er begehrte Urlaub. Frau Venus aber bot alles auf, um ihn wanken zu machen: sie wolle ihm eine ihrer Gespielinnen geben zum ehlichen Weibe, und er möge ihres roten Mundes gedenken, der lache zu allen Stunden. Tannhäuser antwortete, kein ander Weib begehre er, als die er sich in den Sinn genommen, er wolle nicht ewig in der Hölle brennen und ihr roter Mund sei ihm gleichgültig; er könne länger nicht bleiben, sein Leben wäre krank geworden. Da wollte ihn die Teufelin in ihr Kämmerlein locken, der Minne zu pflegen, allein der edle Ritter schalt sie laut und rief die himmlische Jungfrau an, da mußte sie ihn scheiden lassen. Reuevoll zog Tannhäuser die Straße nach Rom zu Papst Urban, dem wollte er alle seine Sünden beichten, damit ihm Buße aufgelegt würde und seine Seele gerettet würde. Wie er aber beichtete, daß er auch ein ganzes Jahr bei Venus im Berg gewesen sei, da sprach der Papst: „Wann dieser dürre Stecken grünen wird, den ich in der Hand halte, sollen dir deine Sünden verziehen sein, und nicht anders." Der Tannhäuser sagte: „Hätte ich nur noch ein Jahr auf Erden zu leben, so wollte ich solche Reu und Buße tun, daß sich Gott erbarmen müßte." Und vor Jammer und Leid, daß ihn der Papst verdammte, zog er wieder fort aus der Stadt und von neuem in den teuflischen Berg, ewig und immerdar drinnen zu wohnen. Frau Venus aber hieß ihn willkommen, wie man einen langabwesenden Buhlen empfängt. Danach wohl auf den dritten Tag hub der Stecken an zu grünen, und der Papst sandte Boten in alle Lande, sich zu erkundigen, wohin der edle Tannhäuser gekommen wäre. Es war aber nun zu spät, er saß im Berg und hatte sich sein Lieb erkoren, daselbst muß er nun sitzen, bis zum Jüngsten Tag, wo ihn Gott vielleicht anderswohin weisen wird. Kein Priester soll einen sündigen Menschen ohne Trost von sich lassen, sondern verzeihen, wenn er sich zu Buß und Reue kehrt.

Ludwig der Springer / Der Landgraf Ludwig von Thüringen freite eine Tochter Herzog Ulrichs zu Sachsen, war aber nicht zufrieden mit ihr und sandte sie in ihre Heimat zurück. Ihr stolzes Herz grämte sich so darüber, daß sie noch

selben Jahres starb. Nun zog Graf Ludwig, noch jung und wieder ledig, im Lande umher und besuchte den Pfalzgrafen Friedrich zu Sachsen auf seinem Schloß Weißenburg, dessen Weib hieß Adelheid und war übermaßen schön. Graf Ludwig höfelte um sie herum, die beiden verliebten sich ineinander und besuchten sich heimlich. Eines Tages wurde das dem Pfalzgrafen berichtet. Er fuhr aus dem Bade, warf ein leichtes Gewand um und jagte auf einem Pferde dem Grafen Ludwig nach, und das war gerade wie es Ludwig haben wollte. Er erwartete in einem Holz den Pfalzgrafen, und als der ihn einen Gauch und ehrlosen Wicht schalt, drehte sich Ludwig um und stieß den Pfalzgrafen mit seinem Speer tot vom Rosse. Um diese treulose Tat ist in allen Landen viel geredet und gesungen worden. Des Pfalzgrafen Witwe stellte sich, als ob sie ihres Herrn und Gemahls Tod tief betraure, aber nach einem Jahr heiratete sie ihren geliebten Freund und hielt mit ihm fröhliche Hochzeit auf der Schauenburg. Der lebte mit ihr lange Zeit glücklich, ehrte sein Land und befestigte seine Städte. Aber als die Verwandten des von ihm gemeuchelten Pfalzgrafen Rache heischten und Ludwig sich auf kaiserliche Ladung nicht stellte, kam er in die Acht und wurde schließlich gefangen und im Erzstift Magdeburg auf der Feste Giebichenstein eingetürmt. Hier saß er lange Zeit, denn der Kaiser war außer Landes und niemand konnte den Landgrafen richten als der Kaiser selbst. Fast drei Jahre waren dahingegangen, und als Graf Ludwig hörte, der Kaiser käme und wolle ihn ob seiner Tat am Pfalzgrafen hinrichten lassen, stellte er sich krank, bat um einen Schreiber und einen Boten an sein Gemahl, erhielt ihn auch und sandte den Boten mit der Weisung an Frau Adelheid, ihm zu einem bestimmten Tage einen Knecht mit seinem weißen Hengst Schwan an das Saalufer zu senden. Hierauf tat er, als ob seine Krankheit sich verschlimmere, machte sein Testament, ließ sein Sterbehemde bereiten und ließ sich mehrere Mäntel bringen, weil ihn friere, wankte am Stabe im Zimmer auf und ab, während seine sechs Wärter sich mit dem Brettspiel vergnügten. Im Steingemach war es noch kühl, draußen aber schien die Sommersonne. Der kranke Graf lehnte sich in das große offene Bogenfenster und wärmte sich. Und da er seinen Diener am Saalufer sah und auch zwei Fischernachen, die mitten im Strom hielten, warf er mit einem seine Krankheit ab, sprang durchs Fenster, lief an den Felsenvorsprung und sprang mit dem Rufe: „Heilige Maria, hilf deinem Knecht!" von dem Felsen hinab in den Strom. Die Mäntel umgaben ihn wie ein Rad, und er gewann einen Kahn und das gegenüberliegende Ufer, hob sich in den Sattel und stob von dannen. Nach Sangerhausen nahm er seinen Fluchtweg, wo seine Adelheid weilte, und unterwegs durch das feindliche Land gelobte er seinem Schutzpatron, dem heiligen Ulrich, ein stattliches Gotteshaus, wenn er ihn errette. Und noch vor seiner Bußfahrt nach Rom erfüllte er getreulich sein Gelübde, und in einen Stein der Kirche ließ er auf lateinisch die Worte graben, die er ausgerufen, als er vom Giebichenstein entsprang: „Heilige Maria, hilf deinem Knecht!"

Friedrich mit der gebissenen Wange / Der Landgraf Albrecht nahm Kaiser Friedrichs II. Tochter Margarete zur Frau, die schenkte ihrem Gemahl zwei Söhnlein, hatte aber ihr Unglück selbst mit ins Haus gebracht, ein schönes Hoffräulein, das dem Landgrafen nur allzu gut gefiel. Die beiden verliebten sich ineinander und sannen darauf, die Landgräfin aus dem Wege zu räumen. Ein Knecht ward gedungen, der heimlich als ein Teufelsgespenst zur Nacht in das Gemach der Gräfin dringen sollte und ihr das Genick brechen; aber dem Knecht schlug das Gewissen, er mochte der allzeit milden Herrin nichts zuleide tun und entdeckte den dunkeln Plan der Landgräfin. Die hieß ihn eilend den Haushofmeister des Landgrafen, den Schenken Rudolf von Vargula, holen und fragte den um Rat. Der Schenk riet der hohen Frau zu fliehen, sie rüsteten alles, und die Ärmste nahm unter Tränen Abschied von ihren Kindern. Den Ältesten, Friedrich, biß sie in ihrem Schmerz derart in die Wange, daß es blutete, wollte es auch und wollte die Unschuldigen zeichnen, daß sie zeit ihres Lebens an dies Scheiden denken müßten. Dann ward sie samt dem Knecht und zwei ihrer Frauen in der dunkeln Nacht an Riemen über die steile Mauer hinabgelassen, kam auch glücklich den Felsenhang hinab und mußte schmachvoll entwandern. Sie erbat Obdach auf Burg Krainberg bei Salzungen; der Abt von Hersfeld, dem sie gehörte, ließ die Kaisertochter nach Fulda geleiten, von wo sie in ein Frankfurter Frauenkloster gebracht ward. Da starb sie das Jahr darauf in Kummer und Herzeleid. ~ Der Landgraf Albrecht freite seine Kebse, die Kunne von Eisenberg, und sein Land kam durch seine große Untreue in lauter Leid und Elend. Albrecht wollte schließlich sein Land den rechten Söhnen und Erben fortnehmen und seinem Bastard Apiz verschreiben, legte sogar seinen Ältesten, den Friedrich mit der gebissenen Wange, lange Zeit in den Turm der Wartburg, und brachte es zum Ende zuwege, sein ganzes Land Thüringen um zwölftausend Mark Silber an den Kaiser zu verkaufen. Indessen starb ihm in einem Jahr Kebse und Bastard, da freite er, seinen Söhnen zum Trotz, die reiche Wittib des Grafen von Arnshauk, Adelheid. Deren vierzehnjährige Tochter Elisabeth blieb auf der väterlichen Burg zurück und war ein gar holdes Jungferlein. Friedrich mit der gebissenen Wange sah sie und entbrannte, entführte sie denn auch nach kurzer Frist auf sein festes Schloß Grimmenstein bei Gotha, und die Eltern konnten ihm die Magd unter diesen Umständen nicht wohl versagen. Der Krieg zwischen Vater und Söhnen ging dessen ungeachtet weiter, Friedrich erstieg eines Nachts mit nur fünfzehn Mannen die Wartburg und nahm seinen Vater ohne Schwertstreich gefangen. Er sandte ihn nach Erfurt und blieb selber auf der Burg bei seiner Stief- und Schwiegermutter. Nun hatte Friedrich die Burg, aber das Land war ihm noch nicht zu eigen, sondern gehörte noch immer seinem Vater oder gar dem Kaiser, dem es verkauft war. Selbst die Eisenacher Bürger wollten von dem jungen Landgrafen nichts wissen, und rings um die Wartburg wurden Bergfriede aufgeführt, Schanzen geworfen und Wachen gestellt, daß keine Zufuhr heran-

konnte. Zu diesen Zeiten gebar die junge Elisabeth ein Kindlein, und da kein Priester auf der Burg war, das Mägdlein aber getauft werden sollte, entschloß sich der Landgraf zu einem waghalsigen Ritt. Er erkor zwölf tapfere Gesellen, hieß die Amme mit dem Kind zu Rosse steigen und jagte durch die Wachen in das Land. Mit einem beginnt das Kind zu weinen, der Landgraf ruft der Amme zu, sie solle es stille machen, aber die erwidert, das Kindlein sei hungrig und verlange nach der Brust. Befiehlt der Landgraf Friedrich zu halten, die Gesellen stellen sich mit bloßen Schwertern um die Amme, und das Kindlein kann trinken. „Meine Tochter soll auf dieser Jagd nichts entbehren," hat der Landgraf gesagt, „und koste es auch das ganze Thüringer Land!" Indes waren die Verfolger wohl vom Wege abgekommen oder auch heimliche Freunde des Landgrafen, genug, das Kindlein trank in Frieden und gelangte glücklich nach Schloß Tenneberg, wo es von dem Reinhardsbrunner Abt getauft ward. Danach warb sich Friedrich Hilfe, schaffte der Wartburg Zufuhr, schlug die Belagerer und brachte die Thüringer Herren alle auf seine Seite. Nun blieb ihm nur noch der Kaiser als ernstlicher Widersacher, aber den räumte das Schicksal aus dem Wege durch die meuchelmörderische Hand des Herzogs Johann von Schwaben.

Die lebende Mauer / Der Landgraf hatte den höchsten Herrn im Reich zum Schwager, den Kaiser Friedrich Barbarossa. Der kam von seinem Schloß Kiffhausen herüber auf die Naumburg, die noch ohne Mauern stand, dem Kaiser aber sonst sehr gefiel. „Die Mauern kann ich haben, wann ich will!" sagte Ludwig, und der Kaiser: „In welcher Zeit?" Sprach Ludwig, er wolle es in drei Tagen schaffen, doch der Kaiser schwur, es sei nicht möglich, und wenn alle Maurer des Reichs beisammen wären. Darauf beschied der Landgraf alle seine Edlen in den besten Gewaffen auf seine Burg, die kamen in drei Tagen vollzählig angeritten, und der Landgraf trat zum Kaiser und meldete, die Mauer sei fertig. Der Rotbart bekreuzigte sich bei diesem Wort, und dachte, der Satan müsse das getan haben, trat hinaus und sah die lebendige Mauer von Harnischen und Schwertern Mann an Mann rings um die Burg stehen. Wo ein Turm stehen sollte, stand ein Graf und vor ihm ein Bannerträger, und dazwischen die Edlen und Herren. Da flatterten im frischen Morgenwind bunt und schön die Ritterfähnlein der Grafen von Schwarzburg und von Käfernburg, von Gleichen, von Hohenstein, von Stolberg, von Mansfeld, von Rheinstein, von Orlamünde, von Arnsburg, Beichlingen, Gleisberg, Lobdaburg, der edlen Herren von Apolda, Blankenheim, Heldrungen, Treffurt, Kranichfeld, Leutenberg, Salza und derer vom niedrigen Adel, die keine weiten Herrschaften, aber doch feste Burgen und reiche Güter hatten. Rief Kaiser Friedrich: „Hab Dank, Schwager, daß du mir eine so feste, teure, edle Mauer gezeigt hast! Wahrlich, dergleichen habe ich nie gesehen!"

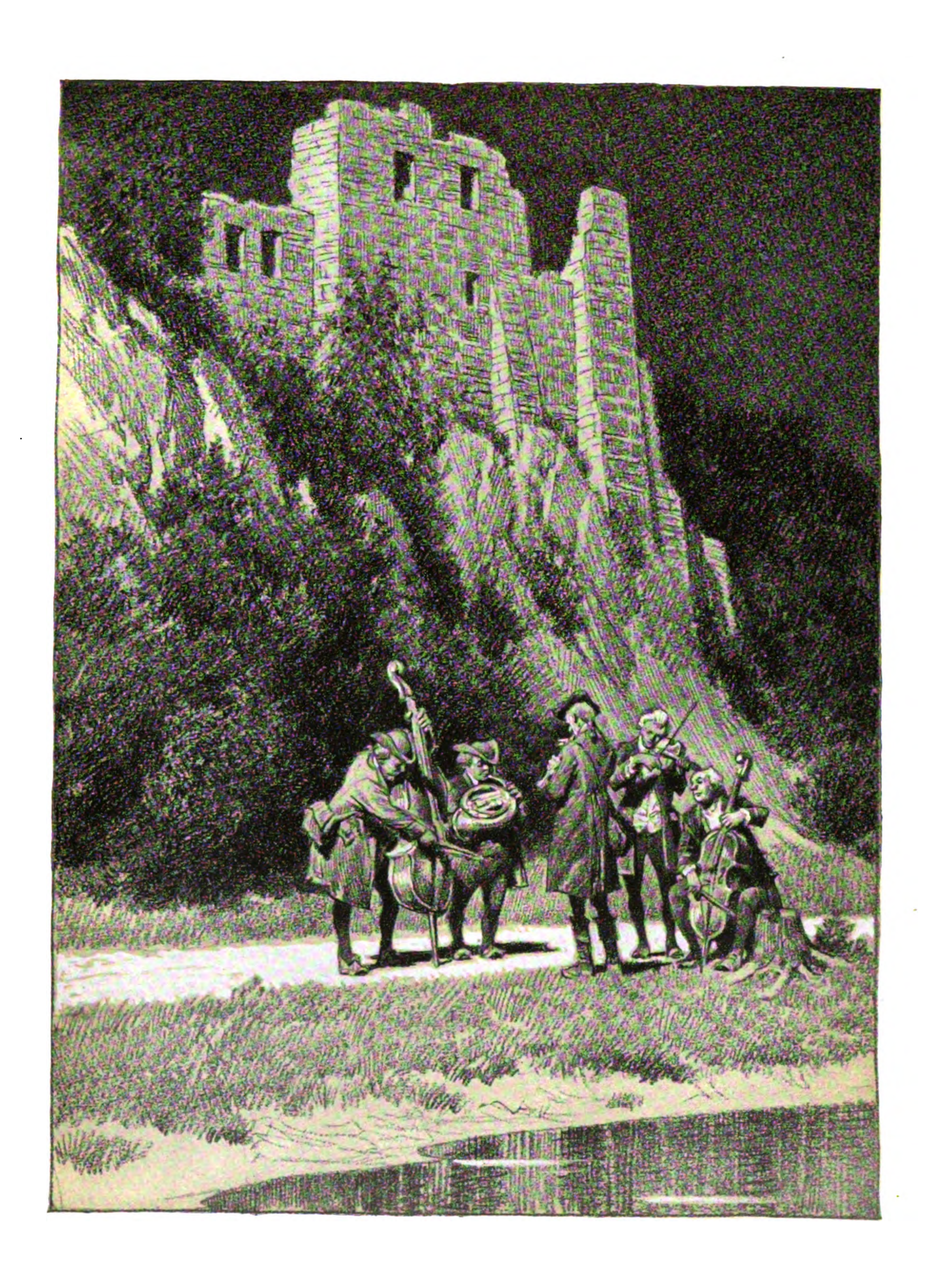
Die Mühlhausener Pflöcke / Wegen der Erbschaft der Salzaer Junker lag der Landgraf Friedrich von Thüringen in häufiger Fehde mit dem Mainzer Bischofe. Als er einst Langensalza belagerte und die Stadt aus Mangel an Lebensmitteln der Übergabe nahe war, trat ein schlichter Bürgersmann in die Ratsversammlung auf der Dreyburg und machte einen Vorschlag, der zunächst belacht, dann aber zum Heil der Stadt ausgeführt wurde. Es wurden nämlich in der nächsten Nacht auf der Mauer um den inneren Burghof und auf die Marktürme Pflöcke eingesenkt und die mit Rüstung und Harnisch angetan, so daß sie aus der Ferne wie eine mächtige Schar rüstiger Kriegsknechte aussahen. Jede Nacht wurden unter lautem Trompetenschall die Feldbinden und Helmzieren gewechselt, da meinten die Belagerer jeden Morgen frische Mannschaft auf den Wällen zu sehen, und der Mut sank ihnen. Sie glaubten nicht mehr an den Nahrungsmangel der Stadt, die so viele Fähnlein zu ihrer Verteidigung aufbrachte, und am füuften Tage nach dieser Erscheinung zogen sie sonder Sang und Klang ab. Viel Kriegsgerät ließen sie den Langensalzern auf dem Felde liegen, und der Feldobrist der Bischöflichen sagte dem alten Bürger für seinen seltsamen Rat öffentlichen Dank und ließ ihn in einem besonderen Festzug auf die Dreyburg führen, wo hoch getafelt wurde, was der Mangel nur hergab. Die Mühlhäuser, die die Stadt belagert hatten, hießen seit der Zeit die Pflöcke und haben den Spitznamen zu ihrem Ärger lange hören müssen.

Die heilige Elisabeth / Von Klingsor, dem großen ungarischen Meister, war dem Landgrafen Hermann von Thüringen geweissagt worden, daß sein, des Landgrafen, Söhnlein Ludwig einst die ungarische Königstochter Elisabeth zur Frau bekommen sollte. Als dies Ludwiglein elf Jahre alt war, sandte der Landgraf um die Hand des Elisabethleins seine vornehmsten Männer, Frauen und Jungfrauen nach Ungarn, und selbe Gesandtschaft wurde am ungrischen Hof sehr wohl aufgenommen, denn Klingsor hatte über das Thüringer Land einen lobenden Bericht getan. Das Elisabethlein ward auf Wunsch der Thüringer num deutsch statt französisch erzogen und mit einem glänzenden Gefolge und herrlichem Brautgeschenk an den Landgrafen gesandt. Es erwuchs auf der Wartburg allen zur Freude, niemand zum Leid, ward holdselig, fromm und tugendhaft, vielleicht etwas zu fromm für den jungen Landgrafen, der frühe den Vater verlor und zur Herrschaft kam. Sie verschenkte ihre schönen Kleider und ging selber in einem ärmlichen Rock, war allzeit freigebig gegen die Armen, so sehr, daß man schier darüber spottete. In einer schweren Notzeit verbot ihr der Landgraf die übertriebene Mildtätigkeit, und als er sie eines Tages mit einem Korbe in der Hand im Hof traf und fragte, was sie drinnen habe, antwortete sie, die den Zorn auf seiner Stirn sah: „Ich trage Rosen, Herr.“ „Zeig her!“ rief der Graf und riß die Decke vom Korb ~ da hatte der Himmel lauter Rosen dareingelegt, der Landgraf stand beschämt vor der Mil-

den und ließ sie in Zukunft schenken, was sie wollte. Ganze Bücher sind vollgeschrieben von ihren Taten, aber das schönste Blatt ist in Gottes Himmelreiche von des Herrn eigener Hand.

Des Landgrafen Höllenfahrt / Landgraf Ludwig war ein schlimmer Tyrann. Als er am Tode lag, sprach er zu seinen Freunden: „Wenn ich tot bin, dann ziehet mir eine Zisterziensermönchskutte an, nehmet euch aber in acht, daß ihr es nicht eher tut!" Wie er gewollt, so geschah es. Als ihn nun ein Ritter in der Mönchskutte so daliegen sah, spottete er sein und sprach zu den andern: „Wahrlich, er gleicht meinem Herrn in keiner Tugend. Als er noch Ritter war, da hatte er nicht seinesgleichen in ritterlichen Dingen, nun er Mönch geworden ist, folgt er seinen Regeln so genau. Sehet nur, wie er tiefes Schweigen beobachtet, er spricht ja nicht ein einzig Wort." Ludwigs Seele wurde gleich frisch vom Körper dem Fürsten der Teufel übergeben. Der saß über einem tiefen Brunnen, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Landgrafen mit den Worten: „Sei willkommen, vielgeliebter Freund! Zeigt ihm doch unsere Speisekammern, unsere Vorratskammern und unsere Keller, dann bringt ihn wieder hierher!" Da wurde Ludwig an die Orte der Strafen geführt, wo nichts war als Heulen, Weinen und Zähneklappern; als man ihn zurückbrachte, redete ihn der Höllenherr also an: „Nun trinke, mein Freund, aus meinem Becher!" Der Landgraf sträubte sich, aber es half nichts, er mußte trinken, und zugleich schlugen ihm helle Schwefelflammen aus Augen und Nase. Danach sprach der Fürst der Teufel: „Nun mußt du dir meinen Pütz einmal beschauen, dessen Tiefe bodenlos ist." Da stürzte man ihn in den Brunnen und schloß den Deckel wieder darauf. Später hat ihn ein Geistlicher in diesem Pütz gesehen.

Die gespenstige Frau / Zur Zeit des Herzogs Johann Kasimir von Koburg wohnte dessen Stallmeister zuerst in der Spitalgasse, hierauf in dem Hause, das nach ihm der Doktor Frommann bezogen, dann in dem großen Hause bei der Vorstadt, die Rosenau benannt, endlich im Schloß, darüber er Schloßhauptmann war. Zu so vielfachem Wechsel zwang ihn ein Gespenst, welches seiner noch lebenden Ehefrau völlig gleich sah, also daß er, wenn er in die neue Wohnung kam und am Tisch saß, bisweilen darüber zweifelte, welches seine rechte leibhafte Frau wäre, denn es folgte ihm, wenn er gleich aus dem Hause zog, doch allenthalben nach. Als ihm eben seine Frau vorschlug, in die Wohnung, die hernach der Doktor innehatte, zu ziehen, um dem Gespenst auszuweichen, hub es an mit lauter Stimme zu reden und sprach: „Du ziehest gleich hin, wo du willst, so ziehe ich dir nach, wenns auch durch die ganze Welt geht." Und das waren keine leeren Drohworte, denn als der Stallmeister ausgezogen war, ist die Türe des Hinterhauses wie mit übermäßiger Gewalt zugeschlagen worden, und von der Zeit



an hat sich das Gespenst nie wieder in dem verlassenen Hause sehen lassen, ist aber in dem neubezogenen wieder erschienen. Was die Edelfrau auch für Kleidung anlegte, das Gespenst erschien in der gleichen, es mochte ein Feierkleid oder ein alltägliches Gewand sein, und von welcher Farbe nur immer. Gemeinlich kam es in der Mittagsstunde zwischen elf und zwölf Uhr; wenn ein Geistlicher da war, so kam es nicht zum Vorschein. Als einmal der Beichtvater Johann Prüscher eingeladen war und ihn beim Abschied der Edelmann mit seiner Frau und seiner Schwester an die Treppe geleitete, stieg es von unten die Treppe hinauf und faßte durch ein hölzernes Gitter des Fräuleins Schürze und verschwand, als das zu schreien anfing. Einstmals ist es mit dem Arm auf der Küchenschwelle gelegen, und als die Köchin gefragt: „Was willst du?" hat es geantwortet: „Deine Frau will ich!" Sonst hat es der Edelfrau keinen Schaden zugefügt. Dem Fräulein aber, des Edelmanns Schwester, ist es gefährlich gewesen und hat ihm einmal einen solchen Streich ins Gesicht gegeben, daß die Backe davon aufgeschwollen ist und es in des Vaters Haus zurückkehren mußte. Endlich hat sich das Gespenst verloren, da ist es im Hause ruhig geworden.

Berchtas Beil / Zur Zeit der zwölf heiligen Nächte fuhr ein Bauer aus der Saalfelder Gegend zu Holze. Da begegnete ihm in einem engen Hohlweg die wilde Jungfrau auf einem Wagen, den zwei Katzen zogen. Der Bauer mochte nicht ausweichen und hob an, greulich zu fluchen. Plötzlich schwang Frau Berchta ihr Beil und schlug es mit mächtigem Hiebe dem Bauern handtief mitten in die Stirn in den Schädel und fuhr brausend mit ihrem Gespann über seinen Kopf und seinen Wagen weg. Der Schlag hatte den Bauern betäubt. Er glaubte, er käme ans Sterben, fand sich aber, als er wieder zur Besinnung kam, heil und unverletzt, nur daß mitten in seinem Kopf die Axt der Frau Berchta mitsamt dem Stiele stak, als sei sie mit dem Fleisch verwachsen. Kein Bader und Feldscher war imstande, ihm die Axt aus dem Kopf zu bringen, und er mußte sich, um dem Spott der Leute aus dem Wege zu gehen, daheim halten und beständig eine hohe Mütze tragen. Das dauerte ein Jahr. Da fuhr er wieder eines Tages ins Holz, und wieder begegnete ihm die Jagdfrau. Diesmal war er mit dem Ausweichen geschwind bei der Hand, trieb sein Vieh zurück und gab der Frau Berchta Raum. Gar freundlich dankte ihm das Waldweib, strich ihm mit der Hand über die Stirn und verschwand. Da fiel das Beil dem Bauern aus der Stirn in die Hand, und am Kopf fühlte er weder Wunde noch Narbe, und als er das Beil recht betrachtete, fand sichs, daß es von lauterem Golde war.

Die törichten Musikanten / Mehrere Musikanten aus Klein-Gölitz, die in Blankenburg beim Tanze aufgespielt hatten, gingen auf dem Nachhausewege am alten Schlosse vorüber. Der Mond beleuchtete die gelben Mauern, und

durch die verödeten Fenster neigten sich grüne Büsche. Der eine sagte: „Wie wäre es, Kameraden, wenn wir den alten Grafen, die da oben umwandeln, ein Ständchen brächten; solche große Herren nehmen das gar gut auf, zumal wenn sie so selten Musik hören wie da droben!" Den andern war es recht, und sie spielten einen gemütlichen Dreher. Die heitern Weisen hallten lustig in die Nacht hinein, und ihr Klang brach sich sanft widerhallend an den alten Mauern. Oben aus den Fensterhöhlen schienen verwitterte Gesichter freundlich zu nicken. Als die letzten Töne verklangen, trat ein graues Männlein ~ die Musikanten hatten es nicht kommen sehen ~ zu ihnen, schenkte jedem einen Buchenzweig und sagte: „Bringt das euren Kleinen mit, die schnabulieren gern Buchekern!" ~ Unterwegs warfen alle den Zweig lachend weg und sagten: „Wenn der wunderliche Mann uns wenigstens ein Zuckerbrötchen mitgegeben hätte, denn Buchekern essen unsere Kleinen dies Jahr nicht, da wir welsche Nüsse die Fülle haben, und in denen steckt doch ein ordentlicher Kern!" Nur der Baßspieler steckte das Zweiglein zum Andenken in seinen Baß. Des andern Morgens kamen seine Kinder fröhlich gehüpft und fragten: „Vater, was habt Ihr uns denn für gelbe Nüßchen mitgebracht, die taugen doch nicht zum Essen? Sie sind so hart, daß man sich die Zähne dran ausbeißen könnte." Und als der Vater den Zweig betrachtete, siehe, da war er in pures Gold verwandelt, und so wurde er der reichste Mann im Dorfe. Die andern Musikanten durchsuchten nun jedes Gräschen am Wege, um ihr Zweiglein wiederzufinden, aber es blieb nicht nur verloren, sondern sie sollen noch obendrein von unsichtbaren Händen unbarmherzige Nasenstüber bekommen haben.

Der Wechselbalg zu Großwitz / Zu Großwitz hinter Saalfeld waren eines Abends Burschen und Mädchen fröhlich in einer Stube beisammen, und nur eine Kindsmagd war mürrisch und verdrießlich, weil sie gar zu viel Mühe mit dem ewig schreienden und mißgestalteten Kinde ihrer Dienstherrschaft hatte. Das war leider Gottes ein Wechselbalg. Hinter dem Hofe war ein alter halbverfallener Keller, darin ließ sich bisweilen ein Licht sehen und schien auch am selben Abend, und die Mädchen neckten die Burschen, sie möchten doch in den Keller hineingehen und sehen, was das für ein Licht sei. Die Burschen hatten keine Lust, riefen den Mädchen zurück, sie möchten selber hineingehen, und wer es tue und ein Wahrzeichen mit herausbringe, solle einen nagelneuen Rock gekauft bekommen. Es wollte keine gehen bis auf die Kindsmagd, wenn ihr nur jemand den kleinen Schreihals solange halten wollte. Drauf fanden sich Hände genug, und die Jungfer ging in den Keller dem Lichtschein nach. Da grölte es aus der Tiefe: „Guckst du, so werf ich!" „Wirfst du, so fang ich!" schrie die Magd unerschrocken zurück. Und das wiederholte sich noch zweimal. Da hob die Magd ihre Schürze auf, etwas Dunkles flog ihr entgegen und plumpte schwer in die Schürze und zappelte und war ein kleines Kind. Das mußte wohl als Wahrzeichen genügen. Eilends

trat sie ins Haus, und wie alle voll Verwunderung das Kindlein ansahen, kam die Hausfrau und schrie vor Freude laut auf: „Herrgott, mein Kind, mein liebes Kind, wie ist es wieder so schön geworden.“ Und wirklich war es das Kind dieser Frau, und der Wechselbalg in der Wiege war auf und davon.

Der Fluch der Mutter / Zwischen Saalfeld und Gräfenthal liegt Reichmannsdorf. Dort war in früheren Zeiten des Bergsegens kein Ende. Gold und Silber grub man in solchen Mengen aus der Erde, daß die Reichmannsdorfer mit goldenen Kegeln spielten. Zu jener Zeit wurde in einem der Schächte eine so große Stufe gediegenen Goldes gefunden, daß sie auf viertausend Gulden geschätzt wurde. Es hatte die Form eines Sessels. Und just zu dieser Zeit kam ein Sachsenherzog, das reiche Gewerk zu beschauen, und fuhr mit einem Knappen begleitet in den Schacht. Befriedigt kam er zurück und lohnte seinen jungen Geleitsmann mit einer Handvoll Dukaten. Der junge Gesell führte darauf ein vergnügtes Leben, ließ das Geld sehen und kam in den Verdacht, daß er Erze gestohlen habe, ward auf heimliche Anklage eingezogen und gestand auf der Folterbank den Diebstahl, den er doch nicht begangen hatte. Er wurde verurteilt und sollte am Galgen gehenkt werden. Seine alte Mutter flehte vergebens für sein Leben, niemand hörte sie, der Arme mußte hängen. Da ward die Greisin von Verzweiflung gepackt, taumelte vom Richtplatz und wankte auf die reichste Grube zu, in welche der Sohn mit dem Herzog gefahren war, umwandelte sie dreimal und sprach schreckliche Zauberflüche über sie aus. Dann goß sie ein Gefäß mit Mohnsamen in die Tiefe und schrie: „Verflucht sei dies Bergwerk um meines unschuldigen Sohnes willen. Soviel Körnlein Mohns hier niederrieseln, so viele Jahre soll kein Körnlein Goldes hier gefunden werden.“ Und stürzte sich, den Zauber zu vollenden und den unterirdischen Geistern ein Opfer darzubringen, in den tiefen Schacht. Im Augenblick durchdröhnte ein unterirdischer Wetterschlag das ganze Gebirge, der Hauptschacht stürzte zusammen, von wilden Wassern ersäuft, und der größte Teil des Reichsmannsdorfer Bergsegens hatte ein Ende.

Die Saalnixen / Zwischen der Saale und dem Städtchen Ranis hat sich des öfteren eine Saalnixe gezeigt. In der Berggrube bleichte sie ihre Wäsche, die war schneeweiß und rot gerändelt. Einst fuhr ein Bauer des Wegs und schlug aus purem Übermut mit seiner dreckigen Mistgeißel ein paarmal drüber hin, daß es garstige Schmitzen auf dem weißen Linnen gab. Plötzlich stand die Nixe an seinem Wagen, schalt, er solle es nicht noch einmal tun, oder er müsse es mit dem Tode büßen, und murrend fuhr der Knecht davon. Als er das nächste Mal an selber Stelle vorüberkam, lag die Wäsche wieder dort, und weit und breit sah er keine Nixe. Da trieb ihn sein boshaftes Herz, nach Herzenslust auf den Linnenschnee zu schlagen und dreckige Striemen

darauf zu zeichnen, und merkte gar nicht bei seinem Tun, daß aus der nahen Berggrube hervor ein mächtiger Strom Wassers brauste, bis ers an den Füßen spürte und es ihm über die Knie schwoll. Und als er sich vor den anschwellenden Fluten auf seinen Wagen retten wollte, war die Nixe da, riß ihn zurück, tauchte ihn unter und hielt ihn fest, bis ihm der Atem verging. Lange Zeit trieb diese Saalnixe ihr Wesen in der Costerquelle und den runden Teichen auf der Walperwiese bei Wilhelmsdorf. Einstmals ging ein Mann aus dem Dorf ins Holz, um einen Peitschenstecken zu schneiden. Gerade bei Sonnenaufgang ging er über die Walperwiese, sah, wie die Nixe am Rande der Costerquelle saß und ihr schlafendes Kindlein wiegte. Erschrocken wollte er ausbiegen und einen Umweg machen, aber die Nixe hatte ihn schon gesehen, fragte freundlich nach seinem Anliegen und versprach ihm einen Peitschenstecken, mit dem er gewiß zufrieden sein werde, wenn er unterdes das kleine Nixlein recht schön wiegen wolle. Der Mann wollte die Nixe nicht erzürnen, setzte sich bei der Wiege nieder und begann sie unbeholfen hin und her zu stoßen. So rauhen Gewieges war die kleine Nixe nicht gewohnt und schrie jämmerlich. Darauf drehte die Nixenmutter sich um und dräute mit der Hand nach dem Mann hin, dem nun das Herz noch tiefer sank, und dem die Hände so zitterten, daß die Wiege gar umfiel. Er entfloh so schnell er konnte, aber nach dreimal vierundzwanzig Stunden lag er als toter Mann in der Saale. Von einem andern aus Reitzengeschwend, der besser gewiegt hat, wird gesagt, daß ihm die Nixe einen goldenen Peitschenstecken verehrt habe. ~ Einmal hatte die Nixe einen jungen Ehemann an sich gelockt. Die verlassene Frau schöpfte Verdacht, ging dem Manne nach und traf ihn bei der Nixe in zärtlicher Umarmung. Vor Jammer brach sie schier zusammen und raufte sich die Haare, und als die Nixe den Schmerz der Frau gewahrte und ihre Liebe zu dem Manne sah, ließ sie den los und sprach: „Hab ihn wieder, er sei und bleibe dein. Aber halt ihn vom Ufer fern, sonst reuts mich und ich hol ihn mir!" Und glitt hinweg und verschwand im Strom.

Der Geist im Pferdekober / Das Dorf Nägelstätt liegt zwischen Langensalza und Groß-Vargula, und nahe beim Dorf eine Trift, die Nägelstätter Weide, auf der spukt es. Zu Langensalza lebte einst ein wunderlicher Doktor, der die Welt floh, aber doch vielen Armen Gutes tat. Er starb endlich alt und lebensmüde. Aber bei seinem Begräbnis schaute der alte tote Doktor in seiner weißen Zipfelmütze und mit einer grünen Brille vor den Augen zum Fenster hinaus. Bestürzt öffnete man den Sarg. Da lag der Alte starr und steif. Drauf erhob man den Sarg wieder und beeilte sich mit dem Begräbnis, indes der Doktor gemütlich hinterdrein sah. Von der Zeit an schaute er jeden Mittag von zwölf bis ein Uhr aus dem Fenster, und niemand wollte in das Haus ziehen. Da ließ man einen Jesuiten aus Eichsfeld kommen. Der brachte einen Fuhrmannskober mit, bannte den Geist hinein und trug ihn in die Nägelstätter Weide.

Acht Tage später kam ein Brautpaar aus dem Dorf über die Weide, wollte zur Stadt und Einkäufe zur Hochzeit machen, war aber gar arm. Da tat die Braut den Wunsch, sie möchten einen Schatz finden, daß ihre Sorgen mit einem Male zu Ende seien. Und der Bräutigam sah in den Ästen einer alten Eiche einen Kober hangen, der mit Stricken festgebunden war, und rief scherzend: „Liebchen, da hängt unser Schatz!" Rasch wurde der Kober vom Baum genommen und seitab vom Weg geöffnet. Wie nun die fest und seltsam verknoteten Stricke mühsam gelöst waren und der Deckel abgehoben ward, stieg ein Qualm aus dem Kober, der roch wie Teufelsdreck, Baldrian und Moschus durcheinander, und aus dem Qualm formte sich ein uralt höckrig Männlein, das war der Langensalzaer Doktor, und sprach gar freundlich: „Habt Dank, ihr jungen Leutchen, daß ihr mich aus dem Kober erlöst habt. Und nehmt diesen Goldgulden. Dafür mögt ihr kaufen, was ihr wollt, er kehrt immer wieder zu euch zurück, nur dürft ihr diese Gabe nicht mißbrauchen." Da ward das Brautpaar reich und glücklich. Der Geist des alten Doktors aber blieb in der Nägelstätter Weide, wo er sich heutigentags noch ab und zu sehen läßt.

Der heilige Günther / Unweit von Sondershausen im Wippertale lagen zwei Klöster, Sankt Gertrudis und Sankt Wippert. In Sankt Wippert lebte im 11. Jahrhundert der heilige Günther, vormals ein reicher thüringischer Gaugraf, der, seine Jugendsünden zu büßen, geistlich wurde und seinen Gau dem heiligen Wippert schenkte. Dieser Günther soll ein Sohn des Markgrafen Ekkard gewesen sein und ein Urahn der Grafen von Schwarzburg, die heute noch in Sondershausen sitzen. Er hatte das Gelübde getan, niemals Fleisch zu essen, und als er einst bei einem mächtigen Herrscher zu Gast war und der ihn nötigte, von einem gebratenen Pfau zu essen, rief der Heilige zu Gott, ihn aus dieser Verlegenheit zu ziehen, und siehe, der gebratene Pfau bekam in seiner Schüssel Federn, wurde lebendig und flog auf und davon. Nachmals hat der heilige Günther noch viele Wundertaten fern von seinem Lande Thüringen getan und ist endlich in Böhmen gestorben.

Die heiligen Jungfern / Im Zisterzienserkloster Volkenrode lebte ein frommer Abt, dem träumte von drei Jungfrauen aus dem Gefolge der elftausend, die mit Sankt Ursula in Köln begraben liegen, zog aus, fand die Leichname und führte sie nach seinem Kloster, wo die heiligen Leiber große Verehrung genossen. In einer Zeit wilder Kriegsunruhen wurden die Kirchenschätze heimlich verborgen, die drei Jungferngerippe wurden unters Dach gebracht und vergessen. Diese Vernachlässigung wurde von den Jungfern im höchsten Grad mißbilligt. Sie klopften ein paarmal stark an ihren Schrein, aber es hörte niemand. Drauf erschienen sie dem Küster und mahnten ihn, sie an einen schicklicheren Ort zu bringen. Allein der Küster verschlief den Befehl des

öfteren. Darauf geschah es, als die Mönche mit dem Abt im Chor sangen, daß die drei Jungfern in die Kirche traten, sich gegen den Altar, den Abt und die Mönche verneigten und durch eine Tür in der Kirche, die stets geschlossen war, mitten hindurch gingen. Jetzt entsann man sich des Reliquienschreins, stieg unter das Dach und hielt Nachforschung. Da war der Schrein zwar noch da, aber die heiligen Gebeine waren verschwunden. Darauf fuhr der Abt gen Köln zur Äbtissin des Stiftes der heiligen Ursula. Da lagen die Gebeine der Jungfern an derselben Stelle, wo man sie ausgegraben hatte, und der Abt wollte sie hocherfreut wieder an sich nehmen. Die Äbtissin jedoch schlug es ihm ab und meinte, man hätte die Gebeine in Thüringen besser halten sollen, so wären sie wohl dageblieben. Aber als sie den Kummer des Abtes sah, faßte sie ein christlich Mitleiden, suchte ihm aus den heiligen Gebeinen ein etwas schadhaftes Jungfernhaupt und gabs ihm zum Ersatz. Und damit zog er traurig heim.

Der Mönch von Reifenstein / Im Eichsfeld liegt das Kloster Reifenstein, das hat ein Kriegsoberst des Hunnenkönigs Attila gegründet, das heißt, der baute dort eine Burg, den Riwestein. Und nach Jahrhunderten erst baute ein späterer Besitzer den Zisterziensermönchen ein Kloster unterhalb der Burgmauern. Das Kloster Reifenstein brachte sich durch gute und schlechte Zeiten hin, bis es an die allerschlechteste kam, die Zeit des Bauernkriegs. Damals war im Kloster ein nichtsnutziger Mönch, Heinrich Pfeifer geheißen, dem gefiels nicht in der Kutte und in der Zucht. Er war tückisch und boshaften Wesens und wurde oft in Strafe genommen, und als er das satt hatte, entsprang er aus Kloster und Kutte und warf einen tödlichen Haß auf alle Klöster, insonderheit aber auf Reifenstein. Er rannte nach Mühlhausen und begann dort sein aufrührerisches Treiben, säte Zwietracht zwischen Rat und Gemeinde, verband sich mit dem hergelaufenen Pfarrer Thomas Münzer und nahm das göttliche Wort lästernd in den Mund, um das gemeine Volk aufzuwiegeln. Er unternahm mit einer Rotte wilder Kerle einen Raubzug ins Eichsfeld, brach und verbrannte Klöster und Burgen und verwüstete endlich auch sein eigenes Kloster Reifenstein. Als der unsinnige Aufruhr seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, ward er von Thomas Münzer zum Statthalter in Mühlhausen ernannt, aber nach der Schlacht bei Frankenhausen ward er auf der Flucht gefangengenommen und ihm am Hohlweg bei Buttstedt der Kopf abgeschlagen. Er starb, wie er gelebt hatte, trotzig und ohne Reue.

Kaiser Barbarossa / Da Kaiser Friedrich, der Rotbart, oder, wie die Welschen sagen, Barbarossa genannt, auf einem Kreuzzug aus seinem saft- und kraftvollen Leben schied, konnte das Volk solches Unglück nicht glauben, und mancherlei Geschichten erzählten, wie der Kaiser noch lebe und im Kyffhäuserberge säße. Ja, noch heutigestags soll er dort schlafen und die Zeit erwarten, da ihn sein Deutschland braucht.

Der lange, graue Bart ist ihm durch den steinernen Tisch gewachsen, und dazu zweimal um die runde Platte, und wenn die dritte Runde vollendet ist, so ist auch des Kaisers Zeit gekommen, dann schreitet er hervor, hängt seinen Schild an einen dürren Baum, und der wird grünen als Anbruch besserer Tage. Ein Zwerglein ist des Kaisers einziger Gesell in dieser Bergeseinsamkeit, alle hundert Jahre geht es hinaus und sieht zu, ob die Raben noch um den Berg fliegen, und wenn es dem Kaiser berichtet, sie flögen noch, so senkt der Rotbart traurig das Haupt und schlummert weiter. Das Zwerglein aber ist alt und halb blind, sonst hätte es gesehen, wie die Raben Geier geworden sind, und wenn das der Kaiser wüßte, er spränge aus Schlaf und Berg und wartete nicht einen Augenblick länger.

Hessen/Pfalz

Der Goldkegel / Auf dem Lüningsberg zwischen Pyrmont und Hameln haben früher über den schönen grünen Rasen die Geister mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln geschoben. Das war ein herrliches Rollen und Klingen, daß die Waldtiere und die Vögel aufgewacht sind und gelauscht haben, aber die Menschen haben es meist nicht gewagt. Einst faßte sich ein kecker Webergeselle ein Herz und meinte, ein goldener Kegel wäre mehr wert als ein hölzerner Webstuhl. Er versuchte sein Glück mit den Geistern und stieg in lauer Sommernacht auf den Lüningsberg. Sah auch die kleinen weißen Berggeister ohne Kegeljungen ihre Kegel schieben. Die stellten sich von selber wieder auf, und die Kugeln rollten von selber wieder zurück. Da fiel ein Kegel so weit ins Gebüsch, daß ihn der Weber packen konnte. Er tat es mit behender Hand und rannte, was er konnte, den Berg hinab, sah sich um, erblickte die Geister mit drohenden Gebärden hinter sich rasen, verfehlte die Brücke über die Humme und stürzte ins Wasser. „Dein Glück!" hörte er noch die Geister rufen, „im Wasser endet unsere Macht!" Sie schwebten von dannen, der Bursche erwartete in seiner Angst den Morgen im Wasser und entkam glücklich mit seinem Kegel nach Hause, baute von dem Gold ein Haus, freite sein Mädchen und ward glücklich. Noch zeigt man am Mühlbach das Haus und auf dem Lüningsberg die Kegelbahn, aber die Geister sind verschwunden und kegeln nicht mehr. Was sollen sie auch mit acht Kegeln?

Fünfeichen / Bei Ärzen im Pyrmontschen liegt das Dorf Selxen, da standen fünf gewaltige Eichen; jetzt sinds nur noch drei, der Platz heißt aber immer noch Zu den Fünfeichen. Zur Nachtzeit ging da ein toller Spuk; schwarze Riesenhunde mit feurigen Augen so groß wie Teller rasselten dort mit Eisenketten, dreibeinige Hasen machten Männchen, der lustige Spuk vom Totenberg, das Galgengesindel, hielt dort seine Tänze, Nachtgetier von greulicher Ungestalt fliegt durcheinander, auch wohl sieht man Hexen unter den Eichen versammelt. Einst kam ein alter Arzt aus Ärzen nachts an dem Platz vorüber, sah ein weißes Kaninchen am Weg und tat es in seinen Schersack. Je weiter er kam, um so schwerer wurde seine Last. Schließlich tat er den Sack auf, und es entstieg ihm ein greuliches Unding, wie ein Mondkalb, äugte ihn schief an und fauchte dazu, daß der arme Arzt nicht schnell genug nach Hause rennen konnte. Ein anderes Mal kam ein alter Handelsjude daher, sah eine weiße Gans und dachte: „Was soll die Gans hier in der Nacht sitzen bis sie ein anderer holt? Ich nehme sie mit und will sie fett machen!" Er nahm sie, die widerstrebte, setzte sie in seine Kiepe und ging seines Wegs. „Gott," dachte er, „wie ist die kleine Gans so schwer, wär ich nur erst zu Haus!" Da riefs aus der Kiepe: „Wirst mich gleich wieder nach Fünfeichen tragen, Jud, vermaledeiter!" Ach, wie zitterte das arme alte Jüdchen, aber es half ihm nichts, er mußte gehorchen und den weiten Weg mit der Last, die immer leichter ward, nach Fünfeichen zurücktragen. Und als er dort war, kroch ein uralt Weiblein mit einem dürren Toten-

schädel aus der Kiepe, sagte dankschön und schlug dem Juden eins ins Gesicht, daß er taumelte, und aus dem Gesträuch kam ein Reim geflogen: „Wer mir die Gans gestohlen hat / der ist ein Dieb / wer sie mir aber wiederbringt / den hab ich lieb!" Der Jud hat fast den Tod davon gehabt. Verlangen nach einer fremden Gans hat er nie wieder geäußert, und den Wunsch, unter den Fünfeichen liebgehabt zu werden, auch nicht.

Die Reise nach Jerusalem / Ein edler deutscher Ritter, der, wie es nun einmal so ging, in ewigem Hader und Zwist mit seinen Nachbarn lebte, ritt eines Nachts, begleitet von etlichen Knechten, in einen Wald nahe an dem Rhein. Ehe er aus dem Wald kam, sandte er einen der Knechte voraus, um zu spähen, ob in dem Felde nichts Verdächtiges sei und ob dort nicht etwa ein Hinterhalt gelegt wäre. Da der Mond gar hell schien, konnte der Knecht recht wohl sehen; als er aber am Rande des Waldes zwischen den Baumzweigen durch das Feld überschaute, da sah er, daß ein unendliches Reiterheer es in seiner ganzen Länge bedeckte und auf hohen Rossen langsam dem Walde nahte. Schnell lief er zu seinem Ritter zurück und hinterbrachte ihm das, und der sprach: „Laßt uns ein wenig warten, wahrscheinlich folgt dem Heere eine Nachhut; an die wollen wir uns wenden und können dann leicht erfahren, ob die Vorziehenden Freunde oder Feinde sind; keineswegs haben wir die Nachzügler zu fürchten und können es mit ihnen aufnehmen." Als sie nun ein wenig gezögert hatten, ritten sie getrost dem Waldrande zu, fanden aber im Felde keine Spur mehr von dem Heere, ausgenommen einen einzigen Soldaten mit zwei Pferden, auf deren einem er saß, das andre führte er an der Hand. Als der Ritter ihm näher kam, glaubte er ein bekanntes Gesicht zu sehen und fragte den Reiter erstaunt: „Was sehe ich, bist du nicht mein Koch?" Der Koch war vor einigen Tagen gestorben, und darum wunderte sich der Ritter so. Auf die Antwort: „Ja, der bin ich, Herr," fragte der Ritter weiter: „Was machst du denn hier, und wer sind die, die vor dir herzogen?" Darauf entgegnete der Tote: „Herr, die vorherzogen, das sind die Ritter und Knappen, und mit denen muß ich noch in dieser Nacht zu Jerusalem sein; denn das ist unsere Strafe." „Was tust du denn aber mit dem Pferde, das du ohne Reiter neben dir herführst?" fragte der Ritter weiter, und der Koch antwortete: „Das steht zu Eurem Dienste, Herr, wenn Ihr mit uns zum heiligen Lande kommen wollt. Fürchtet Euch darum nicht, Übles wird Euch nicht widerfahren und ich gelobe Euch bei meinem Glauben als Christ, daß ich Euch unverletzt dahin und wieder zurückbringe, wenn Ihr meinen Mahnungen Folge leistet." Darauf entgegnete der Ritter: „Ich habe in meinen Tagen viel Wunderbares gesehen, aber gegen dies ist alles nichts." Seine Knechte rieten ihm, die Fahrt nicht zu wagen und mit ihnen zurück nach Hause zu reiten; aber davon wollte er nichts wissen, sprang von seinem Pferde auf das Handpferd des Kochs und war in einem Augenblick aus den Augen der Knechte verschwunden. Am folgenden Tage kehrte der Ritter mit dem Geist an denselben

Ort wieder zurück, wo die Diener ihn noch erwarteten. Der Geist sprach: „Nun glaubt nimmer, daß das, was Ihr gesehen, ein bloßer Traum war; zwei seltne und köstliche Dinge will ich Euch zum Zeichen und Angedenken geben.“ Und er gab ihm ein Salamandertischtuch und ein Messer in einer Scheide und fuhr fort: „Ist das Tischtuch schmutzig, dann werft es ins Feuer, es wird sogleich rein; das Messer aber gebraucht mit Vorsicht; denn, wen Ihr damit verwundet, der ist ein Kind des Todes.“ Mit den Worten verschwand der Geist.

Die wilde Sau

/ Schon im 16. Jahrhundert sank Burg Wildeck an der Werra in Trümmer, keine der edlen Sippen, die dort geherrscht hatten, bewohnte sie mehr, sie wurde der Schlupfwinkel einer im Werratale sehr gefürchteten Räuberbande, deren Anführer ein Schäferknecht aus Großensee war. Der hatte sich wegen seiner grausamen Taten selbst den Beinamen die wilde Sau zugelegt und trieb es wahrlich nicht besser als eine Wildsau. Zwar werden auch menschliche Züge von ihm berichtet, aber im allgemeinen war er so verschrien, daß sein Name als Kinderschreck weithin berüchtigt war. Eines Abends ritt der Räuber als vornehmer Herr gekleidet mit seinen kohlschwarzen Doggen durch Untersuhl. Da sah er am Dorfrande vor der Tür einer kleinen Hütte ein altes Mütterchen bitterlich weinen. Er fragte sie nach der Ursache ihres Kummers und erfuhr, daß ihr die Steuer zu Gerstungen vor einiger Zeit die einzige Kuh hätte nehmen lassen, und daß morgen auch ihre Hütte verkauft werden solle, auf die sie den Erbzins schuldig sei. Sie wisse nicht, wohin sie ihr altes Haupt legen solle. Der Räuber griff in seine Tasche, zog eine Handvoll Goldstücke hervor und rief: „Nehmts an, alte Frau, und bezahlt damit, aber laßt es Euch ja bescheinigen!“ Als andern Tags der Gerichtsdiener kam und das Häuslein versteigern wollte, zählte ihm die Alte den schuldigen Betrag auf Heller und Pfennig auf und ließ sich die Bescheinigung über die Zahlung geben. Der Gerichtsdiener preßte noch ein Erkleckliches für seine Mühewaltung aus der Alten, strich das Geld in seinen Säckel und machte sich auf den Heimweg. Der Räuber lag schon im Hinterhalt und wartete voll Ungeduld auf den Gerichtsdiener mit seinem Geldsack. Donnernd rief er dem Bebenden entgegen, er möge unverzüglich die Taschen auskehren, damit ihm leichter werde. Da half kein Sträuben, die Doggen zeigten die weißen Zähne, das Mordmesser blitzte in der Hand des Buschkleppers. Der Gerichtsdiener reichte der wilden Sau den Säckel und kramte sogar die beiden Goldstücke, die er erpreßt hatte, aus seinen Taschen. Der Räuber betrachtete sie so grimmig, daß der Überfallene schon sein letztes Stündlein gekommen wähnte, aber sie wurden ihm verächtlich wieder in den Schoß geworfen, indes der Räuber hohnlachend von dannen sprengte. Das Gericht in Gerstungen ahnte wohl, wer bei dieser Sache seine Hand im Spiel gehabt habe, aber die Zahlungsbescheinigung war gültig und der Handel entschieden.

Die Frauensteiner Blutlinde / Vor den Trümmern der Burg Frauenstein in der Wiesbadener Gegend steht eine riesige Linde, vier Männer können sie kaum umspannen. Ein Fräulein von Frauenstein liebte einen Jüngling niederer Geburt und kam mit ihm des Abends oft heimlich zusammen. Das sah ihr Vater, und im Zorn stieß er den Jüngling mit seinem Schwerte nieder. Weinend brach die Tochter einen Lindensprößling, den steckte sie durch das rinnende Blut ihres Geliebten in den Boden, sprach mit dem Vater nicht ein Wort mehr und vergrub sich in ein Kloster. Der Lindensproß schlug Wurzel, trieb und ward ein Baum, und wer eines seiner Blätter oder Ästlein pflückte, dem rann es blutig aus dem Baum; das währte, so lange die heimliche Braut im Kloster lebte und weinte. Später hat niemand mehr zu pflücken gewagt, da ist der Baum mächtig emporgediehen und zu einem herrlichen Denkmal des Ermordeten geworden.

Der Eschenheimer Turm / Von der ehemaligen Frankfurter Stadtmauer steht noch ein alter Turm, drein hatten die Frankfurter einst einen Wilddieb namens Hänsel Winkelsee gelegt. Er saß schon neun Tage im finsteren Loch, eh er Spruch und Urteil empfing, und hörte jede Nacht die alte Wetterfahne über seiner luftigen Wohnung kreischen, ärgerte sich und rief: „Wär ich frei und dürft ich schießen nach meinem Wohlgefallen, ich schösse dir wohl so viel Löcher ins Blech, als ich Nächte hier sitze!“ Das hörte der Kerkermeister und trugs vor den Stadtschultheißen, der meinte, für Hänsel Winkelsee gezieme sich eigentlich der Galgen; wenn er aber sich rühme, ein solcher Schütz zu sein, so solle er sein Glück versuchen. Dem Winkelsee ward seine Büchse gegeben und ihm gesagt, wenn er die Fahne wirklich so oft treffe, als er sich vermesse, so solle er frei sein. Ginge aber auch nur eine Kugel daneben, so müsse er baumeln. Der Hänsel lachte und nahm sein Rohr fest in die Hand, hob es und krach! saß ein rundes Loch in der Wetterfahne. Und das tat er neunmal hintereinander, da sah man sehr genau in der Fahne die Zahl Neun in guten Kugellöchern sitzen, und die Räte sahen sich mit langen Gesichtern an und dachten, daß Gott den Hirschlein und Rehlein der Stadt Frankfurt genaden möge, wenn der wieder frei käme. Sie berieten sich kurz und boten dem Hänsel die Stelle des Schützenhauptmanns an. Der schwang den Hut und lachte: „Eure Dachfahnen quietschen mir zu sehr und Euer Hahn kräht mir zu wenig! Habt Dank für die Herberge!“ Nahm dann seine Büchse über die Schulter und ging trotzig von dannen, indes die Zuschauer laut über die verlegenen Ratsgesichter lachten. Der Hahn, den der Hänsel meinte, war das vergoldete Wahrzeichen Frankfurts an der Sachsenhauser Brücke, die der Teufel fertiggemacht hatte. Der Baumeister hats nämlich nicht gekonnt und mit dem Teufel einen Vertrag um die erste lebende Seele geschlossen, die über die fertige Brücke käme. Als der Teufel sich nun müde gearbeitet hatte, jagte der Baumeister einen Hahn darüber, den mußte der Teufel wohl oder übel als lebendige

Seele nehmen. Ist aber so über die Prellerei ergrimmt, daß er den Hahn in den Lüften zerriß und mitten durch die Brücke warf. Die Löcher hat man nimmer zumauern können, aber den Hahn stellte man als ewiges Wahrzeichen auf die Brücke ~ wahrlich, er kräht ein bißchen wenig, da hat der Hänsel Winkelsee schon recht.

Der Teufelsweg auf Falkenstein / Ein paar Stunden von Frankfurt, auf der Höhe, liegen auf steilem Felsen die Trümmer der Burg Falkenstein. Vor langer Zeit, als das Schloß noch schmuck und trutzig stand, warb ein Ritter von Sayn um die Tochter eines Falkensteiners; der wies des Ritters Werbung höhnisch ab, deutete auf seine Felsenzacken und meinte, wenn der Sayner dies Gefels in einer Nacht zu einem reitbaren Wege umschaffen könne, so wolle er ihm die Tochter geben. Erbittert und betrübt zog der Ritter von Sayn ab, das Verlangen konnte er nicht erfüllen. Er ging ins heilige Land, focht tapfer gegen die Sarazenen und suchte den Tod, fand ihn aber nicht. Immer an seine Liebe denkend kehrte er endlich in die Heimat zurück, ritt öfters um den Falkenstein und betrachtete voll Trauer den Berg, den er nicht erobern konnte. „Hier hilft keine menschliche Macht," seufzte er auf, „nur Zauber könnte einen Weg bahnen!" Im selben Augenblick stand ein Erdmännlein in brauner Kutte vor ihm, eisgrau, mit verschrumpeltem Gesicht, das redete ihn an: „Ritter Kuno, ich verschaffe dir den Weg in einer Nacht, wenn du mir versprichst, deine Silbergruben und Stollen zuwerfen zu lassen. Deine Arbeiter stören meine Untertanen." Der Sayner hatte bei den ersten Worten des Männleins geglaubt, der Weg sollte ihn seine Seele kosten und ein Teufelswerk werden, jetzt aber atmete er erleichtert auf, versprach dem Männlein seine Forderung auf sein ritterlich Wort und legte sich mit zweifelndem Herzen zur Ruhe. In der Nacht regte es sich wunderlich um den Falkenstein, Tausende von kleinen, riesenstarken Erdmännlein schürfteu und pochten und zerrissen die Felsen, und als Ritter Kuno in der Frühe ansprengte, war der Weg vollendet, er ritt auf die Burg und ließ sein Horn vor dem Tor erschallen, so lustig, wie er es lange nicht mehr gehört hatte. Es ward ihm aufgetan, und als der Falkensteiner den lang ersehnten Weg sah und dessen Geschichte hörte, gab er dem treuen Freier mit Freuden sein Kind. Der Sayner hielt sein Wort, begann sofort die Gruben zuzuschütten und ließ die Bergwerksarbeiten eingehen. Heut noch steht der Felsenpfad der Erdmännlein, er heißt der Teufelsweg.

Heinrich Frauenlob / Meister Heinrich von Meißen war ein Minnesänger, der manch süßes Lied von Frauenminne und Frauentreue gesungen hat, und darum ward ihm der Ehrenname Frauenlob beigelegt. Er reiste von einem Hof zum andern, wie es damals Sitte war, und sang seine Lieder. Einstmals fiel er auf Wildwegen in Räuberhände und sollte des Todes sterben, da bat er, sie möchten ihm noch ein-

mal zu singen vergönnen, und er sang also süß von der himmlischen Frauen Minne, daß die erhobenen Waffen sanken und ihn die Räuber mit feuchten Augen entließen. Auf seinen Fahrten kam Meister Heinrich auch nach Mainz und verstarb dort. Er wurde mit großen Ehren im Umgang des Doms begraben, und edle Mainzer Frauen trugen seine Leiche von der Herberge bis zum Dom, und aller Augen waren naß um diesen einzigen Lobsänger des weiblichen Geschlechts. Eine Fülle edlen Weins gossen sie ihm aufs Grab, daß es durch die ganze Kirche floß und duftete und Herr Heinrich gewißlich gern wieder auferstanden wäre, wenn er gekonnt hätte, denn er hat allzumal eine durstige Kehle gehabt.

Mainzer Kreuze / Eine schöne Mainzer Kirche hat früher den Namen zu Unserer lieben Frauen im Felde geführt, das Volk aber nannte sie Heiligkreuz. Ein Schiff kam gefahren mit Männern und Frauen, die sahen in der Luft ein schimmerndes Kreuz schweben, das ihrem Schiffe nachzog und sich an den Mast heftete. Bei der alten Schiffbrücke am Holztor legte das Schiff an, und siehe, da war das Kreuz kein Luftgebilde, sondern ehern und kunstvoll von Meisterhand gefertigt. Man wollte seine Bestimmung erkunden und legte es zwei ungejochten und ungeschirrten Ochsen auf den Rücken, die ließ man ohne Leitung und Führung gehen, und sie trugen das Kreuz auf den Hechtsheimer Berg. Dort baute man eine Kirche und stellte das Wunderbild zur Verehrung hinein. Viele Kranke, die vor ihm beteten, sind von seinem Glanz genesen, bis die Kirche in Flammen aufging. ~ Zwischen der Kirche zum Heiligenkreuz und St. Alban stund ehmals eine hölzerne Kapelle, darin ein Kreuzbild. Damals lebte zu Mainz ein Bürger, Schelkropf geheißen, ein Spieler und Trunkenbold, der Hab und Gut in den Wirtschaften vertrank und verbrachte. Als der eines Tages seine letzte Habe verspielt hatte, schwur er, mit seinem Schwert das erste heilige Bild, auf das er stieße, mitten voneinander zu hauen. Er taumelte durchs Feld und geriet in die offene Kapelle, rannte die hölzernen Bilder an und hieb und stach. Da sprang aus dem Holz, vornehmlich aus dem Kreuzbild, ein Strom Blutes ihm entgegen, dem Entsetzten sank das Schwert aus der Hand, er ward gefunden und gefangen. Es wird bezeugt, daß fromme Hände das rinnende Blut in Schalen aufgefangen haben und in die nächste Kirche brachten, das war Heiligenkreuz. Als die in Flammen aufging, blieb das heilige Blut verschont und ward gerettet; heut steht es in der Christophskirche. Schelkropf wurde ob seines unerhörten Frevels auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Mainzer Erzbischöfe / Da ist zuerst zu nennen Herr Harro; er war streng, zornmütig und treulos, ohne Gottesfurcht und ohne Menschenliebe. Wenn er eine Rede hat bekräftigen wollen, so soll er gesagt haben: „Sollen mich die Mäuse fressen, wenns nicht wahr ist!“ Unter seiner Herrschaft kam einst Not und Teuerung, die


P·HEY

Leute fraßen Hunde und Katzen, die meisten Armen starben, und die Überlebenden standen bettelnd vor dem bischöflichen Palast. Harro ließ sie in eine große Scheune vor den Toren entbieten, als wolle er ihnen Korn geben, aber als er die Armen darinnen hatte, ließ er das Tor verriegeln und den morschen Bau an allen vier Ecken anzünden. Bei dem jammervollen Geschrei der Eingesperrten höhnte der Grausame zu den Umstehenden: „Hört ihr meine Kornmäuse pfeifen? Nun wird der Bettel wohl ein Ende haben. Sollen mich die Mäuse fressen, wenns nicht wahr ist!" Die Mäuse schienen nur auf diesen Ausspruch gewartet zu haben, sie sprangen zu Scharen aus dem brennenden Bau und an dem Bischof hoch und bissen ihn. Er entledigte sich ihrer noch, kam nach Hause und setzte sich an seine Tafel. Siehe, da liefen die Mäuse auf dem Tisch herum, fraßen von seinen Speisen, fielen ihm in den Becher und bissen ihn in die Hände. Über dem Bett, darin und darunter waren Mäuse, die ihn mit wütenden Bissen quälten, und Harro erkannte schaudernd das Gericht Gottes. Bei Bingen im Rheinstrom stand eine Wasserburg, in die flüchtete er und gedachte, die Mäuse kämen ihm wohl nicht über das Wasser nach, aber die Mäuse waren schon vor ihm im Schiff und kein Totschlagen half, die Wassermäuse schwammen wie Heringszüge neben ihm her und erkletterten die Wasserburg. Und als Harro im Turm war, fielen die Mäuse über ihn her und bissen ihn, daß er sich zu allen Teufeln wünschte. Der Teufel war denn auch bald zur Stelle, kam in lichterlohem Brande hergefahren und nahm seine Seele und was die Mäuse noch vom Leib übriggelassen hatten, fuhr damit durch die Lüfte und warfs in den Schlund des feuerspeienden Ätna. Von den Mäusen wird noch erzählt, daß sie sogar des Bischofs Gedächtnis haben austilgen wollen, denn alle Schilder im Turm, darauf sein Name stand, haben sie abgenagt. Heut noch heißt die Binger Wasserburg der Mäuseturm. ~ Frommer war der Erzbischof Heriger, streng zwar, aber gerecht. Einst kam ein Mensch nach Mainz, der sich rühmte, die Hölle durchwandert und im Paradiese gesessen zu haben. Den ließ der Bischof vor sich kommen und fragte ihn, was im Himmel zu sehen sei. Sprach der Fremde: „Ich habe Christus an großer Tafel sitzen sehen, St. Johannes war sein Mundschenk und Petrus nahm sich des Kochens an." Das schiene ihm seltsamlich, meinte Heriger, denn Petrus habe doch das Pförtneramt zu versehen. Johannes hingegen wäre ein herrlicher Schenk, denn er trinke selber bekanntermaßen niemals Wein, was die Schenken auf Erden um so besser verstünden. Was er, der Fremde, denn gegessen habe. Sprach der, er habe es nicht gewagt, sich unter die himmlischen Gäste zu drängen, sondern nur heimlich aus der Küche ein Stücklein Leber oder Lunge genommen und ungesehen gegessen. „So hast du im Himmel gestohlen," sagte der Erzbischof, „und der Himmel schickt dich uns, damit wir dich dafür abstrafen." Er ließ alsogleich den Lügner an den Schandpfahl binden und stäupen, dann ließ er ihn ziehen, wohin er wollte. ~ Erzbischof Wiligis war von Herzen fromm und demütig; er war von geringer Herkunft, sein Vater war ein armer Radmacher

gewesen. Die adligen Domherren sahen scheel auf ihn und taten ihm heimlich so viel Spott an, wie sie konnten. Sie malten an Türen und Wände seines Bischofshofes Räder und höhnten, das sei ihres Bischofs Ahnenwappen. Den frommen Wiligis focht das nicht sehr an, er ließ über seine Bettstätte ein hölzernes Pflugrad aufhängen, und in seine Gemächer ließ er rote Wappenfelder mit weißen Rädern malen und darunterschreiben: „Wiligis, Wiligis, denk, woher du kommen sis!" Da haben nachher die Bischöfe von Mainz und auch die Stadt selber dies Bild als Wappenzeichen genommen und behalten, und so ist aus dem Spott der Bösen ein Lob worden.

Fräulein von Boyneburg

Einst lebten auf der Boyneburg drei Schwestern zusammen. Der jüngsten träumte in einer Nacht, es sei in Gottes Rat beschlossen, daß eine von ihnen im Wetter sollte erschlagen werden. Morgens sagte sie ihren Schwestern den Traum, und als es Mittag war, stiegen schon Wolken auf, die immer größer und schwärzer wurden, also daß abends ein schweres Gewitter am Himmel hinzog und ihn bald ganz zudeckte, und der Donner immer näher herbeikam. Als nun das Feuer von allen Seiten herabfiel, sagte die älteste: „Ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir ist der Tod bestimmt," ließ sich einen Stuhl hinaustragen, saß draußen einen Tag und eine Nacht und erwartete, daß der Blitz sie träfe. Aber es traf sie keiner. Da stieg am zweiten Tage die zweite herab und sprach: „Ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir ist der Tod bestimmt," und saß den zweiten Tag und die zweite Nacht, die Blitze verfehrten sie auch nicht, aber das Wetter wollte nicht fortziehen. Da sprach die dritte am dritten Tage: „Nun seh ich Gottes Willen, daß ich sterben soll." Da ließ sie den Pfarrer holen, der ihr das Abendmahl reichen mußte, dann machte sie auch ihr Testament und stiftete, daß an ihrem Todestage die ganze Gemeinde gespeist und beschenkt werden sollte. Nachdem das geschehen war, ging sie getrost hinunter und setzte sich nieder, und nach wenigen Augenblicken fuhr auch ein Blitz auf sie herab und tötete sie. ~ Hernach, als das Schloß nicht mehr bewohnt war, ist sie oft als ein guter Geist gesehen worden. Ein armer Schäfer, der all sein Hab und Gut verloren hatte, und dem am andern Tage sein Letztes sollte ausgepfändet werden, weidete an der Boyneburg, da sah er im Sonnenschein an der Schloßtür eine schneeweiße Jungfrau sitzen. Sie hatte ein weißes Tuch ausgebreitet, darauf lagen Flachsknoten, die sollten an der Sonne aufklinken. Der Schäfer verwunderte sich, an dem einsamen Ort eine Jungfrau zu finden, trat zu ihr hin und sprach: „Ei, was für schöne Knoten!" nahm ein paar in die Hand, besah sie und legte sie wieder hin. Sie sah ihn freundlich und doch traurig an, antwortete aber nichts, da ward dem Schäfer angst, daß er fortging, ohne sich umzusehen, und die Herde nach Haus trieb. Es waren ihm aber ein paar Flachsknoten, als er darin gestanden, in die Schuhe gefallen, die drückten ihn auf dem Heimweg; da setzte er sich, zog den Schuh ab und wollte sie herauswerfen. Wie er hineingriff, fielen ihm

fünf oder sechs Goldkörner in die Hand. Der Schäfer eilte zur Boyneburg zurück, aber die weiße Jungfrau war samt den Knoten verschwunden; doch konnte er sich mit dem Golde schuldenfrei machen und seinen Haushalt wieder einrichten. ~ Viele Schätze sollen in der Burg noch verborgen liegen. Ein Mann hatte Glück und sah in der Mauer ein Schubfach; als er es aufzog, war es ganz voll Gold. Eine Witwe hatte nur eine Kuh und Ziege, und weil an der Boyneburg schöne Heiternesseln wachsen, wollte sie davon zum Futter abschneiden, wie sie aber eben nach einem Strauch packte, glitt sie aus und fiel tief hinab. Sie schrie und rief nach Hilfe, es war aber niemand mehr in der einsamen Gegend, bis abends ihre Kinder, denen angst geworden war, herbeikamen und ihre Stimme hörten. Sie zogen sie an Stricken herauf, und nun erzählte sie ihnen, tief da unten sei sie vor ein Gitter gefallen, dahinter habe sie einen Tisch gesehen, der sei mit Reichtümern und Silberzeug ganz beladen gewesen.

Frau Hollen Teich / Auf dem hessischen Gebirg Meißner liegt der Frauhollenteich, an der Ecke einer Moorwiese. Die ganze Wiese ist mit einem halb untergegangenen Steindamm eingefaßt, und nicht selten sind auf ihr Pferde versunken. Von der Holle erzählt das Volk vielerlei, Gutes und Böses. Weiber, die zu ihr in den Brunnen steigen, macht sie gesund und fruchtbar; die neugeborenen Kinder stammen aus ihrem Brunnen, und sie trägt sie daraus hervor. Blumen, Obst und Kuchen, was sie in ihrem Teich hat, und was in ihrem unvergleichlichen Garten wächst, teilt sie denen aus, die ihr begegnen und zu gefallen wissen. Sie ist sehr ordentlich und hält auf guten Haushalt; wann es bei den Menschen schneit, klopft sie ihre Betten aus, davon die Flocken in der Luft fliegen. Faule Spinnerinnen straft sie, indem sie ihnen den Rocken besudelt, das Garn verwirrt oder den Flachs anzündet; Jungfrauen hingegen, die fleißig abspinnen, schenkt sie Spindeln und spinnt selber für sie über Nacht, daß die Spulen des Morgens voll sind. Faulenzerinnen zieht sie die Bettdecken ab und legt sie nackend aufs Steinpflaster; Fleißige, die schon frühmorgens Wasser zur Küche tragen in reingescheuerten Eimern, finden Silbergroschen darin. Gern zieht sie Kinder in ihren Teich, die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen. Jährlich geht sie im Land um und verleiht den Äckern Fruchtbarkeit, aber auch erschreckt sie die Leute, wenn sie durch den Wald fährt, an der Spitze des wütenden Heers. Bald zeigt sie sich als eine schöne weiße Frau in oder auf der Mitte des Teichs, bald ist sie unsichtbar, und man hört bloß aus der Tiefe ein Glockengeläut und finsteres Rauschen.

Der Döngessee / Bei dem Dorfe Dönges in Hessen liegt der Dönges- oder Hautsee, der an einem gewissen Tage im Jahr ganz blutrot wird. Davon gibt es folgende Sage. Einmal war im Dorfe Dönges Kirmes, und dazu kamen auch zwei fremde, unbekannte, aber schöne Jungfrauen, die mit den Bauernburscheu tanzten und

sich lustig machten, aber nachts zwölf Uhr verschwunden waren, während doch Kirmes Tag und Nacht fortdauert. Indes waren sie am andern Tag wieder da, und ein Bursche, dem es lieb gewesen, wenn sie immer geblieben wären, nahm einer von ihnen während des Tanzes die Handschuhe weg. Sie tanzten nun wieder mit, bis Mitternacht herannahte, da wollten sie fort, und die eine ging und suchte nach ihren Handschuhen in allen Ecken. Da sie sie nirgend finden konnte, ward sie ängstlich, als es aber während des Suchens zwölf Uhr schlug, so liefen sie beide in größter Angst fort, gerade nach dem See, und stürzten sich hinein. Am andern Tag war der See blutrot und wird es an selbigem Tage noch jedesmal im Jahr. An den zurückgebliebenen Handschuhen waren oben kleine Kronen zu sehen. Es wird auch erzählt, daß in einer Nacht zwei Reiter vor das Haus einer Kinderfrau kamen, sie weckten und sie mitgehen hießen. Als sie sich weigerte, brauchten sie Gewalt, banden sie aufs Pferd und jagten mit ihr fort zum Döngessee, wo sie ihrer Königin in Kindesnöten Beistand leisten sollte. Da sah sie viel wundersame Dinge, große Schätze und Reichtümer, mußte aber schwören, keinem Menschen je etwas davon zu sagen. Sie blieb einen ganzen Tag unten, ward reichlich beschenkt und in der Nacht wieder heraufgebracht. Nach vielen Jahren erkrankte sie und konnte nicht sterben, bis sie dem Pfarrer alles entdeckt hatte.

Ein böser Wunsch / Landgraf Philipp von Hessen reiste gern ohne sonderliches Gefolge und schlecht in Kleidung durch sein Land und freute sich, wenn man ihn nicht erkannte. Da traf er einst ein Weiblein unterwegs, die ein Bund Garn trug und jämmerlich weinte. Er fragte sogleich nach ihres Kummers Ursache und erfuhr, daß dies Weiblein sein Garn zu Markte trug, um die hohe landgräfliche Steuer zu bezahlen; aber das Garn würde ihr an allen Enden fehlen. Der Landgraf fragte, wie hoch ihre Steuer sei, und seht, es machte gerade einen Ortsgulden. Drauf griff er in seinen Säckel und reichte der Frau einen Ortstaler, drob ward sie rot vor Freude und dankte in strömenden Worten; des Bildes, das den Landgrafen in vollem Harnisch zeigte, wurde sie nicht gewahr. „Edler Junker," sagte sie endlich, „lohns Euch Gott, wie es dem Landgrafen, dem ichs in den Schatz liefern muß, auf der Seele brennen soll!" Lachend wandte sich der Landgraf zu den Seinen und rief: „Das ist ein schöner Handel, wenn einer wie ich für sein eigen Geld nichts als böse Wünsche kauft!" Und er wiederholte in guter Laune den Randspruch seiner Münzen: „Was Gott beschert, bleibt ungewehrt."

Das Eppsteiner Geschlecht / Wo heut der Eppstein steht, hauste einst in wilden Felsenschluchten ein Riese, der die Jüngferlein der Umgegend fing und ihnen mehr seinen als ihren Willen antat. Bei einer aber ging es ihm schlecht; das war ein Fräulein von Falkenstein und wurde von dem Ritter Eppo umworben. Der

Ritter Eppo und sein Dienstmann jagten dem Räuber nach, tauschten aber sorglich unterwegs die Kleider, so daß der Ritter als Dienstmann galt. Sie waren schon vordem hinter dem Riesen her und hatten an einer verborgenen Stelle ein eisernes Netz aufgestellt, trieben ihn auch jetzt mit vieler List den Weg darauf zu. Dem Riesen war die Verfolgung endlich lästig, er wandte sich voller Grimm, gebrauchte seine Zauberkunst und verwandelte den Ritter in einen Stein. Den Dienstmann beachtete er nicht und stolperte seines Wegs weiter. Der Dienstmann war aber Ritter Eppo, er eilte dem Unhold im geheimen nach und sah mit Frohlocken, wie er in das eiserne Netz geriet und sich nicht mehr herauswinden konnte. Da lief er und befreite zunächst seine Geliebte, drauf nahm er das Netz mit dem Riesen und stürzte es in einen Abgrund. Er gewann seine Liebste als Ehegenoß und erbaute auf dem Felsen, von dem er den Riesen gestürzt hatte, eine Burg, den Eppstein. Zu den Gewölbrippen im Tor nahm man keine Steine, sondern die Rippen des Riesen, die eingemauert und angeschmiedet wurden. Auf der Burg sproßte ein gewaltiges Geschlecht, ihrer fünf behaupteten nacheinander den Bischofsstuhl von Mainz, drei Siegfrieds, ein Werner und ein Gerhard. Der Gerhard war besonders trotzig und mächtig, es hieß, er habe den Kaiser in der Tasche, und er war es auch, der dem Grafen Adolph zur Kaiserkrone verhalf und auch wieder davon.

Der Frankensteiner Esel / Die Frankensteiner sollen ehmals auf Kosten der Darmstädter einen Esel unterhalten haben, hört nur, warum! Zu Darmstadt sollen gar böse Weiber gesessen sein, es kam den Darmstädtern allzuoft vor, daß die Männer von ihren Frauen arg verprügelt wurden, und es wurde ein Bürgerausschuß von hundert Mannen eingesetzt, der über die Strafe der Xantippen zu befinden hatte. Zumeist wurde der Frankensteiner Esel ausgeborgt, die böse Frau daraufgesetzt und von ihrem Mann durch die Stadt geführt. War der Mann so schlimm geschlagen, daß er dies Amt nicht versehen konnte, so ging ein andrer als Geleitsmann nebenher. Es läßt sich denken, daß solche Strafe veredelnd auf das weibliche Gemüt gewirkt hat, und andere Städte machten es den Darmstädtern nach und borgten sich von den Frankensteinern den Esel, daß er sein Wunder tue. Sie zahlten nur nicht immer den Zins, und Bessungen allein soll den Frankensteinern hundert Malter Korn schuldig geblieben sein. Die haben darauf der Stadt Bessungen den Esel nicht mehr vergönnt, wenn das Geheul der Bessunger Männer auch bis zum Himmel stieg.

Der Zutrunk auf dem Räderberg / Auf dem Räderberge bei Nassau soll vordem ein Kloster gestanden haben, Trümmer sind heut noch zu sehen, aber niemand weiß, von welchem Orden. Ein Nassauer Metzger ging abends auf den Viehkauf, da sah er vor sich auf der Landstraße eine Kutsche, der folgte er nach und achtete nicht mehr auf den Weg. Mit einem hielt die Kutsche vor einem

großen, schönen Landhaus am Weg, das hatte der Metzger noch nicht gesehen, und war doch wer weiß wie oft diese Straße gegangen. Aus allen Fenstern schien Licht, aus der Kutsche stiegen drei Mönche und gingen durch das offene Tor. Der Metzger dachte, das sei eine Wirtschaft, er folgte ihnen nach, um die Hausgelegenheit zu erkunden und vielleicht eine Herberge zu bekommen. Er sah die Mönche in ein Zimmer gehen, wo ein Sterbender zu liegen schien und wohl auf die Sakramente wartete, und dann traten sie in einen großen Speisesaal, wo viele Gäste beisammensaßen und lärmend zechten. Als der Metzger eintrat, verstummten alle, der Obenansitzende erhob sich, trat auf ihn zu und bot ihm einen Becher mit den Worten: „Noch einen Tag!" Den Metzger überlief es kalt bei der Stimme, und er mochte nichts trinken. Dann kam ein Zweiter, schließlich ein Dritter mit den selben Worten, und jetzt trank der Metzger aus Höflichkeit Bescheid. Aber als der Vierte kam, wurde es ihm unheimlich, er schlug ein Kreuz, und alles war weg, er stand in tiefer Nacht mutterseelenallein, wußte nicht, wo er war, nichts umgab ihn als Waldgestrüpp und altes Gemäuer. Mit schlotternden Knien erwartete er an dieser wüsten Stätte den Morgen; da nahm er wahr, daß er sich auf dem Näderberg befand, weit von der Landstraße, in den Trümmern des alten Klosters. Er fand sich zurück, ging nicht in sein Geschäft, sondern zum Pfarrer, und berichtete dort seine Erlebnisse. Genau nach drei Tagen war er tot.

Der Heerwisch / In der Gegend der Bergstraße nennen die Leute den Irrwisch einen Heerwisch und haben das Sprüchlein: „Heerwisch, ho, ho! / brennst wie Haberstroh / schlag mich blitzeblo!" Es ist aber schon etlichen übel bekommen, so auch einem jungen Ding, das zur Abendzeit an einem Sumpf bei Hänlein vorüberging, einen Heerwisch hüpfen sah und ihm den Spottvers hinüberrief. Sogleich kam der Heerwisch über den Sumpf geflattert und auf das Mädchen zu, das lief, was es konnte. Aber der Heerwisch hinterdrein mit feurigen Flügeln und schlug damit wie ein großer Sumpfvogel, und als das Jüngferlein sein elterlich Haus erreichte und durch das Tor lief, schlüpfte der Heerwisch auch mit hinein und schlug mit seiner Fackellohe alle Leute, die ihm in den Weg kamen. Dann fuhr er zum Schornstein hinauf und wie ein Feuerdrache durch den Schlot und wälzte sich zum Entsetzen über die Dächer. Andern Tags waren alle, zumeist aber das Jüngferlein, blitzeblo von den Schlägen des Heerwisch. Die Heerwische werden für die armen Seelen von Toten gehalten, die zu Lebzeiten Übeltaten begangen haben und im Grabe keine Ruhe finden.

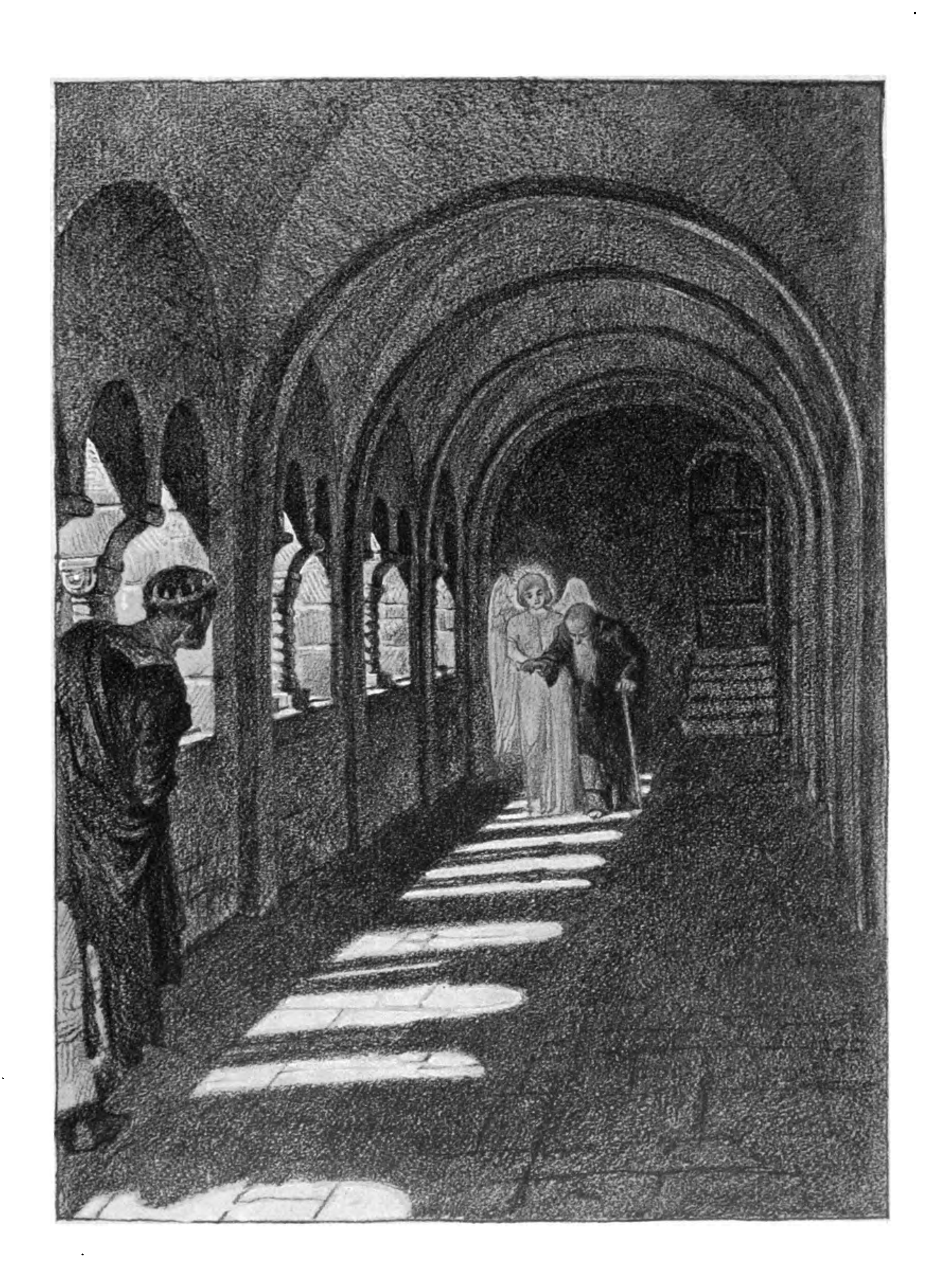
Die Engel des Blinden / Der bayrische Herzog Tassilo, ein naher Verwandter Karls des Großen, empörte sich wider den Kaiser. Karl fing ihn und ließ ihm eine gräßliche Strafe zuteil werden: er zwang ihn, auf einen glühenden Schild zu sehen, bis ihm die Augen dunkel wurden und er erblindete. Das lange Haar wurde

ihm vor dem Thron abgeschnitten, man schor ihn zum Mönchen und steckte ihn in ein Kloster, damit er sein Leben lang büße und bete, und das Kloster hieß Lorsch. Nach Jahren kam Karl zufällig dorthin, hatte aber den Tassilo gänzlich vergessen. Er ging zur Nachtzeit ins Münster, um dort zu beten, und sah im Kreuzgang einen Mönchen unsicheren Trittes wandeln, ihm zur Seite ein lichtumflossener Bote Gottes, der ihn leitete. Dem Kaiser kam der Greis bekannt vor, doch es wollte ihm kein Name einfallen, und er fragte am Morgen den Abt, welchem von seinen Mönchen ein Engel diene. Der Abt wußte hiervon nichts, er wachte mit dem Kaiser in der nächsten Nacht und sah nun selber das Wunder. Sie gingen dem Mönchen nach und trafen ihn in seiner Zelle, aber der Abt wußte nur seinen Klosternamen und nichts von seinem weltlichen Leben. Er sagte dem Blinden, sein Kaiser stehe vor ihm, er möge alles sagen und nichts verhehlen. Drauf fiel der Blinde zu Karls Füßen nieder und rief, indes Tränen seine stumpfen Augen füllten: „Ich bin Tassilo von Bayern, Herr, und ich habe schwer und arg wider dich gesündigt, sieh, meine Buße währet für und für!“ Da hob ihn sein Kaiser liebreich auf: „Du büßest härter, als mir lieb ist, und wenn ich dir noch etwas zu vergeben habe, so sei es vergeben!“ Und Tassilo, im Überschwang seiner Erlösung, küßte des Kaisers Hand und verschied auf der Stelle. Im Kloster zu Lorsch ruht sein Staub begraben.

Der Wechselbalg / Zu Heßloch bei Odernheim hat sichs zugetragen, daß der Kellner eines geistlichen Herrn mit der Köchin wie mit seiner Ehefrau gelebt, nur daß er sich nicht öffentlich durfte einsegnen lassen. Sie zeugten ein Kind miteinander, aber das wollte nicht wachsen und zunehmen, sondern es schrie Tag und Nacht und verlangte immer zu essen. Endlich wollte es die Frau gen Neuhausen auf die Cyriakswiege tragen und wiegen lassen, und ihm aus dem Cyriaksbrunnen zu trinken geben, damit es mit ihm besser werde. Denn es war damals der Glaube, ein Kind müsse dann nach neun Tagen sich zum Leben oder Tod verändern. Wie nun die Frau über den Grasplatz bei Westhofen kommt, ist das Kind ihr so schwer geworden, daß sie keucht und der Schweiß ihr übers Angesicht läuft; da begegnet ihr ein fahrender Schüler und redet sie an: „Ei Frau, was tragt Ihr da für ein wüstes Geschöpf, es wäre kein Wunder, wenn es Euch den Hals eindrückte.“ Sie antwortete, es wäre ihr liebes Kind, das wollte nicht gedeihen und zunehmen. Er aber sprach: „Das ist nicht Euer Kind, es ist ein Kind des Teufels, ders selbst in Eurer Wiege vertauscht, werft es in den Bach!“ Als sie aber nicht wollte, sondern beharrte, es wäre ihr Kind, und es küßte, sprach er weiter: „Euer Kind steht daheim in der Stubenkammer in einer neuen Wiege, werfet diesen Unhold in den Bach!“ Da hat sie es mit Weinen und Jammern getan. Alsbald ging unter der Brücke ein Heulen und Murmeln an gleichwie von Wölfen und Bären. Und als die Mutter heimgekommen, hat sie ihr Kindlein frisch und gesund und lachend in einer neuen Wiege gefunden.

Die Wiesenjungfrau / Eines Tages, als ein Hirtenbub bei Auerbach auf einer grünen Wiese seines Vaters Kühe weidete, fühlte er plötzlich einen sanften Backenstreich, und hinter dem Erschrockenen stand eine wunderschöne, schleierweiße Jungfrau und wollte ihn anreden. Aber der Junge entlief brüllend in sein Elternhaus. Bald hernach hütete er wieder und stand träumend in der Mittagsglut am Waldrain. Da raschelte es, als schlürfe eine Eidechse durch die Dornen, und als der Knab hinsah, wars eine Schlange, die trug im Mund eine blaue Blume und bat mit süßer Stimme: „Erlöse mich! Erlöse mich! Mit dieser Blume kannst du im alten Schloß Auerbach die verfallenen Keller öffnen, und alles Gold darin ist dein! Nimm die Blume!“ Aber dem Buben wars unheimlich, von sprechenden Schlangen hatte er lebtags noch nichts gehört, und der Wert des Goldes war ihm ebenfalls fremd, kurz, er lief abermals davon, so rasch ihn seine Beine trugen. Im Spätherbst hütete er zufällig wieder an derselben Stelle und empfing wieder unversehens einen Backenstreich. Da stand die weiße Jungfrau hinter ihm, hielt die blaue Blume in der Hand und bat: „Erlöse mich! Nur du allein kannst es. Ich bin verwünscht zu harren und zu wandeln, bis aus einem Kirschkern, den ein Vöglein auf die Wiese fallen läßt, ein starker Baum geworden ist; ein Kindlein, das in einer Wiege aus dieses Baumes Holz geschaukelt wird, kann mich erlösen. Du bist solch ein Kindlein, hier ist die blaue Blume, so die Schätze auf Burg Auerbach hebt. Hebe sie und erlöse mich!“ Dem Jungen lief es eiskalt über den Rücken, aber er hatte kein Herz, und wem das fehlt, der ist ein Tropf. Er bekreuzigte sich und schüttelte mit dem Kopf. „Weh!“ rief die Jungfrau, „so muß ich wieder hundert Jahre warten! Du aber, der du kein Herz hast, sollst auch keines finden!“ Und schwand mit einem schmerzlichen Seufzer. Vom Tage an ward der Junge bleicher und stiller, und ward des Lebens in kurzen Monden ledig.

Igel als Alb / In einer lustigen Spinnstube brachte die Magd vom Hause das Gespräch aufs Albdrücken und jammerte, sie werde jedesmal gleich nach dem Einschlafen von so einem Alb belästigt; aber niemand wollte ihr glauben. „Wartet,“ sprach die Magd ruhig, „ich bring euch das Ding herunter!“ Und ging in ihre Kammer und legte sich mit den Kleidern zu Bett und tat, als ob sie schliefe. Schon kam der Alb und setzte sich auf sie, doch sie schlug ihn in ihre Schürze und eilte mit ihm nach unten und ließ ihn mitten unter das Volk fallen; da gab es kein schlechtes Geschrei! Der Alb war ein haariges Ding, ineinandergewickelt wie ein Igel, und tat nicht einen Mucker. Ein paar Bursche nahmen Kienspäne vom Leuchter und brannten ihm aufs Fell, es half aber nichts, jedoch ein Mädel zog ihre Nadel aus dem Brustlatz und stach das fremde Ding tief und tüchtig, und da hörte man ein scharfes Pochen an den Scheiben und eine Stimme: „Alb, bist du da?“ Erschrocken starrte sich die Spinnstubengesellschaft in die bleichen Gesichter, und ihr Schreck wurde nicht kleiner, als das haarige Ding sich plötzlich



regte und antwortete: „Ja, ich bin hier drinnen." Da hob die erste Stimme wieder an und grölte: „Sie stechen dich und brennen dich, aber du wirst es leiden und nimmer verraten, für was die grüne Petersilie gut ist!" ~ Da ward es doch einigen zu bunt, sie rissen in ihrer Angst die Tür auf, und fort war der Alb und ward nicht mehr gesehen.

Das Wort vom armen Teufel / Es ist recht merkwürdig, dies Wort vom armen Teufel, zumal doch ein jeder weiß, der Höllenfürst sitzt als Herr über unendlichen Schätzen der Erde. Aber entstanden ist es so: dem armen Kaspar in einem oberhessischen Dorfe war es zeitlebens schlecht gegangen, es war also kein Wunder, wenn ihm der Mund einmal nach den Schätzen und dem Wohlbehagen der Reichen wässerte; und als er eines Tages durch den Wald strich und sein Holz auflas, kam ihm der Gedanke, es möge ihm einer nur helfen, und wenn es der Teufel wäre. Der Satan riecht die menschlichen Wünsche, die nach ihm zielen, wie ein anderer einen guten Speckpfannenkuchen, stand im selben Augenblick neben dem Kaspar und fragte biedermännisch nach seinem Begehren. Kurz, sie wurden einig: der Teufel sollte dem Kaspar in der Nacht durch den Schornstein seinen längsten Sack voll Taler schütten, der Kaspar aber dem Teufel seine Seele in der Todesstunde übergeben. So leichtsinnig war der Kaspar, jedoch er kam nach Hause, und da saß sein Weib. Dieser Anblick erinnerte ihn ein wenig an die himmlische Glückseligkeit, die er so rascher Hand von sich gegeben hatte, seine fröhliche Stimmung verschwand, und bald hatte die Frau alles erfahren, was ihm begegnet war. Kaspars Frau war nicht auf den Kopf gefallen, sie dachte einen Augenblick nach und rief: „Laß dein Heulen, du schlapper Kerl, wir wollen dem dummen Teufel schon zeigen, wo die Sache ein Loch hat!" Dann suchte sie den längsten Sack hervor, schnitt unten ein großes Loch hinein und hing ihn in die Küche unter den Schornstein und über die offene Kellertür, die ging zu einem guten, schönen, tiefen Keller. Punkt um elf kam der Teufel angeflattert, setzte sich auf das Dach und rief, er sei da, man solle ihm den Sack hinhalten. „Nur zu!" rief der Kaspar, „ich warte schon lange." Der Teufel schüttete und schüttete, die Taler rasselten wie Hagelschläge hernieder, aber der Sack wurde nicht voll. Wütend steckte der Böse den Kopf zum Schornstein hinein und schrie, ob das Ding noch nicht voll sei, doch der Kaspar heulte empört zurück, er sähe überhaupt nichts und verbitte sich die Scherze. Drauf steckte der Teufel die Hörner bis über die Ohren in den Sack, sah aber auch kein Geld und mußte sich wieder ans Schütten geben. Derweil saß die Frau im Keller und hatte genug zu tun, den silbernen Regen mit einer großen Schaufel beiseite zu scheffeln, daß Platz für eine neue Sendung wäre und das Loch sich nicht verstopfe. Wie Donner brausten die Taler herab, immer gräßlicher wütete der Teufel, aber er sah kein Ziel und brüllte endlich in Höllenschweiß gebadet: „Was zu viel ist, ist zu viel! Ich würde ja so um mein letztes Geld kommen! Unser Pakt ist aufgehoben!" „Schön, du Prahlhans!" sagte der Kaspar, und ein Stein fiel ihm vom Herzen,

„es ist mir auch lieber so.“ Nun kam auch die Frau aus dem Keller und machte dem Teufel eine lange Nase: „Ätsch, ätsch, du Narr, du stinkiger, im Sack war ein Loch, abers Geld haben wir doch!“ Und dann schlug sie die Hände vor Vergnügen zusammen. Der Teufel knickte beschämt den Schwanz ein und machte sich reisefertig: „Ihr verfluchten Weibsleut ihr! Ihr seid noch zehntausendmal so schlecht als der Teufel!“ und fuhr ab mit Gestank.

Die argen Bauern von Lorsch / In der Lorscher Gegend, wo heut der Seehof steht, lag vorzeiten ein großer See. Die Dörfer ringsum wurden einst von einer schlimmen Plage heimgesucht: ein Ameisenregen fiel über die Felder, so dicht, daß in wenigen Tagen kein grünes Hälmchen mehr zu sehen war. Die Bauern wandten sich in ihrer Not an den Bischof von Worms, und der Bischof hieß sie einen frommen Umzug durch die Felder tun und Gott um Abwendung der Plagen anflehen. Der Umzug wurde gemacht, aber als er an einem Feldaltar unweit des Sees innehielt, trat ein Einsiedel hinzu und sagte: „Mich schickt Gott zu euch; gelobt mir zu tun, was ich euch befehle, dann sterben die Ameisen im selben Augenblick. Jedoch muß jedes Dorf, das betroffen war, mir hundert Gulden zum Bau einer Kapelle geben.“ Des waren alle willens; darauf zog der Einsiedel ein Pfeifchen aus seiner Kutte und pfiff. Sogleich verdunkelte sich der Himmel vor den Wolken der anfliegenden Ameisen, die vor dem Einsiedel zu einem schwarzen Turm emporwuchsen und auf einen neuen Pfiff jählings in den See stürzten. Dies war gewiß ein gelungenes Stück, das seinen Lohn verdiente; aber als der Einsiedel in die Gemeinden ging und die ausbedungenen Gulden verlangte, schrien sie ihn an, er sei ein Zauberer und verdiene eher verbrannt zu werden als bezahlt. Zehn Dörfer machten das so, jedoch es schreckte ihn nicht, er zog am letzten Haus des Dorfes sein Pfeiflein aus der Kutte und pfiff, und sieh, die Schweine der ganzen Gemeinde brachen mit Macht aus Stall und Hof und folgten ihm, der die Runde durch alle zehn Dörfer machte, ohne daß einer wagte ihn zu halten. Bis an den See zu Lorsch führte er die Herde, dort verschwand er mit ihr. ~ Das Jahr darauf verwüstete ein Grillenregen die ganze Gegend. Wohl erkannten die Bauern jetzt, wie sehr groß ihre Sünde war, aber der Wormser Bischof, an den sie sich wieder wandten, wollte nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben. Da hielten sie abermals einen Umzug durch die Felder, um mit Beten und Flehen den Zorn des Himmels zu versöhnen. Am Lorscher See begegnete ihnen ein Köhler vom Gebirge her, neigte sich sittsam vor dem Allerheiligsten und sprach zur Menge: „Die Strafe, so euch betroffen hat, wird von euch genommen sein, wenn mir jedes Dorf fünfhundert Gulden für einen Klosterbau gelobt.“ Mit Freuden sagten die Dörfer zu und gelobten es feierlich. Der Köhler langte ein Pfeifchen aus dem Sack und pfiff, und überall erhoben sich die Grillen und folgten ihm nach dem Tannenberg, allwo ein riesiges Feuer brannte und sie verzehrte. Jedoch dem Köhler erging es

mit seinem Lohn nicht anders als dem Einsiedel, die Dörfer wiesen ihn ab, zehn an der Zahl. „Ganz wie ihr wollt," sagte der Helfer ruhig, setzte sein Pfeiflein an den Mund und pfiff, und alles Wollvieh der Gemeinden folgte ihm, den niemand anzurühren wagte, nach bis an den Lorscher See, wo Köhler und Herde auf immer verschwanden. ~ Ein neues Jahr kam und brachte ein solches Heer von Mäusen, als seien sie vom Himmel geregnet. Jetzt war wieder Not am Mann, und die Bauern lernten wieder schnell das Beten und Jammern und Winseln um Hilfe, und machten ihren alten Umzug. Am Lorscher See stand plötzlich ein Bergmännchen in ihrer Mitte und erbot sich, der Plage zu steuern, wenn jedes Dorf tausend Gulden zahle. Und nicht nur um Gotteslohn solle das Geld sein, sondern das Männlein wolle den Gemeinden einen Damm von Handschuchsheim bis Ramstadt gegen die wilden, flurenverheerenden Gebirgswasser bauen. Die Bauern schworen mit gelernter Geschwindigkeit. Gerade so schnell griff das gelbe Männlein nach seiner Pfeife, und die Mäuse folgten ihm zu Millionen nach dem Tannenberg, der sich dem Heere klafterweit öffnete und sich erst hinter dem letzten Schwänzlein schloß. Aber seine Ernte war nicht größer als die des Köhlers und des Einsiedels, jedoch um so schrecklicher seine Vergeltung. Er pfiff sämtliche Kinder der Dörfer, selbst die Säuglinge rissen sich von der Mutterbrust und trippelten hinter ihm drein, und er verschwand vor den entsetzten Augen der regungslosen Bauern mit der ganzen Schar im Tannenberg, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Da waren die Bauern mürbe, sammelten das Geld zusammen und trugen es dem Wormser Bischof hin und erfuhren seitdem keine Plagen mehr.

Das gerettete Mägdlein / In Oberhessen wohnte ein Ehepaar in Liebe und Eintracht, aber ohne Kinder. In einer bösen Stunde rief der Mann zornig: „Frau, wenn du von mir kein Kind bekommst, so sollst du eines vom Teufel haben!" Die Frau kam wirklich ihre Zeit danach in Wochen und gebar ein Mägdlein, das war am ganzen Leibe schwarz und lernte kein Wort reden, so viel man sich auch mit ihr beschäftigte. Das ging so bis ins zwölfte Jahr. Da sprach auf einmal die sonst Stumme: „Herzliebe Eltern, ich muß nun sterben. Doch um alles, was euch wert ist, bitte ich euch, stellet mir eine Wache an den Sarg." Es kam, wie sie sagte, und auch ihre erste und letzte Bitte ward erfüllt, ja, um ganz sicher zu gehen, ließ man den Sarg in der Kirche vor den Altar stellen, und jede Nacht wachte ein Mann dabei. Dem ersten Wächter wurde zwischen elf und zwölf Uhr nachts das Genick gebrochen, dem zweiten ergings nicht besser, und darauf fand sich nur noch nach langem Suchen ein Soldat, der weder Tod noch Teufel fürchtete und sich zur Wache erbot. An den trat in der Nacht ein kleines graues Männchen und empfahl ihm, er möge sich zwischen elf und zwölf auf die linke Seite des Sarges stellen; das tat der Soldat vertrauend. Die Glocke schlug, der Sargdeckel flog auf, und das schwarze Mädchen kam in gruseliger Gestalt heraus, als ob es

lebe, und suchte eine volle Stunde nach dem Wächter, mußte sich aber, als seine Zeit um war, wieder in das hölzerne Häuslein machen. Andern Abends hieß das graue Männchen den Soldaten, sich auf den Altar zu setzen, und abermals schnaubte das Mädchen unter den entsetzlichsten Drohungen um ihn herum, konnte ihm aber nichts anhaben. Am dritten Abend folgte der Soldat wieder dem Rat des guten Männleins und stellte sich auf die rechte Sargseite. Kaum war das Mägdlein seinem Schragen entstiegen, da legte sich der Soldat an ihre Stelle, und nun konnte es vor dem Sarge knien und ihm gute Worte geben, so viel es wollte, der Soldat rührte sich nicht, bis es vom Turme zwölf schlug. Da sprang er aus dem Sarg, und gleich lag das Mädchen darin, war auf einmal schneeweiß am ganzen Körper und schlug holdselig die Augen auf: „Wackerer Mann, das möge dir Gott lohnen! Du hast mich vom Teufel befreit und mir zu meiner Ruhe verholfen!" Drauf fielen dem Tödlein die Augen zu und es blieb eine Leiche.

Der Zauberer Struwel / Vorzeiten soll in Stettbach bei Jugenheim ein Mann gesessen haben, der Struwel hieß und zaubern konnte. Bei diesem Struwel saßen eines Abends drei junge Burschen in der Stube und holten ihn über ihre Dirnen aus. Schließlich kam das Gespräch auf die drei alten Ritter im Burgverlies des Auerbacher Schlosses, und die Burschen drangen in Struwel, er möchte die drei beschwören. Struwel meinte, er könne sie wohl herschaffen, aber er wisse nicht, wie er sie wieder fortkriegen solle; und bat, sie möchten nicht weiter in ihn dringen. Jedoch die Burschen ließen ihm keine Ruhe, er mußte nachgeben und ging daran, mit Kohle einen Kreis auf den Fußboden zu ziehen, nahm auch eine Weidengerte, bog sie und beschrieb Zeichen mit ihr, indes er immer rechts im Kreise herumwandelte. Plötzlich blieb er stehen und rief: „Laßt euch raten, Burschen, steht von dem Ding ab, eben steigen die drei Ritter zum Keller heraus, ich kann sie noch zurückschicken." Aber nein, es hieß: „Her damit, sie sollen nicht umsonst aus dem Keller geklettert sein!" Nach einer Weile hielt der Struwel wieder an und sorgte sich: „Besinnt euch, Burschen, eben kommen sie aus dem Eichwald gegangen." „Immer weiter!" schrien die Burschen, und der Struwel wandelte im Kreise und machte seine Zeichen. Jetzt blieb er noch einmal stehen und rief bittend: „Ihr lieben Leute, laßt ab, denn eben kommen sie zum Ort hineingewandert." Vergebens, die drei Toren wollten die Ritter noch näher haben. Da tat es einen furchtbaren Schlag an die Haustür, und der Zauberer stöhnte: „Jetzt sind sie im Hof und warten!" Und den Burschen kam die Geschichte mit einemmal ganz anders und minder erfreulich vor. Die Ritter brauchten ja nicht hereinzukommen, meinten sie, aber ansehen dürfe man sie wohl, wenn auch nur durch das Fenster. Der Struwel versuchte seine Kunst, aber indem er noch sprach, krachte die Tür auf, und vor der Schwelle standen drei hohe Totengerippe in rostigen Rüstungen. Der Struwel drehte sich auf dem Absatz um und lief wie besessen links im Kreise, zugleich machten die Ritter kehrt und warfen beim Fortgehen das Tor

hinter sich zu, daß das Haus in seinen Grundfesten erbebte. Der Struwel lief eine ganze Weile so weiter, dann ächzte er: „Gott sei gelobt, sie liegen wieder in ihrem Keller!" Und stürzte hin wie tot. Die drei Burschen lagen schon längst ohnmächtig da, und es hat sie nie wieder gelüstet, Geister aus ihrer Ruhe zu stören.

Knodener Künste / Das Dorf Knoden im Odenwald ist durch seltsame Künste berühmt, insonderheit verstanden seine Bewohner das Bannen und Festmachen trefflich. Schon im Dreißigjährigen Krieg zeigten sie das an einem Trupp fremden Kriegsvolks, das wurde von ihnen festgezaubert und dann Mann um Mann niedergeschossen. Nur der Offizier, der hieb- und schußfest war, mußte mit Knüppeln totgeschlagen werden. Seinen Kopf haben sie unter eine Brücke geworfen, da spukt der Geist noch heutigestags. ~ Ein Hauptkerl war der Bitsch-Nickel aus Knoden, ein großer, schöner Bursch. Der fiel den preußischen Werbern in die Hände und ward in eine Festung unter die Soldaten gesteckt. Es gefiel ihm wenig, und eines Abends lief er davon. Nun aber verstand der Kommandant der Festung die Zauberei nicht schlecht, und Bitsch-Nickel, der die ganze Nacht gelaufen war, fand sich am anderen Morgen vor der Festung wieder. Er versteckte sich unter einen Haufen Reisig und wartete die Dunkelheit ab. Die andere Nacht ging es ihm nicht besser, erst in der dritten siegte seine Kunst, und er entkam glücklich nach Knoden. Die Preußen sandten einen Korporal und sechs Mann hinterdrein, die kamen zum Grafen Schönberg und baten um die Erlaubnis, Bitsch-Nickel einzufangen. Der Graf ließ Bitsch-Nickel rufen, hielt ihm sein Verhalten vor und tröstete ihn sodann, er wolle die Preußen fortschicken. „Laßt sie nur kommen, gnädiger Herr," rief der Bitsch-Nickel, und als sie am Abend kamen und ihn aus dem Bette holten, ging er gutwillig mit, die brennende Pfeife im Mund, als obs zum Tanzboden statt zum Spießrutenlaufen ging. Am großen Felsen aber, dem Hochstein, sagte er ruhig: „So, jetzt hab ich euch weit genug gebracht, nun geht man hin, woher ihr gekommen seid!" Und die Soldaten mußten marschieren, ob sie wollten oder nicht, und konnten nicht einmal den Hals nach ihm umwenden. ~ Es gab zu Knoden auch Bücher über die Kunst; in jüngeren Tagen kam einst ein Fremdling in das Haus eines Bauern, der eben auf dem Felde war, fand solch ein Buch und las darin. Da kamen mit einemmal Scharen von Raben durch das Fenster geflogen, einer nach dem andern, bis die Stube schwarz voll war. Der Bauer sah vom Felde aus die vielen Raben nach seinem Hause fliegen, ihm ahnte nichts Gutes, er sprang ihnen nach und sah nun, was er durch seine Unachtsamkeit angerichtet hatte. Rasch eilte er auf den Speicher, ergriff einen großen Topf voll Erbsen und streute die unter die Vögel. Dann nahm er dem entsetzten Fremdling das Buch aus der Hand und las alles, was der gelesen hatte, wieder rückwärts, und ein Rabe nach dem andern flog hinaus, bis sie alle fort waren. Aber die Erbsen, die sie gefressen hatten, brachte keine Kunst mehr zurück.

Bestrafte Habgier / In der Gemeinde Dittges war einst Streit wegen des Holzmaßes, jeder glaubte, der andere bekomme mehr; da schlichtete der Schulze die Sache und schlug vor, es solle jeder Stamm nach Manneslänge gemessen werden, er selber wolle jedem Bürger das Maß sein. Und so legte er sich der Reihe nach auf alle Stämme, und der Zimmermann schlug dicht über seinem Kopf eine Kerbe in das Holz. So war alles zufrieden und männiglich bekam sein gerechtes Teil; schließlich kam auch des Schulzen Holz zum Vermessen, der Schulze lag schon auf dem Stamm, die Axt schwebte schon über ihm ~ da dachte er, er könne noch mehr gewinnen, wenn er sich gewaltig reckte, stemmte die Füße fest und wuchs um einen ganzen Kopf. In diesem Augenblick fiel das Beil und schlug durch seinen Nacken, und die Brettlein haben gerade für seinen Sarg gereicht.

Der Doktor Aphrasterus / Ja, der war ein sehr gescheiter Mann, aber seine größte Kunst hat er durch einen Zufall gelernt. Er wanderte einst durch einen Wald und hörte unter einem Baum ein klägliches Winseln und Stöhnen, sah sich um, fand aber nichts. Schließlich merkte er, daß die Stimme aus der Erde kommen müsse, stocherte ein wenig mit seinem Stock und brachte eine Flasche zum Vorschein, in deren Bauch stöhnte es gewaltig. Wißbegierig zog er den Stöpsel ab, da zog ein weißlicher Rauch heraus, wurde dichter und dichter und am Ende zu einem mächtigen Riesen, der schrie seinen Befreier an: „Jetzt bist du mein!" Der Doktor Aphrasterus hatte ein mutiges Herz und ließ sich nicht leicht durch irgend was verblüffen. „Jawohl, schön," sagte er, „aber zuerst mußt du mich deine ganze Zauberkunst lehren!" „Da hast du sie!" rief der Kerl und warf ihm ein paar Zauberbücher vor die Füße. „Du bist ja ein merkwürdiger Kauz," erwiderte der Doktor, „jetzt möchte ich noch gern wissen, wie du in die Flasche gekommen bist; denn was da herauskam, das warst du nicht, das war nichts als Dampf und Rauch." „Sieh her!" sagte der Kerl, „ich machs dir vor!" Und löste sich in Rauch auf und schlüpfte in die Flasche. Der Doktor sprang mit dem Stöpsel wie ein Füllen und machte die Flasche fest zu, nahm sie, trotz allen Gewimmers des Geistes, und vergrub sie tiefer unter den Baum, als sie je gelegen hatte. Dann packte er seine Zauberbücher und ging nach Haus. Er lernte das Goldmachen, das Verwandeln, kurz, alle Dinge, die ihn in kurzer Zeit zum reichen Mann machten. Besonders eine Kunst war ihm vor allen andern lieb, nämlich die, sich gegen alles Gift zu sichern und sich so am Leben zu erhalten. Nur ein Gift gab es, das konnte ihn töten; es war das Magnetgift. ~ In selber Stadt tauchte eines Tages ein anderer Zauberer auf, mit dem geriet der Doktor in Streit. Da versuchte der Fremde ihn auf alle möglichen Arten zu vergiften, aber Aphrasterus trank und aß lachend all das Gift, als wäre es Wein und Lebkuchen. Jedoch schließlich merkte er in seinen Eingeweiden, daß der Fremde das Magnetgift gefunden haben müsse, griff zu seiner Pistole, lud sie und schoß sie durch das Fenster ab. Dann be-

fahl er seinem Diener, zu dem Fremden zu gehen und den nach seinem Befinden zu fragen. Der lief eilig und kam zurück: der Fremde sei von einer Kugel getroffen und im Sterben, man wisse nicht, wer den Schuß getan, denn Fenster und Türen seien geschlossen gewesen und noch unverletzt. „Ich wills dir sagen," sagte der Doktor, „ich habe es getan. Hier nimm meine Zaubergläser und wirf sie in den Rhein." Der Diener nahm die Gläser, warf sie aber nicht ins Wasser, sondern bewahrte sie in einem Sack auf. „Nun, wie machten sie sich im Wasser?" fragte Aphrasterus; der Diener meinte, er habe nichts Besonderes gemerkt, das Wasser sei ruhig geblieben. „Du Schuft," schrie der Doktor, „soll ich dich erschießen, wie ich den Zauberer erschoß? Schnell, wirf die Gläser in den Strom!" Da konnte der Diener eilig laufen, und das Wasser brauste hoch auf, als es die Gläser empfing. Als er seinem Herrn das meldete, beschenkte der ihn fürstlich, daß er auf Lebenszeit genug hatte. Zwei Stunden später war der Doktor tot und nahm seine Geheimnisse mit ins Grab.

Advokat und Teufel / Vor langer Zeit lebte in Darmstadt ein Advokat, ein rechter Leuteschinder, der den armen Bauern das Fell über die Ohren zog, ihnen einen Prozeß nach dem anderen auf den Hals jagte und sie mit seinen Rechnungen von Haus und Hof trieb; sogar den reichen Leuten in der Stadt gingen die Augen über, wenn er zu fordern anfing. Eines Tages wanderte der Advokat mit einem ganzen Sack voller Papiere nach dem Ried zu, da gesellte sich ihm unterwegs ein Mann in Odenwälder Tracht: breitrandiger Hut, langer blauer Rock und kurze Hosen. Die Beine waren so mager und dürr wie ein paar Storchstelzen. Sie kamen ins Gespräch, und der Fremde lachte zu allem, was der Advokat sagte, so grell und höhnisch, daß es selbst jenen überlief und ins Schaudern brachte. Einmal sah er ihm nach den Füßen und merkte nun freilich, daß der leibhaftige Teufel mit ihm pilgerte. Es wurde ihm kalt und schwül, er überlegte, wie er sich benehmen sollte, und kam zu dem Schluß, daß es am besten sei, reinen Tisch zu machen. So sprach er keck heraus: „Was habt Ihr denn im Ried zu schaffen, gibts in der Hölle keine Arbeit mehr?" „Aha!" lachte der Böse, „wir kennen uns! Ich muß da eine Seele holen, die schon lange für mich reif ist; die Leute haben sie mir schon oft genug gewünscht." Dem Anwalt lachte das Herz vor Freude, daß es nicht auf ihn abgesehen war, er unterhielt sich getrost mit dem Teufel über seine Schelmereien und Niederträchtigkeiten, rühmte sich ihrer und versuchte, sich in der Hölle lieb Kind machen, worüber der Teufel laut lachen mußte. So im Wandern begegnete ihnen ein Metzger, der ein Schwein vor sich hintrieb und seine liebe Not hatte, da es bald hier, bald dort im Kot wühlte. Endlich rief der Metzger ungeduldig: „Der Teufel soll dich holen, wenn du nicht vorangehst!" Der Advokat war sogleich bei der Hand und schrie seinen Genossen an: „Greif zu, das Vieh ist dein!" Da wars heraus, daß er noch schlechter als der Teufel war, denn der Böse sagte achtlos: „Das war dem Mann nicht so ge-

meint, er muß die ganze Woche von dem Viehlein leben, laß es ihm!“ Der Anwalt lachte ihn wegen seines weichen Herzens aus und erzählte noch viel schlimmere Schandtaten von sich. Im nächsten Ort hörten sie ein Kind heulen, dessen Mutter schaute aus dem Fenster, ballte die Faust und schrie: „Halt dein Maul, oder der Teufel soll dich holen!“ Aber das Kind flennte weiter. Der Advokat stieß seinen Kameraden an und sprach: „Da hörst dus! Nimms, sonst bist du ein Esel, es ist dein!“ Lachend ging der Teufel seines Weges: „Du hättest es wohl nicht stehen lassen, aber ich nehme es nicht; es ist der Mutter Einziges, sie würde sich zu Tode grämen, wenn ich zugriffe. Es war auch so schlimm nicht gemeint.“ „Hei, bist du ein schöner Teufel!“ schrie der Advokat und lachte aus vollem Hals, „wenn ich so all mein Tag gehandelt hätte, wäre ich jetzt am Bettelstab.“ So gingen sie weiter, und der Leuteschinder erzählte immer lustiger von seinen argen Taten, bis sie an den Ort kamen, wo der Anwalt zu tun hatte. Einem Bäuerlein sollte gerade das Bett unter dem Leibe verkauft werden, der Ärmste stand mit den Nachbarn auf der Straße, und als er den Advokaten sah, fiel er vor ihm nieder, samt seinem Weibe, und bat ihn weinend, er möge sie nicht ganz unglücklich machen. Der Anwalt sprach lachend zum Teufel: „Nun sieh mal, wie ich das jetzt mache!“ Und damit gab er dem Bauern einen Fußtritt und schrie: „Fort, ihr Schufte, das alles wird verkauft!“ In hellem Zorn sprang der arme Mann auf: „O du Schinderknecht, dich muß noch der Teufel holen, oder Gottes Wort ist gelogen!“ Drauf lachte der Teufel laut auf und rief: „Siehst du, Freundchen, das war wirklich von Herzen so gemeint,“ faßte den Anwalt und riß ihn in die Lüfte, und nie wieder hat man eine Spur von ihm gesehen.

Das Marienbild im Dom zu Speier / Sanct Bernhard hatte sich einmal unter den Fürsten verspätet, die zu einem Reichstage gen Speier gekommen waren, und die Stunde, wo er gewöhnlich Maria mit einem Ave zu grüßen pflegte, hatte schon längst geschlagen, als er sich seiner Säumnis erinnerte. Er lief, so sehr er konnte, dem Dome zu und begann schon einige Schritte vor dem Altare sein Gebet: „O du gütige, o du milde, o du süße Jungfrau Maria.“ Als er aber an dem Altare stand, da schaute ihn die Muttergottes nicht mit ihrem sonst so freundlich lächelnden, sondern mit einem Auge voll Verweises an und fragte aus dem Bilde: „O heiliger Bernhard, wo bist du denn so lange gewesen, warum kommst du so spät?“ Des war der heilige Bernhard nicht gewohnt und antwortete Marien mit den Worten Pauli: „Das Weib soll schweigen in der Kirche.“ Seitdem hat das Bild kein Wort mehr gesprochen.

Das Horn von Buren / Bei Buren, einem Dorf in der Nähe von Speier, ist ein Hünengrab gelegen, auf dem saß eines Tages der Junker von Buren und stöberte von ungefähr einen Stein herunter, unter dem fand er ein mächtiges Hüfthorn an einem rostigen Ring. Neugierig setzte er es an den Mund und blies hinein, da

bebte die Erde weit in der Runde von dem ungefügen Hall, und der Recke hatte seine Freude dran. Er blies lustig weiter, drauf rüttelte sich das Hünengrab, tat sich auf und entließ einen gewaltigen Riesen, gewappnet und grimmgemut, der schrie den Knaben an: „Hör auf zu blasen, du Wicht, oder ich zermalme dich." „Immer langsam," rief der kühnlich zurück, „erst will ich sehen, was sonst noch für Wunder geschehen!" Und blies munter weiter. Den Riesen wandelte das Lachen an, er schrie vergnügt: „Bist du von diesem Schlage? So behalte das Horn als Geschenk vom Riesen Schreck. Und wenn du in Not bist, so blase hinein, ich komme dann und helfe dir gegen deine Feinde!" Und Wort hat er gehalten, der Riese Schreck; so oft der Junker in Gefahr das Horn an die Lippen setzte und sein ungefüger Ton über das Schlachtgetümmel donnerte, brach der Riese aus seinem Grabe und focht neben dem von Buren, bis der Kampf gewonnen war. Ja, als der Junker schon längst begraben war und das Horn als ein Altertum staubig die Wand zierte, soll es einmal in Kriegsnot ein Enkel ergriffen und geblasen haben, und Schreck ist zum letztenmal aufgestanden und hat auch diesem Herrn von Buren geholfen.

Rheinland

Immenkapelle / Im Kloster Altenberge lebte ein Bruder, der war des Klosters Bienenvater. Er hatte keinen sonderlich hellen Geist, war aber von Herzen treu, was vor Gott am meisten gilt. Da man nun eines Tages wieder das Allerheiligste durch die Fluren trug, der Saaten Wachstum und Gedeihen zu fördern, dachte der Bienenvater in seiner Einfalt, wenn die heilige Hostie dem Korn und dem Weizen so wohl anschlüge, so müsse sie es auch dem Honig und dem Wachs. Er nahm heimlich eine geweihte Hostie und legte sie unter ein Glas in das Bienenhaus. Da schwärmten alsbald die Immen herbei und bauten um das Heiligtum von klarem Wachs ein gar kunstvolles Sakramenthäuschen mit Türen, Kuppeln, Bogen und Türmchen, Pfeilern und zierlichem Schmuck. Und die Tiere des Feldes kamen und beugten sich vor dieser wunderbaren Monstranz. Da nun die Brüder alle dies Wunder bestaunten, bekannte der Bruder Bienenvater, was er getan hatte, und die Brüder lobten ihn hoch, nahmen das Wunder und brachtens in die Klosterkirche, rissen das Bienenhaus ab und bauten an seiner Statt eine Kapelle, die noch heute die Immenkapelle heißt. Damit hatten sie dem Bruder Bienenvater einen schlechten Dienst getan, er wurde noch stiller und bleicher, als er schon gewesen war, und verschied nach kurzer Frist aus seinem entvölkerten Garten hin in den lebendigen Garten seines Gottes.

Der Teufelsstein zu Cleve / Zu Cleve liegt ein großer Stein vor der Kirchtür, darin sieht man des Teufels Klauen abgedrückt. Ein Pfarrer von Cleve hatte mit dem Teufel gewettet, er wolle eher eine Messe lesen, als der Satan einen Stein, dessen man zu einer Säule in der Kirche bedurfte, aus dem Lande jenseits der See holen könne. Der Teufel ging die Wette ein und der Pfarrer begann die Messe, eilte sich aber so sehr, daß er sie in drei Minuten gelesen hatte. Es dauerte noch eine Zeitlang, ehe der Teufel mit dem Steine kam; als der aber den Pfarrer an der Kirchtüre stehen und sein warten sah, schmiß er wütend den Stein hin und schrie: „Das ist nicht zu verwundern; das häßliche Weib auf deinem Altar hat mich dreimal in die tiefste Tiefe der See gestoßen." Unter dem häßlichen Weibe aber verstand er die heilige Mutter Maria, die dem Pfarrer geholfen hatte.

Der Tod des Grafen Wilhelm von Jülich

Aus Ärger über eine ihm auf seinem Schlosse Nideck widerfahrene Schande erkrankte Graf Wilhelm und wollte siech nach Köln reisen. Unterwegs aber fühlte er die Kräfte seines Leibes und seiner Seele schwinden und sprach: „Oh, ich sehe Köln nicht mehr wieder." Man ließ ihn nieder. Der Arzt sah, daß es des Grafen letztes Stündlein sei, und bat ihn: „Ich rate Euch, nehmt doch Eure Gemahlin wieder zu Euch!" „Das geschieht nimmer," sprach der Graf. Da bat der Arzt für einen Ritter, den Herr Wilhelm

im Kerker schmachten ließ, aber der Graf sprach: „So lang ich lebe, verläßt er den Kerker nicht." „Dann wird er morgen frei!" sagte der Arzt hart, und so geschah es auch. Graf Wilhelm starb in den Armen einer Frau, die er ihrem Manne geraubt hatte. Als sie nun klagte: „Was fange ich nach Eurem Tode an?" antwortete Wilhelm: „Du mußt einen jungen Ritter heiraten," und das waren seine letzten Worte. In derselben Nacht wurde eine Nonne des Sankt Mauritiusklosters in Köln im Traum in die Hölle geführt und sah da einen schrecklichen Topf, der war mit einem glühenden Deckel zugedeckt und von Schwefelflammen umgeben. Eine Stimme sprach: „Darin sind nur zwei Seelen; die des Kaisers Maxentius und die des Grafen Wilhelm von Jülich." Als sich nun am andern Tage die Kunde verbreitete, daß der Graf gestorben sei, da erkannte die Nonne die Wahrheit ihres Gesichtes.

Zaubernadeln / In ein gewisses Haus kam alle Tage eine Milchbäuerin, um ihre Milch daselbst zu verkaufen. Die Frau des Hauses hatte ein kleines Kind; jedesmal, wenn die Bäuerin kam, wunderte sie sich über des Kindes Schönheit, nahm es auf den Arm und liebkoste es und sprach immer: „Ach, welch ein lieb Kind, welch ein lieb Kind!" Es war aber sonderbar, daß das Kind jedesmal plötzlich und peinlich aufschrie, wenn die Bäuerin es nahm; auch bemerkte die Frau, daß das Kind Geschwüre bekam, und jedesmal, wenn das Weib im Hause gewesen war, fand sie der Geschwüre mehr. Was sie auch dagegen tun mochte, die Schwären waren unheilbar, und sie schloß, das Kind müsse bezaubert sein. Als die Bäuerin nun am folgenden Tag wiederkam, gab ihr die Frau das Kind nicht, bat sie aber, weil es Winter und sehr kalt war, ein wenig am offenen Herdfeuer niederzusitzen. Inzwischen rief die Frau ihren Mann und der kam alsbald, steckte heimlich einen Nagel aus der geweihten Osterkerze unter den Stuhl, auf dem das Weib saß, schürte das Feuer und machte eine so große Flamme, daß die Bäuerin es vor Hitze nicht aushalten konnte. Sie wollte aufstehen, vermochte es aber nicht und bat den Mann, sie ein wenig rückwärts zu schieben. „So viel Kraft habe ich nicht," antwortete der, „Ihr seid mir zu schwer und könnt wohl selbst ein wenig zurückrücken!" Und mit den Worten warf er noch mehr Holz in die Flamme. Da begann das Weib zu seufzen und zu jammern und bat den Mann, sie doch loszulassen. Nun war es klar, daß sie die Hexe gewesen, die es dem Kinde angetan. Der Mann befragte sie mit herben Worten, und sie gestand endlich und sprach: „Ja, ich habe Euer Kind bezaubert; ich habe es mit Zaubernadeln gestochen. Sie liegen in meiner Kommode, im siebenten Kästchen der obersten Schublade in einem Döschen. Da habt Ihr den Schlüssel, nehmt sie und werft sie weg und Euer Kind ist genesen; laßt die andern aber liegen." Der Mann nahm den Schlüssel, eilte zu dem Haus der Bäuerin und schloß den Kasten auf; er fand darin viele Döschen, in denen Nadeln lagen, und er warf alle fort. Im Suchen sah er eine besonders große Dose; als er die neugierig öffnete, sah er eine zweite darin, darin eine dritte

und also bis zur siebenten; die letzte war gespickt voll Nadeln. Er warf auch die weg, so daß das Weib nicht mehr damit schaden konnte. Nach Hause zurückgekehrt, warf er sie vor die Türe, und sie hat sich seitdem nie mehr in das Haus gewagt.

Hufeisen auf Händen und Füßen

/ Zwei Pferdeknechte schliefen zusammen in einem Bette im Stall. Der eine von ihnen war ein dicker, fetter Bursche und wurde mit jedem Tage noch dicker und fetter; der andere aber war mager wie ein Skelett und wurde mit jedem Tage noch magerer. Das konnte der Fette nicht gut begreifen und fragte ihn: „Aber sag mir doch, wie es zugeht, daß du mit jedem Tage mehr abzehrst?" Antwortete der arme Mensch: „Ach, es ist mir angetan; jede Nacht kommt ein Weib zu mir ans Bett, das wirft mir einen Zaum über den Kopf, und im selben Augenblicke bin ich ein Pferd, und sie reitet bis zum hellen Morgen auf mir herum. Kann ich dabei wohl zunehmen?" „Ist das Ding so," sprach der andere, „dann laß mich doch einmal vorne liegen und lege du dich auf meine Stelle nach hinten; ich möchte doch gar zu gerne wissen, wie ich mich als Pferd ausnehme." Der Magere ließ sich nicht zweimal bitten, und in der folgenden Nacht wechselten sie die Plätze. Gegen elf Uhr wurde die Stalltüre leise aufgemacht und ein Weib trat herein mit einem Zaum in der Hand. Sie schlich leise zum Bett der beiden Knechte und versuchte, dem nach vorne Liegenden den Zaum über den Kopf zu streifen; der aber, nicht faul, griff schnell nach dem Zaum und warf ihn dem Weibe über, welches alsbald als eine schöne, greise Mähre vor ihm stand. „Aha, nun will ich einmal auf dir reiten, Tierchen," sprach er, schwang sich auf und sprengte zum Stalle und zum Hofe hinaus aufs Feld, wo er links und rechts herumzog bis an den lichten Tag. Dann ritt er zu einem Schmiede, ließ seiner Mähre vier tüchtige Hufeisen aufnageln und trabte ruhig dem Hoftore zu. Da stieg er ab und klopfte. In dem Augenblick hatte er aber das Pferd losgelassen; es sprang fort und war verschwunden, ehe er sich dessen versah. Der andere Knecht hatte inzwischen dem Bauern erzählt, wie der Dicke von seiner Seite gekommen sei, und der Bauer begann schon unruhig zu werden, als der wieder eintrat. „Nun, wie hats gegangen?" fragte der Bauer. „Ei gut, recht gut," antwortete der Knecht, „nur eins ärgert mich, meine Mähre ist mir fortgelaufen, ohne daß ich weiß wohin." „Nun, nun, sie wird wohl noch mal wiederkommen," sprach der Bauer, „schade, daß meine Frau so krank ist, die lachte sich tot, wenn sie das hörte." Die Krankheit kam dem Dicken verdächtig vor, er sprach zu dem Bauer, er möchte doch gern einmal zur Meisterin gehen, um ihr alles zu erzählen. Er ging in die Schlafkammer, reichte der Frau die Hand und sprach: „Ei guten Tag, Meisterin, ihr seid krank? Wie gehts?" „Schlecht, sehr schlecht," sprach die Frau, aber ohne ihm die Hand zu geben. „Ei was, bin ich denn keine Hand mehr wert?" fragte der Knecht und riß dem Weib die Decke vom Leibe, denn nun glaubte er sich seiner Sache sicher; und so war es auch, denn er sah zwei mächtige Hufeisen auf den Händen der Frau. Ohne ein Wort

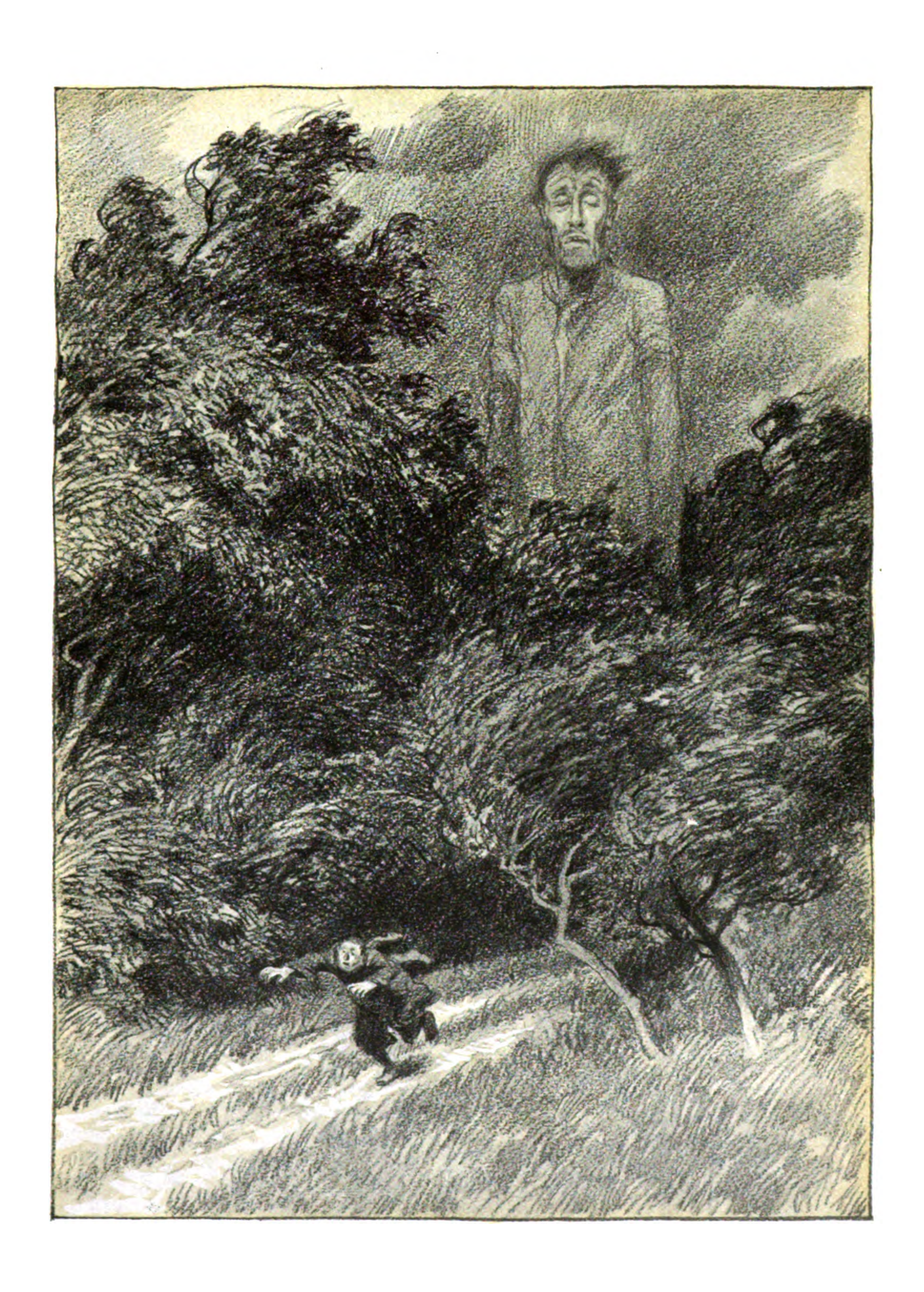
weiter zu verlieren, sprang er die Treppe hinunter und erklärte die ganze Sache dem Bauer, der sich auch davon überzeugte, zu größerer Gewißheit noch den Hufschmied fragte, um welche Stunde sein Knecht ein Pferd beschlagen lassen, und als er alles übereinstimmend gefunden, zum Pfarrer ging, um sich bei dem Rats zu holen. Der untersuchte die Frau und fragte sie aus, aber da war keine Hilfe möglich, denn sie hatte das Zauberreiten aus der siebenten Hand und hätte nimmer davon lassen können. Darum riet der Pfarrer, ihr zur Ader zu lassen, bis sie sich totgeblutet hätte. Das geschah, und also wurde die Welt von dem Weibe befreit.

Geist als Kindermädchen

/ In dem Städtchen Wilmar hat sich um das Jahr 1595 eine merkwürdige Geschichte zugetragen. Es lebte daselbst ein ehrsamer Bürger namens Johann Eisenkopf mit seiner Frau Margareta; und diese gebar ihm einen Sohn, den er Konrad nannte. Das Kind wurde von Christi Himmelfahrt bis zum Feste Apostelteilung häufig von einem Geiste aus der Wiege geholt und an irgendeinen andern Ort hingebracht. Nun legte er es in das Bett der Mutter, dann barg er es auf der Treppe des Weinkellers, ein andermal im obern Stockwerk des Hauses, wieder ein andermal auf dem heimlichen Gemache. Dabei trug der Geist stets die größte Sorgfalt für das Kind; er holte sich Windeln und Tücher aus den Kommoden und Schränken und legte sie dem Kinde unter, damit sein zartes Körperchen nur ja nicht leide. Einmal hatte er es sauber in dem Wärmkorbe versorgt; die Mutter wollte das aber nicht, nahm das Kind und warf die Bettchen untereinander, und zur Stunde schwollen ihr die Hände und alles Fleisch, das nicht von den Kleidern bedeckt war, und die Haut schälte sich an den Stellen ab. Häufig schaukelte der Geist das Kind in der Wiege; es hatte sich ganz an ihn gewöhnt, und das ging so weit, daß es weinte, wenn die Mutter es in die Wiege legte, und stille war, wenn der Geist es nahm und an einen andern Ort hintrug. Endlich wurden die Eltern des müde, fragten einen Geistlichen um Rat, und der hat den Geist vertrieben.

Der Löwenkampf

/ Vor grauen Zeiten scheinen die Bürgermeister am Niederrhein gar streitbare Männer gewesen zu sein, sonderlich Herr Hermann Gryn, Bürgermeister der guten Stadt Köln. Der Erzbischof von Köln hätte gerne die Macht allein gehabt, aber Herr Gryn und seine Bürger standen dawider und führten ihre Sache sehr zum Grame des Kirchenfürsten. Da waren zwei Domherren, die wollten sich beim Erzbischof lieb Kind machen und beschlossen, Hermann Gryn zu verderben. Sie setzten ihr freundlichstes Gesicht auf und luden den Bürgermeister zu einer Gasterei in ihr Haus. Es gab das beste Essen und den besten Wein, und als die Tafel vorüber war, zeigten die Schwarzröcke dem Bürgermeister die Sehenswürdigkeiten ihres Hauses. Zum Ende kamen sie an eine verschlossene Tür, zogen die Riegel und ließen dem Bürger-



meister liebreich den Vortritt. Als er aber unter dem Türbalken stand, stießen sie ihn vollends hinein und riegelten eilig hinter ihm ab. „Das ist ein fest Gefängnis," dachte der Bürgermeister grimmig und hob die Augen zu den Felsenwänden, die durch ein Gitterloch schwach erhellt wurden. Aber gleich darauf sah er, daß es für ihn eine Richtstatt sein sollte, denn aus dem Dunkel des Verlieses strich ein abgemagertes, knurrendes Löwentier. Hermann Gryn war aus dem rechten Stoff gemacht und wäre nicht verzagt, wenn der Teufel selber gekommen wäre. Er stieß dem Löwen seinen schweren Mantel in das offene Maul, riß den Dolch aus dem Gurt und stach das Tier zu Tode. Nach etlicher Zeit schlurften die Domherren vor die Tür und horchten. Der Bürgermeister saß auf dem toten Ungetüm, hörte die Schritte und begann leise zu knurren wie ein Löwe. Darauf öffneten die Schwarzröcke denn auch richtig die Tür daumensbreit, um zu schauen, was der Herr der Wüste von dem Herrn von Köln übriggelassen habe. Aber es war ein gar stattlicher Rest, der ihnen an den Hals fuhr und sie beiseitewarf. Und zwei Stunden später hingen sie schon mit bleichen Nasen an den Deckenbalken der großen Halle ihres Domklosters. Heute noch heißt dies Tor das Löwentor, und es hängt ein steinerner Löwenkopf daran. Auch am Kölner Rathaus ist Herr Hermann Gryn noch zu sehen. Er ist in Stein gehauen und läßt einen steinernen Löwen in seinen Mantel beißen.

Die knieenden Esel / Heutzutage noch sieht man zu Köln in der Weißbüttengasse an einem Hause ein Bild, worauf Esel vor einem Priester knieend gemalt sind. Davon erzählt man sich folgende Geschichte: Der Pastor Everhardus von Sankt Jacob war ein durchaus frommer Mann. Eines Tages trug er das Sakrament zu einem Kranken. In einer sehr engen und schmutzigen Straße aber begegnete er einer Menge von Eseln, die mit Getreide beladen waren. Der Scholar, welcher mit der Laterne vor ihm herging, drang nur mit vieler Mühe durch die Esel hindurch, nun sie zur Seite treibend, dann wieder von ihnen vertrieben. Als der Pfarrer, ein alter und schwächlicher Mann, das sah, erbleichte er und begann zu zittern, denn er fürchtete, die Esel möchten ihn über den Haufen rennen und mit dem Sakrament in den Kot werfen. Menschliche Hilfe schien da vergebens, da brach er im Vertrauen auf Gott in die Worte aus: „Was macht ihr Esel da? Sehet und wisset ihr nicht, wen ich in der Hand trage? Stehet augenblicklich still und erzeiget niederknieend eurem Schöpfer die Ehre, die ihm gebührt, ich befehle es euch in seinem Namen!" Und siehe, die Esel gehorchten und knieten alle nieder; dies Knien fiel ihnen sehr schwer, und wunderbarerweise blieben die Säcke dabei auf ihren Rücken hängen.

Die Gereonskiste / Noch heute erzählt man häufig die Geschichte eines Wucherers, der in der Kirche des heiligen Gereon zu Köln begraben liegt. Lange hatte er reich und geizig seinen Sünden gelebt; endlich aber führte ihm die

Gnade Gottes einen Priester zu, dem er beichtete und in seiner Zerknirschung versprach, all seine Schätze und Güter den Armen zu geben. Der Priester gebot ihm darauf, all das Geld in eine Kiste zu legen, diese zu schließen und den folgenden Tag abzuwarten. Als nun der Wucherer die Kiste wieder öffnete, da fand er zu seinem größten Schrecken nicht mehr das Geld, wohl aber statt dessen Tausende von Kröten darin. Sprach der Priester: „Siehst du nun, wie deine Almosen so gefällig vor Gott sind? Willst du aber dein Heil, dann entkleide dich und lege dich diese Nacht zu den Kröten." Das versprach der Wucherer, und der Priester blieb dabei, bis er in der Kiste lag, schloß den Deckel und ging weg. Am folgenden Morgen kehrte er zurück, aber da war in der Kiste nichts mehr von dem Wucherer zu sehen als die nackten, noch feuchten Knochen, alles Fleisch hatten die Kröten weggefressen. Die Kiste ließ der Priester unter dem Portale der St. Gereons-Kirche eingraben, und seit der Zeit hat man daselbst keine Kröte mehr gesehen, denn keine konnte lebend die Schwelle des Portals überspringen.

Der lange Mann bei Köln / Bei Köln liegen zwei Dörfer, das eine heißt Burg, das andere Rode. Im 13. Jahrhundert bildeten beide eine Pfarre. Der Pastor wollte um Pfingsten einmal morgens früh von Burg nach Rode gehen, mußte aber auf dem Wege durch einen Wald. Kaum hatte er den betreten, so faßte ihn eine bis dahin noch nie empfundene Angst, so daß die Haare auf seinem Kopf sich in die Höhe richteten; und das war auch nicht zu verwundern, denn kaum hatte er einige Schritte getan, als er einen langen Mann von überaus häßlichem Ansehen an einen der Bäume gelehnt sah. Je länger der Pfarrer auf die Gestalt sah, desto riesiger wuchs sie empor, bis sie die höchsten Bäume überragte. Zugleich erhob sich um den Mann herum ein schrecklicher Wirbelwind, und der verfolgte den Pfarrer, der außer sich so schnell er konnte nach Rode lief, und verließ ihn auch nicht eher, bis er das Dorf erreicht hatte.

Arkenbald von Burde / Arkenbald von Burde war ein mächtiger und edler Herr und so eifrig für die Gerechtigkeit, daß vor ihm ein jeder gleich galt. In einer schweren Krankheit hörte er eines Tages von seinem Bette aus ein großes Getümmel und klagende Weiberstimmen aus einer nahen Kammer dringen. Als er sich nach der Ursache erkundigte, wagte keiner der Umstehenden, ihm die Wahrheit von der Sache zu bekennen. Da rief er einen seiner Diener und sprach: „So dir deine Augen lieb sind, sage mir die reine Wahrheit." Da antwortete der Diener zitternd: „Herr, Eurer Schwester Sohn wollte eine Frau schänden, das war die Ursache des Schreiens." Da befahl Arkenbald seinen Soldaten, seinen Neffen sogleich zu hängen. Die Soldaten entfernten sich, doch vor der Türe sprachen sie zueinander: „Töten wir diesen edeln Jüngling und stirbt unser Herr, wie sehr wahrscheinlich ist, bald, dann wird man uns auch töten oder

wenigstens verbannen." Und gingen zu dem Jüngling, sagten ihm alles und schärften ihm ein, ja nicht vor seines Oheims Augen zu kommen; dann gingen sie einige Stunden später zu Arkenbald und sagten ihm, sein Wille sei nun vollbracht. Fünf Tage nachher glaubte der Jüngling, sein Oheim habe nun alles vergessen und gedenke der Sache nicht mehr; er öffnete leise die Tür des Krankenzimmers und schaute einmal hinein. Als Arkenbald ihn erblickte, sprach er mit schmeichelnden Worten zu ihm, er solle sich neben ihn ans Bett setzen. Kaum hatte der Jüngling das getan, als Arkenbald ihn um den Hals faßte, heimlich sein Messer zog und es ihm in die Gurgel stach, so daß er tot hinfiel. Unter Klagen und Tränen wurde der Jüngling hinausgetragen; alles Volk schauderte vor der grausigen Tat. Arkenbald war selbst so sehr davon ergriffen, daß seine Krankheit sich verschlimmerte und er zum Bischof sandte, daß dieser ihm den Leib des Herrn bringe. Als der Bischof kam, beichtete Arkenbald ihm unter vielen Reuetränen seine Sünden, des Mordes aber erwähnte er nicht. Da sprach der Bischof erzürnt, weshalb er sich dessen nicht anklage. „War denn das eine Sünde?" fragte Arkenbald. „Und noch dazu eine schwere," erwiderte der Bischof. Arkenbald sprach: „Ich sehe keine Sünde darin und verlange also auch nicht, daß Gott sie mir vergebe." Der Bischof erwiderte zornig: „Dann gebe ich Euch die Wegzehrung nicht eher, als bis Ihr Euch des Mordes angeklagt." Arkenbald sprach: „Wisset, Herr, ich habe meinen Neffen nicht aus Haß oder in einer Aufwallung von Zorn getötet, sondern nur aus Furcht Gottes und Liebe zur Gerechtigkeit. Nie liebte ihn einer inniger denn ich. Versaget Ihr mir auch des Herrn Leib, so kann ich dem Herrn doch meinen Leib und meine Seele anbefehlen." Der Bischof ging, doch kaum hatte er die Türschwelle überschritten, als der Kranke ihn rief: „Kehret zurück, Herr Bischof, kehret zurück, und sehet, ob die Hostie noch in Eurer Büchse ist." Das tat der Bischof, aber siehe, die Hostie war verschwunden. Da sprach Arkenbald: „Der, den Ihr mir versagt, hat sich mir nicht versagt," und er zeigte dem Bischof die Hostie, welche er noch im Munde hielt.

Bischof Hildebold /

Hildebold war der neunzehnte Bischof von Köln. Im Jahre 784 wurde er erwählt. Als sein Vorgänger Ricolphus gestorben war, entstand ein langer Streit über die Wahl eines neuen Bischofs. Davon hörte Kaiser Karl in Aachen; er setzte sich auf sein Pferd und ritt gen Köln. In der Nähe der Stadt hörte er in einem Kirchlein zur Messe läuten, der wollte er beiwohnen. In seinem schlichten Jägerkleid trat er in die Kapelle und opferte auf dem Altar einen Gulden. Als die Messe zu Ende war, nahm der Priester den Gulden und sprach zu dem Kaiser, den er nicht kannte: „Freund, nehmt den Gulden zurück, man opfert hier nicht mit Gulden." Er glaubte nämlich, der Kaiser habe sein spotten wollen. Drauf antwortete Karl: „Herr, behaltet den Gulden, ich gebe ihn Euch gern." Hildebold, so hieß der Priester, erwiderte: „Ich sehe wohl, Ihr seid ein Jäger, drum bitte ich Euch, schicket mir doch die Haut von

dem ersten Rehe oder andern Wilde, das Ihr erjagt; mein Meßbuch bedarf sehr eines neuen Überzuges. Euren Gulden aber behaltet nur ruhig." Als der Kaiser diese offene, grade Rede hörte, fragte er die Umstehenden über des Priesters Lebeweise aus und vernahm, daß es ein frommer und rechtschaffener Mann war, ritt dann weiter nach Köln und erforschte den Streit, und als die Wähler nicht einig werden konnten, sprach er: „Ich will euch einen Bischof wählen." Er ließ den Priester herbeiholen und gab ihnen den zum Bischof, und Hildebold regierte vierunddreißig Jahre. Als er starb, begrub man ihn in Sankt Gereon zur rechten Hand neben dem ersten Altar.

Die starke Kunst

Ein landfahrender Schuhmacher kam einmal nach Köln. Oftmals hatte er vordem groß Wunder vom Bruder Albrecht sagen hören und dachte nun bei sich selber: „Sollten alle diese Dinge wahr sein, so möcht ich sie wohl gern erproben." Er kam mit seinem Schnappsack zu Bruder Albrechts Wohnung und fragte dreist, wo Bruder Albrecht wäre. Der Diener an der Tür fragte ihn, was er wollte. Er sprach, er müßte Herrn Albrecht sehen und sprechen. Da ging der Diener zu Albrecht und meldete ihm, ein Jüngling mit einem Schnappsack wollt ihn sprechen. „Hast du ihn nicht gefragt, was er von mir wolle?" sprach Bruder Albrecht. „Ja wohl," antwortete der Bursche, „aber er will nur mit Euch selber sprechen, und ich glaube, er kennt Euch wohl." „Geh hin und frage ihn, was er wolle, und laß ihn dir seine Botschaft künden, ich habe sogleich mein Werk getan." Der Diener tat also, aber der mit dem Schnappsack sprach: „Ich muß nun einmal mit dem Herrn selber reden; geht und sagt ihm das, und ich wolle nicht von hinnen scheiden, ehe ich ihn sah und sprach. Sollte ich Euch mein Geheimnis sagen, warum ich hierherkam? Nein, ich sags nur ihm selber, bei Gott." Da ging der Bursche und brachte Bruder Albrecht die Antwort, und Albrecht ließ den Jüngling vor sich in seine Zelle kommen und fragte ihn, was er wolle. Der sprach: „Meister, ich habe schon manch seltsam Wort über Euch reden hören, von Gauklereien und Behendigkeit, und komme nun, Euch zu bitten, daß Ihr mir etwas von Euren Künsten zeigt, damit ich dem Gerede glauben kann." „Knabe, kamst du darum zu mir und wolltest du mich darum sprechen?" fragte Bruder Albrecht, und der andere sprach: „Ja, sicherlich, und ich gehe heute nicht von Euch, Ihr hättet mich denn etwas von Eurer Kunst sehen lassen." Bruder Albrecht sprach freundlich: „Gib mir deinen Sack, ich will auch nicht, daß du von mir scheidest, ohne etwas von meiner Kunst gelernt zu haben." Der Schuster gab Albrecht den Sack und der Meister steckte seine Hand hinein, zog sie wieder heraus und band den Sack fest zu, gab ihn alsdann dem Burschen zurück und sprach: „Nun geh schnell und sonder Weilen nach Hause, aber mach den Sack nicht auf, bis du zu Hause bist, was auch immer geschehen möge. Wenn du ihn da öffnest, dann wirst du etwas schauen; binde ihn aber wieder fest zu und komm und sage mir, was du gesehen." Des war der andere froh und er schied von Bruder Albrecht. Als er eben das Stadttor von Köln im Rücken hatte,

da hätte er doch gar zu gern gewußt, was in dem Sack war. Er setzte sich denn hin und knüpfte ihn auf, doch da sprangen zwei stämmige Kerle heraus, von jeder Seite einer, die trugen Leisten in der Hand und gingen dem Gesellen brav zu Leibe, je länger, je mehr und schlugen ihn so lange, bis er nicht mehr wußte, wo er war. Zuletzt bedachte er sich, daß Bruder Albrecht gesagt, er müsse den Sack wieder zubinden; das tat er, und sogleich verschwanden die beiden, die ihn so jämmerlich geschlagen hatten. Als er nun von ihnen erlöst war, da wagte er nicht weiterzugehen, sondern kehrte strads wieder nach Köln zurück und zu Bruder Albrecht, dem er erzählte, wie es ihm ergangen, bat ihn auch mit vielen Worten, daß er den Sack doch machen möge, wie er zuvor gewesen. Sprach Bruder Albrecht: „Ich will dich doch noch eine Kunst lehren, damit du noch mehr von meinen Künsten weißt." Der Bursch rief aber in großer Angst: „Ach nein, mein edler Meister, ich bitte Euch um nichts anderes, als daß Ihr diese eine Kunst wieder von mir nehmt. Eure Künste dünken mich allzu stark. Ach, ich bitt Euch, Herr, wollt Ihr das, so will ich nimmermehr an Eurer Kunst zweifeln, ich bin genug bestraft." Da tat der Meister nach des Burschen Wunsch. Der ging erfreut nach Haus, doch den Sack wagte er noch nicht selbst zu öffnen, sondern ließ das einen anderen tun, denn die Probe von Meister Albrechts Kunst hatte er noch nicht vergessen, vergaß sie auch nicht sein ganzes Leben lang.

Glöckner und Teufel / In dem Flecken Ammeln im Kölner Gebiet lebte ein Glöckner, und der hatte ein Gelübde getan, eine Wallfahrt zu machen. Er verabredete sich also mit einer Frau des Ortes, die auch des Weges gehen wollte, und die bat ihn, er möchte ein wenig früher aufstehen und die Morgenglocke läuten, denn die Sonne brenne gar so heiß. Des Nachts nun kam der Teufel an sein Bett, schüttelte ihn und sprach: „Steh auf, es ist Zeit zu läuten." Der Glöckner stand auf und sah das Licht in der Kirche brennen, erkannte jedoch bald, daß es noch lange bis zum ersten Hahnenrufe sei, und ging aus der Kirche, um der Frau zu sagen, daß sie ruhig noch schlafen könne, da es noch sehr frühe sei; er meinte nämlich, die Frau habe ihn aufgeweckt. Indem er sie aber suchte und nicht finden konnte, sah er plötzlich einen schwarzen Ochsen vor sich stehen; der streckte die Zunge heraus, faßte ihn damit und nahm ihn auf den Rücken, flog mit ihm durch die Luft und setzte ihn endlich auf der Zinne des Schlosses Isenburg nieder. Dort fragte er ihn: „Hast du nun noch keine Furcht?" Der Glöckner antwortete: „Durch Gottes Fügung bin ich hierhergeführt; du kannst nichts gegen mich, wenn Gott nicht will." Sprach der Teufel: „Willst du dich mir ergeben, dann trage ich dich sanft auf die Erde und will dir viel Reichtümer geben; willst du das aber nicht, dann magst du hier vor Hunger sterben oder dich zu Tode stürzen." Der Glöckner entgegnete: „Und ich beschwöre dich im Namen Jesu, daß du mir nichts zuleide tust und mich ohne alle Verletzung wieder hinunterbringst." Da faßte ihn der Teufel abermals und fuhr mit ihm nieder, warf ihn bei dem Dorf Gerisheim in ein Feld, wo ihn am Morgen Bauern

fanden, die mit Fackeln zur ersten Messe zogen. Denen erzählte er den Vorfall, und sie nahmen ihn mit sich. Als er vier Tage nachher nach Hause kam, beschrieb er die Burg und die Zinne so genau, daß kein Mensch an der Wahrheit der Sache zweifeln konnte.

Ritter Walthers Gesicht / In einem Dorfe bei Bonn lebte ein frommer Ritter namens Walther. Als er einmal schwer erkrankte, sah er den Teufel am Fußende seines Bettes stehen; der hatte ein Gesicht wie ein Affe und Hörner gleich einer Ziege. Anfangs erschrak Herr Walther übermaßen, doch er ermannte sich bald und fragte den Satan: „Wer bist du? Woher kommst du? Was suchest du hier?“ Der Böse antwortete: „Ich bin der Teufel und komme, deine Seele zu holen.“ „Dann mach dich nur auf und davon,“ sprach der Ritter, „meine Seele bekommst du nicht; ich habe mich Christo befohlen.“ „Wenn du mir folgen wolltest,“ fuhr der Teufel fort, „und mir dienstbar werden, dann solltest du nicht nur deine Gesundheit wiederbekommen, sondern ich würde dich dazu noch reicher machen, als einer deines Geschlechts es ist.“ „Ich habe genug,“ antwortete Walther, „und bedarf deiner trügerischen Güter nicht. Woher wolltest du denn wohl die Schätze nehmen?“ „Innerhalb deines Burghofes liegen Unendliche verborgen,“ sprach der Teufel. Das Gespräch hatte den Ritter ermutigt, und er fragte den Bösen: „Sage mir doch, wo ist die Seele Wilhelms, des Grafen von Jülich, der vor kurzem starb?“ Der Teufel fragte dawider: „Kennst du die Schlösser Wolkenburg und Drachenfels?“ „Die kenne ich,“ sprach der Ritter, und der Böse fuhr fort: „Dann sage ich dir bei meiner Treu, wenn diese Schlösser nebst den Bergen, auf denen sie stehen, von Eisen wären und der Stelle nahe kämen, wo Wilhelms Seele ist, dann schmölzen sie, ehe deine obere Augenwimper die untere berühren könnte. Das ist aber nur ein Milchbad,“ fügte er lachend hinzu, „die rechte Strafe wird er erst in der Folge empfangen, wenn seine Seele den Körper wieder annimmt.“ Der Ritter fragte weiter, wie es mit der Seele Heinrichs, des Grafen von Sayn, stünde. „Ah, die haben wir natürlich,“ antwortete der Teufel, sagte aber nichts über die Strafe. „Und die Seele meines Vaters, wie geht es der?“ fragte der Ritter. „Die hatten wir einundzwanzig Jahre,“ sprach der Böse, „aber die Einäugige und der lausige Kahlkopf haben sie uns entrissen.“ Die Einäugige nannte er des alten Ritters Frau, die durch stetes Weinen ein Auge verloren hatte, lausigen Kahlkopf aber seinen Sohn Theodorich, der in einen Orden getreten und eben gekommen war, seinen Bruder Walther zu besuchen. Da hätte Walther auch gern etwas über seine Mutter gewußt, aber Satan sprach: „Das Weib ist zu fromm und zu heilig, die bekommen wir nicht; deinen Bruder Lambert, den Geizhals, der vor einigen Jahren starb, haben wir aber so gesattelt, daß er uns nicht mehr entrinnen kann.“ „Wo warst du denn, ehe du zu mir kamst?“ fragte der Ritter weiter, und Satan entgegnete: „Ich war mit anderen Kameraden um eine Äbtissin des schwarzen Ordens, und wir erwarteten eben ihre Seele.“ „Wie viele waren denn eurer wohl da?“ frug Walther, und

der Teufel sprach: „Kennst du den Cottinforst?" „Sehr wohl," antwortete der Ritter, und der Teufel fuhr fort: „Auf dessen Bäumen sind nicht so viel Blätter, als der Unsrigen um jene versammelt waren, und es ist doch der größte Wald in der ganzen Provinz. Aber es ist uns schlecht gegangen. Es war vorerst eine Nonne da, und dann kam der Michael hinzu, der mit einem eisernen Stricke so hart auf uns losschlug, daß wir froh waren davonzulaufen, rasch wie Staub, vom Wirbelwinde getrieben." Auf die Frage, ob er auch beim Tode des unlängst gestorbenen Abtes Gerhard gewesen, antwortete Satan: „Da waren wir zahlreicher als der Meeressand, aber es hat uns recht wenig genutzt, denn die Lausmönche lagen wie Schweine um ihn auf der Erde und grunzten, so daß wir ihm nicht nahen konnten. Außerdem haben sie auch noch so ein Brummhaus, das nennen sie Kapitelhaus, da wird uns alles wieder genommen, was wir bei ihnen durch Anreizungen vermocht." „Wie konntest du Dummkopf es aber auch wagen, an das Bett eines solchen Mannes zu kommen?" fragte Walther. „Wagen? Haha," lachte der Böse, „ich saß ja auf einem Arm des Kreuzes, als der Sohn Gottes daran starb." „Da waren eurer auch wohl viel zugegen?" fragte der Ritter, und der Teufel sprach: „Nein, da irrst du dich; wir sind da schlimm weggekommen und all mit einem Schlage in die Hölle geworfen worden." Noch viel mehr erfuhr Ritter Walther vom Teufel und erzählte es nachher, als er durch Gottes Hilfe wieder gesundete, seinen Freunden.

Die Kölner Pferde / Dem Kölner Bürgermeister Richmuth von Andocht starb sein Ehgemahl und ward begraben. Der Totengräber war ein Dieb, stieg am Abend in die Gruft, öffnete den Sarg und wollte den kostbaren Ring von der Hand der Toten streifen; die aber faßte ihn an, als ob sie lebte, und der Totengräber stürzte von Entsetzen gejagt von dannen, daß Türen und Tore offen blieben. Die Frau Bürgermeisterin lebte nun wirklich, war nur scheintot gewesen, erhob sich aus dem Sarg, wickelte sich in die Leintücher und ging nach Haus. Wie sie nun an die verschlossene Tür pochte, sah sie die Magd von oben, rief den Herrn und sagte es ihm schreckensbleich an. Der wollte es nicht glauben, rief, man könne ihm gerade so gut erzählen, seine Schimmel schauten aus dem Bodenfenster, und tot sei tot. Da erhob sich ein Gepolter auf der Treppe, es klirrte und stampfte empor, und das Gespann des Bürgermeisters steckte die Köpfe aus der oberen Luke. Da mußte Herr Richmuth wohl an sein eigen Wort glauben, ging hinunter und empfing mit Freudentränen sein Weib, wickelte sie in warme Tücher und pflegte sie, daß sie in kurzer Zeit von dem ausgestandenen Grabesschreck genas. Sie lebte noch sieben Jahre und spann und webte Gott zum Dank für die Errettung einen großen schönen Vorhang aus Leinen, den sie der Apostelkirche vermachte. Die Pferde ließ der Bürgermeister ausstopfen und ihre Köpfe aus der Dachluke ragen, wo sie heute noch zu sehen sind. Man hatte die Tiere mit Hebeln und Winden vom Boden holen müssen, keiner konnte sich erklären, wie sie heraufgekommen waren.

Die letzte Saat / Bei Mülheim am Rhein lag vorzeiten das Kloster Dünwald, das war mit dem Nachbarritter, Junker Hall von Schleebusch, über hundert Morgen Ackerlandes in Streit geraten. Junker und Kloster behaupteten, das Grundstück gehöre ihnen zu eigen; zwar hatte es der Junker in Besitz, aber alle Nutzung ward von den Prozeßkosten aufgezehrt. Endlich schlug der Junker einen gütlichen Vergleich vor, ging zu den frommen Vätern des Klosters Dünwald und sprach also: „Ich bin des langen Haders müde, er frommt uns beiden nicht. Die hundert Morgen sollen für alle Zeiten des Klosters Eigentum sein, nur eines bedinge ich mir aus: die letzte Saat! Ist die zur Ernte reif und eingebracht, so begebe ich mich jeden Anspruchs an die hundert Morgen. Es ist nicht mehr als billig, daß das Kloster außerdem mir die gehabten Kosten wiedererstattet." Der Abt lobte den Entschluß des Junkers Hall über den grünen Klee, er hatte wahrlich nicht daran gedacht, so gnädig an das sehr strittige Feld zu kommen, zahlte ihm die Summe in Gold und stellte einen sehr schönen Brief über die Abmachung aus, der wurde doppelt geschrieben, so daß sich jeder Streiter daran freuen konnte, und Kloster und Junker hingen ihre Siegel daran, dazu zwölf Siegel von ritterlichen Zeugen. Junker Hall ließ nun seinen Acker bestellen und besäen; das war im Herbst. Im Frühjahr ging die Saat auf, wollte aber nicht so recht gedeihen. Endlich merkten die Mönche, was der Haller gesät hatte, nämlich Eicheln, schrien Betrug und wollten wieder klagen. Aber der Brief war gegen sie, und Mönche, Abt und Kloster sanken in den Staub, selbst der Brief zerfiel und wurde von keinem mehr beachtet, indes das Geschlecht des listigen Junkers unter den knorrigen Bäumen des alten Ackers jagte und tollte.

Liebeszauber / Fastrada, des großen Karl Gemahlin, ward vom Kaiser fast übermenschlich geliebt, und als sie zu Mainz erkrankte und starb, wollte der Kaiser nicht von ihrer Leiche weichen. Seinen Dienern und Räten war dies auf die Dauer sehr zuwider, sonderlich dem Erzbischof Turpin. Er glaubte schließlich, solch tiefe Trauer und Verehrung eines vermodernden Körpers ginge nicht mit rechten Dingen zu, suchte und fand im Haar der Toten eingeflochten ein Ringlein, das er als ein Schlangenringlein erkannte, so dem Kaiser einst in Zürich auf absonderliche Weise zugekommen war und das er seiner Frau geschenkt hatte. Bischof Turpin nahm den Ring an sich, und von Stund an verließ der Kaiser die Tote und war dem Erzbischof mit seltener Liebe zugetan. Der Bischof wußte schon, woher diese Liebe stammte, er war ein aufrechter Mann und wollte nichts mit Zauber verdienen, und als er eines Tages mit Karl gen Aachen zog und unterhalb des Frankenberges den schönen, stillen, tiefen See sah, zog er den Ring aus seinem Gurt und warf ihn in die Wasser. Nun zog es den Kaiser so sehr an den See, daß er sich dort ein Schloß bauen ließ und täglich sein Auge auf den geliebten Fluten weidete und verordnete, man solle ihn im Münster zu Aachen begraben, damit er seiner Liebe noch im Tode nahe sei.

Der Loosberg / Bei Aachen liegt der Loosberg, der soll ein Geschenk des Teufels sein. Die Aachener hatten den Teufel beim Dombau gebraucht und ihn nachher schmählich angeführt. Statt der Menschenseele hat man ihm einen Wolf verehrt, der hängt noch in Erz gegossen im Dom, und die Seele auch; sie sieht aus wie ein Tannzapfen. Der Teufel hatte also Ursach, den Aachenern nicht grün zu sein, schnob Rache und holte vom holländischen Meer her eine gewaltige Sanddüne, damit wollte er ganz Aachen überschütten, so daß, wär es ihm geglückt, männiglich in der Stadt erstickt wäre. Schon war er über die Maas und kam an das Soerstal, da hob sich ein mächtiger Wind und blies dem abgehetzten Teufel den Sand aus seinem Quersack in die Augen, daß er schier verzweifelte und die Richtung verlor. Begegnete ihm ein altes Weiblein, die fragte er, ob er noch weit nach Aachen hätte. Sie roch den Teufel und kannte ihn am Fuß, war aus Aachen und wünschte der Stadt nichts Böses. Sie zog ihren zerrissenen Schuh aus, hielt ihn dem Teufel hin und sagte, den habe sie in Aachen neu angezogen, da könne er sich ausrechnen, wie weit es noch sei. Schäumend vor Grimm und müde der Schlepperei und des Sandes in den Augen warf der Teufel den Sandberg ab, daß er krachte, und schrie: „Liege hier, du Lausesand!“ Nun weiß man nicht, kommt der Name Loosberg von Lauseberg oder Loseberg, weil ein loses altes Weiblein den Teufel geprellt hatte.

Die beiden Buckel / In der alten Reichsstadt Aachen lebten einst zwei Musikanten, die waren alle beide buckelig. Das war aber auch alles, was sie neben ihrer Musik gemeinsam hatten, denn der eine war ein aufrechter Kerl trotz seines Gebrechens, der andere war auch buckelig in der Seele und voller Gift und Neid. Den Braven trafs eines Abends spät, da er von einer Hochzeit heimkehrte und wohl auch genugsam gebechert hatte, daß ein seltsames Geraune und Gewisper um ihn anging und sich bis zum Pervisch, dem alten Fischmarkt, hinzog. Dort auf dem Pervisch sah er alles taghell erleuchtet, und holde Frauen tranken und jubelten. Eine trat auf ihn zu, meinte, er käme just zur Stunde, und forderte ihn auf, die Geige zu spielen. Unser Musikante ließ sich nicht nötigen, zumal ihm ein Becher heißblütigen Weins gereicht ward, fiedelte, wie er noch nie gefiedelt hatte, und die Paare drehten sich munter im Kreise. Kurz vor ein Uhr ebbte der Tanz ab, die Frau, die ihn eingeladen hatte, trat wieder auf den Spielmann zu, sagte ihm Dank und strich ihm mit der Hand über den Buckel, als wollte sie ihn an sich ziehen. Dem Spielmann ward so leicht wie nie in seinem Leben, er hörte die Turmuhr eins schlagen, der Spuk auf dem Pervisch zerrann in nichts, und der Buckel ging selig nach Hause. Beim Auskleiden merkte er zu seiner unaussprechlichen Freude, daß sein Buckel verschwunden war, wollte es erst nicht recht glauben und rief die Hausbewohner zusammen, aber der Buckel war und blieb weg. Andern Tags lief die Wundermär durch ganz Aachen, auch der zornmütige, neidische Buckel mit der Fiedel erfuhr sie,

und der hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich nachts Glock zwölf auf den Pervisch zu stellen und der Dinge zu warten, die ihn von seinem Ränzel befreien sollten. Er fand auch die Geister, durfte auch spielen, aber seine Fiedel klang, als hätte er nichts als Totenlieder darauf, und die tanzenden Frauen blichen unter ihren Klängen hin wie Schatten, daß ihm unheimlich zumut war. Um dreiviertel eins huschte ein molliges Schattenbild an ihn heran, zog etwas aus einem silbernen Gefäß und heftete es ihm mit Dank an seine Brust, just wie man einen Orden anheftet. Dann schwand alles dahin, der Spielmann schwankte und wankte nach Hause, als sei er betrunken, es ward ihm weh auf der Brust, und der Atem versagte ihm fast. Als er sich auszog und betrachtete, hatte er vorn einen so großen Budel wie hinten, nämlich der Budel seines befreiten Leidensgefährten saß ihm unter dem Kinn, und der blieb ihm zu dem seinen bis an sein Lebensende.

Wie Karl der Große die heißen Quellen fand

Der König war eines Tages in der Gegend, wo heute Aachen steht, zur Jagd, denn damals war nichts als Wald an jenem Ort. Der König erschaute einen Hirsch, und jagte ihm allein mit seinen Hunden nach. Da trat sein schönes schwarzes Pferd mit einem Huf in ein fließendes Wasser, sprang zurück und stieß den Fuß in den Staub, denn das Wasser war sehr heiß. Der König sah sein Pferd hinken, stieg ab, fühlte mit seiner Hand an den Huf, und das Pferd litt es gern. Er fand den Huf sehr heiß, tauchte seine Hand alsbald in das Wasser und erkannte, daß das Pferd den Fuß mit Recht schmerzlich anhob. Nun ging der König dem Lauf des Wassers aufwärts nach, da fand er die Quelle des Baches, die war ganz voll Feuer. Aber nah dabei zur Linken fand er eine andere Quelle, die klar und kalt und heilsam war; er tauchte seine nackte Hand ein und wunderte sich sehr. Auf demselben Hügel fand er unter Gesträuch und dichtem Gezweig fast verborgen die Trümmer des großen Palastes, den Granus, Neros Bruder, gegründet. Seit alten Zeiten lag der Palast da verödet und verfallen. Da sagte ihm eine Erscheinung, er solle der heiligen Jungfrau dort eine Kapelle bauen, und der König vergaß es nicht. Die Steine dazu ließ er von weither kommen und ließ die Kapelle so schön bauen, wie keine in der Welt, und befahl, sie nach dem Hufe seines Pferdes rund zu machen, weil es zuerst die heiße Quelle gefunden. Mit Kelchen und Kreuzen und Kleidern und Gold, mit Glocken und schönen Büchern und Heiligtümern ward die Kapelle vom König reich geschmückt. Vom Papst Adrian selber wurde sie zur Ehre unserer Frauen geweiht und geheiligt. Von weit und breit waren Fürsten, Herzöge und Grafen, Hohe und Niedre, Arme und Reiche, Kardinäle und alle Priesterschaft zur Weihe der Kapelle gekommen. Und als der Ort geweiht war, gelobte Karl der Priesterschaft und allen Baronen, daß für immer die Erben des Reiches an diesem Ort gekrönt werden und von da nach Rom zur Weihe gehen sollten.

Bischof Arnulfs Ring / Die Trierer Moselbrücke ist ein uraltes Gebäu, dauerhaft aus ungeheuer großen Steinen hergerichtet. Sie stammt noch aus den Römerzeiten, schon Kaiser Nero soll über sie hinweggeschritten sein. Über diese Brücke ging einst der heilige Arnulf mit belastetem Gewissen, und da er in das tiefe Wasser sah, zog er einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn im Vertrauen auf Gottes Allmacht in die Flut, meinend, wenn er ihn je wiedersähe, so solle ihm das ein Zeichen des Herrn für die Vergebung seiner Sünden sein. Nach Jahren, als der heilige Arnulf Bischof von Metz geworden war, ward in die bischöfliche Küche ein Fisch von besonderer Größe geliefert, und der Koch fand im Magen einen herrlichen Ring, den er dem Bischof brachte. Voll Staunen und inniger Freude erkannte Arnulf diesen Ring als den, den er vorzeiten in Trier über die Moselbrücke geschleudert hatte, pries Gott in Demut und ward noch frommer, als er schon war.

Der Hinzelturm zu Aachen / Der Felsen, auf dem die Emmaburg im Limburger Lande steht, ist durch viele unterirdische Gänge ausgehöhlt, in denen trieben einst die Hinzelchen oder Hinzenmännchen ihr Wesen. Bei Tage ließen sie sich nicht sehen, dafür machten sie nachts aber allerhand Lärm und Unfug an der Leute Türen. Hatten sie das die Mitternachtsstunde lang getrieben, dann zogen sie sich wieder in ihre Berglöcher zurück und begannen lustig zu schmausen. Ein Jägerbursch hat ihnen einmal dabei zugeschaut; als er es aber am andern Morgen seinen Nachbarn erzählte, wurde er bald darauf siech und ging eines Tages in die Felsen, um nimmer zurückzukehren. Die Umwohner waren des Spukes endlich müde, und da keine Beschwörungen halfen, bauten sie eine Kapelle am Fuß der Emmaburg, und seit das Glöcklein darin die Gläubigen zur ersten Messe rief, verschwanden die Hinzlein und ließen sich weiter nicht sehen. An dem äußeren Stadtwalle von Aachen, zwischen dem Sandkraut- und Kölner Tor, stand zu der Zeit ein hoher Turm, von dem unterirdische Gänge weit in das Land hineinführten. Dahin zogen die Hinzelmänuchen und fingen nun in Aachen dasselbe Treiben an wie ehedem in den Felsenlöchern. Vorzüglich die Bewohner der Kölner Straße wurden von ihnen geplagt. Zu gewissen Zeiten kündigten die Hinzelchen den Bürgern durch mancherlei Vorzeichen, wie durch Pochen an der Haustür, Picken und Knistern auf dem Herde oder Geraffel unter dem Küchengeschirr, an, daß sie Fest halten wollten, und dann mußte jeder Hausvater ein blankgescheuert Geschirr um zehn Uhr abends vor seine Türe stellen. Wer das unterließ, der mochte sicher sein, die Nacht keine Ruhe zu haben; wagte einer der Männchen zu spotten, den zerzausten sie dergestalt auf seinem Lager, daß man ihn morgens halbtot fand. So begab es sich auch einmal, daß zwei Kriegsleute, die in einem Haus der Kölner Straße im Quartier lagen, den Hausherrn über das Kesselaussetzen aufzogen und sich vermaßen, die Hinzelchen sollten statt der Kessel ihre blanken Degen finden. Sie setzten sich denn auch um zehn Uhr an die Tür

22*

und zechten da wacker und sangen lustige Stückchen dazu. Bald aber schwieg ihr Sang und sie schrien zwistend einer dem andern zu: „Hinz! Hinz!", gingen einander zu Leibe und liefen sich durch das Hinzengäßchen bis an den Turm nach. Da fand man sie am andern Tage, und einer hatte den andern erstochen. So wagte denn keiner mehr, das Kesselaussetzen zu unterlassen. Um Mitternacht liefen die Hinzchen tripp trapp durch die Straßen und packten ein jedes seinen Kessel auf, womit sie dem alten Turm zueilten. Am andern Morgen fand jeder Einwohner sein Geschirr wieder richtig und blank vor der Tür, nur wer den Kessel unsauber hingestellt, der fand dazu sein ganzes Haus mit Schmutz und Kot beschmiert. Das dauerte bis zur Stiftung des Regulierherrnklosters; seit der Zeit sind die Hinzenmännchen verschwunden.

Die Pest zu Trier / Unter dem Bischof Nicetius herrschte die Pest in Trier auf eine schreckliche Weise. Das Volk lag Tag und Nacht auf den Knien und betete zu Gott um Abwendung des Übels, aber der Himmel schien lange taub zu sein; endlich erhörte er die Gebete. Eines Nachts hörte man ein starkes Geräusch, einem Donnerschlage gleich, von der Brücke her; alle Einwohner erhoben sich in Angst und Schrecken und aller erster Gedanke war, ihr letztes Stündlein sei gekommen. Zu gleicher Zeit hörte man eine Stimme in der Luft, welche rief: „Je, Gesellen, was wollen wir fürder hier? Wir gewinnen wahrlich nichts, denn an dem einen Stadttor steht der Priester Eucharius, am andern hält sein Gefährte Maximilian Wache und in der Mitte führt Bischof Nicetius den Befehl und trägt Sorge für alles. Da ist ja alle Mühe verloren und das Beste, was wir tun können, daß wir uns zurückziehen." Seit dem Augenblick war es mit der Pest vorbei, und kein Mensch in Trier starb mehr daran.

Vom Wettermachen / Ein Bauer im Trierer Land war mit seinem Töchterchen im Garten beschäftigt und pflanzte Kohl. Weil das Kind sich so gut anschickte, hatte der Vater Freude an ihm und sprach: „Du verstehst das ja ganz prächtig, plag dich nur schön." „Ei," antwortete das Kind, „das ist auch eine schöne Kunst, ich kann doch noch andere Sachen, die viel wunderbarer sind als das." Fragte der Vater, was das denn wäre, und das Kind sprach: „Geh nur ein wenig seitwärts und sage mir, auf welchen Teil des Gartens es regnen soll." „Tu es nur einmal," entgegnete der Bauer, „ich will schon weggehen." Als er nun zur Seite getreten war, machte das Kind ein Grübchen in die Erde und ließ sein Wasser hinein; das rührte es mit einem Stäbchen und murmelte einige Worte dazu, und im selben Augenblicke fiel der reichste Regen in den Garten nieder. Da stand der Bauer stumm vor Staunen und Schrecken und fragte das Kind unter Beben und Zittern: „Aber wer hat dich denn das gelehrt." „Meine Mutter," antwortete das Töchterchen, „die weiß auch noch viele andre Sachen der Art." Der Bauer ließ sich nichts merken, sprach aber zu seinem Weibe, er wäre über einige

Tage zur Hochzeit eingeladen und sie möge sich dazu bereit machen. An dem bestimmten Tage spannte er seinen Karren an, die Frau setzte sich darauf, und er fuhr sie in die Stadt und überlieferte sie dem Gericht. Nachher ist sie verbrannt worden.

Der Geist zu Bingen / Nicht weit von der Stadt Bingen, da wo das Flüßchen Naas in den Rhein mündet, liegt ein Dorf namens Camon. Da war im Jahr 858 ein Geist, der den Einwohnern viel schlimme Streiche spielte. Zuerst fing er an, unsichtbar die Leute mit Steinen zu werfen und an die Türen zu pochen. Bald nachher gab er unter menschlichen Gestalten Antworten, verriet Diebstähle und stiftete Zwietracht und Uneinigkeit. Dann begann er Scheunen und Häuser anzuzünden und zu verbrennen. Auf einen Mann hatte er es besonders abgesehen und wich nicht von dessen Seite, wohin der sich auch wenden mochte, und brannte ihm schließlich gar sein Haus ab. Damit war er aber noch nicht zufrieden, er wollte die ganze Nachbarschaft aufhetzen, den armen unschuldigen Menschen zu töten, und log allen vor, der Ort sei durch dessen Verbrechen geschändet. Die Quälerei dauerte so lange, bis der Erzbischof von Mainz Geistliche sandte, die den Geist durch Weihwasser und Beschwörungen vertrieben.

Die rettende Maus / Auf dem felsreichen Kegelgipfel über Altenahr ragen noch heut die mächtigen Trümmer der Stammburg empor. Reiche Gaugrafen beherrschten von hier aus das Land; ihrer einer, Graf Friedrich von Hochstaden-Ahre, schenkte die ganze Grafschaft mitsamt den Stammschlössern Ahre und Hochstaden an das Hochstift Köln. Der Erzbischof, auch ein Hochstaden, wußte die festen Burgen wohl zu nutzen. Als sich einstens Rat und Bürgerschaft gegen den erzbischöflichen Stuhl empörten, ließ der Bischof die Führer der Bewegung, elf Patrizier, gefangennehmen und auf Altenahr in sicheres Gewahrsam bringen. Da schmachteten sie nun hart und lange, und ihr einziger Zeitvertreib war ein Mäuslein, das sie gezähmt hatten und das von ihren Brosamen mitzehrte. Eines Tages verschwand das Mäuslein, als der Wächter an der Türe klirrte, in seinem Loch, und die Gefangenen hörten auch dort ein leises Klirren. Sie gruben die Platte auf und fanden eine verrostete Feile und einen Meißel, brauchten die beiden Dinge gut und durchfeilten ihre Bande und das Fenstergitter, zerschnitten ihre Gewande und machten sich Seile, ließen sich die hohe Mauer hinab und entkamen. Niemand hat begreifen können, wie das ohne Verrat hat geschehen können, und die kleine Ursache einer großen Wirkung hat niemand gesucht.

Die argen Brüder / Auf den nachbarlichen Burgen Sternfels und Liebenstein am Rhein hausten zwei Brüder, die waren durch des Vaters Erbe sehr reich. Als die Mutter starb, wurden sie noch reicher, mußten aber das Erbe mit einer blinden Schwester teilen. Das Gold wurde nun in Scheffeln abgemessen, das machten

die Brüder so, daß sie sich immer ein gefüllt Maß nahmen, der Schwester aber das umgekehrte, da nur der Boden von außen bedeckt war, hinhielten. Es war jedoch so viel des Goldes, daß auch die Schwester genug daran hatte und mit dem ihrigen reichen Segen stiftete, indes das Gold der betrügerischen Brüder denen nur so durch die Hände rann. Sie bekamen denn auch bald genug Händel miteinander und bauten sogar zwischen ihre Schlösser eine feste Mauer, deren Trümmer heute noch zu sehen sind. Sie hatten und hatten keinen Segen, der Hagel verwüstete ihre Felder, die Burgen verfielen, das Erbe nahm ab. Als es ganz und gar aufgezehrt war, wurden sie wieder Freunde, hatten aber auch kein Glück. Sie bestellten einander morgens zum Jagdritt, wer zuerst auf sei, solle den andern durch einen Pfeilschuß an den Fensterladen wecken. Das Unglück wollte, daß sie zu gleicher Zeit aufstanden, das Fenster aufstießen und den Pfeil über die Armbrust jagten. Sie schossen sich gegenseitig ins Herz und starben in der selben Stunde.

Das Pfaffenkäpplein / Der junge Rheingraf von der Rauzenburg wünschte sich nichts sehnlicher als auf dem Felsen, da jetzt noch die Trümmer der Feste Rheingrafenstein zu sehen sind, eine stattliche Burg, trotzig und uneinnehmbar wie die Ebernburg oder wie der Landstuhl der Sickinger; aber der Felsenriese lag da, als könne er von keinem Steinmetzen erobert werden. Als der Rheingraf eines Tages wie so oft in Sinnen versunken vor dem Felsen stand, gesellte sich ihm der Teufel und sprach: „Ich lese Euch die Gedanken von der Stirn — Ihr wollt eine Burg auf diesem Felsen. Was gebt Ihr dem Baumeister, der dies Werk in einer Nacht zu Eurer Befriedigung vollbringt? Er wäre wohl seines Lohnes wert." „Fragt sich welchen Lohnes?" antwortete der Graf fröstelnd, „seid Ihr der Mann und was begehrt Ihr?" Antwortete der Teufel: „Nur eine Seele, die erste, die am Morgen aus den Fenstern schaut." „Ich wills beschlafen," erwiderte der Graf, „kommt morgen um diese Stunde wieder her, so geb ich Euch Bescheid." Aufgeregt ging er nach Hause; er hätte die Burg gar zu gern gehabt, aber eine Seele dafür zu opfern erschien ihm doch zu frevelhaft. Er ließ sich den Burgkaplan kommen und beriet sich mit dem; aber der schlug ein Kreuz nach dem andern und wollte von dem Handel nichts wissen, riet ernstlich ab und warnte treulich vor des bösen Feindes List und Tücken und rückte sein schwarzes Käpplein auf dem Scheitel hin und her. Da trat das junge Weib des Rheingrafen zu ihnen, hörte das Gespräch, rief ihren Mann beiseite und sagte: „Nimms an, wir werden dem Schwarzen schon die rechte Seele geben." Der Graf ritt wieder ins Nahetal an die verabredete Stelle und sah oben an dem Felsen, den er so gern bebaut hätte, eine Gestalt gleich einer Gemse her und hin springen, und mit einem Male stand der höllische Fremde wieder vor ihm. „Ich nahm einstweilen Maß," lachte er, „Ihr wollt doch wohl?" „Bau zu!" sagte der Rheingraf. — Beim Morgenschein des anderen Tags glänzte die Burg flammenrot ins Nahetal hinab, kein Stein, kein Brettchen fehlte. Der Rheingraf ritt hinan, und der

nächtliche Baumeister führte ihn in seinem herrlichen Eigentum umher, zeigte ihm Hallen, Säle, Brücken und Gänge und Stiegen, und öffnete im Palast ein hohes Bogenfenster, damit der Graf so recht die schöne Aussicht bewundern könne. Aber der Graf ließ sich nicht verblüffen, sagte nur spöttisch: „Macht nur wieder zu, hier zieht es, und wir sind vom Steigen warm." Der Böse zog ein schiefes Maul, er hätte gar zu gern den Rheingrafen selber aus dem Fenster in den Abgrund gestürzt und wäre mit seiner Seele davongeflogen. Der Rheingraf gab indessen Befehl, der Umzug solle beginnen; da zogen in großem Zuge die Knechte und Mägde, Kühe und Schweine, Hühner und Enten, Esel und Rüden, die Stalleute, die Pferde, die Hütejungen — alles auf das neue Schloß. Die Gräfin ging mit dem Pfaffen, scherzte mit ihm und sagte, es müsse hoch auf dem neuen Berge sehr zugig sein, sie wolle ihm ein neues Käpplein nähen und bitte, ihr das alte zum Muster zu lassen. Heimlich befahl sie dann den Knappen, ein Palastfenster zu öffnen und ein Eselfüllen, dem sie das Pfaffenkäpplein aufgesetzt hatte, in den Palast zu treiben. Das geschah, und als das unglückliche Füllen die Morgenluft witterte, spitzte es die Ohrlein und ging zierlichen Schritts ans Fenster. Da lauerte schon der Teufel, und als er das Pfaffenkäpplein sah, ward er vor Freude schier blind, griff hinein und raste mit dem Eselfüllen zu Tal, vermeinend, er habe den Kaplan. Als ers dann genauer besah, wars eine unschuldige Eselseele, aber er mußte sie hinnehmen. — Auf der billigen Burg ging nun ein fröhliches Treiben an. Da saßen eines Abends die Wild- und Rheingrafen beisammen, dazu eine Schar Ritter von den Nachbarburgen, und die Humpen kreisten. Jetzt hob der Rheingraf einen mächtigen Reiterstiefel auf den Tisch, goß den voll Weins und rief: „Wer den Stiefel auf einen Zug leert, dem soll Hüffelsheim mit Wonne und Weide zu eigen sein!" Das war ein Wort, aber es mochte sich keiner der trunkfesten Mannen vermessen, den gewaltigen Stiefel auf einen Schluck zu erledigen. Nicht einmal der Burgkaplan, der eine herrliche Kehle besaß. Da war noch der Ritter Boos von Waldeck, sah die andern der Reihe nach an und langte, als niemand trinken wollte, den Stiefel her. Er ließ den Wein in seinen Schlund rinnen und trank das Gemäß leer bis auf die Nagelprobe und meinte zum Rheingrafen gewandt, sein Hüffelsheim schmecke gut, aber auf einem Stiefel könne man schlecht stehen, wie es mit Waldböckelheim sei, ob er das auch noch vertrinken dürfe. Aber der Rheingraf hatte an dem einen durch die derbe Rittergurgel verlorenen Ort genug und schwieg still.

Not Gottes / Die Feste der Brömser von Rüdesheim ist uralt, ihr Ursprung fällt noch in die Römerzeiten. Weiter stromab an der Waldbergerhöhe liegt ein Kloster mit dem wunderlichen Namen Not Gottes. Ein Brömser von Rüdesheim tat im heiligen Lande herrliche Taten, tötete auch einen Drachen, der die Kreuzfahrer schrecklich bedräute, kam aber endlich in Gefangenschaft der Heiden. Im Kerker gelobte er, wenn Gott ihm wieder in die Heimat helfen wolle, so solle seine Tochter eine Kloster-

frau werden. Da fielen die Ketten von ihm ab, er entkam und gelangte glücklich nach Hause an den Rhein. Sein Kind war indessen zu einer holdseligen Jungfrau emporgeblüht und empfing den Vater mit tausend Freuden. Doch sie ward bleicher als der Tod, als er ihr von seinem Gelübde erzählte, und sie gestand dem Vater weinend ihre Liebe zu einem jungen Ritter. Flehen und Tränen halfen ihr nichts, der Brömser wollte dem Himmel sein ritterlich Wort halten und sie ins Kloster geben. Da entlief die Verzweifelte und stürzte sich in den Rhein. Des Vaters Schmerz war übermaßen groß, er wollte den Schatten seines geliebten Kindes versöhnen und tat abermals ein Gelübde, er wolle ein Kloster erbauen. Darüber lief ein Mond nach dem andern vorüber, der alte Brömser vertrank seinen jungen Schmerz in altem Rüdesheimer und vergaß darob sein Gelöbnis. Da hatte er einmal nachts ein Gesicht: der Drache, den er im heiligen Lande erlegt hatte, stand vor ihm und sperrte seinen gierigen Rachen gegen ihn auf, als wolle er ihn verschlingen. Drauf sah er seine Tochter, die stand und winkte dem Drachen, daß er sich davonmachte, und sie blickte den Vater wehmutsvoll an. In der Frühe des Tags kam des Brömsers Ackerknecht und erzählte, da er zu Acker gezogen sei, habe er eine klagende Stimme vernommen, die habe immerfort gerufen: „Not Gottes! Not Gottes!" Und das ganz in der Nähe der Stelle, da seine Ochsen standen, es habe sich angehört, als käme die Stimme aus einem hohlen Baum, der dort war. Der Ritter ging mit, hörte die Stimme auch und suchte, ließ endlich den Baum spalten und fand in der Höhlung eine goldene Monstranz und ein hölzern Kreuzbild Gottes. Als er das hervorgeholt hatte, war die Stimme ruhig. Es waren Kleinode, die ein Jude aus der nahen Kirche gestohlen hatte und allda verborgen. Nun ward der Brömser stark an sein Versprechen erinnert, hielt es auch endlich allem Rüdesheimer zum Trotz und gründete ein Kloster; das ward Not Gottes genannt, und sein Altar steht an der Stelle, wo der hohle Baum gewesen war. Auf dem Altar steht das hölzerne Kreuz und hat viele Wunder getan, rheinauf, rheinab kamen die Wallfahrer, an einem einzigen Tage sollen sechzehnhundert dort gewesen sein.

Loreley / Zu Bacharach steht ein Felsen hart am Rhein, darauf sieht man in klaren Sommernächten ein schönes Weibsbild sitzen und hört es mit wundersamer Stimme singen, indem es sich die goldenen Haare strählt. Das ist die Hexe Loreley, und es ist gar gefährlich, ihrem Gesang zu lauschen und ihren herrlichen Leib zu betrachten, denn unter dem Felsen ist ein arger Strudel, und wer von den Schiffern nicht all sein Augenmerk auf den Strom lenkt, der ist verloren und wird von dem Wirbel in die Tiefe gezogen. Drauf stößt die Loreley ein höllisches Gelächter aus und stürzt sich selber in die Flut, den neuen Liebsten zu herzen. Wie sie denn ehemals ein armes verratenes Weib und keine Hexe gewesen und nur aus Bitterkeit des Gemüts von Gott und seinem Himmel abgefallen sein soll.

Elsaß

Des Teufels Eigenhold / Ein Mann aus Straßburg saß im Jahre 1625 mit einigen Studenten auf einem Wagen, hörte da, wie sie von Zaubereien und Beschwörungen sprachen, und spitzte recht seine Ohren. Als er nun bald darauf hörte, daß sich in einem Dorfe bei Straßburg ein Geist sehen lasse, ging er dahin und beschwor ihn, und der sprach, eine Bauerndirne habe ihr heimlich geborenes Kind umgebracht und darum spuke er so lange beim Grabe des Kindes, bis die Mörderin gestraft sei. Der Mann trieb ihn aber von der Stelle weg und erlangte dadurch einen so großen Ruf im ganzen Elsaß, daß man überall nur von ihm sprach und er sehr viel Geld verdiente. Nicht lange nachher aber erschien ihm ein Geist und sprach zu dem Zauberer: „Dieweil du nun so viel durch mich gewinnst, ist es billig, daß du mir auch etwas gibst. Überlaß wir das erste Kind, das du von deiner Frau haben wirst, sobald es auf die Welt kommt.“ Um seinen Gewinn nicht zu verlieren, willigte der Zauberer in die schreckliche Bedingung, aber seine Frau blieb unfruchtbar. Da kam der Geist ein andermal zu ihm und sprach: „Verschreibe dich mir mit Leib und Seele zu eigen.“ Das tat der Beschwörer, machte von da ab allerlei Spuk in reichen Häusern und vertrieb seine eigenen Geister wieder gegen gute Bezahlung, bis er endlich gefangen und vor Gericht gestellt wurde; denn gewöhnlich machte er eine Summe für die Armen und für die Spitäler aus, behielt aber das Geld meist für sich. Man peinigte ihn, aber er blieb gefühllos und bekannte nichts. Dann bat er, man möge ihn ein wenig beiseitegehen lassen; als man das zuließ, stürzte ein kohlschwarzer Hund in die Gerichtskammer, der ihn durch ein offenes Fenster entführte, doch nicht gar weit, dann ließ er den armen Sünder in den Stadtgraben fallen, von wo man ihn wiederholte. Da hat das Gericht ihn verurteilt, zuerst enthauptet und dann verbrannt zu werden.

Der Holzhacker und die drei Katzen / In der Gegend von Straßburg war einmal ein Werkmann beschäftigt, in seinem Hause Brennholz zu schneiden, als ihm plötzlich eine Katze auf den Leib sprang und ihm auf alle mögliche Weise lästig wurde. Als er sie endlich von sich wegjagte, da kam noch eine zweite zu der ersten, und als er nun die zwei wegtreiben wollte, da kam gar noch eine dritte, und alle sprangen ihm ins Gesicht und kratzten und bissen ihn an den Beinen. Nie hatte der Mann eine größere Angst ausgestanden; doch faßte er sich, machte schnell ein Kreuz, und als die Katzen ihm dann noch nach dem Gesicht und der Kehle sprangen, packte er ein Stück Holz und schlug auf sie los; die eine traf er am Kopf, die andre an den Beinen, die dritte auf den Rücken, so daß sie flüchteten und nicht wiederkamen. Er ging wieder an seine Arbeit und blieb wohl noch eine Stunde dabei; da drangen auf einmal zwei Gerichtsdiener in sein Haus, faßten ihn und führten ihn vor den Richter. Der schaute ihn lange starren Blickes an, wollte kein Wort der Verteidigung hören und befahl, ihn in einen tiefen Turm zu werfen. Da saß nun der arme Holzhacker, heulte und schrie, was

er denn getan habe, daß es den Wächtern selbst leid tat und sie den Richter angingen, dem Manne doch Gehör zu geben. Der Richter erzürnte ob der Bitte, sprach, wie es möglich wäre, daß ein so arger Zauberer noch nicht zur Erkenntnis seiner Verbrechen kommen wolle und sich noch unschuldig nennen könne, da doch alles offenbar gegen ihn spräche. Endlich wurde der Richter durch anderer Ratsherren Zusprechen bewogen, dem Manne Gehör zu geben. Als man ihn aus dem Kerker und in den Gerichtssaal brachte, da fiel er auf beide Knie nieder und bat mit Tränen, man möge ihm doch sagen, warum er gefangengenommen worden, denn er wisse sich keines Verbrechens schuldig. Da schrie der Richter: „Du schenßlichster aller Verbrecher, du willst noch nicht bekennen? Hast du nicht an dem Tage und zu der Stunde drei der vornehmsten Frauen der Stadt so mit Schlägen zugerichtet, daß sie sich bis heute nicht rühren noch regen können?" Der Holzhacker dachte über die Sache nach und antwortete: „Ich habe mein Lebetag keiner Frau etwas zuleide getan, noch eine geschlagen, kann auch durch Zeugen beweisen, daß ich an dem Tage und zu der Stunde beim Holzschneiden war. Haben doch Eure Diener mich eine Stunde drauf noch an derselben Arbeit gefunden." Da wurde der Richter noch zorniger und schrie: „Da seht, wie er seine Schandtaten bemänteln will, die drei Frauen liegen jetzt noch krank von den Schlägen zu Bett." „Ja, ich habe wohl drei Katzen zu jener Stunde geschlagen," sprach der Holzhacker, „aber nimmermehr eine Frau angerührt." Und er erzählte alles, was geschehen war. Da gab man dem Manne gute Worte, er möge doch von der Sache nicht weiter sprechen und keinem davon sagen, und ließ ihn frei und ungehindert seiner Wege gehen.

Die Münsteruhr zu Straßburg / Isaak Habrecht hieß der Meister, der das herrliche Uhrwerk am Münster zu Straßburg geschaffen hat. Das ist so prächtig wie keines in der Welt, voll reicher Figuren, die sich mit dem Vorrücken der Zeiger bewegten und das Bild der Schöpfung, den Lauf der Sterne, den Tod mit der Sense lebendig zeigten. So köstlich das Kunstwerk war, so schlimm war der Lohn, den die Straßburger Ratsherren dem Meister gaben: sie ließen ihm, aus Angst, er könne anderswo ein noch schöneres Uhrwerk schaffen, die Augen blenden. Als dem Meister Habrecht dieser Entschluß seines Rats kundgetan ward, hat er gebeten, noch einmal sein Werk zu sehen. Das konnte ihm nicht wohl verweigert werden; er schaffte eine kurze Weile in dem Werk, dann ging er festen Schritts seinen umdunkelten Tagen entgegen. Von Stund an aber stand die Uhr, Heiland und Tod und Menschenalter wandelten nicht mehr, das Glockenspiel verstummte, der Hahn ließ sein Krähen, die Götter fuhren nicht mehr um. Bald hernach wurden Meister Habrechts erloschene Augen aufgetan zum ewigen Licht; vergebens sandte der Rat umher, ob etwa ein Künstler sich fände, der das Werk wieder zu heilen verstünde. Viele kamen und verdarbens noch mehr, zu heilen hats niemand vermocht.

Der Krötenstuhl / Auf der Burg Nothaeder im Elsaß wohnte ein Herzog, der hatte eine überaus schöne Tochter. Sie war so stolz, daß ihr kein Freier gut genug schien, und manch einer von den vielen, die um ihre Hand warben, nahm sich das Leben aus verschmähter Liebe. Der Letzte, der das tat, verwünschte die Hartherzige in einen Steinfelsen. Nur einmal alle Freitag darf sie sich zeigen, die eine Woche als Kröte, die nächste als Schlange, die dritte endlich als Mensch. Nun sitzt sie jeden Freitag dort, wäscht sich am Quellborn und späht nach einem Erlöser aus. Wer sie aber erlösen will, muß an einem Freitag auf den Felsen gehn. Da findet er in einer Muschel drei Wahrzeichen: eine goldene Locke, eine dunkelgelbe Schlangenschuppe und ein Stückchen grasgelbe Krötenhaut. Das muß er zu sich stecken und zur Mittagsstunde des andern Freitags wieder auf den Felsen steigen, und das drei Wochen, und muß die Schlange, die Kröte und die Jungfrau auf den Mund küssen. Dann bringt er die Verzauberte zur Ruhe und bekommt zum Lohn ihre unermeßlichen Schätze. Die Merkzeichen hat schon mancher gefunden, aber die Erlösung hat noch keiner vollbracht. Vielleicht haben Grausen und Furcht auch die Kühnsten gelähmt, eh sie den Kuß wagten, oder sie sind nachher vor Entsetzen in des Todes Arm gesunken. Denkt, die Kröte ist groß wie ein Backofen und speit Feuer, die Schlange ist lang und stark wie ein Heubaum. Sie ist minder schrecklich, einer hat sie einst zu küssen gewagt, aber vor der Kröte ist er dann auch zurückgeschreckt; da ist sie ihm den Berg hinab nachgelaufen und gehüpft und hat ihm Feuer nachgespien in ihrer grenzenlosen Enttäuschung. Den Buben aber hats nimmer auf Erden gelitten, er ist bald hernach gestorben.

Desbordes / Herzog Karl IV. von Lothringen hatte einen Kammerdiener namens Desbordes, das war ein ganz unbegreiflicher Mensch; er konnte Dinge verrichten, worüber einem der Verstand stillstand. So war der Herzog einst mit großem Gefolge auf der Jagd, der Mittag nahte und sie hatten nichts zu essen. Da nahm der Kammerdiener ein Schächtelchen, das hatte drei Lädchen, und daraus zog er ein vollständiges und kostbares Mittagessen für den Herzog und alle, die mit ihm waren. Und um die Sache noch wunderbarer zu machen, befahl er drei Spitzbuben, die schon lange an einem nahen Galgen hingen, herbeizukommen und dem Herzoge nach Gebühr zu dienen; als sie das getan hatten und das Mahl geendet war, hieß er sie wieder zurückkehren. Ein anderes Mal ließ er die auf einer Wandtapete gemalten Personen aus der Tapete heraus und bis in die Mitte des Saales kommen; das alles hat er aber schwer büßen müssen und ist um seiner großen Künste willen lebendigen Leibes verbrannt worden.

Das Riesenspielzeug / Im Elsaß auf der Burg Nideck, die an einem hohen Berg bei einem Wasserfall liegt, waren die Ritter vorzeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein hinab ins Tal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und

kam bis fast nach Haslach auf ein vor dem Wald gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und Leute an, das ihr alles etwas Neues war. „Ei," sprach sie und ging herzu, „das nehm ich mir mit." Da kniete sie nieder zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und tats hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Haus, den Felsen hinaufspringend; wo der Berg so jäh war, daß ein Mensch mühsam klettern muß, da tat sie einen Schritt und war droben. Der Ritter saß gerad am Tisch, als sie eintrat. „Ei, mein Kind," sprach er, „was bringst du da, die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus." Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinblicken. „Was hast du so Zappeliges darin?" „Ei, Vater, gar zu artiges Spielzeug! So was Schönes hab ich mein Lebtag noch nicht gehabt." Darauf nahm sie eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug und die Bauern mit ihren Pferden; lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du was Schönes angestiftet! Geh nur gleich und trags wieder hinab ins Tal." Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug," sagte der Ritter ernsthaftig, „ich leids nicht, daß du mir murrst, kram alles sachte wieder ein und trags an den nämlichen Platz, wo dus genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felsennest nichts zu leben."

Die Kästlacher Hexe /

In dem Dörflein Kästlach wohnte eine alte Hexe. Sie hatte eine wunderschöne Jungfrau in Diensten, hielt sie aber so hart, daß selbes Mägdlein ihr öfter als einmal gekündigt hatte; sie wußte sie aber immer wieder durch ihre Schmeichelreden zu halten. Wenn die Magd ihre Arbeit verrichtet hatte, mußte sie noch bis Mitternacht aufsitzen und spinnen, und am frühen Morgen wieder aus dem Bett. Sie war daher nicht wenig verwundert, als ihre Meisterin sie eines Abends sogleich nach dem Essen ins Bett schickte. Sie ging mit Freuden, aber es war ihr so seltsamlich zumut, daß sie nicht einschlafen konnte. Sie glaubte in der Wohnstube gegenüber ihrem Kämmerlein Lärm zu hören und vernahm nach einer Weile deutlich das Surren von Spinnrädern. „Die Meisterin hat Besuch," dachte sie, „ich bin nur zum Schaffen gut; wenn es einmal Vergnügen im Hause gibt, schickt sie mich zu Bett." Die Neugier trieb sie, durchs Schlüsselloch zu schauen, da sah sie, wie lauter Strohbünde mit Menschenköpfen im Kreise saßen und einander zunickten; dabei spannen sie so heftig, daß die Räder grausig schnurrten. Erschrocken verkroch sich die Dirne eilig ins Bett und lag die ganze Nacht im Fieber. Andern Tags erklärte sie der Frau, sie könne nicht länger in ihren Diensten bleiben, wolle den Lohn haben und sich verabschieden. Die Hexe schmeichelte und drohte, aber die Magd blieb diesmal fest und packte ihren Plunder.

Beim Abschied faßte die Hexe sie beim Arm und rief: „Höre, wenn du einem Menschen etwas von dem sagst, was du gestern abend gesehen hast, so tu ich dir etwas an, du magst sein, wo du willst!" Die Dirne versprach Schweigen und hielt ihr Versprechen zwei Jahre. Da dachte sie, die Meisterin werde nicht mehr an die Sache denken und es auch nicht erfahren, wenn sie jetzt endlich ihrem Herzen Luft machen würde, und vertraute den nächtlichen Hexenspuk einigen Freundinnen an. Am andern Morgen hatte sie geschwollene Füße und konnte kein Glied rühren. Wochen darauf kam ein Käftlacher Bursch aus der Fremde heim, der hatte das Mägdlein schon als Kind gern gehabt. Er kam in der Nacht und nahm, um den Pfad zu kürzen, seinen Weg über den Hexenplan, das war ein Haideplatz, darauf inmitten dunkeln Waldes der Hexenbaum stand. Der Bursch hörte Schritte und Stimmen aus dem Wald und kletterte in seiner Verwirrung auf den Hexenbaum, dessen Laub ihn deckte. Da kamen eine Menge junger und alter Weiber aus dem Dorf und der Nachbarschaft herbeigesprungen, und die böse Frau, die das Mädchen verwunschen hatte, war auch darunter. Sie tanzten ein paarmal um den Baum und lagerten sich dann im Kreise darunter, und jede erzählte, was sie seit ihrer letzten Zusammenkunft Böses an Menschen und Vieh verübt hatte. Die alte Hexe erzählte nun auch, was sie ihrem ehemaligen Dienstmädchen angetan habe, das gab ein Gelächter ob des sauberen Streichs, und eine aus dem Kreise sagte: „Wenn das dumme Ding wüßte, daß es seine Füße nur in der Milch der drei ältesten Dorfkühe zu baden brauchte, um gesund zu sein! Geschieht ihm aber recht; warum mußte es schwatzen." Als die Sonne aufgehn wollte, fuhren die Hexen auseinander, der Bursche stieg rasch von seinem Baum und atmete auf. Das Herz bewegte sich ihm in dem Gedanken, der Geliebten einen großen Dienst leisten zu können, er eilte sofort zu deren Eltern, gab ihnen das Heilmittel an, und die Kranke genas augenblicklich. Der Bursch ward nach seinem Lohn gefragt und entgegnete drauf, ihm sei nichts lieber als die Tochter selber. Und da er ein schmucker Kerl war, willigte das Mädchen mit Freuden ein, und sie lebten fürder unbehelligt in ihrem Glück.

Die tapferen Weiber von Ruffach / Kaiser

Heinrich IV. nahm dem Bischof von Straßburg eines seiner ältesten Besitztümer ab, die Stadt Ruffach. Es wurden Truppen in das Schloß gelegt und die Einwohner auf die grausamste Weise gequält. Unter Heinrichs V. Herrschaft nahmen die Gewalttaten noch zu, und besonders tat sich der Schloßvogt hervor und goß alle Unbill über die Häupter der wehrlosen Bürger. Allein die Stunde der Rache hatte geschlagen. Am Ostertage hatte der Vogt eine schöne Bürgerstochter entführt und mit Gewalt auf sein Schloß bringen lassen. Die Mutter achtete in ihrer Verzweiflung keiner Gefahr und beschwor die Männer, mit bewaffneter Hand ihre Tochter zu befreien und vor Schmach zu retten. Die Männer wagten es nicht, sich der feindlichen Übermacht entgegenzustemmen. Da

rief die unglückliche Mutter die Weiber auf und beschwor sie bei ihren eigenen Kindern, die ja ebenfalls der Wut des Vogts ausgesetzt waren, ihr in ihrem Jammer beizustehn. Da standen die Mutterherzen zusammen, die Weiber von Ruffach bewaffneten sich und drangen unversehens ins Schloß, sprengten die Türen und schlugen die Wachen zu Tode. Sie waren vor Zorn eitel Mann. Nun wuchs auch den Männern in arger Scham der Mut, sie rotteten sich zusammen und erschlugen die kaiserliche Besatzung bis auf den letzten Mann, der Kaiser selber entkam mit Mühe und entfloh nach Kolmar. Zepter, Krone und Mantel hatte er zurückgelassen, und die siegreichen Frauen brachten die drei Stücke jubelnd in die Kirche und legten sie auf den Altar der heiligen Jungfrau. Seit dieser Zeit haben die Ruffacher Frauen bei allen öffentlichen Feiern und Aufzügen den Vorrang vor den Männern, und noch heute haben sie ihre Stühle auf der rechten Seite des Altars.

Der getreue Hund / Von Straßburgs verwegenen Männern war der Leutpriester Simphorianus Pollio der verwegensten einer. Er stellte sich zum Beispiel mit einem Bein auf das schmale Geländer der großen Rheinbrücke, bog sich mit dem ganzen Leibe über den Strom und streckte das andere Bein weit hinter sich. Auf dem Münsterturm verlustierte er sich damit, über die Geländerbrüstung zu wandeln, und das sah einst ein zugereister Edelmann. Der dachte, es sei eine Schande für einen Edelmann, weniger mutig als ein Bürgerlicher zu sein, rühmte sich also, er wolle es dem Herrn Zimprian ~ so ward der Leutpriester vom Volk genannt ~ nachtun und dreimal um die Brüstung schreiten. Tats auch, stieg auf den Turm und auf das Geländer und wandelte keck und sicher herum, gefolgt von seinem gewaltigen Hunde, der ihn nie verließ. Es glückte ihm das erste und das andere Mal; zum dritten kam er schon seiner Ausgangsstelle ganz nahe, als ihn ein plötzlicher Schwindel ergriff und ihn in die Tiefe stürzte. Und sieh, ihm nach schwang sich in mächtigem Sprung der Hund und zerschellte neben seinem Herrn, im Tode wie im Leben treu.

Graf Hugos Sohn / Dem Grafen Hugo von Egisheim gebar seine Gemahlin drei Söhne und fünf Mädchen. Sie starb, und zwei Knaben folgten ihr in den Tod. Eines Abends kam ein altes Weiblein auf die Burg und wollte dem Grafen die Zukunft sagen. Sie verkündete ihm, der ein mächtiger Herr war, sein Söhnlein Bruno würde noch viel gewaltiger werden, und der Vater werde einst den Staub zu seinen Füßen küssen. Diese Weissagung verschaffte dem Grafen finstere Träume des Nachts und schlechte Gedanken beim Wachen. Er glaubte nicht anders, als Bruno werde ihm die Herrschaft entreißen und ihn vielleicht ins Verlies legen, oder gar, gab ihm der Teufel ein, aus dem Leben schaffen. In Verzweiflung und Groll gegen sein einzig Söhnlein rief er eines Tages einen Jäger und befahl ihm, mit dem Knaben auf die

Jagd zu gehen und ihm unversehens einen Pfeil ins Herz zu schießen. Das durchschossene Herz ließ er sich von dem Jäger bringen und wurde darauf nicht mehr fröhlich. Er suchte den Burgpfaffen auf, aber der konnte ihn nicht von der Sünde freisprechen, die Untat sei so groß, daß ihn nur der Papst lösen könne. Es war mitten im Winter, aber Graf Hugo zog ein härenes Bußgewand an und pilgerte mit nackten Füßen nach Rom. Er warf sich Leo IX. zu Füßen und gestand ihm sein Verbrechen, ohne dem Papst in die Augen zu sehen. Leo wandte sein Gesicht ab und verhüllte es. Dann zog er den greisen Sünder vom Boden auf und sagte: „Der Heiland ist für alle Sünder gestorben, auch für dich. Du sollst Gnade finden; wisse, der Sohn, den du tot glaubtest, lebt. Der Jäger hatte den Knaben lieb und rettete ihn; dir zeigte er das Herz eines Hirschen. Dein Sohn wurde Priester, Bischof und ~ sein Herz liegt heute an deinem Herzen.“ Mit diesen Worten warf sich der Papst in die Arme des Grafen, der unter strömenden Tränen seinen eigenen Sohn erkannte.

Christus und der Bauer / Unser Herr Christus wandelte einmal auf der Erde und wurde von der Nacht überrascht, so daß er im nächsten Dorfe Unterkunft suchen mußte. Das Dorf lag schon im Abendfrieden, nur in dem Hause, wo der Herr eingekehrt war, waren die Männer noch beim Dreschen. Er fand Einlaß und fragte bei Gelegenheit, warum hier noch so spät geschafft würde. Da klagte der Bauer, es sei übermorgen eine Schuld fällig, und sein Gläubiger dränge ihn sehr. Er aber habe Unglück in der Wirtschaft gehabt und glaube nicht, daß er sie bezahlen könne. Der Herr begehrte, nach der Tenne geführt zu werden, ergriff eine Garbe und hielt sie über die brennende Öllampe. Die Bauern schrien laut auf und glaubten nicht anders, als müsse ihnen nun das Haus über dem Kopf abbrennen. Aber statt der Flammen ergossen sich tausend und abertausend Weizenkörner aus der Garbe, das wuchs und schwoll zu einem endlosen Strom. „Stellt eure Geräte nur beiseite,“ sprach der Herr zu den starrenden Bauern, winkte freundlich mit der Hand und verschwand vor ihren Augen. Der Bauer verkaufte die überreichliche Ernte, ward ein sehr wohlhabender Mann und ließ seinen Hof vergrößern. Aber anstatt durch sein Leben dem Himmel zu danken, verpraßte er mit seinen Söhnen den mühlos erworbenen Reichtum und hauste arg in allen Kneipen der Umgegend. Allmählich konnte sein Gut solche Wirtschaft nicht mehr tragen, Mißernten kamen hinzu, und eines Tages sah sich der Bauer wieder in seiner alten traurigen Lage. In seinem Säuferwahn glaubte er es Christus gleichtun zu können, nahm eine Garbe und hielt sie über die Flamme der Öllampe, die in der Tenne hing. Es geschah aber nur das Natürliche, nämlich Scheuer und Haus brannten ab. Wiesen und Felder waren längst verpfändet, Bauer und Söhne waren durch den Trunk um alle Tatkraft gekommen und mochten sich nicht wieder durch ihrer Hände Fleiß in die Höhe bringen und verdarben auf den Landstraßen.

Esel trinkt Weihwasser / In einer Mühle in der Saberner Gegend war ein junger Bursch als Müllerknecht angestellt, der fand Gefallen an der Tochter seiner Meisterin, einer Witwe, und glaubte auch, das Mädchen sähe ihn nicht ungern, da sie öfter als nötig in die Mühle kam und seiner Arbeit zuschaute oder sich eine unnütze Beschäftigung machte. Nun bemerkte er seit längerer Zeit, daß Mutter und Tochter oft während der Nacht abwesend waren und erst in der Frühe heimkehrten, ohne daß er je erspähen konnte, wo sie ein und aus gingen. Neugier und Eifersucht trieben ihn, er versteckte sich eines Nachts unter das Bett der Müllerin und ward gewahr, daß die aus einem Tiegel Salbe nahm, sich und der Tochter die Hände bestrich und dazu einige Worte murmelte. Hierauf gingen die beiden in die Küche, und er hörte nichts mehr. Sogleich ging er an den Tiegel, bestrich sich die Hände mit der Salbe und murmelte die Worte, die er verstanden hatte: „Obenan und nirgends wieder!" Dann ging er in die Küche und wurde plötzlich mit Gewalt zum Schornstein hinausgetrieben und durch die Lüfte davongetragen, daß ihm Hören und Sehen verging. Als er wieder zu sich kam, war er auf dem Gipfel des Bastberges oberhalb Buchsweiler, der als Versammlungsort der Hexen im ganzen Land berüchtigt war. In dieser Nacht hielten sie ihren Sabbat, und seine Meisterin und ihre Tochter waren auch dabei. Wild fuhren die teuflischen Weiber über den Zitternden her, die allgemeine Stimme war, ihn auf der Stelle zu töten, bevor er ihr Geheimnis verriete. Mit Mühe gelang es der Müllerstochter, Gnade für ihn zu erhalten; jedoch zur Strafe verwandelten ihn die Hexen in einen Esel. Das Mädchen schlich sich auf die Seite und flüsterte ihm ins Ohr, er könne die Verwünschung aufheben, wenn es ihm gelänge, Weihwasser zu trinken. Andern Morgens fand ein Bauer den trost- und herrenlosen Esel und nahm ihn mit nach Haus. Er mußte nun schwere Arbeiten tun, wollte zwar oftmals dem neuen Herrn seinen Jammer klagen und brachte doch nur sein Eselsgeschrei heraus und bekam Prügel obendrein. Ein Jahr lang dauerte die Plackerei, dann gelang es ihm eines Tages, in die offene Kirche zu dringen und einen tüchtigen Schluck aus dem Weihwasserkessel zu tun. Da ward er wieder Mensch und wanderte schleunigst aus dieser Gegend, die ihn mit jedem Hügel an seine Eselei erinnerte.

Streichmaß, Ring und Becher / Zwischen Nanzig und Luenstadt, jetzt Luneville, herrschte ehdem der letzte Graf von Orgewiler. Er verteilte auf dem Todbette seine Länder unter seine drei Töchter und Schwiegersöhne. Die älteste Tochter hatte Simons von Bestein, die mittlere Herr von Crouy und die jüngste Tochter ein deutscher Rheingraf geheiratet. Außer den Herrschaften teilte er noch seinen Erben drei Geschenke aus, der ältesten Tochter einen Streichlöffel, der mittleren einen Trinkbecher und der dritten einen Kleinodring, mit der Vermahnung, daß sie und ihre Nachkömmlinge diese Stücke sorgfältig aufheben sollten, so würden ihre Häuser bestän-

dig glücklich sein. Die Sage, wie der Graf diese Stücke bekommen, erzählt der Marschall von Bassompierre, Urenkel des Simons, selbst: Der Graf war vermählt, hatte aber noch eine geheime Liebschaft mit einer wunderbar schönen Frau, die wöchentlich alle Montage in ein Sommerhaus des Gartens zu ihm kam. Lange blieb dieser Handel seiner Gemahlin verborgen; wenn er sich entfernte, redete er ihr ein, daß er des Nachts im Wald auf den Anstand ginge. Aber nach ein paar Jahren schöpfte die Gräfin Verdacht und trachtete, die rechte Wahrheit zu erfahren. Eines Sommermorgens frühe schlich sie ihm nach und kam in die Sommerlaube. Da sah sie ihren Gemahl in Armen eines wunderschönen Frauenbilds schlafen, weil sie aber beide so sanft schliefen, wollte sie sie nicht wecken, sondern nahm ihren Schleier vom Haupt und breitete ihn über der Schlafenden Füße. Als die schöne Buhlerin erwachte und des Schleiers innewarð, tat sie einen hellen Schrei, hub an jämmerlich zu klagen und sagte: „Mein Liebster, hinfür sehen wir uns nimmermehr wieder, nun muß ich hundert Meilen weit weg und abgesondert von dir bleiben.“ Damit verließ sie den Grafen, verehrte ihm aber die vorher genannten drei Gaben für seine drei Töchter, die möchten sie niemals abhanden kommen lassen.

Der totgesprungene Ritter / Unter den Fürsten, Herren und Städten, die sich mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln gegen König Adolf verschworen, befanden sich auch Bischof Konrad von Lichtenstein, die Stadt Straßburg und viele Grafen und Herren von elsässischem Adel, darunter die Grafen von Zweibrücken und Leiningen und die Herren von Ochsenstein und Lichtenberg. Wider König Adolf und zugunsten des Herzogs Albrecht von Österreich kam ein Heer von zehntausend Mann zusammen, mit welchen Albrecht den Rhein hinab zog. In der Zahl der edlen Straßburger, die sich diesem Kriegszuge anschlossen, war der Junker Konrad Bock, einer der ausgezeichnetsten jungen Männer Straßburgs. In der Schlacht bei Geilheim, wo König Adolf von Herzog Albrecht mit eigener Hand erschlagen worden sein soll und sein Sohn mit wohl sechzig Grafen und Landesherren gefangen wurde, erwarb der Junker Konrad Bock großen Ruhm und kam mit Ehren in seine Vaterstadt zurück. Nach alten Schriften ging in jener Zeit die Rede, daß alle Fürsten und Herren, die wider König Adolf zusammen geschworen hatten, eines gewaltsamen Todes sterben mußten. Von vielen der Herren weiß man, daß sie erschlagen wurden, ertranken oder erstickten. Albrecht selbst starb meuchlings von seines eigenen Neffen Hand. Auch Herr Konrad von Bock fand einen gewaltsamen und höchst sonderbaren Tod: er wurde totgesprungen. Herr Konrad war ein schön gewachsener und kräftiger Mann von ritterlichem Sinne. Von früher Jugend an hatte er sich im Ringen und Springen und allen Leibesübungen ausgezeichnet und eine solche Stärke, Gewandtheit und Muskelkraft gewonnen, daß er von ziemlicher Höhe herab einem anderen, der sich der Länge nach auf den Boden legte, so leicht auf den Leib sprang und mit Anmut federnd davonschnellte, daß der Liegende kaum

die Berührung spürte. Eines Tages befand sich Herr Konrad mit anderen adeligen Herren auf der Ritterstube zum Mühlstein. Die Rede kam auf seine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Springen, und bald wurde er aufgefordert, eine Probe seiner Kunst zu zeigen. Marx von Eckwersheim, ein Edelknecht, erklärte sich nicht bloß bereit, sich Herrn Konrad zum Sprunge hinzulegen, sondern erbot sich sogar es ihm gleichzutun. Zu seinem Unglück entschloß sich Konrad, des Eckwersheimers Vermessenheit Genüge zu tun. Alle drängten sich heran, die kühnen Springer zu bewundern. Herr Konrad tat den ersten Sprung. Er stieg auf einen Tisch, Herr Marx legte sich rücklings auf den Boden, und Konrad sprang, wie er es schon oft getan, so leicht und gewandt, daß kaum seine Fußspitzen den Leib des Eckwersheimers berührten und er sogleich mit der ganzen Wucht seines Körpers in einem zweiten Schwung vom Edelknechte hinweg auf den Boden schnellte. Rauschender Beifall erscholl ringsum in der Trinkstube. Nun kam die Reihe an Marx. Behend war er auf den Tisch gesprungen, und Herr Konrad hatte sich auf den Boden gelegt. Marx schwang sich herab, war aber unfähig, seinem Leib eine schnelle Seitenwendung zu geben und vorher den auf dem Rücken liegenden Ritter leicht mit den Füßen zu berühren, und sprang ihm mit seiner ganzen Schwere auf den Leib, daß Herr Konrad augenblicklich des Todes war. Die Zuschauer und der Eckwersheimer waren bestürzt und trostlos. Als das Gerücht von dem unglückseligen Sprunge in Stadt und Land kam, munkelten viele, der Edelknecht habe aus Neid und Haß den Ritter Konrad mit Fleiß zu Tode gesprungen. Er beteuerte seine Unschuld aufs feierlichste und wies die schändliche Beschuldigung immer mit Unwillen ab, und die seinen Schmerz nach dem Unglückssprung sahen, konnten bezeugen, daß er dem Freunde nicht mit Willen so schlimm getan.

Grüselhorn und Judenblos / Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts kam in das Elsaß das größte und schauderhafteste Sterben, das die Rheinlande bis dahin heimgesucht hatte. Aus Asien und Afrika herüber kam die Pest nach Europa und würgte die Menschen zu Tausenden. Die gepeinigten Völker nannten diese grausame Pest den schwarzen Tod. Greulich wütete sie in der Stadt Straßburg wie allenthalben. Bei sechzehntausend Menschen gingen dort zu Grabe, und der Jammer und das Elend waren namenlos. Die Juden allein blieben von dem schwarzen Tode verschont, zu Straßburg wie auch an anderen Orten; und hier, wie anderswo, den ganzen Rhein entlang, erscholl die unheilvolle Kunde, die Juden hätten Gift in die Bronnen geworfen und also das Wasser verdorben und das grausame Sterben verschuldet. Und in vielen Städten, vom Meer bis tief in die deutschen Lande wurden die Juden von den ergrimmten Völkern verbrannt. Von Basel bis hinunter in die Niederlande loderte Flamme an Flamme. Die Stadt Straßburg wurde zu aller Not auch noch vom Feinde belagert, und um der Verfolgung in den Mauern zu entgehen, planten die Juden, die

Stadt durch Verrat in des Feindes Hand zu geben. Zwei Hornrufe vom Münster herab sollten für den Feind das Zeichen zum Einbruch sein. Doch der Plan wurde ruchbar, das vom schwarzen Tod gemarterte und überreizte Volk stürzte sich auf die Verräter, und am Valentinsfest, geht die Sage, wurden ihrer wohl zweitausend verbrannt. Zur Erinnerung an die verräterischen Hornzeichen verordnete der Rat, daß fernerhin vom Münster herab zweimal in jeder Nacht das Grüselhorn geblasen werden sollte, den Juden zur Schmach und zur Schande.

Der Wurf nach Luthers Bild / In der Stadt Straßburg im Gasthause zum Spannbett saß an einem Märzabend ein junger Metzgermeister namens Johann Jakob Hebding mit einigen Freunden und Mitmeistern bei Spiel und Trunk. Der junge Hebding trank mehr als all die anderen und spielte mit großer Hitze, war aber an diesem Abend im Spiel unglücklich und verlor mehr und mehr. Er fluchte schrecklich, und nach einem besonders unglücklichen Wurf schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser sprangen. Dabei fiel sein Blick von ungefähr auf das Bildnis des damals in Straßburg besonders hochverehrten Martin Luther, das in einem künstlichen Rahmen in der Gaststube hing. Im Rausch und Zorn wandte sich Hebding gegen das Bild und rief: „Du alter Schelm bist schuld daran, daß ich verspiele.“ Gleichzeitig ergriff er sein Metzgermesser und warf es wütend nach dem Bild. Aber das Messer prallte mit gewaltigem Schwunge zurück und fuhr in Hebdings Auge, daß es sogleich auslief.

Das Gift in der Hostie / In alten Zeiten zog einmal ein Kaiser über die Alpen, um sich vom Papst krönen zu lassen und um die treulosen Völker Italiens zu züchtigen und aufs neue dem heiligen römischen Reiche zu unterwerfen. In Bologna aber gab ein welscher Mönch dem Kaiser am Altar den Tod im Leibe des Herrn, und in grausen Schmerzen starb der Fürst am Gifte des Pfaffen. In allen deutschen Landen war großer Jammer um den frommen, tapferen Kaiser. In Straßburg stellte man zum Gedenken an die Freveltat des Kaisers Bildnis auf. Droben am Turme, gegen Westen, sieht man noch heute das hohe Standbild mit dem Reichsapfel in der Hand, trübe in die Weite hinausstarrend, und daneben des frevlen Mönches Bild mit abgewandtem Antlitz, wie gepeinigt von seinem schweren Gewissen.

Das Bäuerlein bei der Engelsäule / Ein jeder, der im Straßburger Münster war, kennt auch das Männlein nahe bei der kunstvollen Uhr, das von dem Geländer der Niklaskapelle zu der prachtvollen Engelsäule emporschaut, die das Gewölbe des südlichen Kreuzarmes trägt. So, wie es da in Stein ausgehauen ist, so stund es eines Tages, vor vielen Jahrhunderten, in Wahrheit unten in der Kirche bei der Engelsäule mit seinem spitzfindigen, krummgezogenen Bauerngesichte,

und schaute mit seinem Kennerblick an der Säule auf und nieder, schaute vom Fuß bis zum Knauf hinauf, und dann wieder die schlanke Säule entlang nieder bis zum Fuße; dann bog es den Kopf seitwärts und blinzelte mit einem Auge die Säule abermals empor; es maß die Dicke des feingegliederten Säulenstammes und schien sie zweifelnd gegen die Höhe zu berechnen; jedesmal schüttelte es bedenklicher den Kopf. Da kam gerade der Werkmeister einhergeschritten und sah das Männlein vor der Säule, wie es augenscheinlich die Höhe gegen die Dicke abmaß. „Nun, guter Freund," sprach der Meister, „habt Ihr an der Säule etwas auszusetzen? Teilt mir unverhohlen Eure Bedenken mit!" „Schön ist die Säule wohl," entgegnete das Bäuerlein, „schön ist sie, das ist gewiß! Schön sind auch die Bilder daran, die Evangelisten, die Engel drüber und oben der richtende Heiland! Aber die Säule ist zu schwach. Lange wird der schlanke Stamm das schwere Gewölbe nicht tragen können, dann wird er wanken und rettungslos einstürzen." „So, so," erwiderte der Werkmeister, sah lächelnd an der Säule empor und dann scharf auf das Männlein, „wohlan denn! So sollt Ihr so lange an der Säule emporschauen, bis sie erdrückt sich biegt und zu Boden stürzt!" Sogleich ging er in die Steinhütte, ergriff Meißel und Hammer, und mit sicherer, kunstfertiger Hand formte er das Männlein, wie er es eben gesehen, pfiffig, schmunzelnd und mit bedeutsamem Kennerblick. Dann stellte er es, mit beiden Armen auf das Geländer der Niklaskapelle gestützt, in das Münster. Und so lehnet nun das Männlein seit Jahrhunderten dort und schaut unverdrossen empor, aber die Säule wird dem Männlein wohl noch Langeweile machen und seine Geduld auf eine harte Probe stellen, denn noch steht sie felsenfest.

Die Geißfußstapfen / Zwischen den Felswänden der Heidenflüh läuft die Wolfshöhle tief in den Berg hinein, darin hauste vor vielen hundert Jahren ein Völklein von Zwergen. Je zwei und zwei, Männlein und Weiblein, lebten sie in schönster Eintracht in den unzähligen Felskämmerlein. All ihr Hausgerät, sogar ihre Hacken und Schaufeln und Feldgeräte, waren aus blankem Silber gearbeitet. Diese kleinen Leute hatten die ewige Jugend. Wer sie einmal gesehen, rühmte ihre zierliche Gestalt und den eigentümlichen Schein ihrer glitzernden Sternenaugen. Sie waren alle kinderlos, und zuweilen liebten sie es, aus ihrer Abgeschiedenheit zu den Menschen zu kommen. Besonders zur Erntezeit kamen sie in buntem Gewimmel aus ihren Berghöhlen und stellten sich mit ihren silbernen Sensen in die Reihen der Schnitter. Wunderbar schnell fiel Garbe um Garbe unter ihren Streichen. Fast jedes Haus in den Dörfern ringsum hatte sein besonderes Pärchen, und es war allemal ein Jubel im Haus, wenn sie über die Schwelle traten und beim Abschied reiche Gaben zurückließen. Die Leute zeigten sich nicht undankbar gegen ihre kleinen Wohltäter. Bei Kilben und Hochzeiten bekamen die Kleinen die besten Bissen und den süßesten Most. Nur eines wollte den Menschen an den Zwergen nicht gefallen; stets trugen sie lange Röcke, und nie sah

man etwas von ihren Füßen. Ein jeder hätte gern gewußt, was sie unter den Schleppen so sorgsam verborgen hielten. Wie Mädchen sind, endlich konnten sie ihre Neugierde nicht mehr bezwingen. Sie gingen eines Tages vor Sonnenaufgang vor die Wolfshöhle und bestreuten die breite Felsplatte vor dem Eingang mit feinem Sand. Dann versteckten sie sich ins Gebüsch und dachten, wenn die Zwerge zu ihrem Morgenspaziergang in den Wald gingen, würden ihre Füße schon Spuren in dem Sand lassen und sie kämen damit doch einmal ins klare. Sobald die ersten warmen Sonnenstrahlen an das Felsentor fielen, kamen Bergmännlein und Bergweiblein wie gewöhnlich herausgeschlüpft und wanderten über die Felsplatte dem Walde zu. Da sahen nun die Mädchen, daß sie Stapfen von Geisenfüßen im Sande ließen. Darüber mußten sie so laut lachen, daß es die Zwerge hörten, den Betrug gewahrten und mit traurigen Mienen in die Höhle zurückkehrten. Seither hat sie niemand wiedergesehen.

Das teure Galgenholz / Im siebzehnten Jahrhundert war das Stehlen in Ruffach keine seltene Sache, obwohl man mit den Dieben sehr streng verfuhr. Vom häufigen Gebrauch wurde der alte Galgen gebrechlich, und man baute einen neuen aus starkem Eichenholz, von dem noch jetzt das Sprichwort umgeht: Nimm dich vor dem Ruffacher Galgen in acht, er hat gut Eichenholz! Einst traf es sich, daß die Leute im benachbarten Pfaffenheim einen Dieb gefangen hatten und ihn an den Ruffacher Galgen hängen wollten. Dagegen verwahrte sich feierlich der Ruffacher Rat und sagte, er habe diesen festen Galgen auf Kosten der Stadt bauen lassen, und nur ihre Bürger und deren Nachkommen hätten ein Genußrecht darauf.

Die Pferdewahl / Der reiche Schultheiß Kuster von Wettolsheim hatte nur eine einzige Tochter, das schönste und tüchtigste Mädchen im ganzen Land. Es war kein Wunder, daß viele junge Burschen die schöne Schulzentochter gern gehabt hätten, und ihres Vaters Felder, Wiesen und Reben dazu. Die Zahl der Freier wuchs so sehr, daß das Mädchen nicht wußte wo hinaus, und auch dem Vater tat die Wahl weh. Endlich nahm er aus der Zahl der Schmachtenden vier wackere Jünglinge, die Söhne ehrbarer und reicher Leute, und beschied sie auf einen Sonntagmorgen auf seinen Hof. Die Pferde, auf denen sie hergeritten waren, sollten sie schon abends zuvor ohne Wissen seiner Tochter im Stalle verbergen. Am anderen Morgen ließ er das Mägdlein im schönsten Sonntagsstaat in den Hof treten und die vier Freier begrüßen. Alsbald wurde die Stalltür aufgestoßen und die vier Tiere sprangen mit lautem Gewieher heraus: ein Rappe, ein Füchslein, ein Brauner und ein Schimmel. Und der Vater bedeutete der Tochter, daß der Bewerber, dessen Pferd ihr am besten gefiele, sie heimführen solle. Dem Mägdlein schlug das Herz gewaltig. Es blickte bald auf die Pferde und auf den Vater, bald auf die jungen Leute. Endlich wählte es den blanken Schimmel mit dem

feingeschweiften Nacken und den kühn blitzenden Augen, und der glückliche Freier, Heymann von Heiligenkreuz, drückte sie in seine Arme. Nach einigen Wochen war die Hochzeit, und das Geschlecht der Heymann blüht noch heute, reich gesegnet an Gütern und Nachkommen.

Der Knabe zu Kolmar / Bei Pfeffel in Kolmar war ein Kind im Hause, das wollte im Hausgarten nie über einen Flecken gehen, auf dem seine Kameraden ruhig spielten. Einmal zogen ihn die Kinder mit Gewalt an die Stelle, da sträubten sich seine Haare, der Schweiß brach ihm aus, und er fiel in Ohnmacht. Als der Knabe wieder zu sich kam, sagte er nach langem Drängen: „An der Stelle liegt ein Mensch begraben, seine Füße und Hände sind gekreuzt, und an der rechten Hand hat er einen Ring am zweiten Finger." Man grub nach und fand unter Gras und Erde drei Fuß tief ein Gerippe in der beschriebenen Lage und am benannten Finger einen Ring. Man beerdigte es ordentlich, und seither ging der Knabe, dem man weder davon noch vom Ausgraben das mindeste gesagt, ruhig auf den Flecken. Diesem Kind war jeder Friedhof ein Ort des Schreckens und Grauens. Überall, wo Tote begraben lagen, sah es ihre ganze Gestalt in Dünsten aufsteigen und erkannte sie in allem. Der vielen schrecklichen Erscheinungen wegen härmte es sich ab und verzehrte schnell sein Leben.

Der Milchbrunnen / Auf einer Wiese steht ein schöner steinerner Brunnen, daraus fließt Milch statt Wasser. Ringsum blühen große Blumen, die bergen Honig in den Kelchen. Dahin trägt die Muttergottes in stillen Nächten die mutterlosen Kindlein und letzt und tränkt sie. Sie lächeln dann in der Wiege, und am Morgen haben sie ein Milchschnäuzchen.

Der Teufelsgeiger / An Stelle des Weihers von Lamaix bei der Hohen Tonne erhob sich vor vielen Jahren ein grüner Hügel, darauf stand eine schöne breite Linde, unter der sich die jungen Leute des nahen Dorfes Sonntags versammelten. Eines Tages erschien ein fremder Spielmann im Dorf, der spielte auf seiner Geige beim Ausgang der Messe vor der Kirchentür so seltsame Weisen, so lustige Tänze auf, daß ihn die Burschen und Mädchen baten, ihnen zur Wiese zu folgen Er weigerte sich nicht, und Paar an Paar zogen sie hinaus und tanzten unermüdlich nach dem Spiel des Fremden. Als die Glocke zur Vesper läutete, hielten sie wohl eine Weile an, als wollten sie der Einladung zum Dienste Gottes folgen; allein da begann der Geiger ein Tanzstücklein, schöner als alle vorher. Die Glocke war verhallt, und rascher flog die Runde um den Baum auf der Wiese. ~ Dem Geistlichen fiel das Ausbleiben der ganzen Dorfjugend auf, er ließ nochmals die Glocke ziehen, allein in ihrem leidenschaftlichen Tanzen hörten die Jungen die Mahnstimme des Himmels nicht und fuhren in ihrem sündlichen

Tun fort, ohne darauf zu achten, daß der Boden unter ihren Füßen zu sinken begann. Plötzlich schwieg das Geläute. Der Geiger hörte auf zu spielen, und mit einem Male versank die Wiese und alles junge Volk mit ihr, unterirdische Wasser strömten hervor und schlossen sich zu einem Weiher. Im Grunde des Wassers hörte man noch das ängstliche Rufen und Jammern der betörten Jugend, und darüber das höllische Gelächter des Spielmanns, der in Feuer und Schwefelstank in die Lüfte flog.

Die Schuhe der Wöchnerin / Im Elsaß pflegt man die verstorbenen Wöchnerinnen mit Schuhen ins Grab zu legen. In Ingersheim hatte man eine Wöchnerin ohne Schuhe begraben, da kam sie gleich in der ersten Nacht in ihrem weißen Totenhemde nach Haus, klopfte leise ans Fenster und sagte: „Warum habt ihr mir keine Schuhe angelegt? Ich muß durch Disteln und Dornen und über spitzige Steine.“ Nun stellte ihr der Mann ein paar Schuhe vor die Türe, und der befriedigte Geist kam sechs Wochen lang jede Nacht zurück, um den weinenden Säugling zu stillen.

Der Geisterwagen von Hoh-Rappoltstein

In jeder Christnacht fährt um die zwölfte Stunde eine große mit vier Pferden bespannte Kutsche den jähen Berg hinab, auf welchem das Schloß Hoh-Rappoltstein liegt. Niemand sitzt darin und kein Kutscher lenkt die Rosse. So rollt sie durch die Hauptstraße der Stadt, am Schützenhaus vorbei, auf der Straße nach Gemar hin. Um zwei Uhr kehrt sie denselben Weg zurück und weckt die Schläfer durch ihr unheimliches Rasseln. Einst hatte ein Knabe noch einen späten Gang nach Gemar zu machen. Auf seinem Rückweg traf er die Kutsche, und da er müde war und in der kalten Nacht gewaltig fror, bat er, man möchte ihn doch einsitzen lassen. Niemand antwortete ihm, aber die Pferde hielten stille und der Schlag ging auf und wieder zu, als der Knabe eingestiegen war. Seine Eltern suchten ihn die ganze Nacht, aber erst am anderen Morgen fand man ihn in den Ästen einer hohen Pappel sitzend und vor Frost klappernd. Wie er da hinaufgekommen, konnte er niemandem sagen.

Der geizige Abt / Zwischen Ahrweiler und dem früheren Kloster Neuenburg liegen die Trümmer des steinernen Haberkreuzes am Waldsaum. Über den Ursprung dieses Kreuzes erzählt man in den Dörfern: Ein geiziger und herrschsüchtiger Abt von Neuenburg hatte durch allerlei List und Ränke viele Felder und Höfe der Gemeinden Ahrweiler und Nieder-Altdorf an das Kloster zu bringen gewußt. Vergebens klagten die armen Dörfler und forderten ihr Eigentum zurück. Der mächtige Abt spottete ihrer und wies ihre gerechten Forderungen ab. Endlich schickten die Gemeinden als letztes Mittel Abgeordnete an den Abt mit dem Begehren, er möge in Gegenwart der Kloster-

brüder und Dörfler auf den streitigen Grundstücken selbst einen Eid vor Gott, seinem und ihrem Schöpfer, ablegen, daß sie ihm mit Recht zugehören. Wenn er dies könne, wollten sie jeder Klage ein Ende machen. Der Abt nahm den Vorschlag an, um sie loszuwerden. Am bestimmten Tage trat er an der Spitze seiner Mönche mit Kreuz und Fahnen auf die Grenzen der geraubten Felder und ward von den versammelten Bewohnern der Dorfschaften nochmals aufgefordert, entweder die Felder gutwillig abzugeben oder den Eid zu tun. Da hob er die rechte Hand und schwur: „So wahr der Schöpfer über mir ist, stehe ich auf des Klosters eigenem Grund und Boden." Entsetzen ergriff die Bauern umher. Allein plötzlich drängte ein Klosterknecht durch die Menge, riß dem Abt die Mütze weg, warf ihn zu Boden und zog ihm die Schuhe aus. „Seht, bei welchem Schöpfer der falsche Pfaffe schwur!" rief der Knecht, und zog einen unter der Mütze borgenen Suppenschöpfer hervor. „Und seht, wie er auf seinem eigenen Grund und Boden stand! Er hatte seine Schuhe mit Gartenerde des Klosters ausgestreut!" Nun fielen die betrogenen Bauern mit rasender Wut über den Abt her und schlugen ihn tot, während die Mönche mit Angstgeschrei davonliefen. Später wurde der Mord an dem geweihten Manne dadurch gesühnt, daß beide Gemeinden auf der Stelle ein Kreuz errichten und alljährlich an dem Kreuz eine beträchtliche Buße an Haber und anderem Getreide für das Kloster niederlegen mußten.

Der Uhrweiler Erzknappe / Eines Abends in der Dunkelheit kehrte ein Erzknappe auf gewohntem Wege nach Uhrweiler zurück. Er war tief in Gedanken an seine nahe Hochzeit versunken, und so kam er auf seinem Wege schnell vorwärts. Als er eben den letzten Hügel überschreiten wollte, sah er vor sich schon das Licht aus dem Fenster seines Elternhauses, wie er meinte. Geschwind ging er darauf zu, aber nach wenigen Schritten sah er zu seinem Staunen, daß das Licht aus keinem Fenster schien, sondern unter freiem Himmel in einem Leuchter flackerte, der auf einem mit allerlei Speisen und Flaschen besetzten Tisch stand. Sieben ihm unbekannte Männer in seltsamer Kleidung saßen daran. Sobald sie ihn sahen, nötigten sie ihn, Platz zu nehmen, und so sehr er sich auch wehrte, er mußte aus einem dargereichten Becher trinken. Beim Abschied nahm ihn ein Tischgenosse bei der Hand und zerdrückte ihm den silbernen Brautring. Darauf verschwand das Licht, der Tisch und die ganze unheimliche Gesellschaft. Der Erzknappe raffte sich auf und lief in großer Angst nach Hause. Dort fand er die Eltern weinend und klagend, denn vor einer Stunde war seine Braut plötzlich gestorben.

Der Geißenmajor / Mitten im siebzehnten Jahrhundert geschah den Straßburger Metzgern großes Unrecht, denn die markgräflerischen Truppen führten ihnen, ohne viel zu fragen, fast zweitausend Stück Vieh fort. Diesen Frevel zu ahnden, schickten die Straßburger einen Major an der Spitze von sechshundert wohlgerüsteten

Mann mit zwei Feldstücklein, einem Mörser und zwei Schanzkörben gen Beinheim, wo das markgräflerische Kriegsvolk sein Lager aufgeschlagen hatte. Beim Anrücken des Majors zogen sich die Markgräfler mit den auf dem Felde arbeitenden Bauern und ihrer ganzen Herde ins Dorf zurück, verschanzten sich da und wehrten sich so gut, daß die Belagerer auch nicht einen Ochsenschwanz erbeuten konnten. Beim Rückzug erblickte der Major am Waldsaum einen Knaben mit zwei Geißlein. Rasch zückte er seinen Säbel, sprengte auf den Jungen los und jagte ihm seine Tiere ab, um sie in Ermangelung eines Besseren als Schadenersatz nach der Reichsstadt zu bringen. Rat und Bürger empfingen ihn mit gerechtem Unwillen, und jedermann nannte ihn fortan nur den Geißenmajor.

Das Letzekäppel / Aus dem Garten eines reichen Eigentümers in Weißenburg geht unter dem Nußwall ein gewölbter Gang durch, darin liegen die Wasserröhren des im Garten angebrachten Springbrunnens. In diesen Röhren haust ein zwergartiger Unhold, der sich den Leuten im Schlafe aufs Herz setzt. Er heißt Letzekäppel, weil er sein Käppchen immer verkehrt aufhat, und wer den Mut hat, ihm die Mütze abzunehmen und recht aufzusetzen, ist augenblicklich von ihm befreit. ~ Wenn die Nüsse reif sind, fallen sie gewöhnlich auf dieser Seite in den Graben, und lüsterne Knaben wagen sich dann wohl hinunter, um sie aufzulesen. Sehen sie dann in den dunkeln Gang hinein, so erblicken sie manchmal in der Ferne einen zitternden Schein, laufen davon und sagen: „Das Letzekäppel brennt sein Lichtel."

Der Lindenschmidt / Das Schloß Löwenstein auf der nördlichen Grenze des unteren Elsaß liegt in Trümmern, aber noch heute singt man im ganzen Elsaß vom Lindenschmidt, der darauf hauste, als es noch eine stolze Burg war. Weit im Lande fürchtete man den Raubritter und Wegelagerer. Die Kaufleute, die die Rheinstraße entlangziehen mußten, beteten vorher, Gott wolle sie vorm Lindenschmidt behüten. Seine Pferde ließ er verkehrt beschlagen, um bei Verfolgung irrezuleiten. Noch zeigt man auf der Burg ein verschüttetes Felsentor, aus welchem er zu seinen Streifereien auszureiten pflegte. Endlich nahm es mit dem Herrn ein trauriges Ende. Der Junker Kaspar von Freundsburg wurde vom Markgrafen von Baden ausgesandt, den gefährlichen Nachbar einzufangen und ihm zu überliefern. Kaspar zog alsbald aus und schickte ein kluges Bäuerlein voran, damit es die Wege und Stege erforsche und dem Lindenschmidt auf die Spur komme. Das Bäuerlein kam nach Frankenthal, begab sich ins Wirtshaus und bestellte Essen für die Fuhrleute und Raum im Stall für die Pferde von dreien Wagen, die wohlbeladen von der Frankfurter Messe ankommen sollten. Der Wirt kratzte sich hinterm Ohr und sprach: „Brot und Wein hab ich wohl genug, aber der Platz im Pferdestall ist knapp, es stehen schon die drei Rosse des edlen Lindenschmidt darin." Der Kundschafter ward frohen Mutes, daß er den Feind so schnell auf-

gestöbert hatte, und lief sogleich zu seinen Herren zurück. Nun hatte des Lindenschmidts Sohn die Sache mit angehört und weckte den Vater, der hinter dem Tische lag und schlief. Es war aber zu spät, schon stand Kaspar mit seinen Reisigen in der Tür, und der Lindenschmidt war gebunden, eh er nach seinem Schwert greifen konnte. Nur bat er den Ritter, er möge doch des Sohnes und des Reitknechtes schonen. „Haben sie jemandem Leides getan," sagte er, „so hab ich sie dazu gezwungen." Aber die Jungen wollten keine Freiheit ohne ihren Herrn. Freiwillig boten sie ihre Hände den Fesseln. Alle drei wurden gen Baden geführt und starben zusammen durchs Schwert.

Baden

Die Teufelsverschreibung / Ein ehmals reicher Bauer war verarmt und ging betrübt ob des Wechsels über einen seiner früheren Äcker. Da begegnete ihm ein fremder Jäger und fragte ihn nach dem Grund seiner Kümmernis. Der Bauer erzählte, und der Jäger versprach ihm eine große Summe Geldes, wenn er das verschreiben wolle, was er ohne sein Wissen besitze. Der Bauer glaubte sein Eigentum genau zu kennen und hatte keine Bedenken, erhielt sein Geld und brachte es voll Freude seiner Frau. Als er aber von der Bedingung erzählte, erschrak sie sehr und jammerte, sie sei schwanger, er habe sein eigen Kind dem Teufel verkauft. Sie weinten über das große Unglück und beschlossen, das Kind von dem ersten Besten aus der Taufe heben zu lassen. Das war ein armer Schüler, der um Herberge bat, und als er das Schicksal seines Patenkindes erfuhr, riet er, es sieben Jahre im Kloster unter strengen Andachtsübungen erziehen zu lassen. Alsdann wolle er wiederkommen und das Kind retten, so es ihm möglich sei. Das Kind wurde ins Kloster getan und führte solch ein frommes Leben, daß es, wenn die andern von silbernem Geschirr aßen, mit einem hölzernen Teller und hölzernen Löffel vorliebnahm. Als es sieben Jahre alt geworden war, holte der Schüler es ab und versprach den Eltern, so lange mit ihm umherzuwandern, bis es seine Erlösung gefunden habe. Anfangs der Reise kamen sie in einen Wald und fanden einen Einsiedler, der war so fromm, daß ihn täglich zwei Engel besuchten. Aber dem Kinde konnte er auch nicht helfen. Er warnte die beiden, tiefer in den Wald zu gehn; da hause sein Bruder und sei ein so schlimmer Räuber, wie er ein Gerechter. Der Schüler schlug die Mahnung in den Wind, nahm das müde Kind auf den Rücken und ging weiter. Sie kamen zur Wohnung des Mörders, der gerade nicht zu Hause war, und die Frau beschwor sie, zu fliehen. Der Schüler bat aber so dringlich um Herberge und erzählte die Geschichte des Kindes und meinte, er könne bei dem Mörder Hilfe finden. Schließlich versteckte die Frau die beiden im Backofen. Der Mann kam nach Hause, schrie sofort, er rieche Menschenfleisch, und die Frau berichtete ihm alles. Da kam selbst diesem Verworfenen Mitleid an, er holte die beiden aus dem Ofen und sagte dem Schüler, er wisse den Eingang zur Hölle. Dort müsse seinem Worte gehorcht werden, er solle hineingehn und in seinem Namen die Verschreibung fordern, aber zum Dank möge er auf alles genau achtgeben und ihm davon erzählen. Dann führte er ihn an eine finstere Höhle und ließ den Schüler, der wahrlich ein tapferes und unerschrockenes Herz hatte, in die Hölle steigen. Der Schüler kam durch einen schier endlosen Gang in die ewige Nacht, traf auf den bösesten der Teufel, der an einer schweren Kette lag, und forderte den Vertrag im Namen des Mörders. Er erhielt ihn auch ohne Zögern und sah sich überall um, ob er etwas Bemerkenswertes entdeckte. Da sah er einen feuerflammenden Stuhl und fragte, für wen der wäre. Es wurde ihm Antwort, der Stuhl sei für den Räuber bestimmt, wenn er nach dem Tode seine Höllenfahrt antreten würde. Mit diesem Bescheid ging der Schüler wieder an den Tag, erzählte dem Räuber, was seiner

warte, und ging mit dem geretteten Knaben davon. Der Räuber ließ indes einen großen Kessel voll Öl über das Feuer stellen, setzte sich zur Buße für seine Sünden hinein und schnitt sich so viel Glieder vom Leibe, wie er Mordtaten begangen hatte. So starb er gräßlich verstümmelt im siedenden Öl einen Sühnetod, und Engel kamen und trugen seine Seele in den Himmel. Andern Tags fragte sein frommer Bruder die Engel, warum sie gestern nicht zu ihm gekommen wären, und sie berichteten, daß sie hätten helfen müssen, die Seele seines Bruders in den Himmel zu führen. Der Einsiedler konnte sich vor Zorn und Neid nicht halten und schrie: „Ei, so wollt ich doch, mich trügen so viel Teufel in die Hölle, wie meinen Bruder Engel in den Himmel!" Der Wunsch ging auch gleich in Erfüllung, und der feurige Stuhl stand auch schon bereit und blieb in der Verwandtschaft.

Max von Stühlingen / Der Landgraf Max von Stühlingen war sechs und einen halben Schuh hoch und war so gewandt wie stark. Die lange Treppe seines Schlosses sprang er in drei Sätzen hinab und bändigte die wildesten Pferde, indem er sie am Schwanz packte und auf die Seite riß. Bei einem Gelag auf Schloß Stühlingen ging er mit dem Freiherrn von Wartenberg die Wette ein, er werde eher auf seinem Roß als dieser auf dem seinen sitzen, und wolle ihm doch, wenn der Freiherr schon im unteren Stock angekommen sei, aus dem oberen Antwort geben. Der Wartenberger ging darauf ein, lief die Treppe hinab, bekam aus dem oberen Stock vom Grafen Antwort und rannte zu seinem Pferde. Da sah er den Grafen schon im Sattel sitzen. Er war einfach aus dem Fenster gesprungen und gleich seinem Riesenroß auf den Rücken. Noch heut zeigt man das Fenster und auch ein Hufeisen des Schimmels; das lag lange Zeit im Zeughaus zu Donaueschingen und ist so groß wie eine Suppenschüssel.

Metzger bannt Räuber / Eine Magd hatte sich in ein Schwarzwaldwirtshaus verdingt, merkte aber bald, daß sie unter Raubmördern sei. Die sagten ihr gute Worte und gaben ihr guten Lohn, ließen sie aber nicht mehr ziehen. Nach einem Jahr war ihre Lage so hart, daß sie schier ohne Aufhören betete, Gott möge sie befreien. Da kam eines Tages ein verirrter Metzgergesell mit einem Gurt Geld und einem gewaltigen Hunde und begehrte zu übernachten. Das Mädchen hatte mit dem hübschen Burschen Mitleid, und als sie ihm den Wein brachte, flüsterte sie ihm zu, er sei unter Räubern, wie auch sie selber wider Willen, und er möge augenblicklich entfliehen, sonst koste es ihn das Leben. „Weiter nichts?" fragte der Bursch ruhig, „ich werde mir schon zu helfen wissen. Er ließ sich Essen und Trinken gut schmecken und zuletzt noch einen großen Kübel Wein vor sich hinstellen. Um zwölf Uhr mitternachts kam der Wirt mit seinen elf Genossen nach Hause und erklärte dem Metzger alsogleich, daß er sterben müsse. Der bat nur noch um einen Augenblick Zeit, daß er sich vor Gott reinige, erhielt


P·HEY

die Erlaubnis und zog ein Büchel aus der Tasche, darin sein Gebet stand. Da war das Gebet ein so starker Bannspruch, daß die Räuber allzumal kein Glied rühren konnten. Dann nahm der Metzger seinen Kübel und begoß sie mit dem Wein, ließ sie durch seinen Hund niederreißen und hieb ihnen die Köpfe ab. Auch die Wirtin wurde den andern in die Hölle nachgeschickt. Die Magd war indessen aus Furcht vor dem Schrecklichen in den Hühnerstall gelaufen; er fand sie, sie bettelte flehentlich für ihr Leben, er aber faßte sie um und küßte sie und schwor ihr seine Liebe. Da nahmen sie das geraubte Gut, das ihnen auch später von den Behörden zuerkannt wurde, und heirateten und lebten lange Jahre glücklich miteinander.

Ursprung der Wettenburg / Zu Eichel war vorzeiten nur ein einziger Hof, der gehörte einem sehr reichen übermütigen Bauern. Sein Sohn Stoffel trat in die Fußstapfen seines Vaters und mißhandelte seinen kleinen Vetter Michel, der im Haus als Waise erzogen worden war, wo er nur konnte. Er durfte sich nicht einmal beim Alten beklagen, denn der hatte nur seine Freude an den Streichen seines Stoffel, glaubte, ein rechter Junge müsse so sein, und war überzeugt, daß aus dem zarten Michel nie etwas Rechtes werden würde. Als die Jungen etwa in die Flegeljahre gekommen waren, fror eines Winters der Main sehr fest zu, und Stoffel und Michel liefen über die Eisbrücke an die Wittbacher Waldung, um Vögel zu schießen. Mitten im schneebedeckten Walde fanden sie eine Stelle, die mit Gras und Blumen wie im Frühling geschmückt war, auch ein Birnbaum stand dort und blühte herrlich. Den Michel kam ein heiliger Schauer über diese Erscheinung an, Stoffel aber sah nur mit raubgierigem Auge nach den drei Zwitscherlingen, die im Baum saßen und sangen und hüpften. Er wollte sie herunterschießen, Michel aber litt es nicht und stieß ihn, als er dennoch schoß, derart an, daß er sein Ziel verfehlte. Stoffel ergrimmte darüber und schlug den Michel, daß er weinend entwich und drohte, es dem Vater anzuzeigen. Er verlor sich im Walde, verfehlte merkwürdigerweise den bekannten Weg und lief von morgens bis abends, um sich am Ende wieder unter dem Baum zu befinden, wo die Zwitscherlinge gewesen waren. Sie saßen noch da und sangen trotz der Dunkelheit den Michel in Schlaf und Traum. Da war ihm, als stiegen die Zwitscherlinge vom Baum und seien auf einmal drei schöne Jungfern, eine blau, eine rot, die dritte grün von Kleidung. Sie neigten sich über ihn und flüsterten ihm ins Ohr, er solle eine schöne Tonkunst lernen und in sieben Jahren wieder herkommen, dann könne er sie von einem bösen Zwerge erlösen. Des Morgens erwachte Michel und fand sich abermals nicht zurecht. Er stieß auf eine Schäferhütte und bat den Schäfer um Nahrung, darauf erzählte er alles, was ihm geschehen sei. Der Schäfer meinte, Michel habe es nicht besser treffen können, er, der Schäfer, sei ein Meister der Tonkunst und wolle sie dem Michel beibringen. Da blieb Michel, wo er war, und ward ein Spielmann wie wenige. Er wanderte durch die ganze



Welt und spielte seine Weisen, aber nach sieben Jahren trieb es ihn wieder in die Heimat. Dort kam er des Nachts an, der Weg war dunkel und Michel müde; er sah ein Turmgemäuer und entschloß sich, dort zu übernachten. Auf sein Pochen öffnete niemand, aber als er seine Flöte aus dem Ranzen nahm und blies, glaubte er ein Geräusch zu vernehmen. Drauf nahm er sein Waldhorn hervor und blies noch viel schöner, da rasselten Eisenstangen hinter der Tür, sie tat sich auf, und ein sonderbares, zwergenhaftes Wesen mit sieben Augen im Kopf und einem auf der Schulter stand vor ihm, ein wahres Scheusal, das ungeheuer stark zu sein schien. Michel zögerte einzutreten, da fuhr ihn der Zwerg zornig an, warum er ihn denn hinausgelockt hätte, und Michel nahm seinen Mut zusammen und ging hinein. Im Turmgemach hingen alle Wände voll von Käfigen, in welchen seltsame Vögel saßen und bei Michels Ankunft in ein wunderliches, fast freudiges Geschrei ausbrachen, besonders drei Zwitscherlinge in einem goldenen Käfig. Da fiel dem Michel sein Traum unter dem blühenden Birnbaum ein und auch das Wort, das ihm die Jungfrauen zugeflüstert hatten. Er kannte nun den Feind, von dem er sie erlösen sollte, war auch fest entschlossen zu der Tat, verbarg klüglich seine Gedanken und machte dem Zwerg ein freundliches Gesicht. Der fing an von Michels Kunst zu reden und bat ihn, ihm noch etwas vorzuspielen, er sei ein großer Verehrer der Musik und halte sich aus diesem Grunde die vielen Vögel. Michel nahm ein Tonwerkzeug nach dem andern hervor und bemerkte mit Genugtuung, daß der Zwerg in Schlummer sank. Eins nach dem andern fielen die sieben Augen zu, zuletzt das glänzende auf der Schulter. Da riß Michel hastig ein großes Schwert von der Wand und schlug der Mißgestalt mit sicherem Schlage das Haupt ab. Im selben Augenblick öffneten sich alle Käfige, die Vögel flogen heraus und standen plötzlich als Menschen da, mitten unter ihnen die drei Jungfern, die eine blau, die andere rot, die dritte grün gekleidet. Sie seien die Töchter eines Königs aus fernen Landen, erzählten sie; ihrer eine hätte den zwerghaften Zauberer heiraten sollen, und da keine ihn wollte, habe er sie in Zwitscherlinge verwandelt, und ihrem Gesinde habe er auch Vogelgestalt gegeben, bis eine von ihnen sich zur Heirat entschließen würde. „Einmal in der Woche durften wir ausfliegen, durften aber nicht über Nacht bleiben. Nur einmal, als wir dir erschienen sind, haben wir sein Verbot übertreten und sind länger geblieben. Da hat er uns nicht mehr aus dem Zimmer gelassen. Aber wir haben uns deiner getröstet und die ganzen Jahre auf dich gehofft. Nun steht es dir frei, eine von uns zu heiraten, denn das haben wir zum Dank für unsern Retter miteinander ausgemacht." So erzählten sie, und Michel hörte es mit Freuden, er heiratete die Rotgekleidete und ward durch sie und ihren Reichtum mächtig und angesehen. Der Kaiser ernannte ihn zum Grafen dieser Gegend, und Michel erbaute zwischen Eichel und Bettingen ein Schloß, das fest und sicher war, denn der Main umfloß es auf drei Seiten. Als nun Graf Michel zum erstenmal Gericht hielt, ward ihm ein Räuber vorgeführt, und das war kein anderer als sein Vetter Stoffel. Das Gericht

verurteilte ihn zum Tode, denn die Gesetze der damaligen Zeit waren streng und gut. Drauf stürzte Stoffels Vater vor den Grafen, ohne ihn zu kennen, und bat um das Leben seines Kindes. Michel war das recht, es war ihm erlaubt, das erste Todesurteil, so er zu sprechen hatte, abzuändern und den armen Sünder zu begnadigen. Also ließ er den Stoffel ziehen und hatte nur die Bedingung, daß er sieben Jahre in die Fremde wandern müsse. Hernach dürfe er wieder in die Heimat kommen. Bei dieser Gelegenheit erinnerten sich viele Leute der Herkunft Michels und gedachten der Worte des alten Bauern, der gewettet hatte, sein Sohn Stoffel würde was Rechtes werden, Michel hingegen niemals; und dies Wort ist die Ursache des Namens von Schloß Wettenburg geworden. Die Burg ist auf den Wunsch von Michels Gemahlin so genannt worden, die damit kundtat, wie wenig sie sich der Herkunft ihres Gatten schämte.

Die Irrblume / Im Berggehölz um die Wettenburg wächst eine seltsame Blume; tritt einer darauf, so verliert er Weg und Steg unter den Füßen und geht irre. Von vorn sieht sie wie ein goldgelbes Schühlein her, hinten hat sie vier dunkelrote, schmale Blättlein. Ein Bettinger gelangte einst in den Besitz eines Zauberbuches und wollte mit einigen Freunden den Schatz in der Wettenburg heben, aber als sie des Nachts an die Stelle gehen wollten, traten sie zufällig auf Irrblumen und fanden nicht zum Ziele. Sie glaubten, am Schloßplatz zu sein, und standen plötzlich an der Urfarer Furt, kehrten um, liefen im Tann irre und stießen sich in der finsteren Nacht an den Ästen fast die Köpfe blutig. Bei Morgengrauen sahen sie in der Ferne das Dorf Eichel und hielten sich rechts, um auf den Weg nach Bettingen zu kommen. Sie liefen stundenlang, fanden ihn aber nicht, wendeten wieder um und sahen Bettingen in der Ferne, aber als sie den Berg hinab in die Heimat stiegen, sahen sie sich statt vor Bettingen abermals Urfar gegenüber. So ging es den ganzen Tag, am Abend konnten sie vor Hunger und Müdigkeit kaum noch einen Fuß vor den andern setzen. Da sah ein Mann aus Trennfeld die drei Bettinger sich durch das Gehölz arbeiten und ihre Kleider zerreißen, obzwar der Pfad dicht neben ihnen lag. Er rief sie an, und sein Ruf zerstörte sogleich den Zauber; die unglücklichen Bettinger fanden leicht nach Hause und dachten in ihrem ganzen Leben nicht wieder daran, den Schatz der Wettenburg zu heben.

Die heilige Rotburg / Noch stehn die Türme und Mauern der alten Burg Hornberg am Neckar. Vorzeiten wohnte dort ein mächtiger König mit seiner schönen, frommen Tochter Rotburga. Die liebte einen Ritter und hatte sich ihm verlobt; er aber war in Kampf und Streit in fremde Lande gezogen und nicht wiedergekehrt. Tag und Nacht beweinte sie seinen Tod und schlug alle Bewerber aus, jedoch der harte Vater achtete ihrer Trauer nicht groß, wählte ihr einen Bräutigam und gab ihr drei Tage Zeit, sich auf die Hochzeit vorzubereiten. „Eher will ich fortgehen, so weit

24*

der Himmel blau ist, eh daß ich meine Treue breche!" dachte Rotburga und floh in der mondenhellen Nacht mit einem vertrauten Diener in die Waldkapelle des heiligen Michael; dort wollte sie ihr Leben beschließen. Als sie auf der Höhe waren, rauschten die Blätter, ein schneeweißer Hirsch trat ohne Scheu aus dem Dickicht und stellte sich neben Rotburga. Unter einem seltsamen Zwang faßte sie sein Geweih, und der Diener sah, wie sie auf dem Rücken des Hirsches leicht und sicher über den Neckar schwamm und zwischen den Bäumen des anderen Ufers verschwand. Den nächsten Morgen ließ der König seine Tochter überall suchen, aber seine Boten forschten vergebens, und der treue Diener verriet sie nicht. Um die Mittagszeit kam der weiße Hirsch zu ihm und sah ihn mit bittenden Augen an, und als der Diener ihm Brot reichen wollte, senkte er das Geweih und wollte das Brot dort angesteckt haben. Drauf sprang er fort und brachte die Nahrung Rotburga in die Wildnis, kam auch jeden Tag wieder und versorgte sie fürder mit Speise; viele sahen es, aber außer dem Diener wußte niemand, was es zu bedeuten habe. Bis der König eines Mittags den seltsamen Handel belauschte und dem alten Diener das Geheimnis abzwang. Den folgenden Tag jagte er zu Roß dem heimkehrenden Hirsch nach, durch den Fluß hindurch zu einer Felsenhöhle, stieg ab und schritt hinein. Da fand er seine Tochter mit gefaltenen Händen vor einem Kreuze, und neben ihr ruhte der weiße Hirsch. Das Sonnenlicht hatte seit Monden ihr Antlitz nimmer berührt, da war es so traurig bleich geworden, daß es selbst das harte Herz des Königs ergriff. Mit linden Worten sprach er ihr zu, ihm auf die Burg zu folgen, aber sie entgegnete, sie habe ihr Leben Gott geweiht und suche nichts mehr bei den Menschen. Ihr Wille war nicht zu wenden, und in dem König erwachte das herrschsüchtige Gemüt. Er wollte sie mit Gewalt fortziehen, aber sie hielt sich am Kreuz fest, und plötzlich löste sich der Arm, an dem er sie hielt, vom Leibe und blieb in seiner Hand. Von Grausen geschüttelt floh er von dannen. Der blutenden Rotburga sandte der Herr eine Schlange, die ein Heilkraut brachte und die wunde Stelle heilte, daß neues Leben durch den halberstorbenen Leib drang. Die Geschehnisse blieben im Volk nicht verborgen, Rotburga wurde wie eine Heilige verehrt. Büßende Sünder, die zur St. Michaels-Kapelle pilgerten, wurden an sie gewiesen und kehrten begnadet in ihre Heimat zurück. Im Herbst, mit dem fallenden Laub, schwebten Engel hernieder und trugen Rotburgas Seele in das ewige Vaterland. Die Leiche hüllten sie in ein königliches Gewand und schmückten sie, ob auch alle Erdenblumen verwelkt waren, mit blühenden Rosen und mit einer Königskrone. Zwei schneeweiße Stiere, noch ohne Joch, trugen die Befreite auf einem neuen Wagen über den Fluß, ohne die Hufe zu netzen, und die Glocken der naheliegenden Kirchen läuteten von selber. Wo die Stiere anhielten, ward der Leichnam bestattet; der König, von schwerer Reue bewegt, stiftete an dieser Stelle eine Kirche und ließ darin seinem frühe geschiedenen Kinde ein steinern Denkmal setzen.

Poppele / In der Hohenkrähener Gegend kamen zwei wandernde Handwerksburschen zu einer Kegelbahn, wo der ihnen unbekannte Spukgeist Poppele allein Kegel schob. Er lud sie ein, um Geld mitzuspielen, und sie tatens trotz ihres mageren Beutels, weil er lauter Goldstücke gegen ihre Kreuzer setzte. Bald waren sie ihrer Barschaft ledig, und um sie zu trösten, schenkte Poppele jedem einen Kegel. Der eine schnallte den seinen auf sein Felleisen, der andere warf ihn ins Gras, sobald er dem Geber aus dem Gesicht gekommen zu sein glaubte. Nach einer Weile wurde dem ersten das Felleisen so schwer, daß er es von seinem Gefährten nachsehen ließ; da glänzte der Kegel Poppeles in eitel Gold. Sofort lief der andere Bursche auf den Platz zurück, wohin er den anderen Kegel geworfen hatte und auch noch liegen sah. Aber als er ihn aufheben wollte, stand plötzlich Poppele da und gab ihm eine gewaltige Ohrfeige: „Den Kegel läßt du liegen! Du hast ihn gehabt, warum hast du ihn nicht behalten?" schnauzte er den Burschen an, der eilig die Flucht ergriff. ~ In Schlatt hatte eine Frau zu aller Armut einen trunksüchtigen Mann. Da sie hochschwanger war, fürchtete sie, im Wochenbett keine Labung für sich und ihr Kind zu haben, und tat eines Tages den Wunsch, der Poppele möge ihr helfen. Da kam er sogleich, als Jäger gekleidet, und fragte, was sie von ihm wolle. Sie schilderte ihm ihre Lage und bat ihn um ein Fäßlein guten Weins. Der Poppele ließ sich von der Frau ein leeres Faß geben und füllte es aus einem anderen: „Zu sparen brauchst du nicht, es wird nie leer," sagte er, „darfst auch anderen davon geben, nur nicht deinem Mann." Nun war ein köstlicher Tropfen in dem Faß, und der Mann, der alle davon trinken sah, bettelte so lange, bis sie ihm erlaubte, ein Krüglein zu zapfen, allein als er den Hahn aufdrehen wollte, stand mit einem Poppele da und schlug ihm die Faust nicht sehr sanft ins Gesicht: „Der Wein ist nicht für dich, du Verschwender, er ist für deine Frau; die hat jetzt auch nichts mehr!" Und so blieb es, das Faß war leer und blieb leer.

Die Herren von Handschuchsheim / Der erste derer von Handschuchsheim war ein frommer Jüngling; der entschlummerte eines Tages im Gebete vor dem Bilde der heiligen Katharina, und in seinem Traum sah er drei wunderschöne Jungfern vor sich, deren eine sprach zu ihm: „Sieh und wähle dir ein Gemahl!" Der Ritter ersah an Palme und Zackenrad, das Flammen umlohten, daß Katharina selber zu ihm redete, und gelobte sich ihr mit allen Freuden. Drauf setzte sie ihm einen Rosenkranz aufs Haupt, des Rosen dufteten wie Blüten des Himmels, und als der Jüngling erwachte, fand er den Rosenkranz wirklich, hob ihn heilig auf, und seine Rosen welkten nie. Jetzt drangen seine Verwandten in ihn, daß er sich vermähle, hatten ihm auch schon ein tugendsam Gemahl erkoren, und er heiratete auch, fuhr aber fort, seiner himmlischen Braut mit Achtung und Andacht zu dienen. Die junge Hausfrau nahm mit steigendem Argwohn wahr, daß ihr Gemahl sie des öfteren verließ, sonderlich morgens

in der Frühe schon in die Kapelle ging, und vertraute sich einer Kammerzofe an. Die nährte ihren Verdacht und meinte, der Ritter habe es mit der Schwester des Pfaffen. Drauf ward die Frau vor Kummer ganz hinfällig, klagte endlich ihr Leid ihrem Mann und weinte bitterlich dabei. „Törin!“ sprach der im Unwillen, „die ich so innig minne, steht himmelhoch über der Schwester des Pfaffen!“ Damit wandte er sich ab, aber der Frau brach es schier das Herz, zumal sie gesegneten Leibes war. Sie nahm ein Messer und stieß es sich in die Brust. Da nun der Ritter von seinem Gebet kam und das Unheil sah, ward ihm das Herz vor Schrecken kalt, er raufte sein Haar, wälzte alle Schuld auf sich und schrie unter Tränen zu seiner Heiligen, sie möge ihm in seiner Not beistehn. Und abermals erschien ihm die heilige Katharina sichtbarlich nebst ihren beiden Jungfern und sprach zu ihm: „Auf meine Fürbitte hat Gott deinem Weibe das Leben wiedergegeben und ihr ein Töchterlein geschenkt!“ Und neigte sich über ihn und wischte ihm mit der Hand über die tränennassen Augen, daß ihre Hand ganz davon benetzt war, und sieh, aus dem Tränennaß ward ein Handschuh, so zart und rein wie das Häutlein am Ei, und Katharina streifte ihn sanft ab und entschwand, und der Ritter fand den Handschuh in seiner Hand. Indes kam ein Bote, suchte ihn und rief: „Herr, dein Weib lebt und hat ein Kindlein geboren!“ Sprang der Ritter freudig auf, lief heim und fand alles so, und umarmte sein Weib und küßte sein Töchterlein, und sie lobten Gott und seine heilige Katharina. Darnach tat er eine Bußfahrt ins heilige Land, und als er die Reise glücklich beendet hatte und wieder in der Heimat war, tat er Rosenkranz und Handschuh von seinem Helm und ließ sie in der Kirche zum Gedächtnis aufbewahren. Den Handschuh nahm er in sein Wappenschild und hieß von Stund an sein Geschlecht und sein Schloß Handschuchsheim.

Stola schützt vor Höllenfeuer / Ein Bauer kaufte von der Abtei Schwarzach kurz vor ihrer Aufhebung ein Stück Feld und Wald, versäumte aber, sich über die Zahlung einen Schein geben zu lassen. Nach einigen Jahren forderte die Herrschaft, der das Kloster zugefallen war, den Kaufschilling, und da er nicht nachweisen konnte, daß er schon bezahlt habe, wurde er verurteilt, ihn nochmals zu erlegen. Verdrießlich über diesen Spruch ging er von Rheinbischofsheim nach Hause und begegnete im Wald einem Jäger, der ihm den Kummer vom Gesicht las und ihn nach dessen Ursache fragte. Er erzählte die Sache, und der Jäger tröstete ihn: „Du wirst den Schein bekommen, wenn du tust, was ich dir sage.“ „Ich wills,“ antwortete der Bauer, „sofern ich keinen Schaden an Leib und Seele nehme.“ Da nahm der Jäger den Mann auf die Schultern und trug ihn windschnell zu einem großen Schlosse, setzte ihn ab und sagte: „Geh hinein; hinter der dritten Tür findest du den Mönch, mit dem du den Kauf geschlossen hast. Begehre von ihm den Schein, und wenn du ihn hast, so ziehe den dreien, die am Tisch sitzen, die Stolen ab und lege sie beiseite; dann mach dich fort, aber unter-

steh dich nicht, dich umzusehen!" Der Bauer ging hinein, fand den verstorbenen Mönch mit zwei anderen abgeschiedenen Geistlichen seiner Bekanntschaft Karten spielen, begehrte den Schein und empfing ihn. Dann nahm er den dreien die Stolen ab und legte sie auf den Tisch. Unter der Tür schaute er sich trotz des Verbots um und sah, wie an den dreien Flammen emporschlugen. Der Jäger draußen machte ihm sofort Vorwürfe, daß er sich umgesehen hätte, und meinte, eigentlich müsse er ihn hierfür ein paar Tage in der Hölle brennen lassen, wolle aber davon absehen, weil er sonst alles recht gemacht habe. Dann nahm er ihn wieder auf die Achsel und trug ihn pfeilschnell wieder an die Stelle zurück, da er ihn aufgelesen hatte. Der Mann zeigte auf dem Amte Rheinbischofsheim seinen Schein vor und wurde daraufhin von der weiteren Zahlung freigesprochen.

Die Hostie / Ein Mann in Brig, der für sehr fromm galt, kam zu Sterben und empfing die heiligen Sakramente. In der Nacht nach seiner Beerdigung pochten zwei schöne Jünglinge an die Pforte des Jesuitenkollegiums und verlangten, der Beichtiger des Mannes solle mit der leeren Hostienkapsel mit ihnen gehen. Sie führten ihn auf den Kirchhof und öffneten Grab und Sarg des Toten, richteten ihn in die Höhe und machten ihm den Mund auf, darin die heilige Hostie noch unversehrt auf der Zunge lag. Auf Geheiß der seltsamen Jünglinge legte der Pater die Hostie wieder in die Kapsel zurück, worauf der Leichnam mit verzerrten Zügen wieder in den Sarg sank. Die Jünglinge schaufelten das Grab zu und geleiteten den Jesuiten an die Pforte des Kollegiums, wo sie vor seinen Augen verschwanden. Da erkannte er, daß es zwei Engel gewesen seien. Bald darauf stellte sich heraus, daß der Verstorbene ein sündhaftes Leben geführt hatte und ein ausgemachter Heuchler gewesen war.

Der Eichelberg bei Bruchsal / Die Stadt Bruchsal hatte von ihrem Fürstbischof einen namhaften Geldbetrag entlehnt und ihm dafür den schönbewaldeten Eichelberg versetzt. Es war dabei ausbedungen worden, daß die Rückzahlung in einer bestimmten Zeit geschehen müsse, widrigenfalls das Pfand verfallen sein solle. Als die Frist sich ihrem Ende nahte, verreiste der Bischof und kehrte erst nach Ablauf der Frist zurück. Indessen hatten die Bruchsaler vergeblich versucht, ihr Geld anzubringen, und als der Bischof zurückkam, wollte er es nicht mehr nehmen und erklärte den Eichelberg für sein Eigentum. Dagegen erhoben die Bruchsaler beim Kaiser Klage und bekamen auch ein günstiges Urteil, das war mit goldenen Buchstaben geschrieben. Der Fürstbischof hatte sich jedoch in den Kopf gesetzt, den Eichelberg zu behalten, koste es was es wolle. Er lud die zwölf Ratsherren von Bruchsal zu sich auf das Obergrombacher Schloß, bewirtete sie köstlich und bestürmte sie mit Bitten und Drohungen, eine Urkunde zu unterschreiben, die ihm den Berg überlasse, allein sie versagten es standhaft. Da ließ er sie in den Burghof führen und in seiner Gegenwart ihrer elf einen nach dem

anderen durch den Scharfrichter enthaupten, das Blut floß wie ein Bach den Schloßberg hinunter. Als die Reihe an den zwölften kam, fragte der Bischof den Henker, wie ihm das Kopfabschlagen gefalle. Der gab zur Antwort, es würde ihm schon gefallen, wenn es Krautköpfe oder Weidenstrünke wären, die wieder ausschlügen; so aber hätte er keine Freude daran. Das bewog den Fürsten, diesen letzten Ratsherrn zu begnadigen; er ließ ihm aber das kaiserliche Urteil abnehmen, das er auf der Brust trug. Der Ratsherr kam nach Bruchsal, verkündete das blutige Erlebnis und regte alle zur Rache auf. Es wurde verabredet, mit der Glocke des Kirchleins an der Saalbrücke zu läuten, wenn der Bischof das nächste Mal hinüberritte. Dann sollte die bewaffnete Bürgerschaft sich zusammenrotten und sich seiner bemächtigen. Ein Verräter hinterbrachte das dem Fürsten, der daraufhin heimlich in der Nacht vor seiner Durchreise den Schwengel der Glocke durch einen Fuchsschwanz ersetzen ließ. Da konnten die Bruchsaler lange am Strick ziehen, die Glocke tönte nicht, und der Fürstbischof kam unangefochten durch. Den Eichelberg haben die Bruchsaler nicht wiederbekommen.

Bekehrung des Schwarzenberg / Der Ritter von Schwarzenberg hatte ein Auge auf die schöne Tochter eines seiner Bauern geworfen und verlangte sie in seinen Dienst. Der Bauer kannte zwar die unglaubliche Härte seines Herrn, ließ sie aber dennoch nicht hingehen; drauf drohte ihm der Ritter, er wolle ihn von seinem Hofe jagen, wenn er nicht den größten und vollsten Kirschbaum fällte und mit Pferden so vor das Schwarzenberger Schloß schleifte, daß nicht eine Kirsche verletzt würde. Der Bauer ging ohne jede Hoffnung zu dem Baum, als ein altes Männlein auf ihn zutrat und ihn nach seinem Kummer fragte, und, als er den Handel erfahren, ihm strads zu helfen versprach. Er hieb den Baum sehr geschickt um, rief aus dem Wald drei Rappen herbei, spannte sie an die Krone des Baumes und schleifte den in Begleitung des Bauern vor das steile Bergschloß. Der Schwarzenberger sah sie dort ankommen und fand zu seinem Erstaunen keine einzige Kirsche verletzt. Sprach das Männlein zu ihm: „Weißt du, wer den Kirschbaum hergezogen hat? Der erste Rappe ist dein Vater, der zweite dein Großvater, der dritte dein Urahn, die für die Bedrückung ihrer Untertanen in der Hölle büßen, und dir wird es einst ebenso gehen, wenn du nicht von deinen Sünden abläßt!" Da zitterte dem Ritter das Herz im Leibe, er ging in sich und tat Buße und führte von Zeit an ein gottgefälliges Leben.

Das Meerweiblein von Holderbrunnen / Bei Waldangelloch entspringt eine frische Quelle, die heißt von dem Holderbusch, der früher bei ihr stand, Holderbrunnen. Dort pflegte eine arme alte Frau das Futter für ihre Kuh zu suchen, blieb aber oft so lange spätabends aus, daß es den Nachbarn auffiel und sie ihr nachspürten. Da sahen sie das Weiblein mit zwei fremden schönen Mädchen bei dem

Holderbusch stehen, und als sie sich näherten, verschwanden die Mädchen im Brunnen. Die neugierigen Nachbarn beredeten die Frau, die Unterirdischen einmal in ihr Haus einzuladen, und wirklich traten eines Abends die Mädchen zu der Frau in die Spinnstube. Jede hatte ein brennendes Laternchen, Kunkel und Hanf. Sie waren gekleidet wie die anderen Dorfmädchen, hatten aber Gürtel und weiße Schürzen an. Sie lachten und scherzten mit den Burschen und Mädchen und erzählten, daß es bei ihnen wie auf der Erde sei; zu essen begehrten sie nichts als Obst und Brot. Schlag neun Uhr zündeten sie ihre Laternen an und ließen sich durch keine Bitten halten, versprachen aber, am nächsten Tage wiederzukommen. Das ging so dreiundzwanzig Tage, da knüpfte ihrer eine mit einem der Burschen eine Liebschaft an. Ihm allein erlaubten sie, sie auf dem Heimweg zu begleiten. Er durfte sie zwar nicht ganz bis an den Brunnen bringen, weil er nicht willens war, mit hineinzugehen. Auf vieles Zureden seiner Geliebten entschloß er sich endlich auch hierzu. Sie kamen an die Quelle, und die Mädchen wollten, daß erst eine, dann er, darnach die andere sich hinablassen sollten. Er aber begehrte der letzte zu sein; da schlang seine Geliebte ihren Gürtel um ihn und versicherte ihm, hierdurch wäre er vor dem Wasser sicher und würde nicht einmal naß. Dann stieg sie mit ihrer Gefährtin in den Brunnen, aber der Bursch wagte nicht nachzukommen. Auf einmal ward das Wasser blutigrot, da warf er eilig den Gürtel hinab und dachte, der hätte nicht oben bleiben sollen. Nie sind die Meerweiblein wieder gesehen worden.

Die Hexenversammlung / In der Scheune eines einsamen Schwarzwaldhofes pflegten Hexen ihre Zusammenkünfte abzuhalten. Eines Abends begehrte ein Mann bei den Hofbewohnern ein Nachtlager und wurde in die Scheune getan, da die Hofbewohner ihre nächtlichen Besucher nicht ahnten. Er lag friedlich hinter seinem Verschlag, als er durch ein liebliches Getön erweckt wurde. Die Scheune war hell erleuchtet, und eine Menge Männer und Frauen waren darin versammelt. Sie saßen an einer langgedeckten Tafel und tranken und aßen aus kostbaren Geschirren, oder schwangen sich jubelnd im Tanze, wozu mehrere Teufel eine feine Musik machten. Der Mann lag zwar im Schatten, fürchtete aber doch, die Unholde würden ihn sehen, und betete zu Gott um Schutz, zumal zwei Hexen nun dicht an seine Kammer traten. Sie besprachen sich aber nur über einen neuen Scherz, und die eine sagte: „Meine Nachbarin hat beim Schlafengehen ihr Kind nicht gesegnet; wir wollen es holen und umbringen." „Herrlich!" antwortete die andere; sie stoben fort und kamen nach wenigen Augenblicken mit einem Säugling von drei Monaten zurück, stellten ihn auf den Platz und beratschlagten, wie sie ihn töten sollten. Sie wurden einig, das Kind bei den Füßen zu fassen und auseinanderzureißen. Nun hatte der Mann selber Kinder, wurde von heißem Mitleid ergriffen, verachtete alle Gefahr, stürzte hervor und rief: „Behüt es Gott! Behüt es Gott! Behüt es Gott! Laßt das Kind gehen!" Im Nu ließen die Hexen das Kind fallen und fuhren

mit ihrer ganzen Sippschaft wie der Wind aus der Scheune, und alle Lichter erloschen. Der Mann hob das Kind auf und trug es an das Wohnhaus, klopfte und erzählte, was ihm begegnet sei. Da sah man in der Scheune nach, und siehe, es fanden sich noch viele goldene und silberne Geräte, vieles war auch Blendwerk gewesen und hatte sich in seine natürliche Gestalt verwandelt; Speisen waren Kuhfladen, Becher Pferdefüße, Getränke Jauche geworden. Auf den guten Geschirren standen die Namen ihrer Herren, die in der Gegend ganz unbekannt waren, sie wurden der Obrigkeit übergeben, die die Eigentümer und auch die Eltern des Kindes suchen ließ. Aber nur die letzteren wurden nach zwei Jahren gefunden. Die Geschirre wurden dann verkauft und der Erlös dem armen Mann zugesprochen, der so herzhaft die Hexen verjagt hatte. Er baute sich ein kleines Häusel nahe dem Gutshof und wurde von den dortigen Bauern sein Leben lang verpflegt, und seine Kinder wurden rechte Leute.

Neuenfels / Ein Schustergesell aus Britzingen lustwandelte eines Sonntags auf das verfallene Bergschloß Neuenfels. Da gesellte sich ihm eine schneeweiße Jungfer, fragte, was er da mache und ob er sich in der öden Burg nicht fürchte. Er breche sich Haselnüsse, sagte der Schuster, und da er niemandem ein Leid zufüge, erwarte er auch keine Unbill. Sie hieß ihn mitgehen, er tats auch ohne Bedenken. Durch einen unterirdischen Gang kamen sie nacheinander in drei mit Eisentüren wohlverwahrte Gewölbe, in jedem bewachte ein riesiger, schwarzer Hund Kisten mit Silber, Gold und Edelsteinen. Dann führte die Jungfer den Schuster wieder ans Tageslicht und sprach zu ihm: „Alle diese Schätze sind dein, wenn du mich erlösest. Komm an drei Samstagen abends nach der Betglocke auf das Schloß und trage mich auf deinem Kopf bis zu diesem Steine hier. Du darfst nichts reden und darfst dich durch nichts schrecken lassen; es wird dir nichts geschehen.“ Der Bursch versprachs, kam auch an zwei Samstagen und trug die Jungfer auf dem Kopf, ohne daß ihm ein Hindernis begegnete. Als er am dritten Samstag bergan stieg, blitzte und donnerte es stark, er aber ging getrost weiter. Er begegnete einer alten Frau, der das Nasenwasser wie ein Eiszapf bis auf den Bauch hing; sie fragte ihn nach dem Weg nach einem Nachbarort, wo sie bei einer Hochzeit zu kochen habe. Der Gesell antwortete ihr nicht, er sprach nur leise vor sich hin: „Du magst eine schöne Köchin sein mit deiner silbernen Rotznase!“ Kaum hatte er das gesagt, da verschwand die Frau, und es krachte so fürchterlich, als ob der ganze Wald zusammenbräche. Er floh entsetzt, obzwar ihm die weiße Jungfer vom Gang her zurief, er solle standhaft bleiben, es würde ihm kein Haar gekrümmt werden. Er ließ sich nicht halten. „Weh mir!“ hörte er noch ihre klagende Stimme, „die Eichel ist noch nicht im Boden, aus deren Stamm die Wiege dessen gemacht wird, der mich wieder erlösen kann!“ Ganz verstört kam der Schustergesell nach Haus, fühlte seinen nahen Tod, ließ einen Beichtiger kommen, erzählte dem und seinem Meister die Ereignisse auf Neuenfels und verschied am nächsten Morgen.

Strafe für Geiz / War eine Bäuerin im badischen Oberlande, die weigerte keinem Bettler einen Brocken, sie hatte für jeden wenigstens ein Stück Brot. Sie starb, ihr Mann freite wieder, und die neue Frau wollte sehen, wie viel Brot man eigentlich auf ihrem Hof jährlich den Armen gebe. So oft ein Bettler kam, legte sie ein Stück Brot in eine besondere Truhe, den Armen speiste sie mit einem leeren Helfsgott ab. Als das Jahr vergangen und der Kasten voll war, führte sie ihren Mann herzu und wollte ihm zeigen, wie viel seine erste Frau vertan hatte und wie viel besser sie, die zweite, sei. Sie öffnete den Deckel, und sieh, statt des Brotes war der Kasten randvoll Schlangen und Kröten; da erkannten sie die Größe ihrer Schuld. Die Frau beichtete bei mehreren Geistlichen, aber keiner sprach sie frei. Endlich pilgerte sie nach Rom zum Papst; der wollte die Sache bedenken und ließ sie, als sie ihre Sünden bekannt hatte, auf einige Stunden abtreten. Dann gab er ihr die Lossprechung: Sie müsse in der nächsten Nacht nach ihrer Heimkehr in einer verschlossenen Stube allein sein, und die Schlange und die Kröte, die dann hereinkämen, müßte sie küssen. Sie offenbarte ihre schreckliche Buße ihrem Mann, die lief auf nichts anderes hinaus, als daß die Frau von Schlangen und Kröten gefressen werden sollte. Sperrte sich in ein Zimmer, und wirklich kamen Schlange und Kröte. Sie überwand sich, küßte sie beide auf den Mund. Da sprangen ihr die gierigen Tiere ins Gesicht, die anderen Schlangen und Kröten aus dem Kasten kamen auch und fraßen die Frau, die vergebens um Hilfe schrie, bis auf die Knochen auf. Der Papst erfuhr es und las dann selber ein Totenamt für die Gerichtete, da erschien ihm eine weiße Taube zum Zeichen, daß sie ein Kind der Seligkeit sei.

Hexenbutter / In Kippenheim stand eine Frau in dem Rufe einer Hexe. Zu der kam eines Tages ein Nachbar und sah sie buttern. Er bat sie, ihm eine Sille zu leihen, sie ging hinaus, um sie zu holen, und befahl ihm während der Zeit an, nur ja das Butterfaß stehenzulassen. Das reizte den Nachbar erst recht, er hob das Faß auf und entdeckte darunter einen roten Lappen, von dem er ein Stück abschnitt. Er erhielt seine Sille und ging nach Hause. Dort tat er das bißchen Rahm, das er hatte, in ein Butterfaß, legte den Lappen darunter und fing an zu buttern. In kurzer Zeit hatte er einen schönen großen Klumpen goldgelber Butter fertig, zeigte ihn seiner Frau und erzählte ihr, welche Bewandtnis es damit habe. Die Frau wollte nichts von der Butter essen und auch nicht, daß ihr Mann sie auf dem Markt verkaufe. Als sie noch darüber stritten, trat ein grüngekleideter Herr in die Stube und fragte, wie seinem guten Freunde das Butterstoßen gefallen habe. Es gefalle ihm gut, erwiderte der; da zog der Teufel, denn kein anderer war es, ein dickes Buch aus der Tasche und sagte, der Bauer möge sich dann hierin mit seinem Blute unterschreiben. Der erschrak, behielt aber noch so viel Fassung, den Bösen auf den nächsten Abend zu bestellen, dann werde er die Sache überlegt haben. Nun lief er mit seiner Frau zum Pfarrer, offenbarte ihm den Handel und bat um Rat.

„Statt Eures Namens schreibt die Worte »Jesus mein Erlöser« in das Buch!" riet der Pfarrer; weiter wußte er hier auch nicht zu helfen. Am nächsten Abend war der Teufel pünktlich zur Stelle, zog sein Buch und verlangte die Unterschrift. Der Bauer ritzte sich in den Finger und schrieb; doch er hatte das Wort Jesus kaum ausgeschrieben, da erhielt er vom Teufel einen furchtbaren Schlag, der Böse brauste durch das Fenster davon, daß der Fensterstock in Trümmer ging, und vergaß, so eilig wie ers hatte, sein Schuldbuch. Der Mann erholte sich von dem Schlage, brachte das Buch dem Pfarrer, der zu seinem Entsetzen von seiner Gemeinde genug Namen verzeichnet fand, ihnen allen aber von dem Teufelsbündnis abhalf, indem er das Buch einfach verbrannte.

Der Ring in der Wunde / Zu Schiltach erschlug ein Mann seine Frau und verbarg seinen Mord dadurch, daß er ein Tuch um die Wunde band und sich über den Tod seiner Liebsten sehr betrübt stellte. Nach ihrem Begräbnis erschien die Frau nachts ihrem Mann so oft, daß es im Dorf ruchbar ward und endlich eines Abends der Pfarrer in das Haus kam. Alle Bewohner mußten auf sein Geheiß hinausgehen. Um zwölf Uhr kam der Geist der Frau, da rief der Pfarrer ohne Zagen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" „Und ich auch!" antwortete die Frau, und dann sagte sie dem Geistlichen von der Untat ihres Mannes, nahm das Tuch von der Wunde und bat den Pfarrer, er möge seinen Fingerring hineinlegen. Alles sei so gewiß wahr, als er diesen Ring bei der Aufgrabung der Leiche in selber Wunde wiederfinden würde. Der Pfarrer tats, ließ am anderen Morgen die Leiche ausgraben und fand wirklich den Ring. Da hatte dem Mörder die Todesstunde geschlagen, er endete auf dem Richtblock. Der Geist ist seit der Zeit nicht wiedergekommen.

Hexenbelauschen / Ein Bauer war so arm, daß er für seine Kinder kein Brot hatte, lief von Hause fort und sagte, er käme erst dann wieder, wenn er genügend Geld gefunden hätte. Mit der Nacht kletterte er im Wald auf einen Baum, um dort zu übernachten. Da kamen zwischen elf und zwölf Uhr zwölf Hexen auf Ofengabeln herangeritten und lagerten unter dem Baum. Sie erzählten einander, wie sie die einzige Tochter des reichen Hofbauern krank gemacht hätten und wie diese nur durch Eselsmilch, die sie trinken und in der sie baden müsse, wieder gesund werden könnte. Dann ritten sie davon, ohne den Bauern zu bemerken. Der stieg bei Tagesanbruch von dem Baum und ging stracks zu dem Hofbesitzer. Dem trug er an, um einen reichlichen Lohn die Tochter gesund zu machen, und der Handel wurde geschlossen. Die Eselsmilch tat auch ihre Wirkung, das Mädchen wurde gesund und der Bauer belohnt, wie es ausgemacht war, eher noch etwas darüber. Voller Freude lief er nach Hause und zählte den Seinen sein Geld vor. Indessen ging der Vogt des Dorfes vorbei, und wie er den Klang des Silbers hörte, vermeinte er, es sei gestohlen, ging hinein und wollte den Bauern festnehmen. Da

mußte der die Sache mit dem Baum beschreiben, der Vogt hörte aufmerksam zu und ging noch in selber Nacht hin. Er war zwar schon sehr reich, wollte aber immer noch mehr und hoffte, das würden ihm die Hexengespräche schon geben. Die Hexen kamen wie sonst, aber kaum waren sie unter dem Baum, da begann die eine: „Ich sehe was, ich sehe was!" „Wir sehens auch!" schrien die anderen. „So wollen wir mit Gabeln und Messern hinauf!" riefen dann alle und stürmten auf den Baum und rissen den Vogt in Stücke.

Pfarrer Maier / Ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts war zu Grünwettersbach Johann Ulrich Maier Pfarrer, der hatte einen kleinen Körper, aber einen großen Geist. Er war ein Dreizehnschüler und verstand als solcher die Zauberei vollkommen, hatte auch viele Werke darüber, namentlich das sechste und siebente Buch Moses. Das hatte er sich während seines Aufenthalts in der Maulbronner Klosterschule verschafft, war nachts in die Bücherei gestiegen und hatte den vom Doktor Faust hinterlassenen Abdruck vollständig abgeschrieben. Er konnte Menschen und Tiere bannen, Kranke heilen, Gesunde krank machen, Wetter bereiten, wahrsagen und Geister beschwören; doch niemals hat er seine Kunst zum bösen gebraucht. In der Christnacht pflegte er alle seine Pfarrkinder in Nebelgestalt an sich vorbeiziehen zu lassen, und die, so im kommenden Jahr starben, legten sich nieder. Am meisten machte ihm der Geist eines Kapuziners zu schaffen, der ging in der Kirche und im Pfarrhaus um. Dies Gespenst fürchtete zwar den Pfarrer und wartete ihm pünktlich das Vieh; aber manchmal spielte er ihm schlimmen Schabernack, band das Vieh los und trieb es nachts in den Gemüsegarten, neckte das Gesinde, ohrfeigte nachts den läutenden Küster oder den Nachtwächter und lärmte mitunter derart im Kirchturm, daß die anwohnenden Leute nicht schlafen konnten. Maier hatte den Geist wegen solcher Streiche schon mehrmals vergeblich gezüchtigt und beschloß nun, da alles nichts zu helfen schien, ihn aus dem Ort zu verbannen. Er ließ sich nachts zwischen elf und zwölf von dem Küster in die Kirche leuchten und verfolgte den ausweichenden Kapuziner bis oben in den Turm. „Was willst du?" rief das Gespenst, als es nicht weiter konnte, „du bist selbst nicht rein und hast einmal deinem Vater einen Groschen gestohlen!" „Damit habe ich Papier gekauft und Gottes Wort darauf geschrieben!" gab der Pfarrer unerschrocken zur Antwort und brachte den Geist zum Schweigen und verbannte ihn aus dem Dorf. Da fuhr der Kapuziner mit einem heftigen Knall vom Turm herab, und damit er ja nicht wiederkomme, setzte Pfarrer Maier noch eine besondere Inschrift an die Tür des Pfarrhauses. Als nun Pfarrer Maier zum Sterben kam, auf den Tag, den er seiner Frau vorhergesagt hatte, legte er sich in seinen fertigen Sarg und befahl dem Vikar und dem Schulmeister, seine Zauberbücher in der Waschküche zu verbrennen. Die Männer wollten aber solche seltenen Werke behalten, kamen wieder und meldeten dem Pfarrer, es sei geschehen, wie er gewünscht habe. Der

wußte schon alles und befahl ihnen nochmals die Verbrennung, aber zwei Bücher behielten die Argen doch zurück. Auch das wußte der Pfarrer und sagte es ihnen auf den Kopf zu, da mußten sie auch die noch verbrennen. Danach verschied der Pfarrer, noch nicht 43 Jahre alt, und seine Gemeinde trauerte sehr um den Mann, der ihnen nichts als Gutes erwiesen hatte.

Der Jäger und die Hexe / Ein Jäger, der Zauberei verstand, ging eines Tages vor die Stadt, um Wildgänse zu schießen. Er sah sechs Stück, schoß mehrmals danach, fehlte aber immer. Dabei waren die Gänse, wie als ob sie ihn necken wollten, stets in der Nähe seines sonst so sicher schießenden Gewehrs. Wütend rief er aus, jetzt wolle er gewiß eine treffen, lud einen Zauber in sein Gewehr und schoß; da lag statt einer Gans eine nackte Frau am Boden, die Haarschneiderin aus der Stadt. Der Jäger warf ihr ein Schnupftuch zu, damit sie sich bedecke, bis er ihr Kleider herbeischaffen könnte. Er tats auch, aber zum Dank waren am anderen Morgen alle seine Tauben kreuzlahm. Nahm der Jäger eine Taube, steckte sie lebend an einen Spieß und ging vor die Stadt. Auf freiem Felde zog er einen Kreis, fachte ein Feuer an und begann die Taube zu braten. Sofort eilte die Haarschneiderin händeringend hinzu und bat, die Taube vom Feuer zu nehmen. Indem die Taube brannte, brannte sie nämlich auch, und das hatte der Jäger gewußt. Er röstete sie noch ein weniges, dann nahm er die Taube endlich weg und ließ die Frau nach Hause wanken. Anderen Tags konnte er nicht aufstehen und fühlte sich im Kreuz gelähmt. Er schickte sofort seinen Sohn zu der Haarschneiderin und ließ sie bitten, herzukommen. Die aber lag verbunden im Bett und ließ sagen, sie könnte nicht. Schickte der Jäger sein Töchterchen, die bestellte der Frau, sie möchte doch kommen, um Gottes willen, um Gottes willen, um Gottes willen. Da mußte die Hexe nachgeben, schrie aber, es sei nicht nötig, daß sie selber käme. Der Jäger solle sich in die Scheune tragen und dort von seinem Knecht dreimal durch die Leiter schieben lassen, dann wärs am Ende mit seiner Krankheit. Das befolgte der Jäger genau und genas sofort. Von nun aber ließ ihn die Hexe in Ruh. Als der Jäger zum Sterben kam, befahl er seiner Frau, nach seinem Tode alle Zauberbücher zu verbrennen, damit nicht eine unschuldige Seele gleich der seinen in die Verdammnis falle. Täte sie es nicht, so wollte er ihr den Hals umdrehen. Die Frau schwor es hoch und heilig, aber man bot ihr so viel Geld, daß sie ihr Versprechen vergaß und die Bücher doch verkaufte. Sie hatte wenig Segen davon, denn am anderen Tage lag sie mit umgedrehtem Hals tot und schwarz im Bett.

Das alte Schloß zu Baden / Früher hielten sich auf der verfallenen Burg zu Baden sehr viele Schlangen auf, mit Köpfen so groß wie Mannsfäuste. Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat man ordentlich Jagd darauf gemacht und

viele Wagen voll geschossen. Vorzeiten ging ein Mann aus Balg zum Schloß hinan, dem begegnete ein Schüler, der, ob er gleich aus weiter Ferne zu kommen schien, den Mann mit Namen ansprach und ihm anbot, wenn er mit ihm gehen wollte, so könnte er Gelds genug bekommen. Nur dürfe er kein Wort reden, sonst koste es ihm das Leben. Der Mann fand sich bereit; darauf wurde er von dem fahrenden Schüler durch dichtes Gebüsch bergaufwärts geführt. Hier erkletterte der Schüler einen alten Eichstamm und holte einen großen Schlüssel herunter, mit dem er im Burgkeller eine eiserne Tür öffnete. Sie gelangten durch viele Gemächer zuletzt in ein kleines Gewölbe, da stand eine große eiserne Kiste, auf der ein Pudel saß und sie bewachte. In den vier Ecken des Gemachs stand je ein Bewaffneter mit Spieß und Harnisch und schlief. Der Schüler murmelte etwas Lateinisches, da sprang der Hund von der Kiste, und die Geharnischten richteten die Köpfe in die Höhe. Der Deckel ward aufgetan, der Schüler bedeutete durch Zeichen seinem Begleiter, er möchte von den weißen Schafzähnen so viel nehmen, wie er tragen könnte, aber der Mann hatte Angst und nahm nur wenig. Drauf machte der Schüler den Deckel wieder zu, der Pudel sprang hinauf, und die beiden verließen das Gewölbe. Der Schüler nahm Abschied und sprach, der Mann werde es noch bereuen, nicht mehr eingesteckt zu haben, und als der Mann nach Haus kam, fand er die Schafzähne in eitel Gold verwandelt. Am nächsten Tag ging er nochmals, fand aber weder Baum noch Schlüssel noch Pforte, und auch den Schüler bekam er nie wieder zu Gesicht. Lange nachher kam eine Frau, die in Baden Heilung von einem Gebrechen suchte, mit ihrem sechsjährigen Töchterchen auf die Burg und fand in einem versteckten Gewölbe drei Klosterfrauen, die sie freundlich empfingen und zum Abschied dem Kinde eine Schachtel voll Sand zum Spielen schenkten. Beim Heimweg fanden die beiden statt des Sandes lauter Demantsteine und waren reich für ihr ganzes Leben. Es wird noch viel vom alten Schlosse erzählt, aber meist sind es Geschichten, die sich auch an anderen Plätzen begeben haben, und die man dem alten Spukgemäuer nachträglich anhängt.

Der Grötzinger Schatz / Ehmals stand zu Grötzingen ein prächtiges Schloß, darin ein König Hof hielt. Der flüchtete im Kriege mit den Seinen, seinen Schatz hatte er aber vorher in den Gewölben des Schlosses verborgen. Er und alle, die um die versteckten Schätze wußten, fielen im Kampf oder verdarben auf der Flucht, so blieben sie unentdeckt im Gewölbe, darüber heutigestags Häuser und Gärten stehen. Da liegen große Fässer voll uralten, köstlichen Weins, viele Kisten und Kästen voll Gold und wundersamem Gerät, prächtige Kleidungsstücke und Rüstungen aller Art, und so viel Edelsteine, wie kaum je wieder zusammenkommen. Dann ist da die berühmte Arzneisammlung des Theophrastus, der des Königs Leibarzt gewesen war, und auch seine Goldtinktur ist dort. Theophrast hat den Schatz mit verbergen helfen und mußte nach seinem Tode dort umgehen und ihn bewachen. Mitunter sieht man um Mitternacht

eine mit acht Schimmeln bespannte Kutsche in der Gegend des alten Schlosses, der König und andere Großen steigen aus, verweilen eine Zeit unter der Erde und kommen dann langsam und trauervoll zurück. Auch weißgekleidete Frauen sind einigen erschienen, ein Grötzinger sah gar am hellen Mittag eine edelsteinbesetzte Krone in einem Baum hangen; als er sie greifen wollte, entschwand sie ihm unter den Händen. Einem armen Mädchen, dessen Eltern an den Gärten wohnten, erschien gegen Mitternacht die Königin, ganz in schneefarbenem Gewand, eine Goldhaube auf dem Haar und einen weißen Schleier vor dem Gesicht. Sie winkte dem Mädchen, schloß ein Tor auf und reichte ihm aus dem Gewölbe eine goldene Schüssel. Als aber das Mädchen danach greifen wollte, sprang ein affenähnlicher Teufel herbei und hielt es so lang am Arm fest, bis die Königin die Schüssel wieder an ihren Platz gestellt hatte. Weder vorher noch nachher hat jemals einer die Tür gesehen. Das Mädchen hat hinfort immer für die Königin gebetet, und Gott hat ihr Flehen erhört, denn in einer Nacht erschien die Königin dem Mädchen im Traum und sagte, sie habe sie erlöst; das sei so gewiß, wie im Garten eine Nelke blühe. Wirklich fand man anderen Tags mitten im Schnee eine Nelke im Garten.

Der verfahrene Schüler/In den Trümmern des Schlosses Schmalenstein bei Weingarten liegen große Schätze vergraben, die zu gewissen Zeiten sich über die Erde heben, aber noch von keinem gewonnen worden sind. Zu einem Schuhmacher des Ortes kam ein verfahrener Schüler, das ist ein Mensch, der von seinen Eltern an den Teufel verkauft worden war und sieben Jahre in der Hölle Teufelskünste gelernt hat, dann wieder an den Platz, da er niedergefahren ist, zurückkehrt und nun bis an sein Lebensende immer Geld genug hat. Nur darf er es nie länger als einen einzigen Tag behalten, muß es ausgeben und darf nichts für die Zukunft sparen. Dieser Schüler begehrte von dem Schuster ein Nachtessen, was ihm auch sofort wurde, und wollte dem Mann dafür gefällig sein. Er fragte ihn, ob er einen zuverlässigen Freund habe, und als sich der Nachbar als solcher erwies, bemerkte der Schüler, er habe im Vorbeigehen im alten Schlosse eine Menge Goldes gesehen, die wolle er den beiden verschaffen. Er selber wolle nichts von dem Schatz, lieber ein ander Geld. Er hieß sie abends beim Betglockenläuten stillschweigend einen Hafen voll Erde aus dem alten Schloß holen, sie dürften aber nur während des Läutens graben und sich an nichts kehren, es werde ihnen nichts geschehen. Die beiden gingen hin und brachten auch wirklich ihren Hafen voll Erde, trotzdem sie nicht schlecht geängstigt und an den Haaren gerauft wurden; haben also, da sie niemand sahen, ihre Arbeit getan und warteten nun des Weiteren. Der Schüler nahm die Erde und begann seine Künste zu üben. Da erschienen vier Männer in scharlachenen Röcken mit weißen Schnüren und zwei weißgekleideten Frauen mit großem Getöse in der Stube und stritten mit dem Schüler um den Schatz. Noch eine zweite Nacht wurden sie gezwungen und brachten auch den Schatz in zwei Kisten mit, nahmen ihn aber wieder

fort. In der dritten Nacht wäre es geraten, aber der Nachbar hatte eine alte Mutter, die fürchtete, sie bekäme nichts von dem Gelde ab, und holte ihren Mann, der als Schäfer in Bretten lebte. Der war wie gewöhnlich betrunken, fing an zu toben und schrie, der Schüler sei ein Betrüger, den er aus dem Hause werfen wolle, und der Schüler nahm seinen Hafen mit Erde und ging ärgerlich weg. Der Schuhmacher und der Nachbar liefen ihm zwar bis an den Rhein nach, allein er ging nach Speyer in ein Kloster, dem er wahrscheinlich den Schatz verschafft hat, denn seit der Zeit ist in Schmalenstein nichts Gespenstisches mehr gesehen worden.

Der Amtmann zu Pforzheim / Zu Pforzheim war ein Beamter, der wegen seiner Fettleibigkeit nur der dicke Amtmann genannt wurde. Der verwaltete seinen Dienst so übel, daß ihm eine gerichtliche Untersuchung drohte. Da erhing er sich aus Angst im Kuhloch des Hohbergwaldes. Ein Jägerbursch sah ihn hängen und schnitt ihn ab. Er brachte ihn wieder zum Atmen, und der Amtmann beschwor ihn mit Geld und guten Worten, die Sache geheimzuhalten. Aber nach zwei Monaten erhängte er sich abermals, und diesmal starb er wirklich. Das war in seiner Wohnung, dem jetzigen Blumenwirtshause, und sein Geist begann dort zu spuken. Dem Hauseigentümer, der ihm einmal aufpaßte, gab er ein paar derbe Maulschellen, einem anderen Mann sagte er auf dessen Frage, er sei der dicke Amtmann und wolle ihm das durch Händedruck bestätigen. Aber er solle ihm nicht die Hand, sondern was anderes geben, sonst käme er noch zu Schaden. Da gab ihm der ein Brett, und der Geist drückte seine Hand ein, daß es tief ins Brett brannte. Da ward gleich an der Form des Amtmanns fette Hand erkannt. Als die Spukerei schon an die zwanzig Jahre währte, ließen die Hausleute den Synagogendiener kommen, der beschwor den Geist aus dem siebenten Buch Moses, das ihm sehr bekannt war. Und er zwang den dicken Amtmann, in Gestalt eines kleinen schwarzen Hundes in einen Sack zu kriechen; den trug er auf den Hohberg, wohin er ihn bannen wollte, aber der Geist bat, ihn in das Kuhloch zu tragen. So billigen Wunsch konnte der Jude nicht wohl abschlagen, und da spukt denn jetzt noch der dicke Amtmann in grauem Überrock, weißer Schlafmütze und grünen Pantoffeln.

Des Wertheimers Umkehr / Auf seiner Reise nach Worms soll Luther bei seiner Fahrt mainabwärts im Städtchen Miltenberg zur Nacht geblieben sein. Das hat der Graf von Wertheim, ein abgesagter Feind Luthers, vernommen, hat satteln lassen und ist sogleich nach Miltenberg verritten, wo er spätabends ankam und seinen argen Plan für den nächsten Morgen sparte. Selben Morgens stieß er früh die Fensterläden auf und schaute in den frischen Tag, und in der Herberge gegenüber war auch schon einer wach und lehnte sich in seiner geistlichen Tracht zum Fenster hinaus, einen schönen guten Morgen wünschend. Ein Wort gab das andere, die beiden Herren

beredeten, gemeinsam das Frühmahl zu halten, und sprachen dabei von der neuen Lehre, bei welchen Reden der Graf seinen Zorn gegen das neue Wesen milderte und schließlich zugeben mußte, er sei über diese Dinge doch sehr falsch berichtet gewesen. Als sie sich nun trennen wollten, bat er den geistlichen Herrn um seinen Segen und erfragte dabei den Namen. „Wie soll ich anders heißen als Martin Luther," lachte der Fremde, „ich dachte, Ihr hättet mich gekannt!" Der Graf war hocherfreut, führte den Doktor Luther mainabwärts nach seinem Wertheim und ließ ihm im Adler Herberge anweisen, bei welcher Gelegenheit Luther die Weissagung tat, das vom Main und von der Tauber umflossene Kreuz-Wertheim habe vom Feuer nichts zu befürchten, aber vom Wasser werde es eines Tages untergehen. ~ Bis jetzt ists noch nicht eingetroffen, aber die Wertheimer faßte damals ein großer Schreck, und sie konnten nicht aufhören, dem Doktor Luther nachzusagen, er sei im Adler die Bratwürste schuldig geblieben.

Der Reiter ohne Haupt / Ein Korporal ging eines Tages von Weingarten nach Heidelberg. Als er bei der Stadt ankam, fand er das Tor bereits geschlossen, nahm darum seinen Weg einem anderen Tor zu, das er noch offen zu finden hoffte. Während er nun so schnell als möglich am Stadtgraben vorbeilief, hörte er plötzlich einen Reiter hinter sich, der in starkem Trabe auf ihn zukam. Er meinte, der Reiter wolle, gleich ihm, auch noch in die Stadt, und sah ihn von weitem auf einem weißen Pferde heranjagen; als er aber näher kam, gewahrte er, daß er ein schwarzer Kerl ohne Haupt war. An der Stelle, wo er sich just befand, war das Ausweichen schwer; das machte den Korporal um so ängstlicher, als es klar war, daß das kein natürlicher Reiter sein konnte. In der Verlegenheit zog er endlich seinen Degen und bot dem auf ihn frisch Zurückenden die Spitze. Da verschwand der Reiter zwar, doch der Korporal wurde von einem heftigen Winde erfaßt und kam sehr in Gefahr, in den Stadtgraben geworfen zu werden. Er leistete tüchtig Widerstand und hielt sich je länger, je weiter vom Wasser ab. Da flog ihm der Hut plötzlich vom Kopfe, und zugleich fühlte er sich bei den Haaren ergriffen und von der Erde aufgehoben. Nun wuchs seine Angst noch mehr; er nahm all seine Kraft zusammen und floh, so schnell er konnte, dem nächsten Dorfe zu, wo er die Nacht über blieb.

Der Wassermann und der Bauer / Der Wassermann schaut aus wie ein anderer Mensch, nur daß man, wenn er den Mund bleckt, seine grünen Zähne sieht. Auch trägt er einen grünen Hut. Er zeigt sich den Mädchen, wenn sie am Teich vorübergehen, mißt Band aus und wirfts ihnen zu. Einmal lebte er in guter Nachbarschaft mit einem Bauer, der unweit des Sees wohnte, besuchte ihn manchmal und bat endlich, daß der Bauer ihn ebenfalls unten in seinem Gehäus besuchen möchte. Der Bauer tats und ging mit. Da war unten im Wasser alles prächtig wie in

einem Palast auf Erden, Zimmer, Säle und Kammern voll mancherlei Reichtum und Zierat. Der Wassermann führte den Gast allerenden umher und wies ihm jedes, endlich gelangten sie in ein kleines Stübchen, wo viel neue Töpfe umgekehrt, die Öffnung bodenwärts, standen. Der Bauer fragte, was das doch wäre. „Das sind die Seelen der Ertrunkenen, die hebe ich unter den Töpfen auf und halte sie damit fest, daß sie nicht entwischen können." Der Bauer schwieg still und kam hernach wieder heraus ans Land. Das Ding mit den Seelen wurmte ihn aber lange Zeit, und er paßte dem Wassermann auf, wenn er einmal ausgegangen sein würde. Als das geschah, hatte der Bauer sich den rechten Weg hinunter wohl gemerkt, stieg in das Wasserhaus und fand auch jenes Stübchen glücklich wieder; da war er schnell dabei, stülpte alle Töpfe um, einen nach dem anderen, und alsbald stiegen die Seelen der ertrunkenen Menschen in die Höhe aus dem Wasser und waren erlöst. ~ Der Wassermann kam auch wöchentlich in die Stadt zur Fleischerbank, um einzukaufen, und wiewohl seine Kleidung etwas anders war als die der übrigen Menschen, ließ ihn doch jeder gewähren und dachte sich weiter nichts Besonderes dabei. Allein er bezahlte immer nur mit alten durchlöcherten Groschen. Daran merkte ihn zuletzt ein Fleischer und sprach: „Wart, den will ich mir zeichnen, daß er nicht wiederkommt." Jetzt, wie der Wassermann wiederkam und Fleisch kaufen wollte, ersahs der Metzger und ritzte ihn flugs mit dem Messer in den ausgestreckten Finger, worin er das Geld hielt, so daß sein Blut floß. Seit der Zeit ist der Wassermann ganz weggeblieben.

Hexenliebe / Ein Mädchen von Berneck hatte sich heftig in einen jungen Mann verliebt, der ihr verheimlicht hatte, daß er schon verheiratet sei. Sie erfuhr es doch und wurde ganz schwermütig. In solcher Stimmung ging sie einst in den Wald und traf eine alte Frau auf einem Baumstrunk sitzend, die fragte sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit. Sie wollte nichts erzählen, aber die Frau versprach ihr Hilfe, und sie klagte ihr Leid. „Wenn du den Mann unbedingt haben willst," sagte die Alte, „so laß dir jetzt von mir sieben Haare ausreißen, aber weh wird es tun." Das Mädchen bedachte sich nicht, legte seinen Kopf in der Alten Schoß und litt den Schmerz, der nicht klein war. Die Alte wickelte die Haare unter Zaubersprüchen in Papier und befahl dem Mädchen, das Bündelchen unter den Kleidern auf dem Rücken zu tragen, dann könne es hexen. Das übte denn auch fleißig und zauberte den jungen Mann öfters zu sich her. Auch dessen Frau lernte sie kennen und schmeichelte sich bei ihr ein. Sie redete ihr öfters zu, in der Walpurgisnacht mit auf den Blocksberg zu kommen; die Frau widerstand lange, ließ sich aber endlich zu einer Zusage bereden. In der Hexennacht, zwischen elf und zwölf, kam das Mädchen in einer Kutsche angefahren, die von Schmetterlingen gezogen war. Aber die Frau durfte nicht, ihr Mann hatte es ihr verboten. Da sprang das Mädchen, das den Mann in tiefen Schlaf versenkt hatte, aus dem Wagen, griff die Frau beim Kopf

und warf sie in die Kutsche, die sogleich mit ihr in die Lüfte fuhr und sie mitten in Welschland absetzte. Die Frau verstand die Sprache des Landes nicht, traf aber zum Glück eine Herrschaft, die sie in ihre Dienste nahm. Nach sechs Jahren hatte sie von ihrem Lohn so viel gespart, daß sie heimreisen konnte. In der Nähe der Heimat erfuhr sie, daß niemand ihre Abwesenheit bemerkt hatte, daß hingegen das Mädchen seit sechs Jahren verschwunden sei. Dies hatte nämlich, sobald die Kutsche davongebraust war, Gestalt und Stimme der Frau angenommen und mit dem Mann, wenngleich in stetem Unfrieden, zusammen gelebt, ihm sogar ein Kind geboren. Die Frau kam in ihr Haus und sah am Brunnen eine ihr ganz ähnliche Gestalt, und sah ihre beiden groß gewordenen Kinder im Hof umherlaufen. In der Stube saß ihr Mann finster da, und in der Wiege lag ein kleines Kind. Sie redete ihn an, und da kam zugleich das Mädchen in die Türe. „Habe ich zwei Frauen?" rief der Mann entsetzt. Drauf sprang das Mädchen zur Wiege, riß ihr Kind heraus und verschwand. Nach neun Tagen wurden die beiden aus dem Wasser gezogen. Der Mann und seine Frau lebten hinfort in ungestörter Liebe und Einigkeit.

Schuster und Gespenst / Krailsheim ward im Dreißigjährigen Krieg vom Feinde verheert und von seinen Einwohnern verlassen. Unter denen, die später zurückkehrten, war ein armer Schuster mit Frau und Sohn, dem ein Häuslein bei der Brücke an der Armenhäuserkapelle zugeteilt wurde. Zuerst spürten die Schustersleute in dem Häuschen nichts Unangenehmes, aber gegen Weihnacht, als der Mann nach seiner Gewohnheit abends allein war, kam ein gespenstisches Männlein in die Stube und setzte sich schweigend neben ihn. Es hatte ein gutmütiges, freundliches Gesicht und schlohweiße Haare, trug einen grünen Rock mit großen Taschen, einen kleinen Dreispitz auf dem Kopf und unter dem Arm ein Barbiersäcklein. Dem Schuster fehlte der Mut, das Männlein anzureden, das ließ auch keine Silbe vernehmen und verschwand bei der Heimkehr der Hausfrau. Bald kam das Männlein jeden Abend und blieb auch nachts an dem Bette des Schusters sitzen, bis es dem zu unheimlich wurde und er sich seiner Frau offenbarte. Die sah nichts von dem Gespenst, und die beiden kamen überein, zum Pfarrer zu gehen und den um Rat zu fragen. Der empfahl, die Sache geheimzuhalten, zunächst zu beichten und den Leib des Herrn zu empfangen. Wenn dann das Gespenst wiederkomme, solle es der Schuster unerschrocken anreden, aber nicht auf du oder Ihr, sondern mit man und so weiter, und wenn ihn das Gespenst etwas tun heiße, solle er es ihm selber zu tun überlassen. Dem Rat folgten sie, und als am Vorvorabend Weihnachtens der Geist erschien, sprach der Schuster: „Was begehrt man?" Das Männlein winkte ihm mitzugehen und führte ihn einen langen Gang hinein, zog aus dem Barbiersäcklein eine kleine Hacke und hielt sie dem Schuster hin: „Man kann scharren!" „Man kann selber scharren!" sprach der Schuster, da hackte das Männlein rasch den Boden auf, und der

Deckel eines großen Kessels kam zum Vorschein. „Man kann abheben!" sagte das Männlein wieder, aber der Schuster überließ auch das Abheben dem Geist, der nun den ganzen Kessel aus dem Boden hob und dann mit Dank dem Schuster die Hand hinstreckte. Aber der Schuster gab ihm statt der Hand ein altes Taschentuch, das sofort zu Pulver verbrannte. Das Männlein verschwand, denn es war erlöst; der Schuster aber fiel in Ohnmacht und seine Frau fand ihn so in der Nebenkammer liegen, den gewaltigen Kessel neben sich. Sie holten nächsten Tags den Pfarrer, öffneten den Kessel und fanden ihn randvoll Gold und Silber. Obenauf lag ein Zettel in griechischer Sprache, der besagte, das Geld gehöre dem Schuster für die Erlösung des Männleins; der Schuster werde noch sieben Jahre leben, vor seinem Tode dürfe die Sache nicht bekannt werden, sonst versinke der Schatz wieder in die Erde, und der Schuster müsse so lange dabei umgehen, bis ein gewisses, noch nicht geborenes Kind so alt sei, als er gegenwärtig. Die Schustersleute hielten also den Handel geheim, ließen aber zur großen Verwunderung der Leute ihr Häuslein ausbauen und verschönern, bedachten auch die Armen reichlich. Der Schuster lachte in seinem Leben nicht wieder, ließ seinen Sohn geistlich werden und starb genau nach sieben Jahren.

Die Eierleger / Eine Bauersfrau aus Jaxtheim hatte nur wenig Hühner, brachte aber immer eine Menge Eier zum Markt. Endlich schöpften die Nachbarinnen Verdacht, wandten sich an den Knecht der Frau und bestachen ihn, er solle ihr einmal auf die Finger sehen, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Der tat es um so williger, als ihm selber im Hause schon allerlei aufgefallen war. Die Bäuerin buk zweierlei Brot, halb weißes für sich und schwarzes für die übrigen Hausgenossen. Als die Bäuerin eines Tages auf dem Markte war, gelang es dem Knecht, die Schublade mit dem halbweißen Brot zu öffnen; er schnitt sich ein tüchtiges Stück ab und ließ es sich wohlschmecken. Gleich danach erhob er ein Gegacker wie ein Huhn, lief in den Hühnerstall, setzte sich auf das Nest und begann Eier zu legen. Währenddessen kam der Bauer in den Stall, sah den Knecht, ließ sich berichten, lief und aß von dem halbweißen Brot und kam und setzte sich eierlegend neben seinen Knecht aufs Nest. Sie legten zwei große Haufen Eier, und es ward ihnen natürlich klar, woher die Bäuerin die vielen Eier bekommen hatte. Der Knecht plauderte es aus, und seit der Zeit wollte niemand mehr von der Frau Eier kaufen, und die Jaxtheimer erhielten den Spitznamen Eierleger, der ist ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben.

Der gespenstische Führer / Ein Hochschüler reiste mit einem Freunde heim und wurde wenige Stunden von der Heimat von der Nacht ereilt. Ein kleiner, buckliger Kerl bot sich um billigen Lohn als Führer an, benahm sich aber nach einer Strecke Wegs ganz absonderlich. Er fiel mehrmals der Länge nach hin, sprang

jedoch, als ihm die beiden zu Hilfe eilten, schnell wieder auf und ging weiter. Das wiederholte sich von Zeit zu Zeit, so daß den jungen Leuten angst und bange wurde, zumal sie immer noch nicht an einen Ort kamen und auch keinem Menschen begegneten. Auf ihre Fragen, ob das auch der rechte Weg sei, antwortete der Führer stets: „Ja, meine Herren!“ Endlich erblickten sie, aus dem Walde hervortretend, eine Herde Schafe mit einem Schäfer seitwärts im Felde, eilten darauf zu, mußten aber zu ihrem Schrecken sehen, daß Schäfer und Schafe nur dunstige Nebelgebilde waren. Jetzt fiel der Führer nicht mehr vorwärts, sondern dann und wann rückwärts nieder, antwortete aber immer noch auf ihre Fragen, ob es auch der rechte Weg sei: „Ja, meine Herren!“ Das ging so eine geraume Zeit, da sahen sie nahe beim Wege um einen Rabenstein viel Volks einer Hinrichtung zusehen, der Henker schwang gerade das Schwert über dem Verurteilten. Aber alles war nur ein Nebel ohne Bewegung. Da riß dem Hochschüler die Geduld, er sprang mit gezogenem Degen auf den Führer ein und stieß ihm die Klinge mehrmals durch die Brust. Dem schien das nichts zu machen, er sagte bei jedem Stoß nur: „Ja, meine Herren!“ Ihrer Sinne kaum mächtig gingen die jungen Leute noch eine Strecke fort und standen plötzlich bei den Eltern des Hochschülers im Zimmer. Es war sehr spät, sie hatten für die wenige Stunden weite Entfernung die halbe Nacht gebraucht. Dessenungeachtet begehrte der Führer den vollen Lohn und schritt mit dem Gelde kecklich davon. Der Hochschüler wurde wegen dieser Begebenheiten wahnsinnig und blieb es bis an seinen Tod.

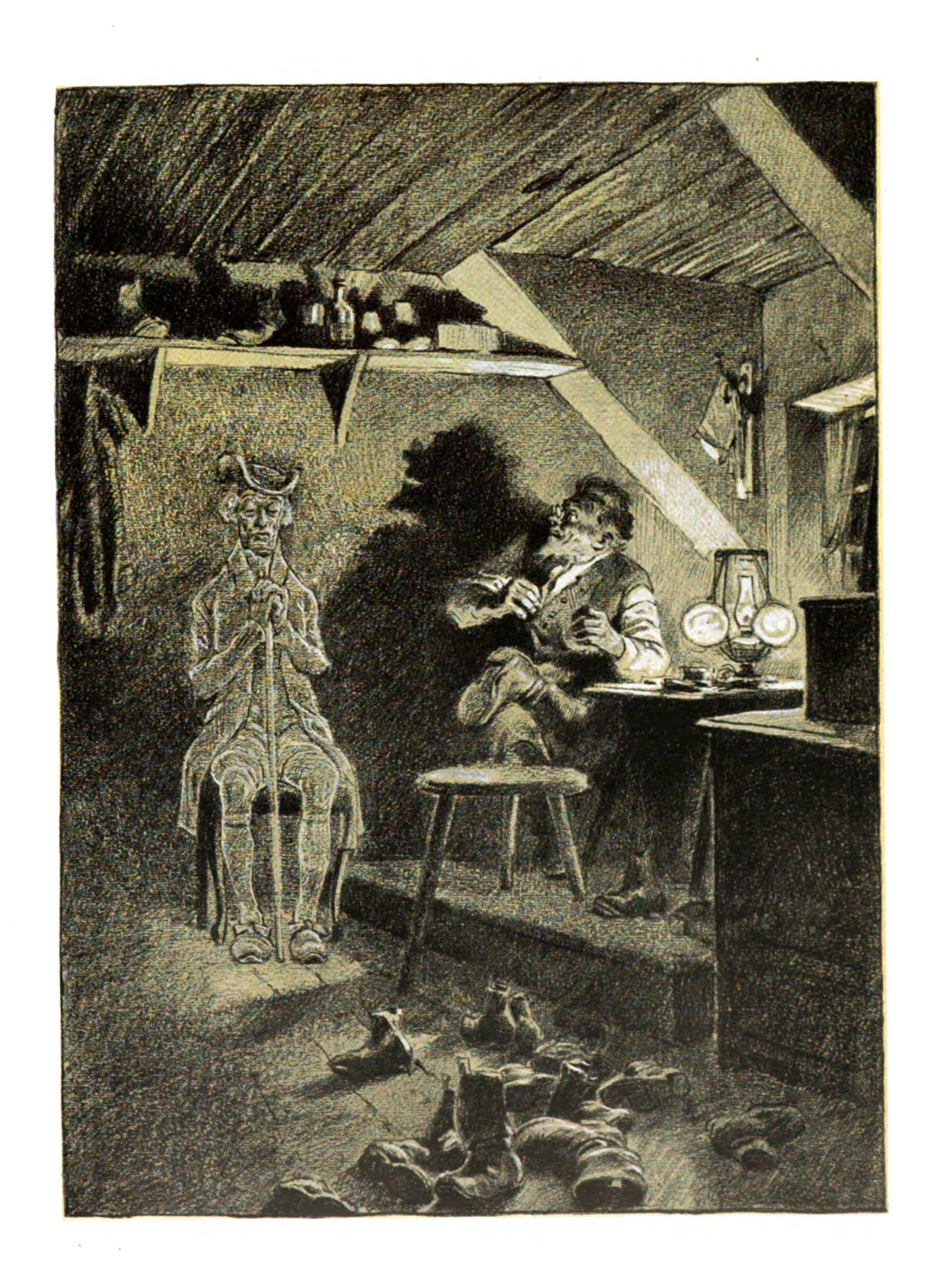
Das wilde Heer / Zu Öhringen stiegen eines abends zwölf Reiter vor dem Gasthaus ab und verlangten Nachtmahl und Wein. So viel Flaschen der Wirt brachte, so viel Striche machte einer der Reiter unter die Tischplatte. Eh noch das Essen begann, kam der Hauswirt zum Knecht und meldete, statt der zwölf Pferde stünden zwölf Ziegenböcke im Stall, und die eigenen Pferde tobten und schwitzten. Der Wirt besah die Böcke, empfahl seinen Leuten, Reiter und Tiere aufs beste zu bedienen und ging ans Stadttor, um anzufragen, ob ein Trupp Reiter gesichtet worden sei. Es hieß nein, aber man habe in den Lüften ein Getrappel und Gerassel wie von einem Haufen Einreitender gehört. Um Mitternacht waren die Reiter mit dem Essen fertig und verlangten die Rechnung. Der Wirt besorgte sie aufs gewissenhafteste, und die Reiter bemerkten ihm mit Befriedigung, daß keine Flasche zuviel angeschrieben wäre, wie er sich an den Strichen unter dem Tisch ausrechnen könne. Als der Wirt unter den Tisch sah, bemerkte er, daß alle Reiter Tierfüße hatten. Nun wurde dem Hausknecht befohlen, die Pferde vorzuführen. Er fand sie statt der Böcke im Stall, aber im Hof verwandelten sie sich wieder in Geißböcke und stiegen zu dem Oberfenster empor, wo jeder Reiter hinausfuhr und sich auf sein Tier schwang, und dann brauste die Schar durch die Luft unter grauenhaftem Getöse davon.

Erscheinung bei Kirlach / Im April des Jahres 1838 wurde gegen zwölf Uhr mittags zwischen Kirlach und Kronau eine wunderbare Erscheinung beobachtet. Der Steueraufseher Adam Huckele war ihr am nächsten und hat beim Amt Filippsburg folgendes auf Handgelübde ausgesagt: „Der Himmel war heiter, und die Sonne schien hell; als ich an die Wiesen am linken Ufer des Kriegbachs kam, hörte ich von dort, kaum fünfzig Schritte von mir entfernt, einen unterirdischen Donner, der eine Minute andauerte. Indessen stieg der Boden des Wiesengeländes fußhoch empor und wälzte sich wellenartig durcheinander. Einen Augenblick später kam aus den Wiesen ein zweiter, stärkerer Donnerschlag, der Boden senkte sich, und das Gelände stand plötzlich voll Wasser, das in brausenden Wellen schlug und in dem ich tausend und abertausend Gestalten erblickte; konnte sie aber, da sie sich zu schnell bewegten, nicht erkennen. Kurz hernach geschah der dritte und gewaltigste Donnerschlag, mit dem stieg aus den Wiesen eine dicke Wassersäule brüllend einige hundert Fuß empor und fiel stäubend zur Erde. Aus dem Boden hob sich die Gestalt eines kleinen Kindes, stand aufrecht und streckte beide Arme zum Himmel, und stieg mit Blitzesschnelle lotrecht in die Höhe. Mehrere tausend Vögel von Sperlingsgröße verfolgten wildschreiend diese Erscheinung. Als sie so hoch in der Luft war, daß ich sie fast aus den Augen verlor, senkte sie sich schräg abwärts und strich auf dreißig Schritte an mir vorbei. Jetzt war es aber, wie ich deutlich sehen konnte, kein Kind mehr, sondern ein etwa zwei Fuß langes Fischgerippe, dem noch immer ein Teil der Vögel heftig kreischend nachsetzte. Dann ward alles ruhig, und ich wagte es, den Wiesenplatz zu untersuchen. Zu meinem Erstaunen fand ich alles, als wenn nichts geschehen wäre, der Boden war fest und trocken, von einer Öffnung war nichts zu sehen. ~ Den dreimaligen Donnerschlag, das Brausen der Wassersäule und das Geschrei der Vögel wollen Menschen auf eine halbe Stunde weit gehört haben."

Heimliches Blutgericht / Zur Zeit des Kurfürsten Karl Theodor in Mannheim kamen nachts zum Scharfrichter in Landau zwei Fremde und boten ihm an, er könne ein schön Stück Geld verdienen, wenn er mit ihnen ginge und ein ganz gerechtes Todesurteil vollzöge, jedoch dürfe er nicht wissen wo und an wem. Der Scharfrichter zeigte sich bereit, ließ sich von den Männern die Augen verbinden und fuhr mit ihnen davon. Während der Fahrt achtete er genau auf die Dauer, merkte, daß es über eine Brücke und durch ein Festungstor gehe, und dann hielt die Kutsche. Man hob ihn heraus und führte ihn viele Stufen hinauf, die er heimlich zählte, blieb kurz nachher mit ihm stehen und nahm ihm das Tuch von den Augen. Da sah er sich in einem lichterhellen Gemach, darin saßen um einen Tisch eine Anzahl vermummter Herren. Vor dem Tisch stand eine Frau mit verhülltem Gesicht, nahe bei ihr ein Richtblock. Einer der Herren las der Frau ihr Todesurteil vor, sie kniete vor dem Block nieder und legte den Kopf darauf. Ohne Bedenken trat der Scharfrichter hinzu und enthauptete sie. Darauf ward

er reichlich bezahlt und wieder mit verbundenen Augen nach Landau geführt. Später besuchte er mehrere Schlösser und brachte mit Hilfe seiner wenigen Merkmale heraus, daß die Hinrichtung im dritten Stock des Mannheimer Schlosses geschehen sein müsse. Das war auch der Fall; die Hingerichtete war ein Hoffräulein, der Grund des Bluturteils ist unbekannt. Gleich darauf wurde die Treppe vom zweiten zum dritten Stock vermauert und ein Kreuz von Erz in die neue Wand gefügt. In dem Gemache soll das Hoffräulein noch heute umgehen und in stillen Nächten klagen.

Schweres Bannen / In Konstanz wohnte ein Buchdrucker, in dessen Hause war es nicht geheuer. Man hörte besonders in der Druckerei schwere Seufzer. Die Druckergesellen lachten darüber, aber nicht lange, denn es blieb nicht bei dem Seufzen; sie hörten wiederholt starke Schläge an die Mauer, Gesellen und Lehrburschen erhielten Ohrfeigen von unsichtbarer Hand, und ihre Mützen und Hüte wurden zur Erde geworfen. Der Herr des Hauses ging endlich zu den Kapuzinern, und die kamen und beschwuren den Geist, der sich auch drei Tage lang ruhig verhielt. Am vierten aber begann er sein Treiben noch ärger denn früher, er warf selbst die Lettern aus den Setzkasten und wider die Fenster. Da ließ der Hausherr von fern her einen berühmten Geisterbanner kommen, und der setzte seine Beschwörungen acht Tage fort. Der Geist kehrte sich aber wenig daran, sondern gab in der Zeit selbst einem Lehrjungen einen Schlag ans Ohr und warf die Lettern umher. Der Banner sah ein, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren, und ging weg. Nun ließ der Geist es nicht mehr bei den Ohrfeigen, er warf mit Steinen und anderem Unrat und machte es so arg, daß die Arbeiter die Ecke der Werkstube ganz verließen und all ihr Gerät in die Mitte des Zimmers brachten; doch hatten sie da nicht viel mehr Ruhe. Man ließ noch viele andere Beschwörer kommen, deren einer sogar ein Stückchen vom heiligen Kreuz mitbrachte und auf den Tisch legte, aber trotzdem fuhr der Geist in seinem Unwesen fort und schlug einen Bruder Kapuziner, der den Banner begleitete, so an die Ohren, daß beide flüchten mußten. Endlich aber kam einer, der seine Sache besser verstand. Der ließ sich nämlich einen Eimer mit Wasser füllen, segnete es und sprengte es durch die Kammer, mengte darauf eine Menge Asche und Sand und streute es überall auf die Erde. Dann mußte jeder der Anwesenden einen Degen nehmen und damit in der Luft umherfahren, rechts und links, durch das ganze Zimmer. Bald bemerkte man, daß der Geist oben auf den Ofen geklettert war, denn man sah auf den Ecken des Ofens Spuren seiner Hände und Füße im Sande. Man vertrieb ihn von da, und er kroch unter den Tisch. Doch während dieser Verfolgung hatte sich ein so großer Staub erhoben, daß man kaum Atem schöpfen konnte; darum ließ man für den Augenblick davon ab. Der Geisterbanner hatte zufällig in der verdächtigen Ecke eine Diele weggerissen und fand in einem Mauerloche dahinter ein altes, schmutziges Läppchen, darin eine Nadel und einige Knochen. Er ließ ein Feuer



anzünden, segnete es und befahl alles das hineinzuwerfen. Kaum aber war er in sein Kloster zurückgekehrt, als einer von den Druckerjungen gelaufen kam und ihm berichtete, die Nadel sei dreimal aus dem Feuer gesprungen, ein Gesell habe sie mit einer Zange jedesmal wieder hineingeworfen, darüber aber harte Schläge auf die Backen bekommen. Man brachte die Nadeln und die Knöchlein, die auch unverbrannt waren, zum Kapuzinerkloster. Der Junge, der sie trug, sah auf dem Markte eine nackte Frau, und man hörte dort an diesem und den folgenden Tagen ein großes Jammern und Stöhnen. Die Kapuziner hatten aber alles wohl verbrannt. Mehrere Tage lang war es ruhig in der Druckerei, dann aber wurde es ärger denn je. Der Geist ohrfeigte, warf mit Steinen und gar nach dem Hausherrn, der eine gefährliche Kopfwunde davontrug. Zwei Lehrlinge, die zusammen schliefen, wurden aus dem Bett geworfen, zwei andere von einer Leiter gestürzt. Es kam so weit, daß bei Nacht kein Mensch in dem Hause bleiben wollte, und das dauerte jahrelang, bis das Unwesen endlich von selber einschlief.

Württemberg

Wirt am Berg / In der Nähe des Rothenberges im Lande Schwaben hielt der Kaiser Rotbart Hof. Da geschah es, daß seine Tochter heimlich mit einem Dienstmann entfloh, sich am Fuß des Berges verborgen hielt und nach Abzug des Kaisers dort wirtschaftete. Über Jahr und Tag kam der Kaiser zu derselbigen Stadt, und der Zufall trieb ihn in jene Herberge. Erschrocken wollte sich seine Tochter verbergen, aber er erkannte sie nicht, und sie bereitete ihm das Essen auf eine Art, die ihm bekannt dünkte. Eine Ähnlichkeit nahm ihn gefangen, er seufzte tief auf und murmelte vor sich hin: „Wo bist du blieben, liebe Tochter!“ Da hielt sich die junge Frau nicht länger, holte ihren Mann, und sie warfen sich dem Vater zu Füßen und baten um ihre Liebe. Weinend hob sie der Kaiser auf, begnadigte sie und schenkte ihnen alles Land ringsum. Er hob den Dienstmann zum gefürsteten Grafen und gab ihm den Namen Wirt am Berg. Der ward der Stammvater des ganzen württembergischen Geschlechts.

Punklers Ring / Jedermann kennt den Eberhard im Bart, den ersten Herzog von Württemberg. Zu dessen Zeit wohnte auf Lindenbrunn ein mächtiger Raubritter, gegen den zog der Herzog auf die Burg los und belagerte sie. In seinem Gefolge hatte Eberhard einen kunstreichen Schützen, der hieß Punkler und tat jeden Tag drei Schüsse, von denen ein jeder einen Mann aus der Besatzung traf; tat er mehr Schüsse, die waren ungewiß. Das merkten die von der Burg bald, und einer rief dem Schützen zu: „Punkler, wahrhaftig, willst du uns denn selbst nicht den Ring am Tor ungeschändet lassen.“ Punkler rief hinwieder: „Den hole ich mir, und zwar bei hellem Sonnenschein und an dem Tage, an welchem wir die Burg in unsern Händen haben werden.“ So geschah es auch; er hatte nach und nach die ganze Mannschaft zusammengeschossen, und als darauf das Schloß erobert wurde, nahm er den Ring vom Tore und hing den an die Tür seines Hauses in Rohrbach, das in der Wormser Gegend liegt; da kann man ihn noch sehen. Er hatte aber kein gut Ende, der Punkler; denn er wurde den Bauern langsam verhaßt wegen seiner Zaubereien, und eines Tages überfielen sie ihn und schlugen ihn mit ihren Hacken und Schaufeln tot. Man sagt, er habe auf ein Kreuzbild drei Pfeile geschossen und dadurch vom Teufel die Gabe erlangt, täglich drei sichere Schüsse zu tun.

Der Streit um die Sonne / Ein wunderbar Gesicht hat man am 9. Dezember des Jahres 1577 in dem Städtchen Altorf bei Tübingen und in der Umgegend gesehen. Die Sonne ging nämlich nicht klar auf, wie sonst, sondern ganz dunkelgelb und trüb; ungefähr wie ein Vollmond sah sie aus, und man konnte recht gut hineinschauen, ohne sich die Augen zu verblenden. Gleich darauf wurde sie so sehr verdunkelt, als ob eine Sonnenfinsternis gewesen wäre, und wurde rot wie Blut; dann stieg daneben eine zweite, gelbe Sonne auf, und eine stürzte auf die andere los, als hätte eine

die andere unterbringen wollen. Das dauerte aber nur kurze Zeit, und die eine rote Sonne verschwand; die gelbe blieb stehen, doch damit war das Gesicht noch nicht zu Ende. Es kam nämlich eine große Wolke daher, die sah wie eine Kugel aus; sie flog recht gegen die Sonne an und bedeckte sie ganz in der Mitte, so daß rundherum nur ein gelber Rand blieb. Bald darauf schoß noch eine Wolke, die aber länglich gestaltet war, am Himmel her und auch auf die Sonne los, und die zwei Wolken kämpften mit ihr, bedeckten sie zu verschiedenen Malen, verschwanden aber endlich, und die Sonne blieb wieder gelblich am Himmel stehen. Da nahte von Westen eine dritte Wolke, die war länglich und blieb in der Nähe der Sonne stehen; aus dieser Wolke kam eine große Menge von schwarzgekleideten Kriegsleuten heraus, viele zu Pferd, viele zu Fuß; sie stellten sich in Schlachtordnung und zogen in die Sonne hinein; hinter ihnen zog ein mächtig großer Mann, der sie alle überragte. Es wurde ein wenig heller, aber die Sonne hatte noch lange nicht ihren natürlichen Glanz, und gleich darauf färbte sie sich rot wie Blut, und Himmel und Erde glühten wider von dieser Röte, und blutige Wolken drangen aus ihr hervor. Viele schwarze Wolken lagerten auch um sie herum. Aus den Blutwolken aber sah man Dinger kommen wie große Hüte, ringsherum schien die Erde ganz bedeckt mit diesen Hüten. Am Ende senkten sich die Wolken, es sah aus, als wenn es Blut geregnet hätte; das währte ziemlich lange, und die Sonne hatte viel Mühe, wieder zu ihrer gewöhnlichen Klarheit zu kommen.

Rickbergers Getreide / In Schwaben lebte einst ein reicher, mächtiger Edler namens Rickberger, der hatte im Jahr wohl mehr denn dreißigtausend Goldstücke zu verzehren, war dabei aber so geizig, daß es nicht zu sagen ist, und seine einzige Sorge war, immer mehr und mehr Reichtümer aufzuhäufen, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht. Eines Jahres waren die Feldfrüchte über die Maßen gut geraten, und er hatte all seine Speicher so gefüllt, daß sie drohten einzustürzen; dennoch verkaufte er das Korn nur zu unmäßig hohen Preisen und steigerte diese endlich so sehr, daß die armen Leute entweder vor Hunger sterben oder Hab und Gut verkaufen mußten, um sich das nötige tägliche Brot zu verschaffen. Zu dieser Zeit kam einmal ein armer Mann, der daheim neun hungrige Kindlein hatte, und bot dem Rickberger seine letzten sechs Taler für ein Maß Korn, versprach auch, daß er in kürzester Zeit nachzahlen würde, was etwa am Gelde fehlen sollte. Rickberger erzürnte ob der Bitte und fluchte und schimpfte und schwur, er werde das Getreide nicht eher geben, bis die Summe vollständig sei; so mußte der Arme das Haus verlassen und rief zu Gott, daß er den Geizhals strafen möge. Einige Tage danach sandte der Rickberger einen seiner Diener auf den Speicher, um nach dem Getreide zu schauen, aber einen Augenblick darauf stürzte der Mensch in Angst und Schrecken in Rickbergers Kammer und kündete ihm, daß drei schwarze Ochsen auf dem Speicher umgingen und das Getreide auffräßen. Der Geizhals schickte einen

andern hinauf, aber der meldete bald, daß er außer den Ochsen auch noch Pferde gesehen habe. Nun wollte er der Sache ganz gewiß sein und sich selbst überzeugen; als er jedoch durch eine Türritze auf den Söller schaute, sah er ihn ganz bedeckt mit Vieh aller Art, das lustig in dem Getreide herumwühlte und es aufzehrte. Darob entsetzte er sich dermaßen, daß er zur Stunde den Verstand verlor und nicht lange darauf elendiglich starb.

Schwarzkopf und Seeburg am Mummelsee

Der Mummelsee liegt im tiefen Murgtale rings von ehemaligen Burgen umgeben; gegeneinander stehen die Überreste der ehemaligen Festen Schwarzkopf und Seeburg. Die Sage erzählt, daß jeden Tag, wann Dämmerung die Bergspitzen verhüllt, von der Seite des Seeburger Burghofes dreizehn Stück Rotwild zu einem Pförtchen herein über den Platz und zu dem entgegengesetzten flügellosen Burgtore hinauseilen. Geübte Wildschützen bekamen von diesen Tieren immer eins, aber nie mehr in ihre Gewalt. Die andern Kugeln gingen fehl oder fuhren in die Hunde. Kein Jäger schoß seit der Zeit auf ein anderes Tier, als das in diesem Zuge lief und sich durch Größe und Schönheit auszeichnete. Von diesem täglichen Zuge ist jedoch der Freitag ausgenommen, der darum den noch jetzt üblichen Namen Jäger-Sabbat erhielt, und an welchem niemand die Seeburg betritt. Aber an diesem Tage, um die Mitternacht, wird eine andere Erscheinung gesehen. Zwölf Nonnen, in ihrer Mitte ein blutender Mann, in dessen Leib zwölf Dolche stecken, kommen durch die kleine Waldpforte in den Hof und wandeln still dem großen Burgtore zu. In diesem Augenblick erscheint aus dem Portale eine ähnliche Reihe, bestehend aus zwölf ganz schwarzen Männern, aus deren Leibern Funken sprühen und überall brennende Flecken hervorlodern; sie wandeln dicht an den Nonnen und ihrem blutigen Begleiter vorüber, in ihrer Mitte aber schleicht eine weibliche Gestalt. Dies Gesicht erklärt die Sage auf folgende Weise: In der Seeburg lebten zwölf Brüder, Raubgrafen, und bei ihnen eine gute Schwester; auf dem Schwarzkopf aber ein edler Ritter mit zwölf Schwestern. Es geschah, daß die zwölf Seeburger in einer Nacht die zwölf Schwestern vom Schwarzkopf entführten, dagegen aber auch der Schwarzkopfer die einzige Schwester der zwölf Raubgrafen in seine Gewalt bekam. In der Ebene des Murgtals trafen sie aufeinander, und es entstand ein Kampf, in dem die Seeburger bald die Oberhand hatten und den Schwarzkopfer gefangennahmen. Sie führten ihn auf die Burg, und jeder von den zwölfen stieß ihm seinen Dolch vor den Augen seiner sterbenden Geliebten, ihrer Schwester, in die Brust. Bald darauf befreiten sich die zwölf geraubten Schwestern aus ihren Gemächern, zogen die zwölf Dolche aus der Brust ihres Bruders und töteten in der Nacht sämtliche Mordgrafen. Sie flüchteten nach der Tat, wurden aber von den Knechten ereilt und getötet. Als hierauf das Schloß durch Feuer zerstört ward, da sah man die Mauern, in welchen die Jungfrauen geschmachtet,

sich öffnen, zwölf weibliche Gestalten, jede mit einem Kindlein auf dem Arm, traten hervor, schritten zum Mummelsee und stürzten sich in seine Fluten. Ein armer Mann, der in der Nähe des Mummelsees wohnte und oftmals für die Geister des Wassers gebetet hatte, verlor seine Frau durch den Tod. Abends darauf hörte er in der Kammer, wo sie auf Spänen lag, eine leise Musik ertönen. Er öffnete ein wenig die Türe und schaute hinein und sah sechs Jungfrauen, die mit Lichtlein in den Händen um die Tote standen; am folgenden Abend waren es ebensoviel Jünglinge, die bei der Leiche wachten und sie sehr traurig betrachteten.

Die Grafen von Eberstein / Als Kaiser Otto seine Feinde geschlagen und die Stadt Straßburg bezwungen hatte, lagerte er vor der Burg der Grafen Eberstein, die es mit seinen Feinden hielten. Das Schloß stand auf einem hohen Fels am Wald, unweit Baden in Schwaben, und dritthalb Jahr konnte das kaiserliche Heer es nicht bezwingen, so gut war es befestigt und so tapfer wurde es verteidigt. Endlich riet ein kluger Mann dem Kaiser folgende List: Er solle einen Hoftag nach Speier ausschreiben, zu welchem jedermann ins Turnier kommen dürfte; die Grafen von Eberstein würden nicht säumen, sich dahin einzufinden, um ihre Tapferkeit zu beweisen; inzwischen möge der Kaiser durch geschickte und kühne Leute ihre Burg überwältigen lassen. ~ Der Festtag zu Speier wurde verkündigt; der König, viele Fürsten und Herren, darunter auch die drei Ebersteiner, waren zugegen; manche Lanze wurde gebrochen. Des Abends begannen die Reigen, wobei der jüngste Graf von Eberstein, ein schöner, anmutiger Mann mit krausem Haar, vortanzen mußte. Als der Tanz zu Ende ging, nahte sich heimlich den drei Grafen eine schöne Jungfrau und raunte: „Hütet euch, der Kaiser will eure Burg ersteigen lassen, während ihr hier seid; eilt noch heute nacht zurück!" Die drei Brüder berieten sich und beschlossen, der Warnung zu gehorchen. Sie kehrten zum Tanz zurück, forderten die Edeln und Ritter zum Kampf auf morgen und hinterlegten hundert Goldgülden als Pfand in die Hände der Frauen. Um Mitternacht aber schifften sie über den Rhein und gelangten glücklich in ihre Burg heim. Kaiser und Ritterschaft warteten am andern Tag vergebens auf die Ebersteiner, statt ihrer kamen Boten und meldeten, daß die Grafen gewarnt worden wären und des Kaisers Mannen mit blutigen Köpfen vor der Burg lägen. Da nun mit Gewalt gar nichts auszurichten war, sandte der Kaiser drei Ritter auf die Burg, mit den Grafen zu unterhandeln. Sie wurden eingelassen und in Weinkeller und Speicher geführt; man holte weißen und roten Wein, Korn und Mehl lagen in großen Haufen. Die Abgesandten wunderten sich über die Vorräte; allein die Fässer hatten doppelten Boden oder waren voll Wasser; unter dem Getreide lag Spreu, Kehricht und alte Lumpen. Die Gesandten hinterbrachten dem Kaiser, es sei vergeblich, die Burg länger zu belagern; denn Wein und Korn reiche denen inwendig noch auf dritthalb Jahre aus. Da wurde Otto geraten, seine Tochter mit

dem jüngsten Grafen Eberhard von Eberstein zu vermählen und dadurch das tapfere Geschlecht auf seine Seite zu bringen. Die Hochzeit ward in Sachsen gefeiert, und der Sage nach soll es die Braut selber gewesen sein, die an jenem Abend die Grafen gewarnt. Otto sandte seinen Schwiegersohn hernach zum Papst in Geschäften; der Papst schenkte ihm eine Rose in weißem Korb, weil es gerade der Rosensonntag war. Die nahm Eberhard mit nach Braunschweig, und der Kaiser verordnete, daß die Rose im weißen Feld künftig das ebersteinische Wappen bilden sollte.

Der Weibertrunk / Zu Weilheim bei Tübingen ist früher von den Weibern ein sonderbares Recht ausgeübt worden. Für irgendwelchen Dienst war ihnen von einer gnädigen Herrschaft eine Eiche geschenkt worden; sie konnten sie selbst aussuchen, umhauen, verkaufen und vertrinken. Das Aussuchen war einfach, aber das Umhauen eines dicken, geldwerten Stammes war den Weibern zu schwer, und sie kamen überein, ihre Eiche dem Dorfe für eine stattliche Summe zu verkaufen, der Schultheiß mußte ihnen alljährlich den Zins auszahlen. Zum Zeichen alten Rechts und Herkommens gingen etliche Weiber jedes Jahr mit Äxten bewaffnet vor den Schultheiß und empfingen ihr Geld, das sie im Rathaus mit lautem Juchhe vertranken. Wer nicht selber kommen konnte, durfte sich sein Maß holen, Männer wurden nur ausnahmsweise zugelassen. Das währte lange Zeit, bis denn auch dieser Brauch wie so viele gute und schlechte Sitten von einem neuen Geschlecht abgelöst wurde.

Die Trudenspinne / Zwei Weiber aus Betzingen ruhten miteinander von ihrer Arbeit am Wegrain aus, und obzwar sie noch nicht viel gearbeitet hatten, schlief die eine unter Klagen ob ihrer Müdigkeit bald ein. Die andere wachte und wunderte sich über den tiefen Schlaf ihrer Gefährtin; mit einem sah sie aus deren offenem Munde eine Spinne hervorkriechen, die sich bald im Gras verlor. Sie stieß die Schäferin an und wollte ihr das Geschehnis berichten, aber die lag mit offenem Munde und stocksteif und rührte sich nicht. Eine halbe Stunde verging, da kroch das Spinnentier wieder herbei und schlüpfte in den Mund, die Frau regte sich, erwachte und ging verschlafen wieder an ihre Arbeit. Der andern grauste, sie wußte nun, welcher Art ihre Genossin war: eine Trude, die ihren Leib beliebig verlassen und irgendwoanders Unheil anrichten konnte.

Die Rüden von Kollenberg / Am rechten Mainufer, unterhalb Wertheims, liegen die Trümmer der Burg von Collenberg. Darauf hauste vorzeiten ein Ritter von rauhen Sitten und harter, geiziger Art. Um so liebevoller und sanfter war seine Hausfrau, und sie hatte ihre Geduld wahrlich nötig, um bei diesem nichtsnutzigen Menschen auszuharren. Sie machte ihm nichts recht und schenkte ihm zu

allem andern nicht einmal den erhofften Erben. Da trat einstens ein Bettelweib den Ritter an, das hatte sechs Söhne wie die Orgelpfeifen neben sich, und alle frisch rot und gesund. Der Collenberger ergrimmte sich bei diesem Anblick maßlos und schrie auf das Weiblein ein: „Du bettelst und hast sechs Rangen, denen die vollgefressene Gesundheit aus den Augen springt! Pack dich zu allen Teufeln! Du hast im Überfluß, ich habe nicht einen Sohn! Fahr zur Hölle!" ~ „Schönen Dank für Eure guten Wünsche," entgegnete das Bettelweib hohnvoll, „ich wünsch Euch auch etwas! Ich wünsche Euch zwölf Jungen auf einmal! Ich will, daß sie Euch arm fressen, daß Ihr ans Betteln kommt wie ich und erfahrt, wie solch ein Brot schmeckt!" Über diese unglaubliche Frechheit erstarrte der edle Herr von Collenberg zu Stein, gewann langsam das Leben zurück, tastete an seinen Gurt; aber das Schwert hatte er vergessen anzuhängen, die Diener und Hunde hörten ihn nicht, die sieben Menschlein entwischten ihm auf flinken, barfüßigen Beinen. ~ Nach Jahresfrist segnete Gott die Frau des Ritters mit zwölf prächtigen Jungen auf einmal, da ging der erste Teile der Weissagung in Erfüllung. Der geizige Ritter gab Befehl, elf der jungen Herrlein heimlich zu ersäufen, aber Gott erhielt die Knäblein samt und sonders am Leben, sie wuchsen heran, kamen später und forderten ihr Erbe und gewannen des Collenbergers Besitzungen. Sie wurden die Rüden geheißen, weil sie wie die Welplein hatten ertränkt werden sollen, und von ihnen stammte das Geschlecht der Rüden von Collenberg.

Der Aufruhr zu Niclashausen / An der Tauber, unfern von Wertheim, liegt das Dorf Niclashausen. Daselbst erhoben sich im Jahre 1476 ein Paukenschläger und ein Hirte und zettelten einen Aufruhr an, wie ihn der Teufel selber nicht besser hätte einfädeln können. Die beiden predigten die Gleichheit alles Volks und wollten damit anfangen, das Eigentum der andern zunächst einmal selber in die Hand zu bekommen. Es lief ihnen, wie all diesen Schwarmgeistern, eine Menge Unzufriedener und Narren zu, und zwei Meilen rings um Niclashausen wurden Schenken errichtet und der Franken- und Tauberwein getrunken, bis die Waller bezecht und sehr durcheinandergekommen in ihr Scheunenstroh oder ins Feld sanken. Lange Haare, spitze Schuhe, gute Kleidung, Geld und Geldeswert ~ vor den Niclashausern war alles gleich verächtlich, und sie nahmen es den Fremden in ungeheuren Mengen ab. In den Pauker vornehmlich war die blinde Masse so vernarrt, daß man sich um die Zotteln auf seiner Mütze riß und sie als Heiligtümer hielt. Man nannte den Kerl allen Ernstes Unserer lieben Frauen Botschaft und hat also der Himmelskönigin einen schlechten Geschmack zugetraut. ~ Die Nürnberger Herren merkten sehr bald, wes Geistes Kind diese Wallfahrt war, und verboten ihren Untertanen bei schwerer Strafe das Rennen nach Niclashausen. Dem Bischof von Würzburg, Rudolf von Scherenberg, lief schließlich die Galle über. Er hatte sich das tolle Treiben, die Lästerungen und die

Unzucht nun schon ein Jahr schier angesehn; als er nun eines Tages erfuhr, der Pauker habe zum Sonnabend eine Volksversammlung ausgeschrieben und befohlen, jeder solle seine Wehre mitbringen, dünkte es ihm an der Zeit, diesem offenbar geplanten Handstreich auf die Klöster und Schlösser der Umgegend zuvorzukommen, sandte Reiter und ließ den Pauker und seine Ratgeber einfangen und gen Würzburg führen. Am Sonnabend nun sahen sich die bewaffneten Haufen ohne Führer, erfuhren, der säße im Turm zu Würzburg eingesperrt, und zogen aus, Unserer Frauen Botschaft zu befreien. Stießen aber unterwegs auf einen Zug von Bischöflichen, die ihnen, weil sie es gar nicht anders wollten, mit kaltem Eisen die Hitze vertrieben. Aber es drängten so viele nach, daß die Reisigen aus Würzburg sich hinter ihre Mauern verziehen mußten und die Stücke auf den Wällen lösten, die den Aufrührern ein munteres Stücklein spielten. Die meinten zwar, Unsere Frau beschütze sie mächtig und die Kugeln könnten sie nicht treffen; haben sich aber doch wohl geirrt und sind gefallen wie Gras unter Sensenschlägen. Den Pauker und seine nächsten Gesellen hat man darnach zu Pulver verbrannt und seine Asche in den Main gestreut, damit mit den Gebeinen kein abergläubischer Unfug getrieben werden mochte. In die Wallfahrtsgelder der Niclashausener teilten sich Würzburg, Mainz und Wertheim brüderlich, so daß der Zweck der Wallfahrer, wenn auch in etwas anderer Weise, erreicht war.

Schwäbische Spottnamen / Mehr als in andern deutschen Landen blühen in Schwaben die Neck- und Übernamen. Schon das schöne Volksbüchlein von den sieben Schwaben wird zur Quelle, aus der sich ein heiterer und frischer Zug tun läßt. Fast jeder der sieben Helden hatte seinen bezüglichen Beinamen; da war Jockele der Seehaas, vom Bodensee gebürtig, allwo der berühmte Seewein wächst; und wie dieser Wein gar grimmig ist und den Leuten die Därme durchbeißt, also sollen auch die Seehasen gar groß und grimmig und die Leute vom See mächtige und tapfere Helden sein. Der Marle, Nestelschwab genannt, trug seinen Namen von der Eigenheit vieler Schwaben, statt der Knöpfe seine Hosen mit Nesteln versehen zu haben, daher er viel daran zu halten hatte. Spiegelschwaben wird es wohl alleweil auch noch geben, und Knöpflesschwaben desgleichen. Was nun den Veitle, Gelbfießler genannt, betrifft, so ist das eine nur allzusehr bekannte Sache, daß er aus Bopfingen war, und den Bopfingern nachgesagt wird, sie hätten einmal bei einer Eierlieferung als Abgabe aus eitel Gutmeinen recht viel liefern wollen, und hätten die Eier mit den Füßen tüchtig festgestampft, da seien ihnen die Füße gelb worden. Können sich aber trösten, denn derselbe Schwank wird auch den Derendinger Bauern nacherzählt; es gibt der Dinger noch mehr. Die Jaxtheimer hätten auch zu derselben Ehre kommen können, denn die heißen Eierleger, weil einmal eine Frau alldort eine Hexe war, welche weißes Zauberbrot aß und nun Eier in Menge legte. Eine verwandte Sage von solcher Eierlegung, aber durch eine

Kröte, gibt es von einer Hexenbuhle auf einem Dorfe bei Köln am Rhein. ~ Die Jesinger führen den Unnamen Räpplesfresser, weil sie einmal sich haben einen gefallenen Raben schmecken lassen, doch war es nur ein ganz kleiner. ~ Die Hornberger stellten einst ein großes Lustschießen an und sorgten für alles, Glückshafen, Scheiben, Essen und Trinken, Musik und Böller, doch fehlte, als es angehen sollte, nur eins — das Pulver, daher sagt man von einem Ding, das mit großer Wirtschaft angefangen wird, wo alles hofft und spannt, und die Mäuler recht voll genommen werden, und aus der ganzen Geschichte hernach doch nur Dreck wird: „Es geht aus wies Hornberger Schießen." ~ Den Ulmern begegnete die Geschichte mit dem Spatzen und dem Strohhalm, die andern Ortseinwohnern auch aufgemutzt wird, die aber, die Ulmer, müssen den Namen Spatzen geduldig tragen. Schlimmer sind die Rottweiler daran, deren Bürgermeister einen Kürbis, den sie fanden und für das Ei eines seltnen Vogels hielten, ausbrüten mußte. Aber selbes Ei faulte, und man warf es über die Mauer, da platzte es, und vom Schall erschreckt, fuhr ein Has aus dem Busch, und sie dachten, es wäre ein junges Eselsfüllen, von wegen der langen Ohren. Seitdem werden sie Esel genannt. ~ Die Seebronner über Rotenberg a. N. heißen Sensenschmecker, weil einmal einer von ihnen heimlich einem andern den Hanf abgemäht. Diese Untat zu entdecken, ließ der Schultheiß alle Sensen aufs Gemeindehaus kommen, um durch den Geruch zu schmecken, wessen Sense den Hanf abgeschlagen. Klingt lächerlich, war aber doch nicht ohne, und der Schulz war nicht dumm, denn der Hanf hat einen von jedem andern Kraut unterschiedenen Geruch. ~ Die Hirschauer in der Nähe von Tübingen heißen Kröpfle. Fragt einer warum, so folgt die Antwort: Weil sie die Waden unterm Kinn, und nach dem Spottwort: Alle ihre Glieder beisammen haben. Sie sind schier alle kropfet. Einst ging ein Fremder durch Hirschau, den spotteten die Kinder aus, weil er des Kropfs ermangelte; es ging ihm wie dem Fremden in Gellerts Fabel vom Lande der Hinkenden und Stammelnden. Doch fand sich eine kluge Mutter, die zog ihren kröpfigen Jungen herein, gab ihm eine Dachtel und sagte: „Unnützer Bub! Was mußt du den armen Herrn ausspotten, weil er keinen Kropf hat? Danke du Gott, daß du alle deine Glieder beisammen hast!" ~ Die Kiebinger und Munderkinger heißen Mondsanger und Stangenstrecker; haben den Mond fangen wollen im Neckar, wie er gerade drinlag, und im Schweinstall, wie er hineinschien und mit einer Stange vom Himmel langen, wie einen Apfel vom Baum. ~ Die Aalener aber, das sind erst Kluge, die wissen, wo Barthel Most holt und wo der Has im Pfeffer liegt. Einstmals hatten sie Streit mit einem Kaiser, der zog gegen sie heran mit Heeresmacht; da wird ihnen bange, mochten gern erkunden, wie stark das Heer sei, das heranrückte, und ob sies wohl mit ihm aufnehmen könnten. Sie wählten ihren Allerklügsten, wie ja bei Wahlen allemal geschieht und gar nicht anders sein kann, deshalb hats auch so mächtig viel Doktor Gscheitle gegeben dazumal ~ nicht zu Aalen. Nun schritt der Kundschafter herzhaft auf das Lager zu, sah das große Heer, konnts aber

nicht zählen, ging gerad auf die Generalität los und sprach treuherzig: „Grüesch Gott ihr Herre!“ ~ „Was suchst du hier?“ wurde gefragt. „Mit Verlaub,“ sprach er: „Suchen tun i gar nix, brauchens Sie nit ze firchte, ich bin halt nur der Kundschafter von Aalen, und will mi mit Verlaub e bissel umschaun im Lager drin.“ ~ Da lachte alles, selbst der Kaiser, und machte Frieden mit Aalen. Darauf wurde des Kundschafters Bildnis an der Turmuhr angebracht, und gar viele haben über den Aalen-Lalenstreich gelacht, selbst Napoleon mit seiner Garde, als er durch den Ort kam und auf dem Markt eine Parade abnahm; dann aber haben die Aalener das Kundschafterbild doch in aller Stille abgenommen.

Andreasnacht / Wer seinen zukünftigen Ehemann erschauen will, muß allein in der Kammer schlafen und mit dem zwölften Schlag der Mitternachtstunde den Andreassegen beten und dreimal auf den Bettstollen treten. Jedoch das hilft nur in der Andreasnacht selber, und der Segen lautet also: „Heiliger Andreas i bitt di / Bettstoll, i tritt di, laß mir doch erscheinen / den Herzallerliebsten meinen, wie er geht und steht / und wie er mit mi in die Kirchen geht.“ Manches Mädchen, das diesen Segen sprach, sah keine freundliche Erscheinung, sondern fühlte nur eine eiskalte Hand über ihr Gesicht streichen, und der Herzallerliebste, der sich so bemerkbar machte, war der Tod, der noch im selben Jahr mit ihr den Reigen tanzte. Andere, die dem erscheinenden Liebhaber irgend etwas fortnahmen, ein Messer oder derlei, sind sehr unglücklich geworden, denn die auf solche Weise gewaltsam zu ihnen Hingezogenen wurden von einer entsetzlichen Beängstigung befallen; und wenn sie später einmal unversehens das Messer fanden, stießen sie es der eigenen Frau ins Herz. ~ Es ist auch Brauch, daß sich in der Andreasnacht die Mädchen zwischen elf und zwölf bei einem brennenden Licht völlig entkleiden und mit dem Rücken nach der Stubentür die Kammer auskehren. Nur dürfen sie sich beileibe nicht umdrehen. Dann sehen sie ihren künftigen Ehemann hinter dem Tisch sitzen, und so geschah es einer Dirne aus Wurmlingen, die ihren Brotherrn erblickte, der schon verheiratet war. Das arme, nackte Ding schämte sich fast zu Tode, aber im selben Jahr starb die Hausfrau; der Mann gönnte sie dem Himmel von Herzen gerne und freite frischweg die schöne, junge Magd.

Die Nachtmännle / Drückerle oder Nachtmännle heißen in Schwaben die Schrättlein oder Nachtmahren. Sie richten nichts als Unheil an, verfitzen die Mähnen der Tiere, saugen an den Brüsten der Menschen, und nichts hilft gegen sie als der Drudenfuß. Den muß man mit einem einzigen sichern und festen Zuge über die Türen zeichnen und in allen Winkeln und Spitzen muß er gut schließen, dann kann kein Geist unter ihm weg. Es soll auch Steine geben, Schrattlesfüße geheißen, die man zum Schutz gegen die Nachtmahr unter das Kopfkissen legt. In Wirklichkeit sind diese

Schrattlesfüße Fährtenabdrücke von Sauriern, die vor Tausenden von Jahren gelebt haben. Die Schrättlein kommen als Alb durchs Schlüsselloch, plagen absonderlich gerne Wöchnerinnen und kleine Kinder, nehmen auch Tiergestalt an und drücken die Menschen, daß ihnen der Atem vergeht. Glücklich wurde ein Müller davon geheilt, das Schrättlein aber kam schlecht weg. Der Müller stöhnte und ächzte in seinem Schlaf und war nicht zu ermuntern. Da sah ein Geselle, der bei ihm schlief, einen Strohhalm quer über ihm liegen und nahm ihn in die Hand. Gleich wachte der Müller erleichterten Herzens auf, und sie verbrannten den Strohhalm. Das Schrättlein kam nie mehr wieder, aber im Nachbarhause lag die Frau im Bett und war an allen Gliedern verbrannt. ~ Gut soll auch ein Messer sein, auf dessen Klinge drei Kreuze eingegraben sind. Das hält man zur Nacht mit der Spitze über sich, und wenn das Schrättlein kommt, sticht es sich und wagts nie wieder.

Die Weiber von Weinsberg / Vor Jahrhunderten belagerte Kaiser Konrad von Schwaben, der Waiblinger geheißen, den Herzog Welf von Bayern in seiner Feste Weinsberg. Den Weinsbergern ging der Mundvorrat aus; sie mußten um Gnade bitten und erreichten, daß wenigstens den Weibern freier Abzug gewährt wurde, und zwar durfte jede so viel an Schätzen davonschleppen als sie tragen konnte. Da luden die herzhaften Weiber von Weinsberg ihre Männer auf den Rücken und schleppten sie, voran die Herzogin, den Berg hinunter, an dem staunenden Kaiser vorbei. Dem Kaiser ging ein Schmunzeln über das Gesicht und schließlich ein breites Lachen. Hinter ihm sein Bruder Friedrich schalt und tobte und wollte die List nicht gelten lassen. Aber der Kaiser, noch immer lachend, sah ihn strahlend an und rief: „Königswort ist Königswort. Daran laß ich mir nicht rütteln." ~ Seltsam: Ein kranker Italiener, der Fürst Lorenz von Medicis, lachte sich über diese Geschichte vom treuen deutschen Ernst gesund; die Deutschen selber aber wollen die schöne Frauentat nicht wahr haben und leugnen oder spötteln sie aus der Geschichte heraus.

Der Rabe von Stolzeneck / Auf Stolzeneck lebte ein tapferer Ritter mit seiner jungen Schwester. Der zog eines Tages in den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, und das Fräulein blieb mit wenigen Dienern in der Burg zurück. Ein Ritter vom Nachbarschloß bewarb sich um ihre Hand und bestürmte sie immer aufs neue, so oft sie ihn auch abwies. Endlich verlor er die Geduld, nahm die kaum bemannte Burg mit stürmender Hand und ermordete alles bis auf das Fräulein und einen zahmen Raben, der dem Fräulein gehörte und der dem Wüterich durchs Fenster entkam. Das Fräulein ward in einen Turm geworfen und ohne Trank und Speise gelassen, um es weich zu machen, aber es hungerte nicht. Der treue Rabe kam allnächtlich mit seinen Brüdern aus dem Walde und brachte ihr Beeren und Früchte und kleine Brote, die den Bäckern der Nachbarschaft gestohlen wurden, und das Fräulein hielt sich

kümmerlich und standhaft am Leben. Nach langer Zeit kehrte ihr Bruder aus dem Sarazenenlande zurück, sah seine Burg offen und verödet und hörte mit Entsetzen das Flügelschlagen und Geschrei der Rabenschwärme auf den Bäumen und Dächern. Er ging einem Stöhnen nach, das aus den Verliesen scholl, fand seine Schwester und hörte voller Zorn, was sich begeben hatte. ~ Indessen kam der unholde Freier angeritten, und wie er an das Kerkergitter kam und einen Fremden gewahrte, zog er sein Schwert und wollte den Mitwisser seiner Schandtat töten. Da gellte es in den Lüften, flügelrauschend brausten die Raben um ihn her und hackten ihm die Augen aus, daß er verwirrten Sinnes zu Boden stürzte. Das Schwert des Heimgekehrten gab ihm den Todesstreich, und die Raben haben seine Gebeine kahl genagt. Das Bildnis des getreuen Vogels ward in Stein gehauen und ist noch heutigestags an den Trümmern des Torbogens von Stolzeneck zu sehen.

Der Graf Kalw / Im Schwabenlande war ein Graf Diepold von Kalw, der brach Kaiser Konrads Landfrieden und ward des Todes schuldig. Er entwich in den Schwarzwald und barg sich und die Seinen in einer Mühle an der Nagold, nicht weit vom Hirschauer Kloster. Das war eine Stiftung seines Geschlechts, und die Geister seiner Ahnen waren um ihn. Just zu der Zeit, da die Gräfin Kalw eines Kindleins genesen sollte, jagte Kaiser Konrad in selber Gegend und rastete in der Mühle, da der Graf sich verborgen hielt. Der flüchtete, und der Kaiser hörte, als die Frau im Nebenzimmer ihres Kindleins erwartete, eine Stimme dreimal rufen: „Dies Kind wird dein Tochtermann und Erbe!“ Den Kaiser dünkte diese Weissagung nicht genehm. Er wünschte sich etwas Besseres zum Schwiegersohn als einen Müllerburschen, rief zwei Diener und befahl ihnen, das Knäblein zu töten und ihm zum Zeichen das Herzlein zu bringen. Die Diener nahmen den Knaben, brachten den Mord aber nicht über ihr Gewissen, setzten ihn im Walde aus und boten dem Kaiser ein Hasenherz als Unterpfand der vollbrachten Tat. Den Neugeborenen fand durch Gottes Fügung der Schwabenherzog, brachte ihn seiner Frau heim und zog ihn, da er keine Kinder hatte, an Sohnes Statt auf. Nun gingen die Jahre hin, und als der Kaiser eines Tages nach Ravensburg auf die Burg jenes Schwabenherzogs kam, gefiel ihm der Jüngling so wohl, daß er ihn mit in sein Hoflager nahm. Nach einer Weile kam ihm ein Verdacht auf, die alte Weissagung fiel ihm bei, er rechnete nach und fand, daß dieser Jüngling jenes Knäblein sein müßte, das sein Eidam werden sollte. Er gedachte ihn abermals und diesmal gründlich aus dem Wege zu räumen, schrieb ein Brieflein an die Kaiserin zu Aachen, darin hieß es: „Bei deinem Leben, gib diesem Jungen den Tod!“ Der Jüngling ward mit dem Brief entsandt, und da er in der Nacht zu Speyer bei einem ihm bekannten Priester übernachtete, wollte es Gott, daß den Priester die Neugier anwandelte und er heimlich das Schreiben des Kaisers öffnete. Zu jener Zeit waren fast alleine die Pfaffen des

Schreibens kundig, wußten Brieflein unmerkbar zu öffnen und zu schließen, und dieser Mönch nahm sein Federlein und machte aus den Wörtchen den Tod die Worte deine Tochter. ~ Die Kaiserin wunderte sich ob dieses Schreibens sehr, aber da es an Dringlichkeit nichts zu wünschen übrigließ, so verheiratete sie kurz entschlossen ihre Tochter mit dem Boten, und das Beilager wurde mit gebührender Pracht begangen. Den Kaiser fraß der Zorn, als er diese Märe erfuhr, aber nun war an diesem Schicksal nichts mehr zu ändern, obzwar seine Wut nicht geringer wurde, als sich zum Ende herausstellte, daß sein Eidam ein Sohn jenes Grafen Kalw war, der sich immer noch dem Richtbeil des Kaisers entzog. Er machte gute Miene und seinen Eidam zum Herzog von Allemannien. Auch der alte Graf Kalw ward wieder in Gnaden angenommen, und sein Geschlecht blühte in hohen Ehren.

Farrensamen / Wer nicht betet, in keine Kirche geht, keinem Weihkessel naht, auf Kreuzwege tritt und Geistererscheinungen festen Mutes anschaut und ihnen keine Rede steht, wer über Teufelsfratzen nicht lacht, und wenn sie noch so lächerlich sind, der hat die schweren Proben bestanden, die zum Sammeln des Farrensamens nötig sind. Dann kommt der grüne Jäger, der Teufel, und bringt in einem Tütchen den Samen selber an, nicht mehr als ein Döschen Schnupftabak, und das trägt der Farrensamenholer stets bei sich. Nun schlägt ihm nichts mehr fehl in seinem Geschäft, der Jäger trifft mit jeder Kugel, die er aus dem Rohr jagt, des Handwerkers Arbeit fleckt, als hätte er zwanzig Gesellen. ~ Ein Holzhauer in Rotenburg am Neckar hatte die Proben bestanden und machte seit der Zeit jeden Tag fünfhundert Büschele Holz, und das konnte ihm wohl keiner nachtun. Auch einem Leinwebergesellen war es geglückt, der lebte die ganze Woche in Saus und Braus und arbeitete am Sonntag, was zu den Obliegenheiten und Bedingnissen der Teufelsbündner gehörte. Dann aber webte er ungeheure Stücke Linnen fertig, bis der Zahltag kam, wo es ihm dreckig ging. Der Samen hilft nur für das Gewerbe des Sammlers, so daß kein Bauer Regent und kein Dorfschulmeister Staatsrat werden kann. Wenigstens war das früher so, wenngleich es heut den Anschein hat, als habe der Farrensamen bedeutend an Kraft zugenommen und der Teufel seine Zunftbedingung geändert.

Meister Sürlin / Die Klosterkirche zu Blaubeuren hat im Chor ein herrliches Schnitzwerk des Ulmer Meisters Georg Sürlin. Als Sürlin für die Mönche dies köstliche Schnitzwerk geschaffen hatte, fragten ihn die Kutten, ob er sich wohl noch eines gleichen oder gar schöneren getraue. Und der Meister hätte nicht der Künstler sein müssen, der er war, wenn er nicht ja gesagt hätte. Da taten ihm die frommen Mönche wie weiland die Straßburger dem Meister Habrecht. Sie stachen ihm die Augen aus und behielten ihn im Kloster, damit er niemandem ein besseres Bildwerk schnitze als denen



von Blaubeuren. Da schnitzte der Unglückliche nach dem Gefühl auf ein Chorgestühl nahe der Sakristeitür sein eigen Bild, ein trauervoll gebückt Männlein, und dem Beschauer wird heut noch zumut, als wehe ihn vom Bilde eine Klage ob jener Schandtat an.

Die Schlangenamme / Eine Frau aus einem Schwabendorf hatte ein säugendes Kind. Eines Tages beim Heuen legte sie das Kind in den Schatten und wartete ihres Tagwerks. Um die Mittagszeit ging sie hin, bot dem Kind die Brust und entschlummerte darüber. Das Kindlein trank und entschlief auch, und die Mutterbrust blieb offen. Da kam ein Schlänglein geschlichen, ringelte sich leise heran und begann zu saugen; die Frau erwachte, und ein tödlicher Schreck ergriff sie ob dieses neuen Milchkindes. Sie konnte die Schlange nicht abreißen, das hätte das Tier vielleicht zum Beißen gereizt, und Gast und Last mußten ertragen werden. ~ Der Schlange gedieh die Milch wunderbar, erst war sie fingerdick, dann armsdick und schwoll immer mehr an. Nach zehn Monaten begann die Frau zu verfallen und von Kräften zu kommen; da half ihr ein Fremder, der durch das selbe Dorf kam, von ihrem seltsamen Pflegling ab. Er ging mit der Frau in den Wald, zog magische Kreise und fing an, auf einem Pfeiflein wunderliche Töne zu blasen. Alsbald kamen alle Schlangen, große und kleine, herbei und tanzten im Kreise, und auch die große, schwere Schlange mußte von der Frau ablassen und mittanzen. ~ Hernach hat es sich gezeigt, wie weit das Schicksal seine Kreise zieht. Das Kind dieser Frau ging in den nahen Wald und suchte Beeren. Mit einem fing es an zu schreien, die Frau lief herzu und sah einen ungeheuren Bären, der sich brüllend auf ihren Liebling stürzte, aber plötzlich wie angewurzelt innehielt und tot zusammenbrach. Eben die Schlange, die sich so lange an dem Busen der Mutter genährt hatte, hatte ihn umschlungen und erwürgt; und hätte es doch nimmer gekonnt, wenn sie durch die Muttermilch nicht so groß und stark geworden wäre.

Das unvollendete Kloster / Zu den Zeiten, da das Faustrecht herrschte, wurde die Gegend, wo später Kloster Maulbronn sich erhob, häufig von Räuberhorden heimgesucht, und der friedliche Wanderer betrat nur mit Angst den verrufenen Boden. Diesen Schrecken hoffte man durch die Errichtung eines Klosters in der unwirtlichen Einsamkeit zu wenden. Der Edle Walter von Lomersheim faßte den Entschluß, in der Mitte des Waldes ein Kloster zu bauen, der Wald wurde ringsum gelichtet, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quadern gehauen. Schon wölbte sich auf dem starken Grunde der schöne Kreuzgang, schon strömten Mönche herbei, den vollendeten Teil des Klosters zu bewohnen, und der Grundstein der Kirche wurde eben gelegt, als die Räuber, die es verdroß, aus ihrem so günstig gelegenen Versteck vertrieben zu werden, hereinbrachen, die Arbeiter von ihrem

Werk vertrieben und die Mönche zu sprechen begehrten. Sie erklärten ihren festen Entschluß, den Klosterbau nicht vollenden zu lassen, und drohten mit Niederreißung des Gebäudes. Da trat ein schlauer Mönch hervor und sprach recht freundlich: „Gebt euch die Mühe nicht, wir selbst wollen euch geloben, den Bau nicht zu vollenden." Die Räuber ließen sich einen Eid darauf schwören und zogen arglos von dannen. Die Mönche aber bauten an der Kirche fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis an der linken Seitenwand noch ein einziger Stein fehlte. Den ließen sie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. Weit durch den Wald hallte nun die Klosterglocke, und auf dieses Zeichen des Treubruchs eilten die Räuber aufs neue herbei, strenge Rechenschaft von den Mönchen zu fordern. Die öffneten ihre schöne Klosterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Öffnung war. „Ihr seht," sprachen sie, „die Kirche wartet noch den heutigen Tag auf ihre Vollendung und soll unserem Eide gemäß warten bis an den Jüngsten Tag." Die Räuber sahen sich hintergangen, doch konnten sie die Mönche nicht eines Eidbruches beschuldigen, fürchteten die mächtigen Beschirmer des jungen Klosters und mieden fortan diese Wälder. Noch zeigt man an der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Klosterkirche Maulbronn die Steinplatte am Boden unterhalb der Öffnung, nicht weit davon sind in Stein ausgehauen Mörtel, Spaten und Hacken zu sehen und darüber eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten.

Der von Möringen / An der Donau stand die stattliche Burg der Möringer, das war ein großes, tapferes Geschlecht. Einst zog ein Edler von Möringen zu Felde in das heilige Land, wollte sieben Jahre bleiben und bat seinen Kämmerer, derweilen seiner Frau zu warten und sie zu hüten. „Sieben Jahr sind lang und sieben Tag sind kurz," sagte der erfahrene Diener, „aber ich möchte nicht sieben Tage lang eurer Frauen Hüter sein." Da bat der Ritter einen jungen Neffen, den Herrn von Neuffen, ihm diesen Liebesdienst zu tun, und der gelobte es ihm in Treue an. Getrosten Muts zog der Möringer von dannen, kämpfte und stritt in Ehren für die Christenheit und blieb im fernen Lande an die sieben Jahre. Da ward ihm im Traum, er höre eine Stimme also rufen: „Wach auf, edler Möringer! Erscheinst du nicht bald in deinem Hause, so freit der junge Neuffen dein Weib." Erschrocken riß sich der Ritter aus dem Schlaf und rieb sich die Augen. Er flehte zu seinem Schutzheiligen, dem heiligen Thomas, und entschlief in großem Kummer abermals. Als er wieder erwachte, lag er statt in dem Wüstensande mitten in einer schwäbischen Landschaft neben der Mühle seiner eigenen Burg. Er trat zum Müller und ward in seinem Pilgerkleide nicht erkannt, fragte nach diesem und jenem und erfuhr die Wahrheit seines Traumes: Heut noch sollte seine Frau das Weib jenes Neuffen werden, da jedermann dachte, den Möringer habe im heiligen Lande der

Tod ereilt. ~ Da ging der Möringer in seine Burg und heischte Essen und Nachtlager um Christi und der Seele des alten Möringer willen. Die Burgfrau hörte das mit Befremden, ließ den Alten ein und schaffte ihm Speise an, so viel er wollte. Am Abend nun rief man ihn in den Saal, wie es Sitte der Zeit war, und bat ihn um ein Lied; fast jeder Pilger des heiligen Landes wußte eines, und der Möringer gar wußte eines von einer Braut, die ihm untreu geworden war und nun einen jungen freie, dieweil er hier aus fremder Schüssel essen müßte. Von dem trüben Sang wurde die Frau absonderlich bewegt und ließ dem Pilger einen goldenen Becher Weins reichen; der gab den Becher zurück, und wie die Frau hineinsah, lag ein schmucklos Ringlein darin, ihr Ringlein, das der Möringer seit ihrer Ehe getragen. Tränen stiegen ihr in die Augen, sie erkannte den alten Liebsten und warf sich reuig zu seinen Füßen nieder und schwur, ihm bis an diesen Tag ihre Frauenehre bewahrt zu haben. Wäre dem nicht so, so möge er sie einmauern lassen. ~ Übler war dem jungen Neuffen zumute, er bot dem Lehnsherrn sein Haupt zur Sühne, aber der sprach: „Nehmt meine Tochter und laßt mir die alte Braut, ich gerb ihr selber wohl die Haut!"

Der Mummelsee / Auf einer Berghöhe im Schwarzwald liegt der Mummelsee. Er ist so tief, daß ihn niemand ergründen kann; Steine und derlei darf man beileibe nicht hineinwerfen, sonst wird der heiterste Himmel trüb, und Stürme und Unwetter ziehen sogleich auf. In seinem seltsamen Wasser wohnen keine Fische, wohl aber Salamander eigener Art. Seinen Namen hat er von den tausend und aber tausend Mümmlein, Seerosen oder Seelilien, die über den Fluten blühen und aus tiefster Tiefe ihre Blätter und Blumenstengel treiben. ~ Hirten, die am Ufer weideten, sahen einst einen Stier aus dem Wasser steigen und sich unter ihre Herden mischen, bis ein Männlein mit einem Stecken kam und den Stier mit Gewalt wieder in das tiefe Wasser trieb. ~ Ein anderes Mal sah ein Jagdgesell ein Waldmännlein am Ufer sitzen und mit Geld spielen, wie die Kinder mit Sand. Der Jäger war einer von den Dummen, die gleich nach allem schießen, ob es Nutz hat oder nicht; er schlug an und wollte auf das Waldmännlein losbrennen, da tat es einen Hupf wie ein Frosch und war als ein Wassermännlein im See und rief zum Jäger: „Du lausiger Lump! Du hättest reich werden können, so aber sollst du verkommen in Elend und Armut!" Und richtig ist der Gesell niemals auf einen grünen Zweig gekommen und hinterm Zaun verdorben. ~ Ein Herzog von Württemberg wollte wissen, wie tief der Mummelsee sei; es ward ein Floß gebaut und Bindfaden auf Bindfaden hinab in die Tiefe gelassen, neun Rollen und noch kein Boden. Da fing das Floß an zu sinken, und die Meßleute mußten sehen, wie sie wieder an Land kamen. Die Tiefe blieb allen verborgen. ~ Eines Tages fand ein Bauer im Röhricht seines Brunnens ein Männlein, das vertraute ihm an, es sei ein Wassermännlein; sein Weiblein sei ihm abhanden gekommen, er suche es in allen Seen vergebens

und wolle jetzt sein Heil im Mummelsee versuchen. Der Bauer möge am See seiner harren. Es sprang in die Wellen und kam lange nicht wieder. Endlich fuhr sein Stecken aus der Tiefe, die Wellen färbten sich ringsum rot und das blutige Wasser sprang ein paar Schuh hoch. Da merkte der Bauer, das Wassermännlein müsse drunten getötet worden sein. Vielleicht hatte es den Räuber seines Weibleins gefunden, und das hatte sich wohl willig entführen lassen. Man sagt ja noch heute von den Weibern und Maiden, die gern der Lockung folgen: „Sie gehen gern in das Wasser."

Bayern

Berthold von Wittelsbach / Pfalzgraf Berthold von Wittelsbach war ein überaus strenger Richter, und wer auch nur eines Pfennigs Wert gestohlen hatte, der durfte nicht auf seine Gnade rechnen. Ja, jedesmal, wenn er ausritt, trug er Stricke an seinem Gürtel mit sich, damit der Schuldigen Strafe keine Zögerung erleide. Eines Morgens stand er früh auf und knüpfte nach Gewohnheit einen Strick an seinen Gürtel. Da hörte er eine Stimme aus der Luft, die ihm zurief: „Berthold, den Ersten, der dir vor deinem Schlosse begegnet, hänge mit dem Stricke auf!“ Berthold machte sich schnell fertig und verließ sein Schloß; der Erste, der ihm aber begegnete, war einer seiner Schulzen. Das tat dem Pfalzgrafen leid, denn er hielt viel auf den Mann, und er sprach zu ihm: „Es ist mir nicht lieb, daß du mir begegnest.“ Darauf fragte der Schulze: „Warum denn?“ „Weil ich dich aufhängen werde,“ antwortete Berthold. Der Schulze fragte erschrocken: „Warum soll ich denn aufgehängt werden?“ Und der Pfalzgraf entgegnete: „Das weiß ich nicht; bringe aber deine Sache in Ordnung und säubere dein Gewissen, denn ich kann Gottes Stimme nicht ungehorsam sein.“ Als der Schulze nun sah, daß keine Rettung für ihn war, sprach er: „Der Herr ist gerecht; viele Missetaten habe ich begangen, manchen Totschlag und Raub habe ich auf meiner Seele; Euch, Herr Pfalzgraf, war ich nie getreu, und der Armen habe ich nie geschont.“ Alle, die das hörten, standen erstaunt darob und bewunderten Gottes Ratschlüsse. ~ Weil der Pfalzgraf aber stets so ohne Gnade richtete, fand er auch keine Gnade, als Heinrich, der Marschall des Königs Philipp, den Berthold erschlagen, ihn niederfällte.

Pfarrer Bayer und der Geist / Im Jahre 1726 übernahm ein Geistlicher namens Bayer die Seelsorge in Rutheim und bezog die dortige Pfarrwohnung. Einen Monat nachher wurde er auf jämmerliche Weise von einem bösen Geiste gequält. Der kam zuerst in Gestalt eines schlecht gekleideten und gar verdächtig aussehenden Bauern, der dazu noch scheußlich roch, an das Pfarrhaus und klopfte. Man führte ihn in die Stube, und da sagte er, er komme von seiten eines Beamten des Fürstbischofs von Konstanz und habe einen Auftrag, der aber auf den ersten Blick schon unwahrscheinlich klang. Darnach verlangte er zu essen, und man setzte ihm Fleisch, Brot und Wein vor. Das Fleisch packte er mit beiden Händen und verschlang es mit den Knochen, indem er sprach: „Da seht, wie ich die Knochen mitesse; das tut mir einmal nach.“ Dann nahm er den Krug mit Wein und leerte ihn in einem Zuge, verlangte noch mehr zu trinken und trank das auf gleiche Weise, worauf er fortging, ohne ein Wort zu sagen, ohne sich auch nur im mindesten zu bedanken. Die Magd, die ihn zur Tür geleitete, fragte ihn, wer er wäre. Darauf antwortete er: „Ich bin aus Ruthingen und heiße Georg Raulin.“ Das war aber auch nicht wahr. Dem Pfarrer drohte er im Weggehen noch: „Ich werde dir schon zeigen, wer ich bin.“ Den ganzen Tag blieb er im Dorfe, wo jedermann ihn sah. Gegen Mitternacht kehrte er wieder zur Türe des

Pfarrers und schrie dreimal mit schrecklicher Stimme: „Bayer! Bayer! Ich will dich lehren, wer ich bin." Während drei ganzer Jahre kam er so jeden Tag gegen vier Uhr nachmittags und nachts an das Pfarrhaus, aber nicht stets in derselben Gestalt. Bald erschien er als ein bärtiger Hund, bald als ein Löwe oder als ein anderes grausames Tier; nun wieder als ein Mann, dann als ein schönes Mädchen, um den Pfarrer zur Unkeuschheit zu verleiten. Oft auch machte er in dem Hause einen Lärm, als arbeite ein Küfer an einem Fasse, und nicht selten trieb ers damit so arg, daß man meinte, das ganze Haus stürze zusammen. Der Pfarrer rief oft die Kirchmeister und andere Personen des Dorfes in sein Haus, aber man entdeckte gewöhnlich keine andere Spur von dem Geist als den unerträglichen Gestank, den er schon bei seinem ersten Besuche als Bauer um sich verbreitet hatte. Da nahm der Pfarrer endlich seine Zuflucht zu Beschwörungen, doch diese hatten keinen Erfolg. Besser wirkte folgendes Mittel: Der Geistliche nahm einen Zweig geweihter Palme und einen gesegneten Degen und ging damit dem Spuk zu Leibe; das hatte er kaum dreimal getan, da blieb er aus und ließ sich nicht fürder sehen.

Der Falkensteiner und der Teufel / Ritter Heinrich von Falkenstein glaubte nicht an den Teufel, sprach auch öfters darüber mit dem Abte Cäsarius von Prüm, der ihm vergebens beweisen wollte, daß es doch einen Satan gäbe. Einst hörte Ritter Heinrich von einem Geistlichen namens Philipp reden, der ein großer Meister in der schwarzen Kunst war, und zu diesem begab er sich und bat ihn, daß er ihm doch einmal den Teufel zeigen möchte. Meister Philipp versuchte ihm das auszureden, es sei zu viel Gefahr damit verbunden; aber der Ritter mochte von nichts hören und bestand nur auf seiner Bitte. Da versprach ihm Meister Philipp, seinem Wunsche zu genügen, und beschied ihn auf einen Kreuzweg; als der Ritter dahinkam, zog der Meister mit dem Schwerte einen Kreis um ihn und sprach: „Wenn Ihr eines von Euern Gliedern vor meiner Rückkehr über diesen Kreis hinausrührt, dann seid Ihr verloren"; ermahnte ihn auch, daß er sich nicht bekreuze, und fügte hinzu: „Der Teufel wird dich auf alle Weise versuchen und erschrecken wollen, doch kann er dir nicht schaden, solange du meinem Rate folgst." Mit den Worten verließ er ihn. Als der Ritter nun so allein in dem Kreise saß, sah er plötzlich gewaltige Fluten auf sich zuströmen; gleich darauf hörte er Gegrunze von Schweinen, lautes Gewüte, wie von einem Sturme mehr, womit der Böse ihn erschrecken wollte; aber er hielt sich stark und blieb unbeweglich. Zuletzt erschien in dem nahen Walde ein die höchsten Bäume überragendes Schattengebilde in Menschengestalt, nahte dem Kreise und fragte den Ritter, was er wolle. Der erkannte alsbald, daß es der Böse sei, denn der Riese war ganz schwarz und übermaßen häßlich. Auf die Frage antwortete der Ritter sonder Zögern: „Ich wünschte nur, dich zu sehen." „Was willst du denn von mir?" fragte der Böse weiter, und Herr Heinrich entgegnete:

„Ich hatte stets so viel von dir gehört, daß ich neugierig wurde." „Was hast du denn von mir gehört?" fuhr der Teufel fort, und der Ritter sprach: „Wenig Gutes und viel Böses!" „Das konnte ich mir denken," sagte der Böse, „denn die Menschen richten und verurteilen mich oft ohne die mindeste Ursache. Ich schade keinem, tue keinem Leides, wenn man mich nicht dazu zwingt; unser Freund, der Meister Philipp, ist Zeuge, und den magst du fragen, ob ich ihm je etwas in den Weg legte. Was er will, das will ich, und umgekehrt; auf seinen Ruf bin ich auch her zu dir gekommen." „Der Ritter fragte: „Wo warst du denn, als ich dich rief?" und der Satan antwortete: „So weit auf der andern Seite des Meeres, als es von hier zum Meere ist; da ich nun aber den weiten Weg um deinetwillen machte, wäre es doch wohl schicklich und recht, daß du mir ein kleines Geschenk gäbest." „Was hättest du denn gern?" fragte Herr Heinrich, und Satan entgegnete: „So gib mir deinen Mantel." Da der Ritter den nicht geben wollte, bat der Teufel um den Gürtel und endlich um ein Schaf aus seiner Herde, und als er auch das abschlug, um den Haushahn. Das wunderte Heinrich, und er fragte: „Ei, was willst du denn mit meinem Haushahn?" Der Teufel entgegnete: „Ich hätte ihn gern, damit er mir krähte." „Wie würdest du ihn denn holen?" fragte der Ritter weiter, und der Böse antwortete: „Darum sorge nicht, gib mir ihn nur." Als Herr Heinrich aber ebensowenig darauf als auf alles andere eingehen wollte, wurde der Teufel böse und streckte seine gewaltige Krallenfaust nach ihm, als ob er ihn fassen wollte; darüber erschrak der Ritter so, daß er laut um Hilfe schrie. Im selben Augenblick lief Meister Philipp herbei, und zugleich verschwand der Böse. Seit der Zeit hat Herr Heinrich seine frühere frische und gesunde Farbe ganz verloren und auch in seinem ganzen Leben nicht wiederbekommen. ~ Ein andermal hatten mehrere Jünglinge aus Bayern den Meister Philipp wieder so lange gequält, bis er ihnen das Versprechen gab, den Teufel für sie zu beschwören. Er führte sie also zu passender Stunde in das Feld und zog den Kreis mit dem Schwerte um sie, schärfte ihnen aber ein, daß sie nicht den Kreis überschreiten, niemand etwas geben und ebensowenig von einem etwas nehmen sollten. Nachdem der Meister sich kaum entfernt hatte, kamen Ritter und führten Spiele bei dem Kreise auf und turnierten lustig; als sie das eine Zeitlang getrieben hatten, liefen sie mit ihren Lanzen und Schwertern gegen die Jünglinge an, um sie aus dem Kreise zu jagen, aber die waren zu klug, um sich so leicht bange machen zu lassen. Plötzlich verschwanden die Ritter, und es standen an ihrer Stelle liebreizende Jungfrauen; die tanzten um den Kreis herum und suchten die Jünglinge zu verlocken. Ein vor allen schönes Mädchen schien sich einen der Jünglinge besonders erkoren zu haben, denn so oft es im Tanze an ihm vorbeistrich, nickte es ihm freundlich zu und bot ihm einen goldenen Ring. Dadurch ließ der Unglückliche sich endlich verleiten und hielt ihr den Finger über den Kreis hin, damit sie ihm den Ring anstecke; aber sie faßte ihn an dem Finger, und er verschwand mit dem Mädchen in einem brausenden Wirbel. Als die andern das sahen, schrien sie jämmerlich

und klagten dem herbeistürzenden Meister, wie ihr Genosse von den Geistern entführt worden sei. Da sprach der Meister: „Sehet ihr nun, daß ich euch wohl riet; der ist verloren, und ihr sehet ihn nie wieder.“ Ein solcher Trost behagte den Jünglingen wenig, und sie drohten dem Meister, daß sie ihn ermorden würden, schaffe er ihnen den Gesellen nicht zurück. Philipp kannte die Bayern zu wohl als ein entschlossenes und heftiges Volk, als daß er nicht alles von der Drohung gefürchtet hätte, darum suchte er einstweilen die Sache zu vertagen und sprach: „Ich will es versuchen, und ist irgend noch Hoffnung, ihn zu retten, dann soll er gerettet werden.“ Er rief alsdann einen der Geister zu sich und erzählte ihm, wie die Jünglinge ihn töten wollten, wenn er den Geraubten nicht wiederschaffe, und der Geist ließ sich erbitten und sprach: „Morgen werde ich einen Rat an dem und dem Orte zusammenrufen, und da soll alles abgemacht werden. Komm also dahin, und wir wollen sehen.“ Die Geister beschlossen dann, um des Meisters Leben zu schützen, den Jüngling freizulassen, und er wurde dem Meister zurückgegeben. Alles, was der Jüngling gesehen, hatte ihn aber so ergriffen, daß er nicht lange nachher in ein Kloster ging, wo er auch starb.

Das Vogelnest / Noch jetzt herrscht in manchen Gegenden der Glaube, daß es gewisse Vogelnester gebe, die, selbst gewöhnlich unsichtbar, jeden, der sie bei sich trägt, unsichtbar machen. Um sie nun zu finden, muß man sie zufällig in einem Spiegel oder Wasser erblicken. Vermutlich hängt die Sage mit einer Art des Zweiblatts zusammen, die in fast allen europäischen Sprachen Vogelnest heißt und etwas alraunhaft zu sein scheint. Von diesem Vogelnest heißt es in dem Roman Simplicissimus Springinsfeld aus dem 17. Jahrhundert, gewiß aus volkstümlicher Quelle: „So sah ich im Schatten oder Gegenschein eines Baums im Wasser etwas auf der Zweiggabel liegen, das ich gleichwohl auf dem Baum selbst nicht sehen konnte, solches wies ich meinem Weib wunderswegen. Als sie es betrachtet und die Zweiggabel bemerkt, darauf es lag, kletterte sie auf den Baum und holets herunter, was wir im Wasser gesehen hatten. Ich sah ihr gar eben zu und wurde gewahr, daß sie in demselben Augenblick verschwand, als sie das Ding, dessen Abbild wir im Wasser erblickt, in die Hand genommen hatte; allein ich sah noch wohl ihre Gestalt im Wasser, wie sie nämlich den Baum wieder abkletterte und ein kleines Vogelnest in der Hand hielt, das sie von dem Zwickast heruntergenommen. Ich fragte sie, was sie da für ein Vogelnest hätte. Sie hingegen fragte mich, ob ich sie denn sähe. Ich antwortete: „Auf dem Baum sehe ich dich selbst nicht, wohl aber deine Gestalt im Wasser.“ „Es ist gut,“ sagte sie, „wenn ich herunterkomme, wirst du sehen, was ich habe.“ Es kam mir gar verwunderlich vor, daß ich mein Weib sollte reden hören, die ich doch nicht sah, und noch seltsamer, daß ich ihren Schatten an der Sonne wandeln sah und sie selbst nicht. Und da sie sich besser zu mir in den Schatten näherte, so daß sie selbst keinen Schatten mehr warf, weil sie sich nunmehr außerhalb dem

Sonnenschein im Schatten befand, konnte ich gar nichts mehr von ihr merken, außer, daß ich ein kleines Geräusch vernahm, welches sie beides mit ihrem Fußtritt und ihrer Kleidung machte, welches mir vorkam, als ob ein Gespenst um mich her gewesen wäre; sie setzte sich zu mir und gab mir das Nest in die Hand; sobald ich es empfangen, sah ich sie wiederum, hingegen sie aber nicht mich; das probierten wir oft miteinander und fanden jedesmal, daß der, so das Nest in Händen hatte, ganz unsichtbar war. Drauf wickelte sie das Nestlein in ein Nasentüchel, damit der Stein oder das Kraut oder Wurzel, welches sich im Nest befand und solche Wirkung in sich hatte, nicht herausfallen sollte und etwa verloren würde, und nachdem sie solches neben sich gelegt, sahen wir einander wiederum, wie zuvor, ehe sie auf den Baum gestiegen; das Nestnastüchel sahen wir nicht, konnten es aber an demjenigen Ort wohl fühlen, wohin sie es gelegt hatte."

Beschwörung der Bergmännlein / Zu Nürnberg ist einer gewesen, mit Namen Paul Creuz, der eine wunderbare Beschwörung gebraucht hat. In einen gewissen Plan hat er ein neues Tischlein gesetzt, ein weißes Tuch daraufgedeckt, zwei Milchschüßlein draufgesetzt, ferner zwei Honigschüßlein, zwei Tellerchen und neun Messerchen. Weiter hat er eine schwarze Henne genommen und sie über einer Kohlpfanne zerrissen, so daß das Blut in das Essen hineingetropft ist. Hernach hat er davon ein Stück gegen Morgen, das andere gegen Abend geworfen und seine Beschwörung begonnen. Wie dies geschehen, ist er hinter einen Busch gelaufen und hat gesehen, daß zwei Bergmännlein sich aus der Erde hervorgefunden, zu Tisch gesetzt und bei dem kostbaren Rauchwerke, das auch vorhanden gewesen, gleichsam gegessen. Nun hat er ihnen Fragen vorgelegt, worauf sie geantwortet haben; wie er das oft getan, sind die kleinen Geschöpfe so vertraut geworden, daß sie auch zu ihm ins Haus zu Gast gekommen sind. Hat er nicht recht aufgewartet, so sind sie entweder nicht erschienen oder doch bald wieder verschwunden. Er hat auch endlich ihren König beschworen, der dann allein in einem scharlachroten Mäntlein gekommen ist, darunter hat er ein Buch gehabt, das hat er auf den Tisch geworfen und seinem Banner erlaubt, so viel und so lange er wollte, darin zu lesen. Davon hat sich der Mensch große Weisheit und Geheimnisse eingebildet.

Zwerge leihen Brot / Der Pfarrer Hedler zu Selbitz und Marlsreuth erzählte im Jahr 1684 folgendes. Zwischen den zwei genannten Orten liegt im Wald eine Öffnung, die insgemein das Zwergenloch genannt wird, weil ehedessen und vor mehr als hundert Jahren daselbst Zwerge unter der Erde gewohnt, die von Einwohnern in Naila die notdürftige Nahrung zugetragen erhalten haben. ~ Albert Steffel und Hans Kohmann, zwei ehrliche, glaubhafte Männer, haben etlichemal ausgesagt, Kohmanns Großvater habe einst auf seinem bei diesem Loch gelegenen Acker

27*

geackert und sein Weib ihm frischgebackenes Brot zum Frühstück aufs Feld gebracht und in ein Tüchlein gebunden am Rain hingelegt. Bald sei ein Zwergweiblein gegangen kommen und habe den Ackermann um sein Brot angesprochen, ihr Brot sei eben auch im Backofen, aber ihre hungrigen Kinder könnten nicht darauf warten, und sie wolle es ihnen mittags von dem ihrigen wiedererstatten. Der Großvater habe eingewilligt, auf den Mittag sei sie wiedergekommen, habe ein sehr weißes Tüchlein gebreitet und darauf einen noch warmen Laib gelegt, neben vieler Danksagung und Bitte, er möge ohne Scheu von dem Brot essen, und das Tuch wolle sie schon wieder abholen. Das sei auch geschehen, dann habe sie zu ihm gesagt, es würden jetzt so viel Hammerwerke errichtet, daß sie, dadurch beunruhigt, wohl weichen und den geliebten Sitz verlassen müßte. Auch vertriebe sie das Schwören und große Fluchen der Leute, wie auch die Entheiligung des Sonntags, indem die Bauern vor der Kirche ihr Feld beschauen gingen, und das wäre gar sündlich. ~ Vor kurzem haben sich an einem Sonntag mehrere Bauernknechte mit angezündeten Spänen in das Loch begeben, inwendig einen schon verfallenen sehr niedrigen Gang gefunden; endlich einen weiten, fleißig in den Felsen gearbeiteten Platz, viereckig, höher als mannshoch, auf jeder Seite viele kleine Türlein. Darüber ist ihnen ein Grausen angekommen und sie sind hinausgegangen, ohne die Kämmerlein zu besehen.

Spiritus familiaris / Er wird gemeinlich in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus halb wie eine Spinne, halb wie ein Skorpion, und bewegt sich ohne Unterlaß. Wer ihn kauft, in dessen Tasche bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt es von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden geliebt, bei Feinden gefürchtet, im Krieg fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängnis. Man braucht ihn nicht zu pflegen und zu baden und zu kleiden wie die Galgenmännlein. Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum sucht ihn der Besitzer wieder zu verkaufen. Er läßt sich aber nicht anders verkaufen, als immer wohlfeiler, damit ihm einer bleibe, der ihn nämlich mit der geringsten Münze eingekauft hat. ~ Ein Soldat, der ihn für eine Krone gekauft und den gefährlichen Geist kennenlernte, warf ihn seinem vorigen Besitzer vor die Füße und eilte davon; als er nach Haus kam, fand er ihn wieder in seiner Tasche. Nicht besser ging es ihm, als er ihn in die Donau warf. ~ Ein Augsburgischer Roßtäuscher und Fuhrmann zog in eine berühmte deutsche Stadt ein. Der Weg hatte seine Tiere sehr mitgenommen, im Tor fiel ihm ein Pferd, im Gasthaus das zweite, und in wenig Tagen die übrigen sechs. Er wußte sich nicht zu helfen, ging in der Stadt umher und klagte den Leuten mit Tränen seine Not. Nun begab sichs, daß ihm ein anderer Fuhrmann begegnete, dem er sein Unglück erzählte. Der sprach: „Seid ohne Sorgen, ich will Euch ein Mittel vorschlagen, dafür Ihr mir danken werdet.“ Der Roßtäuscher meinte, daß

wären leere Worte, aber jener sprach: „Nein, nein, Gesell, Euch soll geholfen werden. Geht in jenes Haus und fragt nach der Gesellschaft der alten Männer, der erzählt Euren Unfall und bittet um Hilfe.“ Der Roßtäuscher folgte dem Rat, ging in das Haus und fragte einen Knaben, der da war, nach der Gesellschaft. Er mußte auf Antwort warten, endlich kam der Knabe wieder und öffnete ihm ein Zimmer, in welchem etliche alte Männer um eine runde Tafel saßen. Sie redeten ihn mit Namen an und sagten: „Dir sind acht Pferde gefallen, darüber bist du so niedergeschlagen und kommst zu uns, um Hilfe zu suchen; sie soll dir werden.“ Er mußte sich an einen Nebentisch setzen, und nach wenigen Minuten gaben sie ihm ein Schächtelein mit den Worten: „Dies trage bei dir, und du wirst von Stund an reich werden, aber hüte dich, die Schachtel je zu öffnen, wo du nicht wieder arm werden willst.“ Der Roßtäuscher fragte, was er für das Schächtelein zu zahlen habe, aber die Männer wollten nichts dafür. Nur mußte er seinen Namen in ein großes Buch schreiben, wobei ihm die Hand geführt ward. Der Roßtäuscher ging heim, kaum aber war er aus dem Haus getreten, so fand er einen ledernen Sack mit dreihundert Dukaten, womit er sich neue Pferde kaufte. Ehe er die Stadt verließ, fand er in dem Stalle, wo die neuen Pferde standen, noch einen großen Topf mit alten Talern. Kam er sonst wohin und setzte das Schächtelein auf die Erde, so zeigte sich da, wo Geld verloren oder vorzeiten vergraben war, ein hervordringendes Licht, also daß er es leicht heben konnte. Auf diese Weise erhielt er ohne Diebstahl und Mord große Schätze. ~ Als die Frau des Roßtäuschers nun von ihm vernahm, wie es zuging, erschrak sie und sprach: „Du hast etwas Böses empfangen, Gott will nicht, daß der Mensch durch solche verbotenen Dinge reich werde, er hat gesagt, im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Ich bitte dich um deiner Seligkeit willen, daß du wieder nach der Stadt zurückreisest und der Gesellschaft die Schachtel wiedergibst.“ Der Mann ließ sich bereden und sandte einen Knecht mit dem Schächtelein hin, um es zurückzuliefern; aber der Knecht brachte es mit der Nachricht wieder heim, diese Gesellschaft sei nicht mehr zu finden, auch wisse niemand, wo sie sich aufhalte. Hierauf gab die Frau genau acht, wo ihr Mann das Schächtelein hinsetzte, und bemerkte, daß er es in einem besonders von ihm gemachten Täschchen in dem Bund seiner Beinkleider verwahre. In einer Nacht stand sie auf, zog es hervor und öffnete es; da flog eine schwarze sumsende Fliege heraus und nahm ihren Weg durch das offene Fenster. Sie machte den Deckel wieder zu und brachte die Schachtel an ihren Ort, unbesorgt, wie das ablaufen würde. Allein von Stund an verwandelte sich all das vorige Glück in das empfindlichste Unglück. Die Pferde fielen um oder wurden gestohlen. Das Korn auf dem Boden verdarb, das Haus brannte zu dreien Malen ab, und der eingesammelte Reichtum verschwand zusehends. Der Mann geriet in Schulden und ward ärmer als je zuvor, so daß er in Verzweiflung erst seine Frau mit einem Messer tötete und dann sich selbst eine Kugel durch den Kopf schoß.

Des Rechenbergers Knecht / Im Jahre 1520 erzählte Herr Hans von Rechenberg im Beisein vieler ehrlicher und rechtlicher Leute, wie seinem Vater und ihm ein Knecht zu der Zeit, da König Matthias in Ungarn gegen die Türken gestritten, treulich und wohl gedient hätte; sie hätten keinen besseren Knecht gehabt. Einmal aber ward ihm eine Botschaft an einen großen Herrn anvertraut, und da Herr Hans meinte, der Knecht wäre längst hinweg, ging er von ohngefähr in den Stall, da fand er den Knecht auf der Streu bei den Pferden liegen und schlafen, ward zornig und sprach, wie das käme. Der Knecht stand auf und zog einen Brief aus dem Wams, das war die Antwort auf seine Botschaft. Nun war der Weg ferne und kein Mensch hätte so schnell zurück sein können. Dabei ward erkannt, daß es mit dem Knecht nicht mit rechten Dingen zugehe. Bald danach wurden die Rechberger von ihren Feinden hart bedrängt, da sprach der Knecht: „Herr, erschreckt nicht, flieht eilends; ich aber will zurückreiten und von den Feinden Kundschaft nehmen." Der Knecht kam wieder, und in seinen vollgepfropften Taschen klirrte und klingelte es. „Was hast du da," sprach der Herr. „Ich hab allen ihren Pferden die Hufeisen abgebrochen und weggenommen, die bring ich hier." Damit schüttelte er die Eisen aus, und die Feinde konnten Herrn Hansen nicht verfolgen. Herr Hans erzählte auch, bald nachdem man ihn erkannt, wäre der Knecht weggekommen, niemand wüßte, wohin. ~ Von einem andern Edelmann, der sich aus dem Stegreif ernährte, wird die Sage erzählt, daß er einmal im Fortreiten seinem Knecht besonders befahl, fleißig eines Pferdes zu warten, das ihm besonders lieb war. Als der Junker weg war, führte der Knecht das Pferd auf einen hohen Turm; wie aber der Herr wiederkam, steckte das Pferd den Kopf obeu im Turm zum Fenster hinaus und fing an zu schreien, daß er sich gar sehr verwunderte und es mit Stricken und Seilen vom Turm herablassen mußte. ~ Auf eine andere Zeit lag der Edelmann um eines Totschlags willen gefangen und rief den Knecht an, daß er ihm hülfe. Sprach der Knecht: „Obschon es schwer ist, will ichs doch tun, doch müßt Ihr nicht viel mit den Händen vor mir flattern." Damit meinte er ein Kreuz vor sich machen und sich segnen. Der Edelmann sprach, er sollte nur machen, er wolle sich schon recht verhalten. Was geschah? Der Knecht nahm ihn mit Ketten und Fesseln und führte ihn in der Luft daher; wie sich aber der Edelmann in der Höhe fürchtete und schwindelte und rief: „Hilf Gott! Hilf! Wo bin ich?" ließ er ihn herunter in einen Pfuhl fallen, kam heim und zeigte es der Frau an, daß sie ihn holen und heilen lassen konnte.

Albertus Magnus / Der große Zauberer und Bischof Albertus Magnus ist in Lauingen geboren. Er war ein Schwarzkünstler und Geisterbeschwörer, brachte wandelnde Menschen durch seine Kunst hervor und ließ Häupter reden. Viele Lieder gehen von ihm, wahre und unwahre, denn wer ein reiches Leben hat, von dem wird viel erzählt. ~ Einst hatte er mit einem Gesellen Umgang, der eifrig um seine

Freundschaft warb, um dem Meister einige Kunststücke abzusehen; der schwur ihm, dem großen Albertus, er würde ihm ewig danken, wenn er durch ihn sein Glück mache. Und schwur es bei dem Becher Wein, den er gerade in der Hand hielt. Da geschah es gleich hernach, daß der junge Mensch zu großem Glück gelangte, das schwoll und wuchs ihm zu Häupten, wie er es nie geträumt hätte, und am Ende ward er König und lebte drei Jahre in Herrlichkeit, scharrte dabei sehr unköniglich viel Guts zusammen und verdarb seine Seele mit einem unsäglichen Geiz. Albertus war indes gänzlich verarmt und nahte als Bettler dem König, der ihm doch alles verdankte, und flehte ihn an, seine Not zu lindern. „Seht den verlumpten Strolch!“ schrie der König, „wir hätten, bei unserer Krone, viel zu tun, wenn wir uns jedes Fechtbruders erinnern wollten, der einst auf unserem Wege gesessen! Da wollen wir doch lieber König sein!“ ~ „So seis gewesen!“ sprach Albertus Magnus mit bitterem Lachen, und dem Träumer fiel das Weinglas aus der Hand, er starrte verwundert auf und sah den Bischof vor sich, der ihn anfuhr: „Fahr hin, Geselle, dein Sinn ist mir offenbar, dein Traum von drei Minuten war lang genug, dünkte er dich doch drei Jahre. Deine Treu hat ihren Lohn!“ ~ Zu Lauingen auf einem Turm steht des Albertus Bildnis als das des größten Sohnes der Stadt, und sein Andenken lebt in Kind und Kindeskindern fort als das eines weisen und gütigen Meisters, der seine Kunst nicht hergab um andern Lohn als den der Unsterblichkeit.

Des Vaterunsers Goldwert /

Unter dem Bischof Ulrich von Augsburg kam jeden Tag um die Mittagsstunde ein alter Bettler in den Bischofshof und fand dort sein Essen. Zum Dank betete er hernach drei Vaterunser für den Bischof. Eines Tages nun wurde Bischof Ulrich von Sorgen und grauen Gedanken heimgesucht, ging ins blache Feld und begegnete dort dem Bettler. Er fragte nach diesem und jenem und sagte ihm schließlich auf den Kopf zu, er habe heute die drei Vaterunser vergessen. „Getroffen!“ rief der Bettler überrascht, „und das kam von Eurem Küchenmeister, der ein saures Gesicht zog und mir die Mahlzeit weigerte, so daß ich allstunds noch ungespeist bin, denn von groben Worten wird niemand satt.“ ~ Rief der Bischof seinen Küchenmeister und fuhr ihn an, er habe ihn mit seinem verdammten Geiz um des Bettlers Vaterunser gebracht und ihm einen trüben Tag verschafft. Der widersprach keck genug, und wieviel Deute das wohl wiegen solle. „Weiß auch nicht,“ sprach der Bischof, „aber es gelüstet mich, es zu wissen. Erhebe dich und pilgere nach Rom und frage den heiligen Vater danach!“ Da mußte der Küchenmeister zu Fuß nach Rom fahren und die leckeren Gerichte in des Bischofs Haus lassen, und der heilige Vater gab ihm zur Antwort, daß ein Vaterunser eines güldenen Pfennigs Wert habe. Den Bischof befriedigte das nicht, er schickte den Boten abermals und wollte wissen, wie breit der güldene Pfennig sein müsse, und erfuhr: so breit wie die Erde. Indes war der Küchenmeister vom vielen Laufen und Fasten so dünn wie ein Stecken geworden, mußte jedoch

noch einmal ziehen und fragen, wie dick der Goldpfennig sei, erfuhr auch dieses: so dick wie die Erde weit vom Himmel. Da war der Bischof Ulrich endlich zufrieden und ließ den Küchenmeister für sich im stillen ausrechnen, wieviel Deute wohl so ein Goldpfennig wiegen möchte. Der Bettler aber erhielt seine Mahlzeit wie zuvor, reichlich und gutgemessen, wie es ihm für einen solchen Gegenwert auch mit Rechten zukam.

Der weltliche Abt / Bei Kempten liegt der Marienberg und auf ihm ein Schloß mit dem seltsamen Namen Kalbsangst. Um die Zeit Ottos des Vierten soll es um die Klosterzucht der Kemptener Mönche nicht allzugut bestellt gewesen sein, vor allem war da ein Abt Wernher, der lieber im Schlosse Kalbsangst wohnte und dort ein höchst vergnügliches, weltliches Leben führte, als im Kloster seinen frommen Pflichten nachzugehn. Hier und da ritt er auch auf seinem feurigen Roß nach Kempten, um die Messe zu lesen, und als er eines Morgens wiederum sein Roß für solchen Ritt bereitstellen ließ, selber aber nicht aus der Kammer trat, gingen seine Knechte hinein und fanden ihn mitten im Gemach tot liegen, mit gräßlich verdrehtem Genick und nicht anders, als ob er in des Teufels Krallen gewesen sei. Die Zunge hing ihm reichlich weit vom Halse, und sein ganzer Leib war besät von blauen und grünen Flecken. Sie hoben den Leichnam auf ein geschmücktes Bett, aber zur Nacht donnerten die Fenster auf, und herein rauschte ein Sturm schwarzer Vögel, die griffen den Toten mit feurigen Fängen und Schnäbeln und entführten ihn an den entsetzten Leichenwächtern vorbei in die Nacht, aber nicht zum Himmel, sondern erdenwärts in den See zwischen Martinszell und Niedersandhofen. ~ Seitdem spukt es auf Schloß Kalbsangst, es ist eine Trümmerstätte geworden wie das Jagdschlößchen der Kemptener Äbte am See, darin sich der Geist des Abtes Wernher grauslich zeigte.

Die fliegenden Knaben / Eine mehr als seltsame Begebenheit hat sich um 1700 bei dem Städtchen Lengsfeld zugetragen. Drei muntere Knaben weideten ihre Rinder, und da es dämmerte, fachten die Knaben ein Feuer an und stachen Rasen ab zu einer Bank, auf der sie niedersaßen und sich am Feuer wärmten. Die heitere, unbedachte Jugend spricht oft lächerliche Wünsche aus, die scheinbar nicht zu erfüllen sind, und so rief einer: „Wär doch dies Stück Rasen ein Stück Eisenkuchen." Er hatte kaum ausgesprochen, da stand ein Fremder auf der Trift, grüßte freundlich und sagte: „Ihr habt Eisenkuchen gewünscht, hier habt ihr, soviel ihr mögt." Und teilte eine Menge Eisenkuchen unter die Knaben. Die aßen voller Freude, und am andern Tage wiederholte sich dies noch einmal. Als sie nun voll des Erlebnisses in der Dunkelheit nach Hause gingen, begegnete ihnen eine alte Frau aus Lengsfeld und wollte ihnen am nahen Talbrunnen etwas zeigen. Die Knaben gingen mit, gewahrten aber nichts, als daß die Alte sie mit dem Wasser des Brunnens besprengte und unverständliche Worte dazu


P. HEY

murmelte. Sie entliefen ihr bald, kehrten zu ihrer kleinen Herde zurück und trieben ihre Tiere wohlgemut nach Hause. Andern Tags trafen sich die Knaben morgens auf dem Schulweg, und einer sprach zum andern, wie federleicht er sich heute fühle, daß er meine, er müsse fliegen können wie ein Vogel. Sie lachten, und alle drei hoben ihre Arme empor und flogen wirklich. Sie flogen auf die Mauer, die um den Marktplatz gezogen war, und flogen hin und wider zum größten Erstaunen der Schulkinder, die sich um sie versammelten. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese Kunde in Lengsfeld, und der Kantor ließ die drei ihre Kunst auch in der geräumigen Schulstube versuchen. Sie tatens, und der Kantor, von Grauen gepackt, schickte eiligst nach dem Oberpfarrer. Der Geistliche kam und erschrak und witterte alsogleich die Tücke des Satans hinter diesen übermenschlichen Künsten. Er fragte die Knaben nach ihren Erlebnissen aus, ward bald alles gewahr und ging bestürzt hinweg, um dem Gericht diesen Vorfall anzuzeigen, damit es sich der Behexten bemächtige und ihnen den Prozeß mache. Indessen gingen die Knaben ohne Arg und froh ihrer leichten Kraft nach Hause, um auch den Ihrigen dies Wunder vorzuführen. Der Vater des einen war der Scharfrichter Michael Weber. Der erzürnte sich also über seinen Sohn, den er für einen Teufelsbündner hielt, daß er das Schwert über ihn schwang und ihn enthauptete. Statt des Blutes sprangen zwei milchweiße Ströme aus dem stürzenden Körper auf, und dem Vater entsank das Schwert. Die beiden andern Knaben sahen es, schwangen sich in die Lüfte und wurden nie wieder gesehen.

Der Dom zu Bamberg / Baba, Heinrichs des Vogelers Schwester, hat die Stadt Baba am Berge gegründet, das ist das heutige Bamberg. Auch die älteste Kirche Bambergs wurde von ihr erbaut, und während des Baues setzte sie den Taglöhnern eine große Schüssel voll Geld hin, daraus konnte sich jeder so viel nehmen, wie ihm für den Tag gebührte. Nahm einer mehr, so wurden ihm die Finger glühend; und solchen Zauber hatte die Schüssel, daß sie nimmer leer wurde. Diese Baba war so mächtig, daß sie den Teufel zwang, ihr ungefüge Säulen zum Kirchenbau herzuschleppen. ~ Den jetzigen Dom zu Bamberg haben Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde gegründet. Die wohnten in dem Häuschen am Dom, das jetzt der Mesner innehat, waren ein frommes Paar und hatten sich der ewigen Keuschheit verlobt. Doch kam die gute Kaiserin in mancherlei Gespräch und in etwas schlimmeren Geruch als den der Heiligkeit. Die bösen Zungen munkelten von einem Herzog und von einem Leibjäger, bis das Gemunkel vor den Kaiser kam und dieser seine fromme Gemahlin zur Rede stellte. Frau Kunigunde erbot sich unverzüglich, ihre Frauenehre durch ein Gottesurteil zu erweisen, und wandelte auf sieben glühenden Pflugscharen unversehrt und kecklich, als ginge sie auf goldenen Teppichen, ward also mit großen Ehren tugendsam befunden, und der König und alle Herren fielen ihr zu Füßen. Heute noch sieht man im

Georgenchor des Doms auf einem steinernen Hochbild die hohe Frau dargestellt, wie sie die Feuerprobe besteht. Aber es kann sich einer noch so sehr rechtfertigen: wen die Verleumdung einmal begeifert hat, der bleibt befleckt. So ging es auch der guten Kaiserin. Sie stieg eines Morgens von der Babenburg dem Dom zu und überschritt die Regnitz. Da wuschen Weiber hinterm Gebüsch ihre Wäsche im Fluß und ihrer eine verlästerte nach Waschweiberart die Herrin so greulich, daß sie vor Scham erglühend zur Burg hinauffloh und zum Herrn flehte, noch einmal ihre Unschuld zu beweisen. Dann sandte sie einen Korb mit leckeren Speisen und Wein zu den Waschfrauen, die sich nicht genug über der Herrin Gnade wunderten und es sich trefflich schmecken ließen. Aber da die Verleumderin auch aß und trank, hatte sie Mist und Jauche im Becher und der Weck wurde ihr im Maul zu einer Kröte. Selbes Waschweib hat nie wieder verlogenes Gewäsch weitererzählt, und es wäre gut für viele ihresgleichen, wenn alle Tage noch solche Wunder sich begäben.

Gericht zu Burg-Ebrach / Zu Burg-Ebrach kamen alljährlich am Aschermittwoch zwölf Jungfern des Orts auf freiem Felde zusammen, richteten ein Mannsbild von Holz auf, bekleideten es und beschuldigten nun dieses Bild aller Übeltaten, die während des vergangenen Jahres im Ort und in der Umgebung begangen worden waren. Dies Bild mußte dann der Sündenbock für alle sein. Da es aber stumm war und sich gegen die vorgebrachten Anschuldigungen nicht verteidigen konnte, so ward ihm ein Fürsprech bestellt, der es wacker verteidigte und rechtfertigte. Ward nun Klage vorgebracht wegen geraubter Jungfernkränzlein, gebrochener Eheversprechen und anderer schrecklicher Untaten, so kams vor, daß der Fürsprech sagte: „Mitnichten, Jungfer, das hat nicht dieses Mannsbild getan, sondern ein anderes, das du wohl besser kennst. Soll ichs laut sagen, wie es heißt?“ ~ So auch bei gestohlenen Sachen, bei üblem Leumund und derlei, und es ist selbstverständlich, daß des Bildes Fürsprech Haare auf den Zähnen haben und im voraus so ziemlich Taten und Täter kennen mußte. Und wenn er einen Täter mit Namen nannte, so hat er auch müssen vor dem wirklichen Gericht mit jenem fertig werden. Jedenfalls übte diese eigentümliche Rechtsprechung einen reinigenden Einfluß, denn jedermann scheute sich, Böses zu tun, weil es unfehlbar am Aschermittwoch zur unlieben Öffentlichkeit kam. Es half auch nichts, daß die Übeltäter vom Mannsbildgericht wegblieben. Sie wurden um so eher genannt und bekannt. Heutzutage wird dies Gericht nicht mehr im freien Felde, sondern in den Stuben beim Kaffeekränzchen geübt, und da hat das arme Mannsbild leider niemals einen Fürsprech.

Die Abensberger / Da Kaiser Heinrich der Zweite zu Regensburg Hof hielt, lud er die Edlen der Gegend zum Jagen ein, erlaubte aber nicht mehr als je einen Diener mitzubringen. Es scheint, er ist gegen die Pfaffen freigebiger gewesen

als gegen die Ritter. Seht, da nahte dem Hoflager im Abensberger Walde eine stattliche Männerschar, alle in guter Jagdwehr und mit mannlicher Dienerschaft. „Wer naht dort mit so viel Gefolge?“ schalt der Kaiser, da wars Graf Babo von Abensberg. Der Kaiser sah ihn scheel an, fragte, ob er sein Gebot nicht vernommen habe und ihm mit so viel Dienern das Lager leerfressen wolle, aber der Graf sprang vom Roß, beugte das Knie und sagte: „Wir sind sechsundsechzig, nämlich ich und meine zweiunddreißig Söhne nebst je einem Diener. Acht Töchter hab ich auch noch, und all meine Kinder, die ich mit zwei Frauen zeugte, gehören mit Leib und Leben dir!“ „Ei, das laß ich gelten!“ lachte der Kaiser, dem eine Sonne über das Antlitz zog, „sind das deine Söhne, so sollens auch die meinen sein!“ Und reichte allen die Hand und begabte sie mit Schlössern und Lehen.

Die Teufelssäulen zu Nürnberg / Zu Nürnberg in der alten Kaiserburg ist eine Kapelle, die ruht auf vier Säulen. Eine davon ist geborsten und in der Mitte von einem eisernen Reif umschlossen, der den Bruch zusammenhält. Vom Gewölbe schaut ein Pfaffengesicht herab, das ist der Kopf des ersten Kaplans dieser Burgkirche. Mit dem ging der Teufel eine Wette ein, daß er, bevor das Pfäfflein eine Messe lesen könne, vier Säulen aus Rom herbeischaffen wolle. Der Kaplan ließ sich im Vertrauen auf seine Zunge darauf ein, und der Teufel fuhr ab wie ein Donnerwetter. Als der Pfaff an das Kredo kam, war schon die zweite Säule da, beim Evangelium die dritte, und nun wirbelte dem Pfäfflein die Zunge vor Angst wie ein Windrad. Als der Teufel mit der letzten Säule angefahren kam, tönte ihm das „Ite! Missa est!“ entgegen, und voller Wut warf er den Stein zu Boden, daß es krachte. Dabei ist die Heidensäule zersprungen und hat wieder geflickt werden müssen, und des flinken Messelesers Haupt lächelt noch heute mit stillem Vergnügen auf sie hernieder.

Der heilige Sebald / Um das Jahr Achthundert kam der heilige Sebald nach Nürnberg. Er war ein dänischer Königssohn, hatte in Paris studiert und die Tochter eines französischen Grafen geheiratet. Er war jedoch so fromm und gottesfürchtig, daß seine Braut in ihm keinen Gemahl, sondern einen vollkommenen Beschützer ihrer Jungfräulichkeit erhielt; er verließ sie denn auch bald nach solchem Unterricht in der Keuschheit, wurde ein Einsiedel, wälzte sich auf Dornen und Disteln und kreuzigte sein aufrührerisches Fleisch, bis sein Leib ganz mager und armselig wurde. Dann pilgerte er mit seinem Schüler Dionys zu Fuß nach Rom und nährte sich von der Engel Speise und trank Wein aus einem Fäßchen, das nimmer leer wurde. Überall predigte er, und wo sich irgendein verdammter Ketzer fand, der des Heiligen Lehre für falsch verschrie, da tat sich auf der Stelle das Erdreich auf und verschlang ihn; aber nur bis an den Hals, so daß sich der Unglückliche bekehren konnte und darnach vom heiligen Sebald wieder losgebettelt ward. Über die Donau schwamm Sebald auf seinem groben Mantel, den er

über der Kutte trug, wie in einem Kahn, und da kam er in den Norgau, fand einen Bauern, der seine Ochsen verloren hatte und sie bei Nacht nicht suchen konnte und jammerte, und machte, daß des Bauern Hand wie eine Lampe leuchtete, bis er sein Getier wiederhatte. So kam Sebald nach Nürnberg und zu einem Wagner, der hatte nicht einmal Holz zum Wagenbau, viel weniger zum Einheizen in der Winterskälte, und der Heilige heizte mit Eiszapfen ein, daß es nur so knatterte und brannte. Eines Tages gelüstete ihn, ein Gericht Fische zu essen, es war aber verboten, vor der Burgherrschaft solche zu kaufen. Der Wagner wagte es dennoch, wurde ergriffen und geblendet. Das dauerte den Sebald so sehr, daß er zu Gott bat und dem Wirt das Augenlicht wieder geschenkt wurde. Bei diesem guten Manne blieb Sebald bis an sein selig Ende und wünschte, daß zwei Ochsen ohne Lenker seinen Leichnam ziehen sollten; sie würden dort halten, wo er begraben zu sein wünschte. Da zogen die Ochsen den Toten bis zur St.-Peters-Kapelle und trotz aller Geißelhiebe nicht einen Schritt weiter. Hier begrub man den Heiligen und erbaute ihm ein hölzern Kapellchen, das nachmals der Blitz zerstörte. Da setzte man den Leichnam in dem Schottenkloster St. Ägidien bei. Dort war ein junger Mönch vorwitzig genug, den heiligen Leichnam am Bart zu zupfen und zu höhnen: „Ei, du alter Lügenvater! Wie viele Menschen hast du dein Lebtag betrogen!" Stracks erhob sich der Leichnam und versetzte dem Schmäher eine solche treffliche Maulschelle, daß ihm ein Auge aus dem Kopfe sprang. Der Mönch schrie Zeter und Mordio, die andern Mönche liefen herzu und schrien mit und baten den heiligen Sebald um Vergebung. Das rührte den, er konnte zwar dem Mönchen die Schelle nicht mehr abnehmen ~ es wär auch schade drum gewesen ~ aber das Auge setzte er ihm wieder ein. Man kann sich denken, daß es nach solchen Vorgängen dem heiligen Sebald in St. Ägidien nicht mehr gefiel, es war ihm lieb, in sein eigen Münster und in einen silbernen Sarg zu kommen. Hier ruht er nun, und durch seinen Segen ward Nürnberg groß und reich, viele hohe Wunder zeugen von ihm. Eine köstliche Vergeltung ward ihm zuteil, da Peter Vischer mit seinen Söhnen dem Heiligen ein Grabmal schuf, auf dem der Silbersarg mit den heiligen Gebeinen stand. Das ist also schön und mit so hohem Geist verfertigt, daß es noch heute als Nürnbergs größte Zier zu schauen ist und man bei seiner Betrachtung weniger des heiligen Sebalds als dieses großen Kunstwerks gedenkt, das schaffender Gottesgeist in der Menschenseele gestaltete.

Der Mordbischof / In Franken liegt das Schloß Altenstein, darauf saßen dreizehn Ritterbrüder des Geschlechts, die waren mit dem Bischof Iring von Rheinstein zu Würzburg verfehdet. Zwölf Brüder kämpften gegen den Bischof und schädigten ihn nach Herzenslust, der dreizehnte, Seifrid mit Namen, war derzeit im Auslande beim Johanniterorden. Der Bischof zog mit einem stattlichen Heer vor die Burg Altenstein, aber jeder Angriff wurde abgeschlagen. Da versuchte es der Bischof

mit gütlichem Vertrag, ward mit einer geringen Begleitung in die Burg eingelassen und tafelte mit den Brüdern. Darnach ging er mit den Seinen in ein abgelegen Gemach und wollte mit den Brüdern verhandeln, aber mit jedem einzeln. Sowie nun einer in dieses Zimmer trat, fielen die Mordbuben des Bischofs mit einem unverhofften Schwertstreich über ihn her und meuchelten ihn. Elf Brüder waren gefallen, da begann dem letzten eine Ahnung dunkeln Schicksals zu kommen, er ging bewaffnet zum Bischof, sah dort den Grauenvollen hohnlachend über den Leichen seiner Brüder stehn und wollte sich auf ihn stürzen, da traf ihn das Mordschwert zu Tode. Im Sterben noch riß er ein Messer aus dem Gurt, warfs nach dem Bischof und traf ihn an der Nase, die ein beträchtlich Stück kürzer wurde. ~ Seifrid war kaum aus der Fremde zurückgekehrt, als er dem Hochstift Würzburg unverzüglich Fehde anbot. Er rastete nicht, bis man ihn in das Erbe seiner Ahnen einsetzte, und er ist es, von dem die späteren Altensteiner abstammen. Man sagt von ihm, er habe sich lange Zeit unerkannt gehalten und als Maurer gearbeitet, davon noch die drei Hämmer im fränkischen Geschlecht der Altensteiner das Wappen zieren. Die Altertumsschnüffler haben den Ursprung allerdings weiter hinaufgedeutelt und den Maurerhammer zu Tors Hammer gemacht.

Das Christusbild / In der Neumünsterkirche zu Würzburg hängt ein Kruzifix, dem hatte ein Gläubiger zum Dank für eine erfüllte Bitte eine schwere Goldkette umgehangen. Ein Dieb warf seine Augen darauf und unterfing sich endlich, das Heiligtum zu schänden, stieg in die Kirche und wollte dem Bilde die Kette abnehmen. Plötzlich lösten sich die Arme des Gemarterten, fest schlangen sie sich um den Hals des Frevlers, und ob er auch schrie und zeterte und ächzte und krächzte wie der Fuchs im Eisen, die Arme ließen ihn nicht frei, bis er endlich laut um Hilfe rief und ihn Vorübergehende hörten und befreiten, um ihn erst recht einzutürmen. Das Christusbild aber steht heutigestags noch mit vorgestreckten Armen da und wird so gezeigt und angestaunt.

Steinmetzenrache / Bei Haßfurt in Franken liegt Königsberg, das hat eine gar prächtige Pfarrkirche. Daran sind zwei Steinbilder in höchst lächerlicher Gestalt angebracht, mit denen hat es diese Bewandtnis: Vor vielen hundert Jahren hatte man den Kirchenbau einem fremden Meister übertragen, der aber zog von dannen, arbeitete anderswo und ließ sich mahnen und drängen. Das gab viel Geschelt in der Stadt, vor allem konnten sich zwei Bürger und Ratsherren nicht genugtun, Schimpf auf den Steinmetzen zu häufen. Sie hatten einige Ursache, da sie der Kirche gegenüber wohnten und nun jeden Morgen beim Aufwachen den halbfertigen Bau sahen. Eines Tages erblickte der Königsberger Wächter eine große Schar Männer, die von Haßfurt her nahte, und stieß eilends in sein Lärmhorn, denn es dünkte ihn ein feindliches Heer, er sah schon die Streitäxte und Partisanen in der Sonne flimmern. Die Bürgerschaft

über der Kutte trug, wie in einem Kahn, und da kam er in den Norgau, fand einen Bauern, der seine Ochsen verloren hatte und sie bei Nacht nicht suchen konnte und jammerte, und machte, daß des Bauern Hand wie eine Lampe leuchtete, bis er sein Getier wiederhatte. So kam Sebald nach Nürnberg und zu einem Wagner, der hatte nicht einmal Holz zum Wagenbau, viel weniger zum Einheizen in der Winterskälte, und der Heilige heizte mit Eiszapfen ein, daß es nur so knatterte und brannte. Eines Tages gelüstete ihn, ein Gericht Fische zu essen, es war aber verboten, vor der Burgherrschaft solche zu kaufen. Der Wagner wagte es dennoch, wurde ergriffen und geblendet. Das dauerte den Sebald so sehr, daß er zu Gott bat und dem Wirt das Augenlicht wieder geschenkt wurde. Bei diesem guten Manne blieb Sebald bis an sein selig Ende und wünschte, daß zwei Ochsen ohne Lenker seinen Leichnam ziehen sollten; sie würden dort halten, wo er begraben zu sein wünschte. Da zogen die Ochsen den Toten bis zur St.-Peters-Kapelle und trotz aller Geißelhiebe nicht einen Schritt weiter. Hier begrub man den Heiligen und erbaute ihm ein hölzern Kapellchen, das nachmals der Blitz zerstörte. Da setzte man den Leichnam in dem Schottenkloster St. Ägidien bei. Dort war ein junger Mönch vorwitzig genug, den heiligen Leichnam am Bart zu zupfen und zu höhnen: „Ei, du alter Lügenvater! Wie viele Menschen hast du dein Lebtag betrogen!" Stracks erhob sich der Leichnam und versetzte dem Schmäher eine solche treffliche Maulschelle, daß ihm ein Auge aus dem Kopfe sprang. Der Mönch schrie Zeter und Mordio, die andern Mönche liefen herzu und schrien mit und baten den heiligen Sebald um Vergebung. Das rührte den, er konnte zwar dem Mönchen die Schelle nicht mehr abnehmen ~ es wär auch schade drum gewesen ~ aber das Auge setzte er ihm wieder ein. Man kann sich denken, daß es nach solchen Vorgängen dem heiligen Sebald in St. Ägidien nicht mehr gefiel, es war ihm lieb, in sein eigen Münster und in einen silbernen Sarg zu kommen. Hier ruht er nun, und durch seinen Segen ward Nürnberg groß und reich, viele hohe Wunder zeugen von ihm. Eine köstliche Vergeltung ward ihm zuteil, da Peter Vischer mit seinen Söhnen dem Heiligen ein Grabmal schuf, auf dem der Silbersarg mit den heiligen Gebeinen stand. Das ist also schön und mit so hohem Geist verfertigt, daß es noch heute als Nürnbergs größte Zier zu schauen ist und man bei seiner Betrachtung weniger des heiligen Sebalds als dieses großen Kunstwerks gedenkt, das schaffender Gottesgeist in der Menschenseele gestaltete.

Der Mordbischof

/ In Franken liegt das Schloß Altenstein, darauf saßen dreizehn Ritterbrüder des Geschlechts, die waren mit dem Bischof Iring von Rheinstein zu Würzburg verfehdet. Zwölf Brüder kämpften gegen den Bischof und schädigten ihn nach Herzenslust, der dreizehnte, Seifrid mit Namen, war derzeit im Auslande beim Johanniterorden. Der Bischof zog mit einem stattlichen Heer vor die Burg Altenstein, aber jeder Angriff wurde abgeschlagen. Da versuchte es der Bischof

mit gütlichem Vertrag, ward mit einer geringen Begleitung in die Burg eingelassen und tafelte mit den Brüdern. Darnach ging er mit den Seinen in ein abgelegen Gemach und wollte mit den Brüdern verhandeln, aber mit jedem einzeln. Sowie nun einer in dieses Zimmer trat, fielen die Mordbuben des Bischofs mit einem unverhofften Schwertstreich über ihn her und meuchelten ihn. Elf Brüder waren gefallen, da begann dem letzten eine Ahnung dunkeln Schicksals zu kommen, er ging bewaffnet zum Bischof, sah dort den Grauenvollen hohnlachend über den Leichen seiner Brüder stehn und wollte sich auf ihn stürzen, da traf ihn das Mordschwert zu Tode. Im Sterben noch riß er ein Messer aus dem Gurt, warfs nach dem Bischof und traf ihn an der Nase, die ein beträchtlich Stück kürzer wurde. ~ Seifrid war kaum aus der Fremde zurückgekehrt, als er dem Hochstift Würzburg unverzüglich Fehde anbot. Er rastete nicht, bis man ihn in das Erbe seiner Ahnen einsetzte, und er ist es, von dem die späteren Altensteiner abstammen. Man sagt von ihm, er habe sich lange Zeit unerkannt gehalten und als Maurer gearbeitet, davon noch die drei Hämmer im fränkischen Geschlecht der Altensteiner das Wappen zieren. Die Altertumsschnüffler haben den Ursprung allerdings weiter hinaufgedeutelt und den Maurerhammer zu Tors Hammer gemacht.

Das Christusbild / In der Neumünsterkirche zu Würzburg hängt ein Kruzifix, dem hatte ein Gläubiger zum Dank für eine erfüllte Bitte eine schwere Goldkette umgehangen. Ein Dieb warf seine Augen darauf und unterfing sich endlich, das Heiligtum zu schänden, stieg in die Kirche und wollte dem Bilde die Kette abnehmen. Plötzlich lösten sich die Arme des Gemarterten, fest schlangen sie sich um den Hals des Frevlers, und ob er auch schrie und zeterte und ächzte und krächzte wie der Fuchs im Eisen, die Arme ließen ihn nicht frei, bis er endlich laut um Hilfe rief und ihn Vorübergehende hörten und befreiten, um ihn erst recht einzutürmen. Das Christusbild aber steht heutigestags noch mit vorgestreckten Armen da und wird so gezeigt und angestaunt.

Steinmetzenrache / Bei Haßfurt in Franken liegt Königsberg, das hat eine gar prächtige Pfarrkirche. Daran sind zwei Steinbilder in höchst lächerlicher Gestalt angebracht, mit denen hat es diese Bewandtnis: Vor vielen hundert Jahren hatte man den Kirchenbau einem fremden Meister übertragen, der aber zog von dannen, arbeitete anderswo und ließ sich mahnen und drängen. Das gab viel Geschelt in der Stadt, vor allem konnten sich zwei Bürger und Ratsherren nicht genugtun, Schimpf auf den Steinmetzen zu häufen. Sie hatten einige Ursache, da sie der Kirche gegenüber wohnten und nun jeden Morgen beim Aufwachen den halbfertigen Bau sahen. Eines Tages erblickte der Königsberger Wächter eine große Schar Männer, die von Haßfurt her nahte, und stieß eilends in sein Lärmhorn, denn es dünkte ihn ein feindliches Heer, er sah schon die Streitäxte und Partisanen in der Sonne flimmern. Die Bürgerschaft

griff tapfer zu den Waffen, um dem frechen Überfall zu wehren, aber es war niemand anders als der Dombaumeister, der mit vierhundert Gesellen und deren Handwerkszeug angerückt kam, hell blinkten die Äxte und Beile, die Sägen und Winkelmaße. Nun ging die Arbeit an der Kirche rüstig vonstatten, aber dem Baumeister kam zu Ohren, was alles in der Stadt über ihn geschimpft worden und wer am tüchtigsten daran beteiligt war. Da brachte er die Gestalten der beiden Ratsherren ihren Fenstern gegenüber an der Kirche an, und traf ihr Konterfei so gut, daß sie jedermann erkannte und sie sich selber von der Zeit jeden Tag wie in einem Zerrspiegel bewundern konnten.

Schenkenburg / Bei Unterdürrbach in der Würzburger Gegend liegen die Trümmer der Schenkenburg, auf der einst die Schenken von Roßberg gehaust haben. Dort sollen zur Nacht Geister ihr Wesen treiben und nächtlicherweile große Schätze durch Flämmchen verkünden. Da lebte in Unterdürrbach ein altes garstiges Weib, die hatte ein verwandtes Waislein bei sich und plagte das junge Blut rechtschaffen. Dieser alten, durstigen Leber ging eines Tags der Weinvorrat aus, und sie befahl dem Mägdlein, neuen zu holen, aber Geld gab sie nicht her. Fragte das Kind, wo es hier Wein ohne Geld gäbe, und die Alte fuhr sie höhnisch an, sie möge doch auf die Schenkenburg gehn, da würde sie gewiß welchen geschenkt bekommen. In seiner Unschuld ging das Kind den Burgberg hinan in das Getrümmer, kam in einen Keller und stand plötzlich vor einem kleinen grauen Männchen, das sie freundlich nach ihrem Begehren fragte. „Wein soll ich holen," erwiderte die Kleine und hielt schüchtern ihren Krug hin. Dem Männchen schien das zu gefallen, es nahm den Krug, verschwand in einem Gewölbe und brachte ihn mit kostbarem Wein gefüllt zurück. „Hab Dank, du kleine, feine Reine," sprachs Männlein, „du hast mich erlöst! So lange war ich verdammt bis ein unschuldig Kind mir etwas von dem geraubten Gut abverlangen würde. Geh nun und trink nur nicht von dem Wein, er brennt dir sonst auf der Seele." ~ Das Mädchen ging mit fliegenden Gliedern und trug seinen Wein zu Tal, aber der Krug ward immer schwerer und schwerer, und als es am Bergesfuß erschöpft innehielt und nach dem Wein schaute, war der verschwunden und statt dessen der Krug randvoll blinkender Goldstücke.

Christnachtwunder / Zur Mitternachtsstunde in der Christnacht, glauben die Leute, rede das Vieh in der Menschensprache, und wer lausche, erfahre Geheimnisse wie der König Salomo. War ein Bauer zu Riedenheim neugierig genug, sich zur Mitternacht am heiligen Abend unter die Krippe zu bergen und zu hören, und mit dem Glockenschlag zwölf tat ein Ochs sein Maul auf und sprach zum Nachbarochsen: „Heut über acht Tag liegt unser Herr auf dem Totenschragen." Und Antwort kam: „Geschieht ihm recht, dem erbärmlichen Viehschinder!" Und vor Freude brüllte der ganze Stall, aber da die Glocke schon ausgeschlagen hatte, verstand der Bauer nur ein Juhuhu.

Die Haare sträubten sich ihm, aber es half ihm alles nichts, nach acht Tagen lag er tot im Bett. ~ Im selben Dorfe glaubt man, daß Schlag Mitternacht als Christnachtwunder Wein statt Wasser aus den Brunnen fließe, aber selten hat einer die Probe gewagt. Von einer fürwitzigen Magd wird gesagt, daß sie beim Stundenschlag der Christnacht ihre Bütte gefüllt habe und sie freudezitternd ins Haus tragen wollte, als ein Schwarzer mit rotem Federhut und feurigen Augen sie hart anfaßte und ihr zurief: „In deiner Butte trägst du Wein / für eine Sünde bist du mein!“ Dann habe er ihr die Bütte vom Rücken gerissen und sei mit ihr in den Lüften abgefahren, mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht sogleich in das himmlische Paradies.

Jud Schwed und Peter Heil / Zwei Mannsköpfe sind am Kissinger Rathaus in Stein zu sehen; der eine, ein bärtiger Unhold, rauft sich das Haar und soll ein Jud Schwed sein, der im Dreißigjährigen Krieg die Stadt an die Schweden verraten haben soll. Er hat seinen Lohn empfangen und zum Andenken das steinerne Bild und den Namen. ~ Nach einer anderen Sage soll der Jud das gerade Gegenteil getan haben. Er hat bei der Schwedenbelagerung für die Kissinger Kugeln gegossen und einen Zauber dazugefügt, daß sie unfehlbar trafen; darauf seien die Schweden abgezogen. ~ Von Peter Heil geht die Sage, er habe Kissingen vor dem schwedischen Oberst Reichwald gerettet. Der Heil hat den Kissingern den Rat gegeben, alle Bienenkörbe der Stadt auf den anstürmenden Feind zu werfen, und das war etwas mehr, als die Schweden aushalten konnten. Der wütende Bien stach sie schier zu Tode, und es war eine Flucht, als säßen den Feinden zehntausend Teufel auf dem Nacken. Die Stadt war gerettet, und Peter Heil lacht in Stein von dem Rathaus herab.

Die verschüttete Alm / Weit über sechstausend Fuß hoch ragt der Wendelstein im bayerischen Hochgebirge in die Lüfte, und ewiger Schnee deckt die Höhen ringsum. Nodwärts am Abhang war eine Alm gelegen, die Kaisereralm genannt, die war voll Blumen und rings war gute Weide mit schönen Sennhütten darauf und frischen, lustigen Sennerinnen. Die wußten es nicht, wie gut sie es hatten, und weil sie es zu gut hatten, wurden sie übermütig, führten ein üppiges Leben und sannen auf allerlei Lustfrevel und unnütze Dinge. Den Kühen hingen sie silberne Glocken an, und den Stieren vergoldeten sie die Hörner. Sie wuschen sich mit Milch und pflasterten den Weg zum Stall mit Käsen. Fäßleinweise ließen sie von Salzburg den Wein raufkommen und auch Schleckerbissen, Rosinen, Mandelkern, Zucker und eingemachte Füchte, Zimt und Nägelein, Muskatblüte und Nüsse, Datteln und Feigen, Marzipan und Kuchen. Sie beteten weder alltags noch Sonntags, aber getanzt und gejauchzt haben sie immer genug. Und da haben sie einmal einen ganzen Tanzplatz mit Käse bepflastert und die Lücken mit Butter ausgefüllt, sind

darauf herumgewalzt und haben gemeint, der Teufel und seine Großmutter könnten den Käse schon fressen, damit sie auch etwas in ihren hungrigen Wanst bekämen. Aber da riß selbst dem lieben Herrgott die Geduld. Und in der Nacht heulte und klopfte und pochte und donnerte es an die Sennhütten, und seufzte und ächzte und stöhnte, und die Windsbraut kam dahergefahren, und die ewig starren Wellen im steinernen Meer wogten und brandeten, und es war, als ob vom Watzmann bis zur Zugspitz das ganze Gebirg in eins zusammenkrachte und donnerte. Berge von Lawinen übergossen die Alm und ihre sündigen Menschlein, und es war nur schade um das liebe Vieh, das alles mit verdarb. Am Morgen war die ganze Alm blitzsauber und ein Schmelz von silbernem Schnee lag darauf, der glitzerte in der Sonne und ist so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Barbara von Bayern / Der Bayernherzog Albert III. hatte eine Tochter namens Barbara, die war fromm und schamhaft, wollte nimmer heiraten und keinem angehören als dem himmlischen Bräutigam. Und darum verschmähte sie sogar den Sohn des Königs von Frankreich, der bei ihrem Vater um ihre Hand werben ließ. Ihre Weigerung war dem bayerischen Hof sehr verdrießlich. Darum zergrämte sich das arme achtzehnjährige Jungfräulein und welkte hin wie ihr Majoranstöcklein, so sie an ihrem Fenster pflegte. Sie ward nimmer fröhlich und sang nicht mehr und blieb stumm wie ihre Vögelein, die acht Tage nach des Majorans Absterben von den Stänglein fielen und also tot blieben. Das Herz mochte ihr springen wie ihre Busenkette, die ihr der Vater geschenkt hatte, und die acht Tage nach der Vöglein Absterben gerad über ihrem Herzen zersprang. Und aber nach acht Tagen sank Barbara hin und ward des Todes bleiche Lilie. Und nach zweimal acht Tagen starb eine Ordensschwester, die Barbara geliebt hatte, und nach zweimal acht Tagen wieder eine und so fort, bis ihrer zwanzig gestorben waren, und einer jeden Seele flog wie eine weiße Taube Barbara nach in den Himmel.

Herzog Christoph / In einem Hofe und Durchgang der alten Residenz zu München, unterm Torbogen zwischen dem Kapellenhof und dem Brunnenhof, liegt ein großmächtiger Stein an einer Kette, den auch ohne Kette keiner wegtrüge, so schwer ist er. Diesen Stein hat Herzog Christoph von Bayern mit eigenen Händen nicht nur gehoben, sondern die 364 Pfund auch eine gute Strecke weit geworfen. Der Herr war also stark und kräftig, daß er gleicherweise auch einen Sprung zwölf Fuß hoch getan und einen in die Mauer gesteckten Nagel mit dem Fuße hinweggeschnellt. Zwei andere Springer, Konrad der eine, Philipp der andere geheißen, sprangen der eine zehnthalb Schuh, der andere neunthalb Schuh hoch. Die Inschrift an der Mauer, welche dies verkündet, verheißt auch den Namen des zu verewigen, der noch höher springt. Es hat sich aber noch keiner gefunden.

Der Pesttanz / Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Gegend um Immenstadt im Algäu von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht, die Pest und Hungertyphus nach sich zog. Da war Angst, Not, Pein, Schrecken, Jammer und Verzweiflung. Ein Priester fand das Mittel, dies allgemeine Verzagen zu vertreiben, und rief unter das Volk: „Laßt den Trübsinn und das Wehklagen fahren! Laßt Musik erschallen! Haltet Mummenschanz und lustige Umzüge! Trotzt Tod und Teufel mit lauter Fröhlichkeit!“ Erst kamen wenige, dann viele, und schließlich alle, die diesen Rat befolgten, und seht: er war gut! Den Kranken kam der gesunde Hunger wieder, und gegen den Hunger ward auch gesorgt. Mit freundlicher Zurede und Nötigung, worauf die Kornwucherer ihre Speicher auftaten. Und zum Andenken an diesen grausen, aber heilsamen Tanz hat man nachmals alle Jahre zu Immenstadt einen lustigen Umzug gehalten und den Pesttanz genannt. Auch der Schäfflertanz, den die Münchner Böttcher alle sieben Jahre halten, soll den gleichen Ursprung haben.

Sankt Emmeran / Was der heilige Sebald für Nürnberg war, das wurde Sankt Emmeran für die freie Reichsstadt Regensburg, von der es heißt, sie habe so viele Kirchen und Kapellen wie Tage im Jahr. Sankt Emmeran oder Heimeran stammte aus Frankreich und war Bischof von Poitiers. Er kam nach Deutschland und Bayern, um die Heiden zu bekehren. Zwar hatte ihm der heilige Ruppert schon vorgearbeitet, aber nicht an allen Orten, und der Bayernherzog Theodor bat Sankt Emmeran, das gottselige Werk fortzusetzen. Der Herzog Theodor hatte eine schöne Tochter, Uta genannt; und Uta hatte einen Liebsten, der hieß Siegebald, und hatte in der Tat auch sehr bald gesiegt, worüber bei Uta großes Herzeleid war und eine Ratlosigkeit ohne Maßen, da sie fürchten mußte, Vater und Bruder würden ihr den Geliebten, wenn sie alles wüßten, töten. Sie entdeckte sich dem heiligen Emmeran, und dieser reine Mann war voll einer so harmlosen Güte, daß er ihr riet, sie möge ihn als Täter nennen. Ob er nun glaubte, hierdurch stünde die Sache minder schlimm für Uta, er selber aber würde der Rache entgehen, da er im Begriff stand, nach Rom zu reisen, oder ob er den Martertod herbeisehnte ~ man weiß es nicht. Kurz, er reiste ab, und die geängstigte Uta gab ihn als Vater ihres Kindes an. Im ersten Zorn warf sich ihr Bruder Landobert aufs Roß und jagte mit einer Schar Mannen dem frommen Pilger nach, ergriff ihn zwischen Inn und Isar bei dem Dorfe Helfenburg und spottete ihm ins Gesicht: „Ei, guten Tag, Bischof! Ei, guten Tag, Schwager!“ Dann ließ er ihn auf eine Leiter binden, Hände und Füße abhauen, Nase und Ohren abschneiden, die Augen ausstechen, und den noch Lebenden in die Sonne stellen. Da kamen zwei Männer, die eilig die abgelösten Gliedmaßen des heiligen Mannes sammelten und vor den Augen der Mordknechte verschwanden. Zu dem wahnbetörten Landobert aber trat ein Geistlicher, dem der heilige Emmeran seinen Tod vorausgesagt hatte, und erzählte dem unglücklichen

Herzogsohn diese Mär. Dem ward die übereilte Tat von Herzen leid; aber sie war einmal geschehen. Er ließ den Körper gen Regensburg führen, und die Seele des Toten fuhr wie ein rosenroter Blitzstrahl gen Himmel. An der Mordstelle wölbte sich von selbst ein grüner Hügel wie eine Gruft, und unzählige Wunder geschehen dort. In Sankt Georgen zu Regensburg ward der Leichnam beigesetzt, und der Mörder erbaute zur Sühne und Buße das hochgerühmte Stift Sankt Emmeran. Dieser Martertod ist der Stadt Regensburg zu hohem Glück gediehen, bis zu der Zeit des Konstanzer Konzils, wo man Huß verbrannte. Da waren in Regensburg zwei Geistliche, die laut verkündeten, dem Huß wäre unrecht geschehen. Man ergriff sie und tat ihnen gleichwie dem Huß und baute danach den Ketzerturm. Von diesen Tagen an hat sich das Glück von Regensburg gewandt, und die Stadt ist mehr und mehr zurückgegangen.

Der Wolf am Galgen / Es war vor vielen Jahren Brauch im Bayerland, daß man die Wölfe gleich Wegelagerern an den Galgen henkte. Und die Ritter vom Stegreif klagten unter dem Herzog Heinrich von Bayern, daß er sein Land so rein halte, daß nicht einmal ein Wolf dem Strange entrinne. Ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts hauste im Ansbacher Gebiet ein gefährlicher Wolf, würgte Menschen und entging lange dem Tode. Zum Unglück verbreitete sich noch die Kunde, dieser Wolf sei gar kein natürlicher Wolf, sondern der Geist des vor kurzem verschiedenen Bürgermeisters und Kastenpflegers zu Ansbach. Schon bei seiner Beerdigung habe der aus einem Dachfenster seines Hauses seinem Begräbnis in aller Gemütlichkeit zugeschaut, und nachts darauf sei er dem Nachtwächter in Wolfsgestalt begegnet. Mag sein, daß der Nachtwächter eins über den Durst getrunken hat. Da geschah es Ende Juli, daß jener verruchte Wolf einem Hahn nachsprang, der über einen alten mit Röhricht belegten Brunnen davonflatterte. Der Wolf brach durch das Röhricht und fiel in den Brunnen, wo ihm die frohlockende Gemeinde den Garaus machte. Mit Singen wurde er nach Ansbach zur hochfürstlichen Landesherrschaft gebracht. Da wurde er erst enthäutet, um ausgestopft die hochfürstliche Kunstkammer als seltenes Stück einer anderthalb Ellen großen Wolfsgestalt zu zieren, dann wurde ihm eine Larve vor die Schnauze gebunden, wie er sie als Bürgermeister zu Lebzeiten gehabt hatte, er bekam ein Kleid von gewichster Leinewand und eine kastanienbraune Perücke auf. Und also wurde Herr Isegrimm auf dem sogenannten Nürnberger Berg an einem eigens für ihn errichteten Galgen aufgehenkt, zur Strafe seiner ungebührlichen Aufführung, er mochte nun Wolf, Bürgermeister oder Kastenpfleger gewesen sein.

Dollinger und Krako / Kaiser Heinrich, der Hunnensieger, hielt zu Regensburg Hof und Lanzenstechen ab. Da kam, mit einer mannlichen Schar, ein großmächtiger Heide geritten, hieß Krako und forderte die Ritterschaft übermütig zum

Lanzenstechen auf. Und wer unterliege, des Seele solle der Teufel holen. Dieser Krako hatte nämlich heimlich zwei Teufel in seinem Dienst, die ihn stark machten und die nach Teufelart auf Christenseelen lauerten. Die Ritter schwiegen auf die Forderung des Krako bestürzt still und keiner wagte den Kampf. Darauf der Kaiser zornig: „Hab ich denn an meinem Hof keinen Mann, der mit dem Heiden das Stechen wagt und nicht glaubt, daß so eine heidnische Lanze eine christliche Seele dem Teufel überantworten kann!" Da trat ein wackerer Ritter hervor, der Hans Dollinger, und begann das Stechen mit dem Fremden und sah in des Heiden Spiegelschild die zwei Teufel, die ihm kämpfen halfen, und der Heide stach den Dollinger vom Roß, daß er auf den Rücken zu liegen kam und zu Jesus im Himmel schrie, er möge ihm von dem Heiden und seinen Teufeln helfen. Da ritt der Kaiser zu dem Gestürzten und hielt ihm ein Kruzifix an den Mund, daß er es küßte, und von dem Kuß ward der Dollinger frisch und munter, sprang auf und in den Sattel und bestand den Heiden zum andernmal, und stach ihm seine Lanze in das Ohr, daß die Spitze zum andern Öhrlein wieder heraustrat und der Heide wie ein Sack vom Rosse fiel und seine Seele dahinfuhr, wohin er sie vergeben hatte, nämlich zu allen Teufeln. Hernach hat der Dollinger an seinem Haus zu Regensburg besagten Kampf in Stein abbilden lassen, und das wurde ein Wahrzeichen, das oft gemalt und besungen wurde.

Die Mespelbrunner

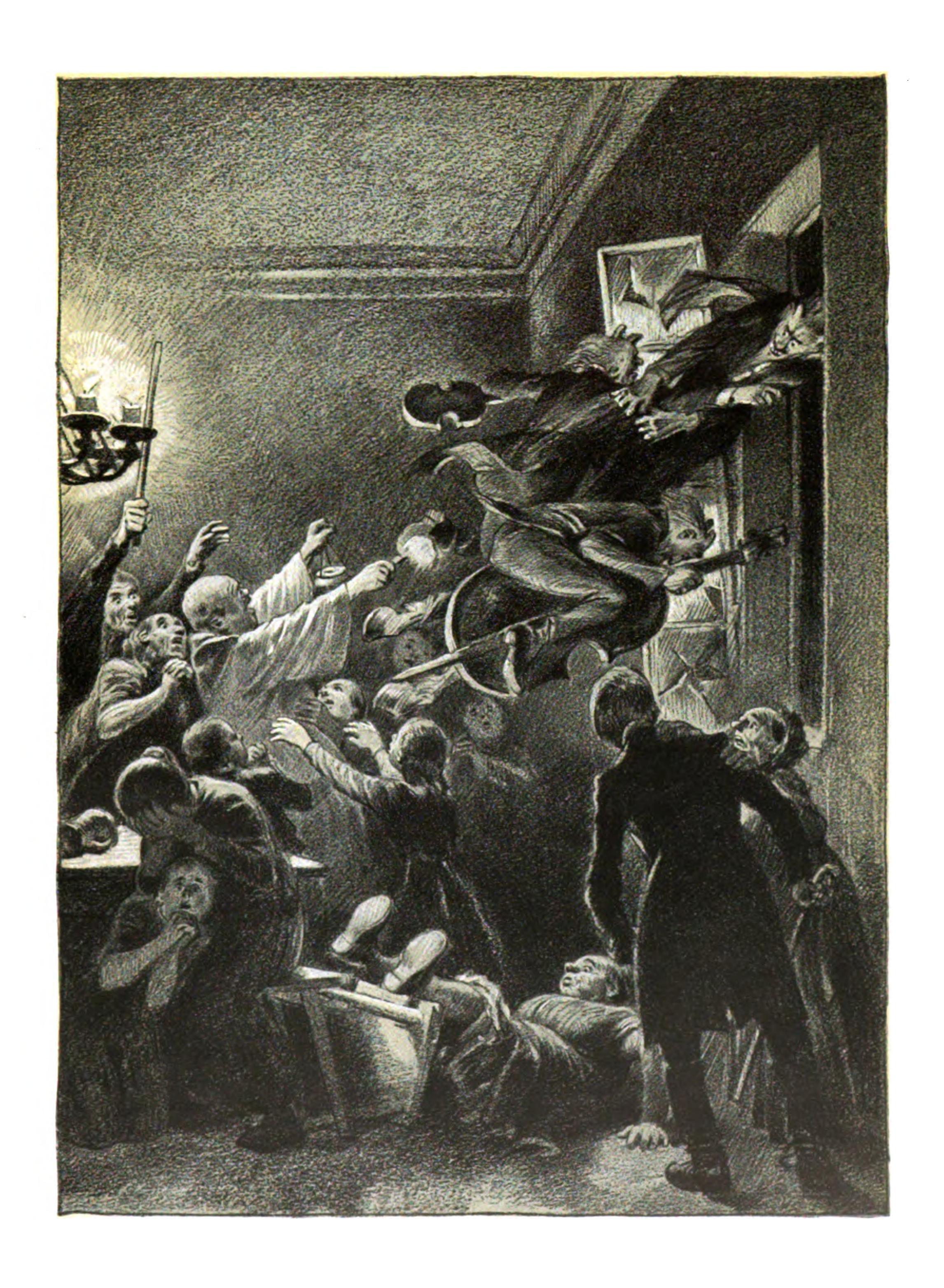
/ Der Mainzer Kurfürst kam einst auf der Jagd im Spessart an einen Brunn, der mit lauter Mispelbäumen bestanden war. „Ei," sprach er, „hier ist gut sein und billig zu essen!" Antwortete einer seiner Waidgesellen, aus dem Geschlechte der Echter: „Gebt mir das Waldstück, ich baue darauf ein Haus und will Euch allzeit gastlich sein!" Dem Kurfürsten wars recht, er gab dem Ritter Wald und Grund, und der Echter baute sich ein festes Schloß, hieß es Mespelbrunn und darnach sein ganzes Geschlecht die Echter von Mespelbrunn. Der ruhmreichste Sproß war Julius, Bischof zu Würzburg, Herzog in Franken. Er war der letzte seines Stammes und wollte seine ungeheuren Reichtümer einem Geschwisterskind, der Frau des Grafen von Ingelheim, vermachen. Er schrieb seinen letzten Willen, legte ihn in eine Schachtel, bedeckte ihn und legte obenauf drei Zitronen. Die versiegelte Schachtel sandte er durch einen eigenen Boten nach Schloß Mespelbrunn, wo seine Nichte wohnte. Die war über die Gabe von drei Zitronen etwas ärgerlich, hielt das für einen schlechten Scherz des Oheims und sandte die Schachtel kurzerhand wieder zurück. Bischof Julius wunderte sich, versiegelte die Schachtel aufs neue und sandte sie abermals hin. Diesmal schnitt die Nichte wenigstens eine der Zitronen auf, um vielleicht eine geheime Botschaft zu finden, fand nichts und schickte die Schachtel wieder zurück. Und zum drittenmal siegelte der Bischof die Schachtel mit eigner Hand und sandte sie hin, die Gräfin öffnete diesmal alle drei Zitronen, aber als sie auch jetzt nichts fand, war ihr Zorn grenzenlos, sie warf

28*

dem Boten die vermeintlich leere Schachtel an den Kopf und verwünschte ihn und seinen Bischof. Als der Bote das Geschehnis zu Würzburg meldete, sagte der Bischof Julius: „Ich sehe sehr wohl, Gott hat mein Vermögen einem anderen bestimmt!" nahm die Schachtel und warf sie mit seinem Testament in den Kamin. Dann gründete er mit seinem Reichtum das berühmte Würzburger Hospital, das heut noch seinen Namen trägt.

Das saure Trünklein / Zu Rotheuburg ob der Tauber wächst auch Wein, aber man kann ihn nicht sonderlich loben. Einst war der Tilly dort, den wollte der Rat hoch ehren, gab ihm auf dem Rathaus ein stattlich Mahl und setzte ihm vom besten Tauberwein vor. Aber der alten Kriegsgurgel schmeckte selber Wein mitnichten. Er dachte, man wolle ihn foppen, zog die Stirn in Falten und schrie: „Ihr Rothenburger sollt die Kränke kriegen mit eurem Sauerracher, gleich trinkt mir einer von euch diesen Humpen auf einen Zug leer, oder ich lasse euch allesamt die Köpfe abschlagen!" Der Scharfrichter wurde alsbald geholt und den armen Ratsherren saß der Tod schon im Nacken, denn es glaubte niemand, daß es möglich sei, von diesem Getränk so viel auf eiumal hinunterzuschlucken. Aber da fand sich ein Heldenherz in der Brust eines jungen Ratsherrn, der hatte in Würzburg studiert und war im Schlucken wohl erfahren. Er nahm den vollen Humpen, hob ihn und trank ihn leer und ließ keinen Tropfen am Rande. Die Ratsherren schauderten bis in die Zehen, und dem Tilly selber sträubte sich der Schnurrbart, daß er aussah wie ein großer, aufgeschreckter Kater, und der Scharfrichter verdrückte sich aus dem Saale, denn er dachte, der Tauberwein waltete hier schon seines Amtes. Der Rat von Rothenburg war gerettet und durfte sich den Schweiß aus den Stirnen trocknen. Der junge Märtyrer blieb merkwürdigerweise am Leben. Aber wie der Dank der Städte ist: Man gab ihm für seinen kühnen Schluck ein großes Faß voll Tauberwein. Er ist ein alter Mann geworden, aber das Fäßlein hat er nicht leergetrunken.

Die Seele von Rothenburg / Eines guten Tages war der Teufel seine ledige Wirtschaft leid, er wollte heiraten, und keine Maid auf der ganzen Welt gefiel ihm so sehr als eines ehrsamen Bürgers Kind zu Rothenburg ob der Tauber. Er verblendete des Vaters Augen durch Glanz und Pracht, warb in Züchten um das Mädchen und hielt eine gar herrliche Hochzeit. Der Teufel tanzte mit göttlicher Leichtigkeit und hatte zwei Spielleute mitgebracht, die machten eine höllische Musik, und alles wirbelte vor Lust umeinander. Dem Brautvater kam das Ding endlich gar zu toll vor. Er ließ heimlich seinen Beichtiger holen, und der geistliche Herr hatte kaum die Nase in den Hochzeitssaal hineingesteckt, da roch er durch den Duft der vielen Braten den Teufelsbraten heraus, ging ihm mit Wedel und Weihwasser herzhaft zu Leibe, peinigte ihn mit Fragen und Bibelsprüchen, bis der Teufel aus dem Hause fuhr, und



ihm nach seine Spielleute. Und an der Stelle dieses höllischen Kleeblatts lagen die Leichen von drei vor wenigen Tagen Gehenkten und stanken wie zehntausend Teufel. ~ Seit der Zeit hatte der Teufel einen ganz besonderen Zorn auf Rothenburg, verdarb der guten Stadt den Tauberwein und brachte es fertig, ihn noch saurer zu machen, und verlangte nach einer armen Seele, an der er sein Mütchen kühlen könne. Da kam eines Tages zur Zeit des Bauernkriegs ein Bäuerlein durch den Torweg unter der Hauptkirche, fluchte und wetterte und vermaß sich bei seiner armen Seele, jetzt müsse allen Fürsten der Garaus gemacht werden, ein halbes Hundert sei schon tot, und es sei Zeit, daß die Bauernschaft das Ruder in die Hand bekäme und dem Pfaffen- und Schreiberregiment ein Ende mache. Und so werde es auch sein, wahr und wahrhaftig, sonst solle ihn der Teufel gleich auf der Stelle holen. Sieh, da fuhr der Teufel aus der kleinen Tür im Torweg hervor, krallte nach dem Bäuerlein und warf es klatschend an die Mauer. Mausetot fiel der Leichnam herab. An der Wand aber blieb die arme, verschworene Seele des Bäuerleins hängen und hängt noch immer dort. Sie ist von Farbe braun und mit schwarzen Flecken besprenkelt wie eine Steinforelle. Es ist die einzige Menschenseele, welche sichtbar ist.



Seite

Ost- und Westpreußen . . . 193

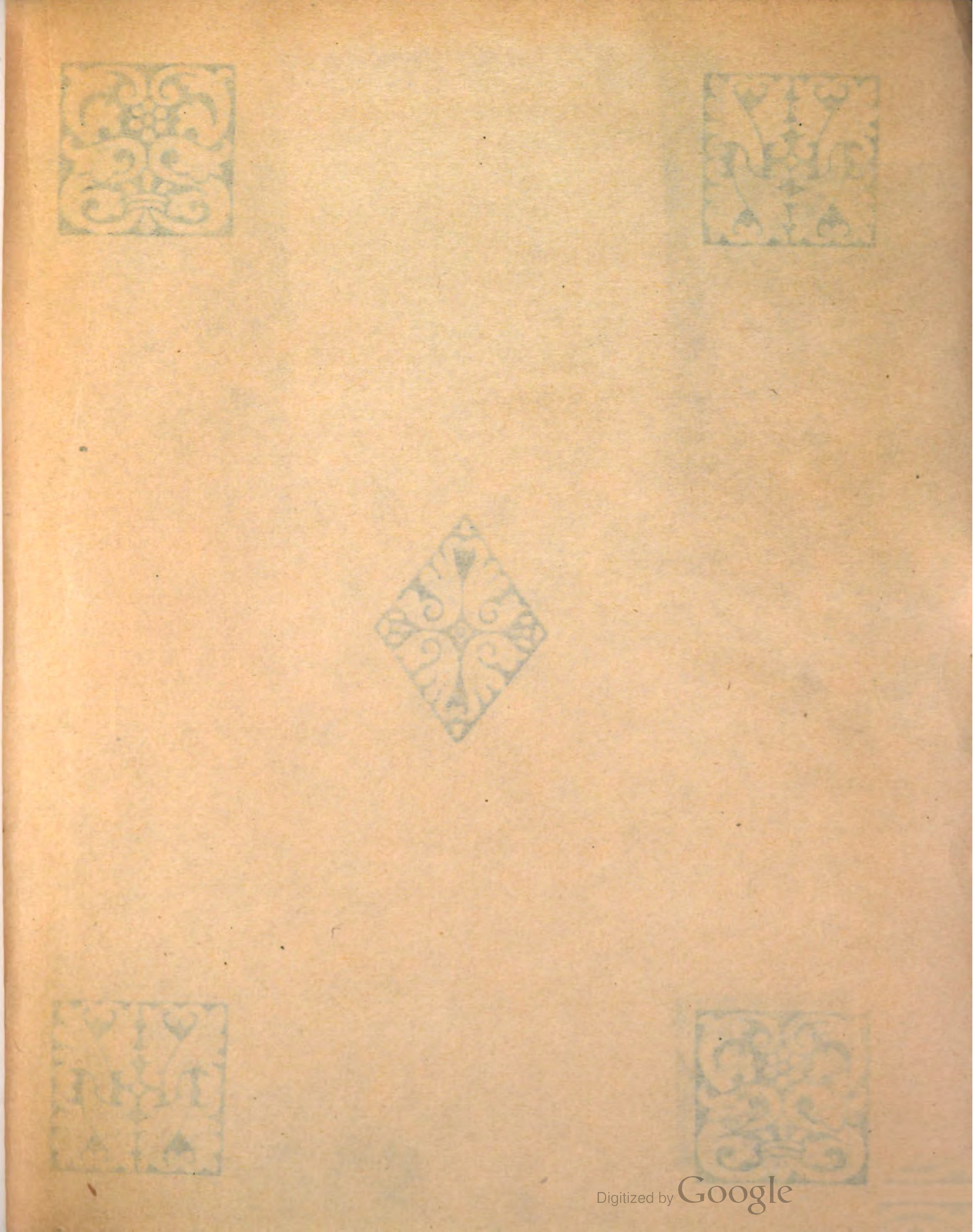
Seite

Schlesien . . . 223

Königreich Sachsen . . . 249

Dieses Buch druckte im Jahre 1923 Georg Westermann in Braunschweig, die schwarzen und farbigen Einschaltbilder sind von Paul Hey in München, der Buchschmuck, Einband und Vorsatz von Adolf Hosse, Rothenburg o. d. T. Das Papier für den Text lieferte die Aktienpapierfabrik Regensburg in Alling, für die Bilder die Kunstdruckpapierfabrik Carl Scheufelen, Oberlenningen-Teck (Württemberg)

„Die Bücher deines Volkes" sollen vier Bände füllen: „Die Märchen", „Die Volksbücher", „Die Volkssagen", „Die Heldensagen". Band 1, 2 und 3 liegen vor; der weitere Band erscheint in etwa halbjährigem Abstande. Von Werner Jansen erschien ferner in meinem Verlage: Das Buch Treue, Nibelungenroman / Das Buch Liebe, Gudrunroman / Das Buch Leidenschaft, Amelungenroman / Heinrich der Löwe, Roman / Herr Reineke Fuchs, Prosasatire / Leben, Lieben, Wandern, Roman eines fahrenden Gesellen nach einer alten Handschrift von Emma Schumacher / Der Heiland / Gottes deutscher Garten / Die frischen Kränze, Bd. 1: Storm-Gedichte, Bd. 2: Mörike-Gedichte, Bd. 3: Eichendorff-Gedichte, Bd. 4: Keller-Gedichte




89094593274
B89094593274A













